



Die Gesellschaft

AP30

, G4

v. 15

pt. 4



Walter B. Brown

Die
Gesellschaft.



Halbmonatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad und P. Jacobowski.



XV. Jahrgang. — 1899.

Band IV.



Minden i. W. und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft“

F. C. C. Bruns.

310154

AP30

.G4

v.15

pt.4

YTIKXIVIBU AM

1937

Gebrüder bei J. C. C. Bruns, Blinden in Weff.

S. L. F. (German)

DEC 28 1937

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Aram, Kurt, Keines Herzens	395
Auf die Mensur!	432
Berg, Leo, Aphorismen 18, 181,	247
Bernau, Anna, Aus den Bekenntnissen einer Frau	115
Braun, Edmund Wilhelm, Marie Stona	159
Büchertisch 75, 215, 288, 361,	431
Cable, C. W., Farm „Belles Demoiselles“	40, 102
Conrad, Michael Georg, Die Bullendorfer	21
Gedichte	244
Conradi, Hermann, „Zwei Gedichte“	19
• • •, Das Elend unserer Jugendlitteratur	336, 367
Deutsche Lyrik (mit Beiträgen von Claudi, Conrad, Cordes, Eßwein, Egel, Feldegg, Flaischlen, Greif, Grünstein, Jacobowski, Kittir, Kraus, Lehmann, Lorenz, Michel, Moor, Piper, Porges, Römer, Salus, Schaufal, Scharf, Schmitz, Schur, Siebenlist, Siegler Schmidt, Stechhan, Vierck, Vollmoeller)	97, 169, 308, 309
Dory, Die Schule	156
Ende, A. von, Die literarische Expansion in Amerika	52
Falkenberg, Otto, Gedichte	372
Greinz, Hugo, Adolf Dickler	109
Gyström, Ernst, Der Katholizismus und die neue Dichtung (Schluß) 77, 185, 290,	361
Hafner, Joseph, Ehe	329
Hermann, Georg, Giovanni Segantini	193
Holm, Kurt, Gedichte	90
Houben, Heinr. Hub., Michael Georg Conrad als Romancier	11
Jacobowski, Ludwig, Wolte Goethe populär werden?	86
Literarische Essays	388
Karásfel, Jiri, Spinnewebe	118
Koch, Lothar, Der Wahrheit die Ehre!	150
Kritik (Dramen: S. 66, 213, 282, 353; Epen: 130; Geschichte: 428; Kunst- geschichte und -litteratur: 136, 359; Kunst in der Schule: 427;	

407
 von
 Finckh

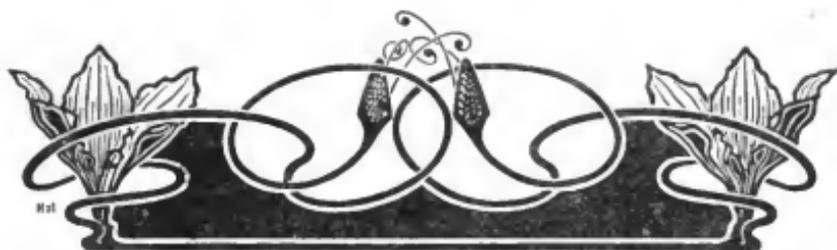
Inhalts - Verzeichniß.

	Seite
Litteraturgeschichte: 134, 281, 356; Lyrik: 62, 71, 130, 206, 287, 421; Maeterlinck: 424; Musikgeschichte und -Litteratur: 72, 357; Neue Con-lyrik: 139; Neu-Romantif: 353; Poetif: 208; Politif etc.: 429; Reise-werke: 356; Religion: 425; Romane und Novellen: 68, 131, 210, 422; Vermischtes: 70, 141, 213, 286; Volkstümliches: 69. — Deutsche Litteratur im Ausland: 75, 142, 214, 287, 359. — Außerdeutsche Litteraturen: armenische: 215; französische: 73, 144, 429; österreichische: 72, 143; polnische: 143; jungtschechische: 74) 62, 130, 206, 281, 353, 421	
Kunstabriefe aus: Berlin: S. 201, 348; Dresden: 414; Frankfurt a. M.: 198; München: 416; Stuttgart: 277; London: 128; Venedig 58	
Kandauer, Gustav, Der deutsche Multatuli 230	
" " Der neue Gott 119	
Kapidoth-Swarth, Helene, Gedichte 122	
Keuß, Hans, Gedichte 251	
Kiliencron, Detlev v., Gedicht 237	
May, Mag, Die Wohnungen des vierten Standes 1	
Messer, Mag, Hermann Vahr 312	
Mombert, Alfred, Gesänge 50	
Oppeln-Bronikowski, Fr. v., Der Fähnrich 264	
Scheerbart, Paul, China und Dampfbahn 145	
Schlaß, Johannes, Wanderlied 323	
Schwann, Mathieu, Sittlichkeit!?! 217, 289	
Stefanyk, Wassil, Ein Brief 125	
Steiner, Rudolf, Lyrik der Gegenwart 35, 92, 238, 317, 377	
Stona, Marie, Zwei Skizzen 173	
Wall, Victor, Garten der Einsamkeit 375	
Whitman, Walt, Der letzte Loyalist 330	
" " Der Tod im Schulzimmer 253	

Porträts:

Michael Georg Conrad.
Marie Stona.
Douwes Dekker (Multatuli).





Band IV. * 1899. * Heft 1.

Die Wohnungen des vierten Standes.

Von Max May.

(Geddelberg.)



aß die Wohnungsfrage zu den wichtigsten Fragen innerhalb der Reihe von Fragen gehört, die man unrichtigerweise immer in der Einzahl bezeichnet und die soziale Frage nennt, erkennen nicht nur alle eigentlichen Sozialpolitiker, Volkswirte, Staatsmänner und Parlamentarier an, sondern es wird auch anerkannt von Ärzten und Richtern, von Geistlichen und Lehrern, von Verwaltungsbeamten und Technikern. Diese Anerkennung ist sogar nicht einmal ganz neu, und bei uns im heutigen Deutschen Reiche haben sich seit Jahrzehnten alle namhaften Centralvereine, wie der Verein für Sozialpolitik, der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, der Verein für öffentliche Gesundheitspflege, sehr eingehend und gründlich mit der Wohnungsfrage beschäftigt und eine Anzahl anderer Vereinigungen und Vereine von mehr oder weniger lokaler Bedeutung folgten deren Beispiel.

„Die Wohnungsfrage ist eine Lohnfrage“ sagte der Referent des Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Stadtrat Dr. A. Fleisch in Frankfurt a. M., seiner Zeit, als jener Verein mehrfach die Frage in seinen Jahresversammlungen und Publikationen behandelte; aber die Wohnungsfrage ist auch eine Frage der Moral und Sittlichkeit, oder andererseits eine der Kriminalität; sie ist eine Frage der Gesundheit, nicht nur für die Schlechtwohnenden, sondern für die Allgemeinheit

schon deshalb, weil die schlechten Wohnungen die Herde der Epidemien sind, aber auch ohnehin als Träger gewisser verheerender Krankheiten (wie Tuberkulose) erscheinen.

Als man die Wohnungsfrage als eine brennende zu betrachten begann, ging es gerade so, wie bei den anderen sozialen Fragen, die man als Arbeiterfrage zusammensetzt, man betrachtete sie als gewissermaßen neu. Aber ebenso wie man den mangelnden Arbeiterschutz, die übermäßige Ausdehnung der Arbeitszeiten, die Ausbeutung der Arbeiter durch irgend ein Drucksystem der Arbeitgeber, die schlechte Entlohnung zahlreicher Arbeiterkategorien u. s. w. längst im stillen beklagt, also auch erkannt hatte, doch wie neue Übel empfunden wurden, als die Industrie und der Verkehr ungeahnten Aufschwung nahmen, und andererseits der vierte Stand sich zu regen begann, um in die Politik und somit in die Verbesserungsbestrebungen für den Arbeiter selbstthätig einzugreifen, so wurde auch nach dem Aufschwung am Beginn des achten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, speziell nach dem Aufschwung, den die Reichshauptstadt durch die Gründung des Reiches genommen hatte, die Frage der Wohnungsnot der ärmeren Klassen eine brennende, eine akute, die man von Berlin aus damals gern im Handumdrehen zu einer allgemeinen gestaltet haben und gelöst sehen wollte.

Als der Verein für Sozialpolitik 1873 in Eisenach zum erstenmal tagte, war die Frage den Berliner Sozialpolitikern nicht warm genug aufgenommen worden, aber man war damals auch der Ansicht, daß die Wohnungsfrage außer Berlin und etlichen Großstädten nur noch für die Industriestädte und Industriegebiete von Wichtigkeit sei, die damals eine so ungeheure Entwicklung begannen oder bereits genommen hatten.

Inzwischen hat sich die Anschauung erheblich geklärt, und heute weiß man, daß die Wohnungsfrage nicht nur eine offene ist für Groß- und Industriestadt, sondern für alle zunehmenden Städte und für Stadt und Land.

Wohl sind vielleicht hinsichtlich des Aufwandes für Wohnung nach wie vor die Großstädte im Vordertreffen des Uebelstandes, aber was die Qualität der Wohnungen anlangt, wird den Großstädten nicht nur von Mittel- und Kleinstädten, sondern von Dörfern und Gutsbezirken der Rang sehr stark streitig gemacht. Man war in der Großstadt und deren Umgebung, die durch Vorortzüge mit der Stadt verbunden ist, weit mehr bedacht, Wohnungen für Arbeiter und andere

„kleine Leute“ zu erstellen, als an anderen Orten, und man fand als Unternehmer auch eher seine Rechnung dabei.

Dagegen müssen bekanntlich auch die Großstadtarbeiter zuweilen den dritten Teil ihres gesamten Einkommens für die Wohnung verausgaben.

So schlimm ist das in der Mittel- und Kleinstadt oder auf dem Lande (auch in Industriebezirken) denn doch nicht, aber um so größer dagegen zuweilen die Not, überhaupt Wohnung zu bekommen, und desto schauerlicher ist zuweilen das, was man eine Arbeiterwohnung nennt. Die Gesetzgebung des Reiches hat sich noch nicht damit beschäftigt, wie mindestens eine menschliche Wohnung sein muß, welchen Luftraum sie darbieten soll, wieviel Licht durch ordnungsmäßige Fenster ihr zufließen muß und wie es bezüglich sonstiger hygienischer und sittlicher Einrichtungen im Mindestmaß gehalten werden soll, aber in verschiedenen Einzelstaaten hat die Polizeibehörde eine gewisse Handhabe gegen grauenhafte Wohnungs Zustände und krasse Mißstände in der Benutzung irgendwelcher Räume als menschliches Obdach.

Wenn man aber, durch Beruf veranlaßt oder aus Neigung freiwillig, die Wohnungen des vierten Standes in Stadt und Land ansieht, dann begegnet man sehr oft Zuständen, die uns veranlassen müssen, jene Gesetze, Verordnungen und Dienstinstruktionen als nicht vorhanden oder nicht geübt zu betrachten.

Wenn der frühere Pastor Göhre vor längerer Zeit eine Schilderung von Wohnungs Zuständen auf einer Domäne oder einem großen Rittergut veröffentlichte, die allgemeines Erstaunen und eine allgemeine Entrüstung hervorrief, so haben wir es hier mit einem Massenquartier für Arbeiter zu thun. Aber nicht nur in solchen Massenquartieren für Diensthoten und Tagelöhner wohnt das Grauen; es wohnt nicht minder in den Einfamilienwohnungen von Knechten und Gutsarbeitern, es wohnt nicht minder in den Wohnungen von Tagelöhnern, die beim Bauer, nicht auf dem großen Gute, arbeiten, wohnt nicht minder bei Industriearbeitern, namentlich bei Hausindustriellen mit dem fabelhaft niedrigen Verdienst, wie man ihn in manchen Industrien leider als selbstverständlich hinnimmt.

Nicht nur der Manfarden- und Keller-Bewohner der Großstadt mit seiner zahlreichen Familie und vielleicht noch Schlafgängern — weil sonst der hohe Mietzins unerschwinglich wird — wohnt grauenhaft, nein, auch der Mittelstädter, Kleinstädter und ländliche Arbeiter muß sich in wenigen engen, schlecht beleuchteten Räumen behelfen. Und

nicht nur der Lohnarbeiter allein wohnt so schlecht, es teilen sein Los auch andere schlechtgestellte Personen, kleine Beamte und Angestellte, die ja vielfach weniger Gehalt haben, als ein ordentlicher, selbst ungelerner Arbeiter Tagelohn.

Man komme einmal zu einer solchen Familie selbst auf dem Lande und sehe, wie in einem Zimmer von 12—14 Quadratmeter Fläche und etwa 2 Meter Höhe eine große Familie den Tag zubringt, und bedenke, daß in diesem Zimmer noch 3—4 Quadratmeter von einem Bett eingenommen werden, in welchem mehrere Personen die Nacht verbringen, zuweilen und öfters auch irgend ein Kranker in der Familie die Tage, dann wird einem klar, daß es sich nicht nur um Großstadt, um Industrie-Arbeiter handelt, wenn man von der Wohnungsnot spricht, sondern, daß die Not sehr weit verbreitet ist und an Stellen besteht, von denen bisher in der Diskussion über die Frage wenig oder fast gar nichts verlautete.

Ein Industrieller, der sich mit der Arbeiterwohlfahrt eingehend beschäftigt, hat kürzlich in einer der Öffentlichkeit übergebenen Rede die Bemerkung gemacht, daß die Arbeiter sehr oft schlechter wohnen, als sie zu wohnen brauchen, denn ein kleiner Beamter mit gleichem Einkommen wohne in der Regel besser.

Das kann selbstverständlich nur da zutreffen, wo der Arbeiter wirklich Wohnungen genug zur Wahl hat, und das ist wie gesagt in der großen Stadt eher der Fall, als in der kleinen und auf dem Lande, aber begründet ist es nur insofern, als die Herkunft des zu besserem Lohn gelangten Arbeiters es ihn selbst gar nicht empfinden läßt, wie schlecht er wohnt, daß aber andererseits der kleine Beamte durch ein gewisses Standesbewußtsein veranlaßt wird, größeren Aufwand für Wohnung und Kleidung zu machen, und er an zureichender Nahrung fehlen lassen muß, was er für Wohnung und Kleidung im Verhältnis zu seinem Einkommen zu viel verausgabt.

In der Sammlung von Haushaltsrechnungen aus Arbeiterfamilien, die ich unter dem Titel: „Wie der Arbeiter lebt“ *) veröffentlichte, finden sich Arbeiter, die auch entsprechend ihrer Herkunft und ihres Bildungsgrades außergewöhnlichen Aufwand für Wohnung machten, ebenso wie oder noch mehr als etwa im Einkommen gleichgestellte Angestellte.

Jede amtliche Wohnungs-Untersuchung, wie jede private der

*) 1897 bei Carl Heymann in Berlin.

Wissenschaft dienende, hat mehr oder weniger fürchterliche Zustände klargelegt, und es ist nun leider gar manche Erkenntnis in den Schreibstuben der Rathhäuser oder in anderen Amtsstuben hängen geblieben, weil man seine Stadt oder seinen Bezirk nicht in Verfall bringen wollte. Dabei fehlen aber systematische Untersuchungen in kleineren Städten und Landorten oder Gutsbezirken gänzlich, soweit sie nicht etwa gelegentlich von Untersuchungen über die gesamte soziale Lage des Arbeiterstandes eines Ortes oder Bezirkes gewissermaßen nebenher bekannt gegeben wurden. *)

Ist also auch keineswegs volle Klarheit über die traurigen Zustände der Wohnungen des gesamten vierten Standes vorhanden, so wissen diejenigen, die es wissen wollen, und die, die sich wissenschaftlich damit beschäftigen, gerade schon genug, um seit Jahren mit Ernst und Energie Abhilfe zu fordern.

Aber wo wird der Ernst und die Energie angewandt, wo wird gefordert?

Etwas in Parlamenten und Bürgerkollegien?

Nein, im wesentlichen auf dem Papier und in Vereinsvorträgen.

Der Worte sind genug gewechselt, doch die Thaten reichen noch lange nicht an das Bedürfnis heran.

Als die Wohnungsfrage brennend wurde, war sie es vor allem auch für die Industriellen, die Arbeiter brauchten, um ihre Betriebe der Nachfrage nach ihren Fabrikaten entsprechend zu erweitern, war sie es für die Bergwerke, deren Produkte begehrter wurden und in größerer Menge gefördert werden mußten.

Die betreffenden Bergwerks- und Industriegebiete brauchten Zugang von außen, selbst aus weiter Ferne, und es mußte den Zuziehenden unbedingt Obdach dargeboten werden.

Daher kam es denn, daß die Großunternehmer sich das scheinbare Verdienst erwarben, etwas gegen die Wohnungsnot gethan zu haben. Sie thaten aber nichts weiter bei ihren Wohnungsdarbietungen, was etwa eine Anerkennung verdiente, als daß sie bessere Wohnungen herstellen ließen, als sonst für Arbeiter ortsüblich waren, und daß sie diese besseren Wohnungen billiger darboten, als die Unternehmer, indem sie nur Zins und Tilgung forderten, aber keinen Gewinn, und einzelne vielleicht wirklich auch noch Zusage gewährten.

*) Auch die von Dr. Ascher über ländliche Arbeiterwohnungen bei G. Hegmann in Berlin erschienene Schrift der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen giebt keine klaren Bilder.

Nur selten ging aber ein Industrieunternehmer bis an das wirkliche Wohnungsbedürfnis seiner Arbeiter bei seinen Wohnungsbauten, und trotz meines ziemlich ausgedehnten Überblicks über diese Verhältnisse ist mir nur Ein Etablissement bekannt, das so viele Arbeiterwohnungen zu vergeben hat und jedem auch als Zuschuß zum Lohn darbietet, wie es verheiratete Arbeiter beschäftigt.

Sonst sind, gleichviel, ob die Arbeitgeber Häuser bauten und an ihre Arbeiter verkanften, oder ob sie nur Wohnungen zum Vermieten erstellten, in der Regel die von Industriellen hergestellten Arbeiterhäuser nicht für das Personal der betreffenden Etablissements ausreichend, ein Teil der Arbeiter, und meist der größere Teil, ist darauf verwiesen, sich eine Wohnung selbst zu beschaffen.

Da Staat und Gemeinden sowohl durch den Besitz von industriellen und bergwerklichen Betrieben, als auch von Betrieben für den Verkehr und sonstige allgemeine Zwecke (Gas- und Wasserwerke, Eisenbahnen, Pferdebahnen u. s. w.) zu den großen Arbeitgebern zählen, so mußte eigentlich auch von diesen eine zeitige Fürsorge für Arbeiterwohnungen getroffen werden, aber sie ließen sich von den Privatunternehmern lange Zeit und weitaus übertreffen oder ganz überflügeln. Staat und Gemeinden fanden Arbeiter, wo sie solcher bedurften, und überließen diese ihrem Schicksal bei der Wohnungsfürsorge. Erst in neuerer Zeit haben Gemeinden für ihre Arbeiter und Angestellten etwas Wohnungen erstellt, und Staaten haben das erst in allerneuester Zeit zu thun begonnen. Staat und Gemeinden haben überhaupt bezüglich der Wohnungsnot lange Zeit und heute noch dem krassesten Manchesterium, dem Gehenlassen gehuldigt, und selbst da, wo man sich durch Wohnungsuntersuchungen Gewißheit über Notstände verschaffte, oder, wo die Not zuweilen an die Stadträte und Armenbehörden herantrat, nur von der Hand zum Mund geholfen und keinerlei Energie gezeigt, was wohl seinen Hauptgrund in dem Umstand haben dürfte, daß die Gemeindegewahlgesetze, nach Klassen zu wählen und mit Vorkonten der Hausbesitzer, Gemeindegewahlkollegien hervorbringen, die aus Selbstsucht einer Gemeindegewohnungspolitik entgegenarbeiten.

Die Bekämpfung der Wohnungsnot überließen die öffentlichen Stellen der Privat-Initiative, der Gemeinnützigkeit, der genossenschaftlichen Selbsthilfe.

So entstanden wohl da und dort Bauvereine und Baugenossenschaften, Vereinigungen, die Häuser zum Vermieten bauten, und solche,

die für ihre Mitglieder bauten, und ihnen langsames Abzahlen oder Ansammeln des Baukapitals ermöglichten.

Zum Beginn der Periode, in der man sich solchen Abhilfe-Bestrebungen widmete, war es noch einigermaßen möglich, Baupläne zu annehmbaren Preisen zu erlangen, aber von Jahr zu Jahr steigerte die Spekulation und weiteres Anwachsen der betreffenden Gemeinden die Geländepreise, so daß schon dadurch ein Fortschreiten des gemeinnützigen und genossenschaftlichen Arbeiterwohnungsbaues unendlich gemacht wurde. Manche Genossenschaft und Baugesellschaft ging entweder ganz ein oder stellte ihre Bauhätigkeit ein. Da Privatunternehmer schon der teureren Bodenpreise halber veranlaßt waren, nur für die bessergestellten Stände zu bauen, sich aber auch weigerten, für Arbeiter zu bauen, weil die Wohnungen zu rasch abgenutzt, die Mietzinse unpünktlich oder zuweilen gar nicht bezahlt würden, bildeten sich auch gemeinnützige Vereine, die Wohnungsunterstützungen in Geld und Mobilien gewährten, und bildeten sich Mietzinsparcassen.

Bei diesen gewährte man aus gespendeten Mitteln Prämien für pünktliche Sparer, die dann auch pünktliche Mietzinszahler waren.

Aber das alles waren doch nur nebenherlaufende, kleine Palliativmittel für die zum Teil große Wohnungsnot in einzelnen, rapid wachsenden Städten, und zwar nicht nur eigentlichen Großstädten.

Manche Städte haben der gemeinnützigen und genossenschaftlichen Bauhätigkeit Erklückliches zum Besten der arbeitenden Klassen zu danken, und so findet man schon in den sechziger Jahren Freiburg im Breisgau mit einer stattlichen Zahl von Arbeiterwohnungen, die eine gemeinnützige Gesellschaft mit geliehenem städtischen Stiftungskapital erbaut hatte, hören wir in letzter Zeit viel von dem „Ostheim“ in Stuttgart, den Baugesellschaften in Frankfurt a. Main, Bauvereinen in Hannover und Göttingen, dem „Arbeiterheim“ in Bielefeld, von der Genossenschaft Adlerhof in Berlin und noch vielen anderen Vereinigungen in verschiedenen Städten, worunter einige Zeit auch München hervorragte, aber alle diese Vereine sind entweder schon am toten Punkt angelangt oder werden es binnen kurzer Zeit. Die Genossenschaften entwickeln sich langsamer und vermögen daher längere Zeit thätig zu sein, die Aktiengesellschaften können rascher ihr Kapital und ihren Kredit zum Bauen ausnutzen, sind daher auch rascher mit ihrer Bauhätigkeit am Ende, wenn sich nicht neue, gemeinnützig denkende Aktionäre finden.

An Reiskapital fehlt es im Verhältnis wenig oder nicht, da ja Geld heute billig auf Hypothek zu haben ist.

Auch ist von Seiten einer Reihe von Versicherungs-Anstalten der Invaliditäts- und Alters-Versicherung Geld zum Bau von Arbeiterwohnungen an Gemeinden, Vereine, Körperschaften und einzelne Personen — im letzteren Falle durch Gemeindevermittlung — zu billigem Zins ausgeliehen worden, und sowohl die Höhe der Beleihung der Grund- und Bau-Werte, wie die Tilgungsbedingungen waren sehr günstig für die Schuldner gestellt.

Es wäre solches Geld noch mehr vorhanden und dargeboten, denn die Bauenden können nicht alles Dargebotene verwerten, weil das Auskommen am toten Punkt hauptsächlich am Mangel an Bauplätzen liegt, aber auch an manchen Orten an den allgemeinen Bauordnungen, die auch für entferntere Zonen und Arbeiterwohnungen zu schwere Bedingungen enthalten, um billige Häuser zu erstellen. Das wesentlichste der Erschwerung zum Fortsetzen der Bauhätigkeit gemeinnütziger Vereine und Genossenschaften ist aber die Verteuerung der Bauplätze durch die Spekulanten und zuweilen die vollständige Unmöglichkeit, innerhalb des Reichbildes der Städte oder in dessen Grenzen überhaupt noch Gelände zu erwerben, das zur Erstellung von preiswerten Arbeiterwohnungen billig genug ist.

Gegen diesen Übelstand kann nur durch entsprechende Gesetzgebung geholfen werden, die dem Bodenwucher ein Ende bereitet, aber bisher hat sich noch keine Regierung und kein Landtag dafür ausgesprochen. Ob der Reichstag diese Materie anders behandeln würde, ob er sie überhaupt antastet, ist noch eine offene Frage, aber auch dann, wenn der Reichstag diese Sozialreformfrage löste, würden wohl die Regierungen noch von ihrem bisherigen Standpunkt abzubringen sein?

Würde man da, wo durch — auch vom Reiche zu berufende — Wohnungsuntersuchungs-Behörden das Bedürfnis festgestellt ist, eine entsprechende Enteignung von Baugrundstücken möglich machen, dann würden Vereine und Genossenschaften mehr leisten können, als bisher.

Es wird jedoch von Wohnungsreformern noch mehr verlangt.

Man fordert, daß Staat und Kommunalverbände selbst bauen, um der Wohnungsnot zu steuern, oder fordert deren Beihülfe mit Kapital oder Zinsgarantie. Daß, wie schon bemerkt, die Bauordnungen auch im Wege sind, würde dazu führen, Normativbestimmungen für das Reich einzuführen, und spezielle Bauordnungen für Arbeiterquartiere würden zu erlassen sein.

Solche reine Arbeiterquartiere werden aber auch wieder, sowohl von Sozialdemokraten wie auch Sozialreformern, und nicht ohne berechtigten Grund, bekämpft.

Vorerst sind aber für alle diese Forderungen, die der Sozialreformer, speziell der Wohnungsreformer, zu stellen genötigt ist, noch wenig Aussichten auf Erfüllung, und alles, was Vereine und Genossenschaften, Staat und Gemeinde bisher gethan haben, ist unzulänglich. Die Genossenschaften haben sich in letzter Zeit erheblich vermehrt und es ist innerhalb des Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirtschafts-genossenschaften sogar ein spezieller Unterverband für Baugenossenschaften entstanden.

Man kann auch getrost den Arbeitern, die von ihrem Lohne etwas zurücklegen können, oder die durch Zugehörigkeit zu Konsumvereinen Ersparnisse am Einkauf ihrer Lebensbedürfnisse machen, raten, sich einer Baugenossenschaft anzuschließen, die ihnen einmal früher oder später zu einem eigenen Heim verhilft, oder eine sichere, gute und preiswerte Wohnung in Miete gewährt, aber damit wird doch nur wenig geleistet sein gegenüber der thatsächlich bestehenden Wohnungsnot, die sich mit dem steten Wachsen der Bevölkerung überhaupt und speziell in Städten und Industriecorten nur vermehrt, nicht vermindert, wenn nicht kräftige Eingriffe erfolgen.

Nach wie vor werden wir ohne gründliche Reformen in den Städten den Arbeiter in 1, 2 oder 3 Zimmern treffen, die für ihn und seine Familie von 6, 8 oder 10 Köpfen viel zu klein ist, werden aber selbst noch Schlafgänger bei ihm finden, weil er die hohen Mietpreise sonst nicht zu zahlen vermag.

Gegen Zustände, wie sie Göhre — wie oben erwähnt — schilderte, gegen schlechtes Wohnen von Diensthöten, Arbeitern, Gewerksgehilfen u. s. w., sowie gegen das Vermieten von ungesunden Wohnungen, oder das Zusammenwohnen zu vieler Personen verschiedenen Geschlechts, die nicht ein und derselben Familie angehören (Schlafgängerwesen), reichen heute schon in der Regel unsere Polizeistrafgesetze aus; wo es fehlt, das ist nur der Mangel häufigerer gründlicher Untersuchungen und der Umstand, daß man zuweilen den Bod zum Gärtner macht, daß der Ankläger und Richter mit dem Beklagten eine Person sind, wie auf Rittergütern und Domänen.

Wenn man aber auf Grund der Gesetze dem armen Teufel verbietet, Schlafgänger zu halten, dann muß man ihm ermöglichen, billiger zu wohnen, und wenn der städtische Hauswirt gewisse Räume an größere

Familien nicht vermieten darf, und dadurch die Mietpreise noch höher gehen, dann muß Staat und Gemeinde für Verbilligung sorgen. Ob wir wohl in Jahrzehnten jenen Mansarden- und Hinterhauswohnungen, in deren engen Abteilungen mit ungenügenden Fenstern, ungenügender Lüftung und ungenügenden Aborten, wo eine große Familie zusammengebrängt wohnt, und Jung und Alt, Männlein und Weiblein zusammen schläft, manchmal auch Gesunde und Krauke im gleichen Bette liegen, ob wir solchen wohl noch begegnen, in größerer Zahl begegnen werden?

Ob wir wohl nach Jahrzehnten noch sehr begreiflich finden, daß der Mann die Spelunke von Wirtshaus und die Kinder die nasse, kalte StraÙe der Familienwohnung vorziehen?

Ob wir wohl nach Jahrzehnten noch den ländlichen Tagelöhner mit großer Familie in einem winzigen Stübchen mit Küche und einem Schlafrum direkt unter dem Ziegel- oder Holzbach finden, und ob der ländliche Hausindustrie-Arbeiter in solcher elenden Wohnung auch noch zugleich seine und der Seinen Arbeitsstätte hat?

Hoffen wollen wir, daß es nicht mehr so sei, und wünschen wir, daß es besser geworden sein möge, — aber für die Wahrscheinlichkeit spricht heute noch sehr wenig.

Nur, wer durch den Schauer ergriffen wird, den der Besuch jener schlechten Wohnungen des vierten Standes erzeugt, wird mit voller Energie eintreten in die Lösung der Wohnungsfrage; das Lesen auch der besten und zugleich ergreifendsten Schilderungen reicht nicht aus, da man solche kaum für Wahrheit, sondern nur für Phantasiegebilde des Dichters oder für seltene Ausnahmen ansieht.

Darum mögen die, die zur Gesetzgebung und Verwaltung berufen sind, hinabsteigen in jene Höhlen und Käfige und die Mittel beschaffen für menschenwürdige Wohnungen des vierten Standes!





M. J. Conrad als Romancier.

Von Heinrich Hubert Houben.

(Berlin.)

Ein Regensonnachmittag im November. Auf der Straße brennen schon die Gaslaternen, aber sie glänzen matt wie gelbe Tupfen, und es ist erst vier Uhr. Durch die Fugen der Fensterrahmen zischt ein feuchtkalter Luftstrom, der Regen perlt gegen die Scheiben, und durch seine Spuren, die kreuz und quer durcheinander schießenden Wasserstraßen, blickt mir ein ganz verzerrtes Bild der gegenüberliegenden Häuserfront entgegen.

Es ist unheimlich still, unter und über mir kein Ton, merkwürdig still; von draußen bringt nur das Sausen der elektrischen Bahn zu mir herein wie das Pfauchen eines ausbrechenden Orkans. Das ganze Haus wie ausgestorben. Ich gab' was drum, wenn jetzt nebenan jemand Klavier übte, was ich sonst hasse wie den Tod. Wenn ich mich umdrehe, gähnt mir mein Zimmer wie ein schwarzes Loch entgegen. Genau so ist der Ausblick auf den Nachmittag. Keine Arbeitslust, ein kleiner Kater — na ja! Die Buchstaben wirbeln mir vor den Augen. Eine Unruhe hab' ich, als gäb's ein Unglück; eine Art Reisesieber, ohne Ziel. Und keine Verabredung! Im Theater nichts wie Sonntagsquark. Es ist zum Melancholischwerden! Wenn doch jemand käme und mich mitnähme, rezitiere ich nach einem alten Schulgedicht unaufhörlich. Menschen! Menschen! Ich habe Sehnsucht nach Menschen!

Mein Wunsch wirkt Wunder. Plötzlich ein Trampeln und Lachen im Treppenhaus, mir stockt der Atem vor freudiger Erwartung. Da — kräftiges Trommeln an meine Thür, und mit vielstimmigem „Mahlzeit!“ lärmt eine ganze Schar Bekannter in meine Bude hinein. Hurra! Mir fällt ein Zentner von der Brust. Es sind zwar just meine Freunde nicht, einige sogar im Gegenteil — was thut's! Es sind Menschen, die mir die Last des fürchterlichen Sonntagnachmittags abnehmen, und aufjubelnd im Innern strecke ich ihnen beide Hände entgegen. Schnell ist ein Schlachtplan entworfen. Hinaus!

Sympathisch sind mir die Kerle fast alle nicht. Aber postausend! ich bin nun mal auf sie angewiesen, ich will versuchen, sie näher kennen

zu lernen, und mit Forschungsseifer stürze ich mich auf sie. Ich frage und will sie anbohren auf ihren Inhalt hin. Bald stube ich. Wunderliche Leute! Je länger ich mit ihnen zusammen bin, ergreift mich eine größere Scheu vor ihren unruhig flackernden Augen, vor ihren barocken Einfällen, ihrem ausschweifenden Willen und dem Minus ihrer wirklichen Thatkraft. Wie ein Alp legt sich's auf meine Brust, mir schwindelt, wie Chloroform strömt es von diesen Menschen aus, ich erliege einer hypnotischen Macht. Mit dem letzten Rest von Willenskraft springe ich auf und renne aus dem Lokal. Frische Luft! Ah!

Aber indem ich den Regen mir ins Gesicht schlagen lasse und mit Wonne die Kälte einsauge und mein Gehirn klar werden fühle, kann ich die Gedanken von diesen Personen nicht losreißen, sie ziehen mich an, ich glaube diese Probleme zu durchschauen, und das befriedigt mich innerlich. Aber wenn ich zu fragen beginne: Warum? Wozu? und Wohin? tanzen meine Gedanken wie rote Flammen. Das ist ja Wahnsinn! —

So ungefähr empfinde ich den Eindruck des M. G. Conradschen Romans „Was die Tsar rauscht“, wenn ich seine Kräfte ohne Widerstand auf mich wirken lasse. Und dieser Eindruck scheint mir auch der beabsichtigte zu sein. „Ein Wahnsinnswind geht durch die Welt und bläst mit seinem Gifthauch die besten Köpfe an.“ Das ist das unheimlich große Leitmotiv, das den ganzen Roman durchzieht, immer drohender anschwillt und in einer grandiosen Schlußdissharmonie, dem Tode des Bayernkönigs Ludwig, seinen alles vernichtenden Höhepunkt findet. Wie eine Sintflut bricht es herein, eine Vererbungstheorie des Jahrhunderts im großen Stil, eine Wahnsinnsdämmerung statt der Götterdämmerung, eine allgemeine Auflösung, πάντα ἔει — alles fliegt — sind die Schlüsselworte.

Und ins Praktische, Positive überseht? Gelderwerb ist der Lösungsschrei des ausgehenden Jahrhunderts, der schmutzige Strom, der überflutend alles mit sich reißt, und dessen Wellenschlag zu widerstehen, Titanenkraft erfordert. Und wer nicht mitschwimmen will, der wandelt auf dürrem Lande, ein König Lear der Steppe.

Da ist dieser Max von Drillinger, ein interessanter Kopf. Kein dramatischer Held. Wenigstens nicht mehr. Ein Brack. Seine Willenskraft treibt wie ein gebrochener Mast auf den Wogen der Ereignisse. Ein Pechvogel. Ursprünglich voll Kraft, Talent, Gefühl. Aber das Leben hat diesen Brunnen ausgeschöpft bis auf den letzten Tropfen. Auch er hat versucht, in dem Schmutzstrome mitzuschwimmen.

Aber der Ekel stieg ihm in den Hals, und er rettete sich aufs Trockene. Doch bleibt er am Ufer und schöpft nun muschelweise. Börsenspiel — Weiber ist das Ende. Der bloße Sinnenmensch triumphiert. Er taumelt von Genuß zu Genuß und verschmachtet vor Begierde. Ein kühler Realist, den Frauen gegenüber ein Bisvektor. Anfälle von Sentimentalität sind die Rudimente des Gefühls. Er geht den aufspritzenden Schmutzwogen ängstlich aus dem Wege, aber immer höher steigen sie, schließlich bleibt kein Ausweg mehr als — das Narrenhaus.

Schade um ihn und um das Weib, das ohne seine Liebe nicht leben kann, die schöne Leopoldine, deren üppiger Körper Blutwellen ausstrahlt, und die man bei der Lektüre des Romans neben sich atmen hört. Auch sie hat sich aus dem Schmutzstrom auf das kleine Eiland ihrer Liebe zu Drillingen geflüchtet, aber es ruht auf der morschen Stütze früherer Schuld.

Und ringsum eine einzige, glatte, glänzende Fläche Schlamm. Hier giebt es keine hochspringenden, stolzen Wellen. „Man haßt die eigenartigen Köpfe und weiß sich ihrer zu erwehren.“ Man wirft sie einfach auf den dünnen Strand.

Eine schöne Gesellschaft, die da herumplätschert. Zweifellos hat den Dichter eine polemische Absicht geleitet. „Ja, ja, die Franzosen, und der ihrer würdige Zola, das sind verkommene Subjekte; an der deutschen Heiligkeit im Leben und in der Kunst gemessen die reine Frauenhaftigkeit unseres idealen Keimenschlichen, das wir so unübertrefflich verkörpern.“ Dieses günstige Vorurteil galt es zu zerstören, es mußte ein Exempel statuiert werden. In dem Entscheidungskampfe, der da in München, dem Schauplatz des Romans, geschlagen wird zwischen Kunstsinne und Kapitalismus, zwischen Geist und Geldsack, wird der ganzen modernen Gesellschaft ein Spiegel vorgehalten, und was sie da zu sehen bekommt, mag wohl ein geheimes Gruseln in ihr erwecken. „Ich bin kein Fabulist, erfreue mich auch keines zweiten Gesichts. Ich stehe nur auf Lebensthatsachen und reite nicht in Phantasienebeln herum.“ Diese Worte des jungen Schriftstellers Schlichting in dem Roman darf man wohl als eine Art Selbstverteidigung auffassen.

Alle die zahlreichen Existenzen, die vor uns auftauchen, huldigen gemeinster Selbstsucht nach dem Grundsatz: „Ich bitt' dich, heil'ger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an.“ Lüge, Heuchelei und Niedertracht übertreffen sich selbst. Wer nicht mittut, wird ausgestoßen; wer nicht sein Haupt unter das Joch der Gemeinheit beugt,

wird verhöhnt. Die großen Diebe, die man laufen läßt, mögen sie nun Kommerzienrat oder Professor oder sonstwie heißen, erringen Ehre und Geld und nochmal Geld, während sich die wahre Humanität — verkörpert in dem Maler Effenbach, einem deutlichen Pseudonym — in den Steinbruch flüchtet. Eine ganze, große Lumpenbagage.

Und nirgendwo gesunde Naturen? Doch, aber sie kommen nicht zur Geltung, und diese Eigenschaft des Romans verdüstert seinen Eindruck. Man sehnt sich ordentlich nach ihnen, nach diesem echten Sternmädels Flora Kuglmeyer, die mit ihrem Schatz Zwerger in den pompejanischen Gräberfeldern herumtrageht, ein kleiner Vulkan, mit einem belustigenden Vertrauen auf ihre Kraft, mit ihrem energischen Prinzip: „Auf Gott vertrau — und um dich hau!“ Man sehnt sich nach diesem schwärmerisch veranlagten Zwerger, der aus seinem italienischen Hinterhalt seine Freunde mit 25 Seiten (!) langen Briefen bombardiert. Zum Glück, weshalb halten sie sich in der Ferne, wo ein frischer Luftzug daheim so nötig wäre? Doch ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Und dieser Dr. Erwin Hammer mit seinem knorrigem Humor und seiner unbeugsamen Willenskraft, der geniale Antipode alles Salonhaften — Bildhauer Achthuber, und wie sie alle heißen — sie kommen nicht zur Geltung, sie geben nur ihre Karte ab und damit holla! Nun ja, sie müßten wohl mit dieser Bande nichts zu thun haben, mit diesen nimmersatten Geldprohen, diesen Hyänen der Kunst und Natur gleichzeitigs. Der Kapitalismus herrscht hier, der „amerikanische Mensch“, eine Automatenexistenz, vor der Natur und Kunst fliehen. In seinem letzten Roman „In purpurner Finsternis“ hat Conrad die Konsequenzen dieses Zustandes gezogen und das Bild dieses amerikanischen Menschen par excellence in den Teutaleuten drastisch gezeichnet.

München ist die Stadt, die sich das alles von dem Dichter gefallen lassen muß, der nach seinem eigenen Geständnis nur in ihr leben kann. Das Lokalkolorit ist streng gewahrt. Mit Recht. Auch dem Leser ist es stets eine Art Beruhigung, festen Boden unter den Füßen zu haben; es ist wie eine Kontrolle. Doch ist darin zweifellos zuviel gethan. Die zum Teil zu weit ausgesponnenen Betrachtungen über Münchener Land und Leute interessieren schon mehr. Überhaupt quillt eine Überfülle von Stoff aus dem Ganzen hervor, ein imponierender Reichtum an Ideen und Problemen; wir fühlen den Drang eines Geistes, dem viel gegeben und der viel zu geben vermag, der viel in sich aufgenommen und viel erlebt hat. Das ist ein eminenten Vorzug des Romans. Der geistige Inhalt ist hochbedeutend. Conrad hat einen umfassenden Über-

blick über das Leben, wie ihn — zufällige Ausnahmen zugegeben — höchstens der Journalist erlangen kann, der die Welt durchwandert mit der Feder in der Hand. In der That scheint der glänzende Journalist in Conrad manche seiner Lieblingsideen in den Roman herübergerettet zu haben, daher auch das unkünstlerische Hervordrängen einzelner Probleme.

Doch darüber hinweg hilft uns dann die gesunde Realistik der Schilderung, ihre Drastik und Unmittelbarkeit, die Schärfe der Beobachtung, die wahre Triumphe feiert. Wir freuen uns unserer eigenen Phantasie, wir sitzen wie im Theater, und vor uns treten Menschen auf von Fleisch und Blut, das sind keine Bretter, die die Welt bedeuten, sie sind es. Und wir freuen uns auch des famosen Stils, der diesen realistischen Eindruck wesentlich fördert. Er besitzt noch nicht die künstlerische Ausgeglichenheit der letzten Werke des Dichters, aber er hat etwas frischfröhlich Dreinschlagendes, Drausgängerisches, einen ledigen Übermut jugendlicher Kraftfülle, Farbe und Berve. Die moderne Pöblichkeit und nicht zuletzt Conrad haben das große Verdienst, der Schriftsprache eine Unmasse von Worten wiedererobert zu haben, um die eine im Kunstpelz daherkommende Prüderie sie ein Jahrhundert lang bestohlen. Hei, wie werden nach einigen Menschenaltern, wenn erst die augenblickliche Pöblichkeit für die Sprachwissenschaft gegenständlich sein wird, unsere Philologen Zeter und Mordio schreien über die Kühnheit der Jungdeutschen, Worte gedruckt zu haben, die aus jedem Vorkon für Sitte und Lebensart verpönt waren, aber etwas von kernigem deutschen Geiste in sich tragen, daß einem das Herz im Leibe lacht. Aber damit haben wir mit einem Schläge eine unvergleichlich größere Ausdrucksfähigkeit erlangt, die enge Grenze der Sprachmöglichkeit ist unendlich erweitert. Und das ist ein Glück. —

Trotz aller dieser Vorzüge aber legen wir diesen Roman mit einer grübelnden Unruhe aus der Hand. Es ist ein regelrechter Roman des Nebeneinander, den Conrad hier wieder zu Ehren gebracht hat — abgesehen vom Schluß umfaßt er einen Zeitraum von drei, vier Tagen —, und in der That erinnerte mich die Verknüpfung der zahlreichen Fäden vielfach an den Erfinder jenes Namens, an Karl Gukow.

Ausgerechnet zum zehnjährigen Jubiläum erscheint die 4. Auflage des Werkes; kein übler Erfolg für den ersten realistischen Roman. 1889 wirkte er wie ein Schuß in den Nebel. Ist auch heute noch nicht klarer Himmel, so sind doch die Massen in Bewegung, und mancher

Sonnenstrahl hat sich durchgerungen. Ein Heerrufer zum Streite gewesen zu sein, dies Verdienst wird M. G. Conrad bleiben, und dieser sein Roman wird als erstes Feldzeichen seine historische Bedeutung nie verlieren. Bei seiner Beurteilung wird man dies nie außer Acht lassen dürfen.

Aber der Dichter hat die Kritik von einer anderen Seite herausgefordert. Er hat diesen ersten Münchener Roman zu einer Trilogie erweitert, die als solche auch ein Torso zu bleiben bestimmt scheint. Vor allem der zweite Roman „Die klugen Jungfrauen“ ist geradezu ein Schlüssel zum Verständnis des ersten.

In dem zweiten Roman sind Fäden des ersten wieder aufgenommen, nicht alle; manche sind zu einem dürstigen Ende verknötet oder gar einfach abgeschnitten. Mit Zola kann man in diesem Punkte Conrad nicht vergleichen. Die wissenschaftliche Genauigkeit des Franzosen fehlt den heißblütigen Münchener Romanen völlig. Die drei als Ganzes genommen, zeigen unzählige fallen gelassene Maschen. Die Art, wie die Personen wieder auftreten, hat mit der historischen Reihenfolge der Zolaschen Werke nichts zu thun; sie erinnert mehr an die Art, wie Kiehländ seine Figuren wiederkehren läßt. Conrad hat später die Serie einen „Panorama-Romanzyklus“ genannt und mit Recht. Die Technik der Romane hat etwas Impressionistisches. Wo der Blick des Dichters ruht, schaut er mit einer ernsten visionären Tiefe und Schärfe, daß sich die einzelnen Situationen zu grandioser Plastik herausdrängen. Das übrige verschwimmt in einer ungewissen Farbmischung und einem manchmal wirren Gestaltengewimmel.

Komposition! Die leidige Forderung! Nicht die erste, aber dennoch unumgängliche. Ihre Wirkung ist nicht zu unterschätzen. Die heutige Litteratur zersplittert sich in Skizzen, Stimmungs- und Augenblicksbildern. Das kann nicht das Ende sein. Es sind nur nützliche Studien. Vor allem ist die straffe Komposition die erste Bedingung, die neue Kunst populär zu machen.

Beide Romane — ich meine den ersten und zweiten der Serie, den dritten, „Die Beichte des Narren“, schalte ich ganz aus — haben ihre Nachteile und Vorzüge. Der erste hat die bunte Mannigfaltigkeit der Figuren und Schauplätze, die Fülle origineller Menschen und Interessen für sich. Dem zweiten fehlen diese Eigenschaften vielfach, z. B. leiden alle die Frauen desselben an einer Zolaschen Sinnlichkeit, die sie ziemlich ähnlich färbt. Aber Szenen wie die Kegelgesellschaft und die Logensitzung in „Die klugen Jungfrauen“ — wenn sie auch that-

sächlich ein Drittel des ganzen Romans ausmachen — kann sich der erste Teil der Serie nicht rühmen. Dafür aber besitzt dieser einige Momente erschütterndster, rührendster Tragik, wie das Verhältnis Drillingers zu seiner alten Haushälterin Brigitte — meinem Gefühl nach eine der besten Figuren des ganzen Werkes — und die Szenen zwischen Leopoldine und ihren Kindern gegen Ende des Buches. Zu entschädigen vermag aber im zweiten Roman wieder das energische Hervortreten der Personen, die wir in der Gewitterstimmung des ersten so sehnlichst herbeiwünschten. Joseph Zwerger, Flora Kuglmeyer und Dr. Erwin Hammer treten in Aktion, zu ihnen gesellt sich noch die prächtige Gestalt des Obersten von Gotteswinter. Es weht eine frische Brise über die Köpfe der „Augen Jungfrauen“. Das Wort des Dichters nimmt Gestalt an: „Es war ein stürmender Jubel in den Seelen und ein Glaube an das Licht und Hoffnungen unendlich wie Meere.“ Und deshalb ist mir der zweite Roman lieber. Das Ganze hat einen erhebenden Abschluß. „Der Adelsmensch kann nur in der Helle leben, Helle in sich, Helle um sich,“ heißt es in der „Beichte des Narren“. Von dieser Helle sehen wir am Ende ein beinahe zu großes Stück. Aber des einen Helden, Zwergers, stolzes Wort: „Ich bin eine Kraft“ bethätigt sich; die Adelsmenschen, in dem Bewußtsein, in der sie umgebenden Sumpfluft ersticken zu müssen, haben die Kraft, sich frei zu machen, und unsere Wünsche und frohen Hoffnungen und vor allem unsere bewundernde Achtung begleiten sie auf ihrem ferneren Weg, auch ohne daß ihnen plötzlich Fortuna so übermäßig freigebig ihr Füllhorn austreut. Wir sind ruhig in dem Bewußtsein, daß sie leisten können, was sie erstreben. Wir frohlocken, daß aus dem allgemeinen Aschenhaufen ein Vogel Phönix mit mächtigem Flügelschlag aufsteigt. Wohin? Nun, sonnenwärts! Ist das nicht genug?



Aphorismen.

Von Leo Berg.
(Berlin.)



I.

Der Psychologie des Einigen.

1.

Es entsteht ein typischer Unterschied, ob ein großer Geist, ein starker Kerl in einer Zeit auftritt, wenn nur kleinere sind oder wenn dagegen ein größerer existiert. In jenem Falle ist er immer positiv und produktiv, auch wenn er nur zerstört und im allgemeinen negativ bleibt. Im andern Fall, so er sich nicht unterordnet, bleibt er der Rebell, der Anarchist, selbst wenn er schöpferisch thätig ist. So sind z. B. Lessing und Kant ganz positiv geworden, während Börne, Byron, Heine sich mit dem Fluche des Meibes beluden, obwohl sie doch thatsächlich mehr Positives hatten und wollten als Lessing oder Kant. Schiller stand vor derselben Gefahr, ordnete sich aber dem Herrn von Weimar unter, woraus dann die Litteraturhistoriker die schöne Seelenharmonie Gleichstrebender gemacht haben, während doch Schiller thatsächlich sein Verhältnis zu Goethe nie anders als das eines bekehrten und getreuen Ritters empfunden hat. Er spricht nie anders mit ihm, als im Tone ergebenster Reverenz, was aber niemand aus den Briefen herauslesen zu können scheint. — Heute ist Nietzsche positiv, weil er der einzige ist. Das ist überhaupt das Wesentliche des Produktiven, der Herr sein will: man muß der Einzige sein oder sich zum Einzigen machen. Man muß sich in die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft seines Berufs konzentrieren, oder man muß seine Konkurrenten totschlagen. Deshalb sind auch alle ersten, alle Anfänger von Künsten und Wissenschaften produktiv, weil sie die einzigen waren. Kameraden hat ein König im Genie-land so wenig, wie ein irdischer Kaiser oder König. Die Einsamkeit ist der Fluch und der Segen aller Könige.

2.

Wer produktiv, überhaupt eine Persönlichkeit ist, der soll nicht mit seinesgleichen verkehren, auch nicht mit jemandem, der größer ist und mehr aus sich zu machen weiß. Er wird dann entweder in ständi-

gem Kampfe unterliegen, oder unterdrückt werden, oder sich doch wenigstens unterdrückt fühlen. Man schreie vielmehr um sich, wenn man die Einsamkeit nicht mag oder nicht ertragen kann, einen Kreis schwächerer, jüngerer, unreiferer, hilfloserer, kurz unfreier Menschen, die sich leiten lassen, und die man noch reich machen kann. Man hat dann das genußreiche Gefühl, nützlich und wichtig zugleich zu sein. So wird man ein Mittelpunkt, eine Zentralsonne, so macht man sich zum Gott. Freilich wird man dann auch sehr viele Götterenttäuschungen erleben: den allmählichen Abfall seiner Getreuen, wenn sie keinen Vorteil mehr von einem haben, oder wenn sie selbst anfangen, sich als junge Sonne zu fühlen; Undank und Selbständigkeit seiner Jünger. Auch geht man so ganz leise und sanft der Verphilisterung entgegen. Es ist zu kostspielig, ein Gott zu sein. Die Wenigsten ahnen es, daß, was die Götter den Menschen an Opfer dargebracht haben, mehr ist und köstlicher, eben göttlicher als alle Menschenopfer zusammengenommen. Es zeigt das die Geschichte des alten Jehova. Um den Menschen verständlich zu werden, machte er sich am Ende zum Menschen. Die Menschwerdung Gottes war das göttliche Gegenopfer. Und die Verphilisterung des Genies ist der Dank des Genies für seine Vergötterung durch die Philister. Es zeigte das in unserer Zeit Victor Hugo und Richard Wagner und alle, die einen Erfolg gehabt haben. An der Klippe des Philistertums schiffte nur glücklich vorbei, wer ohne Erfolg stirbt. (Fortf. folgt.)



Zwei Gedichte*) von Hermann Conradi.

Frieden.

Ich flüchte aus dem Marktgedränge,
Das mich zu Tod' hat müd' gemacht,
In deine traumamlaubten Gänge,
In deine süße, dunkle Enge,
O schattensphäre, stille Nacht!
Das Trostgeschmiede deiner Schleier
Deck' um dies angstverzehrte Herz,
Daß es in deiner Segensfeler
Vergesse seinen letzten Schmerz!

Es stand der Horizont in Gluten,
Nun stirbt der Feuer Brandgeloh'l
Das letzte Weh will sacht verbluten —
Ich höre sie vorüberfluten
Die Siege, denen ich entflohl
Du ziehst mich auf dein Balsamlager,
Geliebte Sterngebäretin,
Und es erlischt dem müden Klager
Die letzte seiner Phantast'n . .

*) Beide fehlen in den „Liedern eines Sünders“. Ich denke, sie werden in ihrer dämonischen Kraft und Schönheit der Conradi-Gemeinde ein Weibgeschenk sein — Eine Conradi-Biographie wird vorbereitet. Wer wick uns eine Sammlung seiner Romane, Novellen, Essays und Gedichte beschenken? L. J.

Nun ward ich ganz, so ganz dein eigen,
 Und jede Unrast ist gebannt —
 Dein großes, dein gewalt'ges Schweigen,
 Vor dem sich alle Stürme nelgen,
 Trug mich in meiner Sehnsucht Land ..
 Ein unbegreiflich süß Ermatten
 Löst meines Leibes Gliederhaft —
 Vorüberhuscht der letzte Schatten,
 Und es verströmt die letzte Kraft . . .

Der verlorene Sohn.

Mein Mütterlein, zu dieser Stund',
 Zu dieser Stund' in tiefer Nacht
 Bist du aus leisem, kurzem Schlaf
 Wohl jählings, jählings aufgewacht!
 Du sährst empor und starrst und horchst;
 Und eine bange Ahnung schwirrt
 Dir durch die angstumschnürte Brust:
 Daß ruhelos dein Kind noch irrt

Noch irrt auf fernem, fremdem Pfad,
 Noch irrt in später, schwarzer Nacht —
 Du aber weißt nicht seine Spur,
 Weißt nicht, was es so ruh'los macht . . .
 Weißt nur, daß es aus dieser Not
 Die Mutterliebe einzig risse,
 Und möchtest wohl es suchen geh'n
 Durch schwarze, schwarze Finsternisse . . .

Mein Mütterlein, dein armes Kind,
 Es sucht dich nicht in seinen Ängsten,
 Es taumelt durch die Nebelnacht,
 Geschleift von seines Dämons Hengsten.
 Heil! Wie es brennt in seiner Brust!
 Wie schnürt's die Kehle ihm zusammen!
 O Mutter, deine milde Hand
 Beschwor mir nicht die Wahnsinnsflammen.

Mein Mütterlein, laß ab, laß ab!
 Das du in Schmerzen einst geboren,
 Dein Kind, du hast es einmal doch
 An diesem Tage — ach, verloren!
 Es fragt nichts mehr nach deiner Lußt —
 Es fragt nichts mehr nach deinem Kummer,
 An seiner Leidenschaftigen Brust
 Erwürgt es deiner Mächte Schlummer . . .

Mein Mütterlein, wenn's dich verzehrt,
 Daß du dein Kind hast lassen müssen,
 Dann ruh' dich auf der Bahre aus
 Von deines Lebens Kümmernissen . . .
 Dann schließ' die müden Augen zu,
 Die oft um mich in Thränen lagen —
 Dann laß zur allerletzten Rith'
 Dich heimlich auf den Kirchhof tragen . . .

Vielleicht bin ich des Wanderns müd',
 Und ist die Unrast all' verlobert —
 Vielleicht, daß dann mein Schicksal mich
 Dort rasten läßt, wo du vermodert . . .
 Dann sind wir beide ganz allein,
 Und uns're Liebe darf nicht säumen —
 Dann will ich meines Lebens Traum
 Mit dir noch einmal still durchträumen.

Dann will ich alles dir geseh'n —
 Wie Schuld auf Schuld sich lud, dir sagen —
 Dann will ich mit dir heimwärts geh'n
 Zu meines Lebens ersten Tagen . . .
 Mein totes Mütterlein, dann giebt
 Es nichts, was dir verborgen bliebe —
 Dann weißt du, wie ich dich geliebt
 Und doch verraten deine Liebe!

Dann weißt du, wie es plötzlich mich
 Mit heißem Atem angepfliffen —
 Wie es in meine Seele schlug,
 Das Feuer, dampfend, unbegriffen —
 Wie es versengend mich gepackt,
 Mich weggespült von deinem Herzen:
 Ich schoß, ein Blutkatarakt,
 Ins Thal der Wonnen und der Schmerzen.

Mein Leben troff von Duft einmal —
 Vom Duft der Rosen und Narzissen . . .
 Mein Denken war ein Morgenstrahl,
 Entbrochen schwarzen Finsternissen —
 Ich lebte! O mein Mütterlein —
 Und riß, umsprüht von Freudenfunken,
 Die Sphären an mein Bruderherz,
 Von Weltenmelodien trunken

An ihrem Leib bin ich zerschellt,
 Und all' mein Denken ist verpestet —
 So irr' ich ruh'los durch die Welt,
 Ein Narr, verzweiflungsqualgemästet . .
 Nicht grünt mein müder Wanderstab
 Ein zweites Mal zur Sündenfühne —
 Kein Gott nimmt meine Reue ab
 Und hebt von mir der Schuld Lawine.

Aus weißem Reich den gelben Wein
 Gieß ich ins rote Blut der Wunden — —
 Nur einmal wollt' ich stille sein,
 Nur einmal von der Schmach gesunden!
 Die aber preßt mich fest und läßt
 Mich nicht aus ihren erz'nen Krallen —
 Von Blut und Kot und Schweiß genäht,
 Schleif' ich durchs Leben, fluchverfallen . . —

Ja, Mutter, stirb! Und bist du tot,
 Dann wollen wir, ein seltsam' Pärchen,
 Vom Abend- bis zum Morgenrot
 Eins plaudern von dem tollen Märchen,
 Dem mich das Schicksal auserwählt,
 Mich brav — recht brav drin auszuleben —
 Und hab' ich's dir dann auserzählt,
 Hast du auch schweigend mir vergeben . . .

Dann red' ich hoch mein Haupt empor —
 Und bei des Tages ersten Grüßen
 Schmeiß ich den ersten Erdenstaub
 Von meinen wandermüden Füßen . . .
 Es fliegt der Filz ins fenchte Gras,
 Ich rüste mich zum letzten Traume —
 Zerbreche meinen Knotenstock
 Und häng' mich auf am nächsten Baume . . —



Die Bullendorfer.

Eine altfränkische Dorfgeschichte von Michael Georg Conrad.

(München.)

Die Leute von Bullendorf sind nie wegen ihrer Friedensliebe berühmt gewesen.

Ein zänkisches Nest seit den Bauernkriegszeiten. Die ältesten Vandsknechte hatten's nicht anders gewußt. Kam einer von Bullendorf daher, galt's auf der Hut zu sein. Blicke, Worte, Fäuste, Spieße rebellten gleich los.

Und so blieb's im Wandel der Zeiten und der Landesväter. Bei der geringsten Veranlassung setzte es gleich einen Nordspektakel in der Gemeinde. Bürgermeister und Gemeinbediener, Pfarrer und Lehrer, Hirt und Totengräber, Nachtwächter und Flurschütz, Bauer und Handwerker, Geldproß und Armenhändler — wenn die Wetterfahne auf Krakehl stand, gab keiner dem andern etwas nach.

Das war nun einmal so. Das gehörte zum Bullendorfer Christentum.

Die Leute waren in frühen Jahrhunderten papistisch und hatten eine wunderthätige Gnadenkapelle. Dann wurden sie lutherisch und bilderstürmerisch, zerstörten die Kapelle und hieben den steinernen Heiligen die Nasen und die Hände weg, oder warfen sie von den Sockeln. Das war ihre Reformation.

Bald kam ein anderer Landesherr, der brachte die Gegenreformation. Die Heiligen wurden wieder geflickt und auf den geweihten Platz gestellt. Aber mit der wunderthätigen Gnade war's vorbei, der Zauber war gebrochen. Ein neuer politischer Herrenwechsel hätte noch einmal das lutherische Evangelium bringen können, die Ketzerei war festgefressen in Bullendorf.

Seit hundert Jahren stud die Bullendorfer königlich bayrisch, während sie früher in raschem Wechsel bald würzburgisch, bald brandenburgisch-onolzbachisch, ja, sogar einmal im Würfelspiel dynastischer Besitzverteilung großherzoglich toskanisch und vierzehn Tage lang römisch-kirchenstaatlich gewesen sind. Im seligen alten deutschen Reich!

Doch die Bullendorfer blieben die Bullendorfer, und bei allem Hinundher der Politik und Konfession hielten sie fest an ihrem Nest und ihrer Art. Das war die Hauptsache. Denn Nest und Art gefiel ihnen. Das war ihr Stolz. So wie sie waren, waren sie ganz nach ihrem Geschmack. Sie wünschten sich bei Leibe nicht anders, nicht einmal am kalendermäßigen Bußtag. Der liebe Gott mußte das schon verstehen; denn so hatte er's ihnen ins Blut gelegt. Da konnte auch keine Lehre und Vermahnung helfen, weder von geistlicher noch weltlicher Obrigkeit.

Das Dorf lag einsam und abgeschlossen in einer weiten Thalmulde der hügeligen Landschaft zwischen Tauber- und Maingrund.

Stundenweit war kein anderes Dorf zu sehen, und wenn man auf den Turm geklettert wäre und hätte sich dem mächtigen Wetterhahn auf den Kopf gestellt: weit und breit nichts am Horizont als Hügelwellen hintereinander, einige mit dunklem Föhrenwald — und alles nur Bullendorfer Markung.

In einigen Tagen sauden sich von alters her auch Weinberge.

Jedoch das Gewächs erfuhr keine Vereblung. Selbst bei friedfertiger gearteten Leuten hätte dieser Wein nicht erheitend und säufstigend auf das Gemüt gewirkt. Die Bullendorfer hielten gewissenhaft darauf, ihn als Most wegzutrinken bis auf den letzten Tropfen. Das war die gefährlichste Zeit im Jahr.

Bei dem Rufe, dessen sich die Bullendorfer erfreuten, war's verständlich, daß der Staat ihre Weltabgeschlossenheit achtete und sie nicht mit Eisenbahn und Weltverkehr in ihrem Fürsichsein stören wollte. So wurden die Bullendorfer auch nicht von der neumodischen Zivilisation belästigt. Die folgt den Schienen mit Vorliebe und scheut die weiten, beschwerlichen Linwege, wenn sie doch schließlich nur bei unwilligen und ungasstlichen Herrschaften ankommt. An der äußersten Grenze der Bullendorfer Markung, der Wind konnte gehen, woher er wollte, und wenn man das Ohr noch so spitzte: es war kein Lokomotiv-Pfeiff zu hören.

Konnte man sich als Bullendorfer die Eisenbahn, den Weltverkehr, die neumodische Zivilisation und ihre guten und schlechten Früchte vom Halse halten, die neumodische Politik konnte man nicht abweisen. Die ließ sich den weiten, holperigen Weg nicht verdrücken und scheute sich auch nicht vor dem schlimmen Ruf der Bullendorfer. Es machte ihr Spaß, mit diesen Kerls anzubinden. Sie kam, wie man zu alten Bettlern kommt.

Waren es früher nur kleine Gemeinde-Angelegenheiten, die den Leuten in die Krone stiegen und das ganze Oberstübchen durcheinander brachten, so kamen jetzt Streitgegenstände von ganz anderem Kaliber. Ja, der Bismarck und die Preußen und das neue deutsche Reich und die neuen Parteien — alle Wetter! Der hundertjährige Kalender hat nichts davon prophezeit.

Nun war plötzlich die Bescherung da. Das siebziger Jahr, natürlich diese Galgenziffer! Aber wozu war' man Bullendorfer, wenn man nicht auch das Geblüt und die Grüte für die große Politik hätte? Mischte sich nicht etwas wie Wahlverwandtschaft hinein zwischen den altmodischen Bullendorfern und der neumodischen Reichspolitik?

Und wozu hätte man die großen Köpfe und die großen Töpfe in der großmächtigen Gemeinde, wenn man sie nicht auch von Reichswegen zum Brodeln und Überlaufen bringen sollte? Und der Militarismus und was alles drum und dran hängt — den Beruf zum Heldentum wird man den Bullendorfern nicht absprechen wollen? Braucht man da sich etwa zu fürchten vor den neuen blutigen Geschichten? Aber jetzt erst recht nicht. Extra nicht. Und die Bullendorfer machen sich mit ver-

bächtigen Blicken und fraßen sich in ihrer zänkischen Art in maßlose Gerechtigkeit hinein. Bald rebeten sie sich ein, daß sie seither wie in der friedsamsten Idylle gelebt. Unerhört, ihnen die Welt vor der Nase auszuwechseln!

Run konnte der Tanz losgehen. Die Alten gegen die Jungen, die Eingeseffenen gegen die Eingewanderten — das Kampfbild erweiterte sich immer reizvoller.

Da waren zwei Hauptpolitiker aus dem Schwabenland. Der Schuster Hüngele und der Schneider Kümmerle. Schicksalstücke hatte sie nach Bullendorf verschlagen. Nach schweren Gefechten hatten sie sich das volle Bürger- und Heimatrecht in der berühmten Gemeinde erkämpft.

Aber diese Opfer! Der Bürgermeister Kaspar Quast wurde gestürzt, und der Lehrer Leonhard Stopfel verlor seine Stelle, weil sie den schwäbischen Eindringlingen die Stange hielten, und die Pfarrersköchin wurde unmöglich und mußte sich von ihrem Amt ins Privatleben zurückziehen, weil sie dem schöner gewachsenen und sogar in der Berechtigkeit dem Pfarrherrn überlegenen Schuster Hüngele auf alle Weise neue Kundschaft, selbst unter den widerspenstigen Männern, zuzutreiben wußte. Und wie holdselig der verschmierte Hüngele dem weiblichen Geschlecht das Maß zu nehmen wußte!

Das alles konnte der Pfarrherr nicht dulden. Die Pfarrersköchin fügte sich resolut in ihr Schicksal. So oder so — die Sache mußte ihr zum besten geraten. Der geistliche Herr wird ja bald merken, daß er sich ins eigene liebe Fleisch geschnitten.

Übler stand's um den Lehrer. In Verzweiflung, jemals wieder eine so schöne Straffstelle wie Bullendorf zu erhalten, that er sich ein Leid an und ward nicht mehr gesehen. Wenigstens deuteten sich die Bullendorfer sein Verschwinden mit einem tragischen Ausgang.

Kaspar Quast drückte sich in die Ecke und sprach hinfort öffentlich kein Wort mehr. Mithin hatte er als echter Bullendorfer den Verstand verloren. Nur ein unheilbar Verrückter konnte in der Gemeinde das Maul halten. Schweigsamkeit war gegen alle Trabition. Ein richtiges Ortskind kam überhaupt gleich mit mehreren Zungen zur Welt.

Seit diesem schwäbischen Triumph war das politische Durcheinander aufs höchste gestiegen in der lieblichen Gemeinde. Allmählich schlugen jedoch zwei Hauptparteien durch: die fränkische oder schwarze, die schwäbische oder rote.

Schwach an Zahl war die rote Partei. Freilich hatte sie die Jugend für sich. Auch war sie nicht um Pfiffe und Kriffe verlegen, Anhänger

zu werben. Die Schwarzen hängten ihr den Spottnamen an: Hunger- und Kummerpartei. Die Roten replizierten: Schlappschwänze.

In der Fastenpredigt kanzelte der Pfarrer die Roten ab. Er nannte sie Wölfe im Schafspelze. Flugs drehten die Roten den Spieß um und titullierten die Schwarzen: Schafe im Wolfssfell. Sie möchten brüllen, man höre aber immer nur bähbäh. Der Pfarrer schrie: „Kirchenseinde! Atheisten!“ und drohte mit dem kleinen und großen Bann. Noch wußte er seine neue diplomatisierende Köchin auf seiner Seite, und da sie jung und stramm war, that er sehr mutig.

Bei der nächsten Bürgermeisterwahl den alten Brothenbauer Peter Rausch an die Spitze der Gemeinde zu bringen, bot der Pfarrer jetzt schon Himmel und Hölle auf. „Der schwarze Peter Arbuez,“ höhnte die schwäbische Partei und streute fabelhafte Grenelgeschichten aus.

Der Mehner kam nicht mehr aus dem Wirtshaus, den Segnern hinterm Bier- oder Mostglas Widerstand zu halten. Litt sein heiliger Dienst unter den alkoholischen Anstrengungen, tröstete er sich, daß der Zweck das Mittel heilige.

Der Pfarrer wettete von der Kanzel: Bullendorf verfallt dem Satan und seiner höllischen Macht mit Haut und Haar, wenn der Peter Rausch nicht gewählt werde, ein solcher Musterbauer und Musterchrist! Ein solcher heiligmäßiger Mann! Der hätte das Zeug zu einem Reichskanzler, zu einem Kardinal, wenn er nicht als einfacher Bullendorfer und Bürgermeister dem Reiche Gottes nützlicher wäre! Wer wider Peter Rausch sei, streite gegen Gott, gegen die ganze heilige Dreieinigkeit!

Der Aufruhr im Dorf wuchs ins ungeheure. Es war ein Krieg aller gegen alle.

Die Nachttöpfe, die so schön in der Sonne auf den Stakettenzäunen glänzten, gingen heimlich in Scherben, wie durch ein Wunder. Fensterscheiben wurden von unsichtbaren Händen eingeschlagen. Schläte stürzten ein. Scheuernthore bekamen Beine und liefen davon. Pflüge und Karren wechselten nächtlich ihren Standort oder kletterten auf die höchsten Dächer. Räder machten sich los und rollten davon oder hingen sich auf die Bäume. Hunde wurden totgeschlagen, der Mehner halb totgeprügelt, der Totengräber am Kammerfenster der Pfarrersköchin angebunden im bloßen Hemd. Und o Graus: der geistliche Herr fand eines Sonntags in aller Herrgottsfrühe seinen alten Hosensack über einem neuen Unterrock an der Kirchenthür angenagelt! Und so hoch und so fest war die gotteslästerliche Trophäe befestigt, daß sich die verspätetsten

Kirchengänger noch an dem Publikum entgehen konnten. Der Teufel war los in Bullendorf.

Alles überschlagen, konnte keine Partei im voraus wissen, wem nun die Herrschaft über den frommen Ort zufallen würde, so merkwürdig zuckte das Zünglein an der Wage.

Und nach der Bürgermeisterwahl standen Landtags- und Reichstagswahlen in Sicht, Ereignisse, die früher, trotz alles Kampfesgeschreies, stets so zweifelsohne nach den Gedanken des dirigierenden Pfarrherrn sich abspielten. Aber jetzt? Nach der offenen Verhöhnung der geistlichen Autorität an der Kirchenthür? Nach der Blasphemie am Kammerfenster der Pfarrersköchin?

Der Pfarrer war so erregt, daß er zuweilen beim Lesen seiner Gebete unwillkürlich die fastigsten Flüche einschaltete.

Sein ganzes Vertrauen stand auf der Pffiffigkeit und Wohlhabenheit seines Peter Rausch. Geld giebt Macht. Der alte Rausch war der reichste Bauer, und viele hingen bei ihm in der Kreide. Aber der Pfarrer sprach zu ihm: „Irdische Schätze sind Dreck vor Gott, ich baue auf Deinen Schatz an Frömmigkeit und guten Werken, strauchle nicht, mein Sohn. Du bist Petrus, das heißt ein Fels. Steh fest! Bleib mir treu! Mit Dir steht und fällt Bullendorf.“

Die roten Hauptpolitiker, Hüngerle und Kümmerle, verhielten sich plötzlich auffallend ruhig. Mit einer gewissen überlegenen Freundlichkeit grüßten sie ihre erklärten Gegner auf der Gasse, und es war ganz unmöglich, sie im Wirtshaus in einen Streit zu verwickeln.

„Wir können's abwarten,“ antworteten sie ausweichend auf jede verfängliche Frage nach ihren Zukunfts-Abichten und hatten dabei ein verzwicktes Lächeln, das die Frager verwirrte.

„Jetzt die schaut an!“ dachten die Abgeführten. „Was wollen die Spitzbuben eigentlich?“ Das war eine ganz neue Tonart für Bullendorf.

Der dritte im roten Bunde der ruhig Überlegenen war der Nachfolger des vernünftigen Herrn Stopfel, der blutjunge Lehrer Feuerbach, der überhaupt nicht Miene machte, als ob er Bullendorf als einen Strafposten betrachte, sondern eher als eine kuriose Beobachtungs- und Versuchsanstalt.

„Jetzt den schaut an!“ dachten die Überraschten wieder. „Für wen hält uns denn eigentlich der Schulmeister?“

Hüngerle, Kümmerle und Feuerbach schienen wie Verschworene durch das aufgeregte, lärmende Bullendorf zu gehen. Je näher der

entscheidende Tag heranrückte, desto gefasster und schweigsamer wurden sie. Mit ihren Gesinnungsgenossen — man hatte hauptsächlich junge ärmere Teufel in Verdacht — schienen sie sich durch geheime Zeichen zu verständigen. Es war einfach unheimlich. Menschen, die einem zuwider sind, weil sie allerlei Umstürzereien im Schilde führen, und an die man nicht heran kann, weil sie öffentlich korrekt sind — die Bullendorfer erlebten mit einem Male ganz ungewohnte, fatale Gefühle.

Selbst der Pfarrer mit seiner jungen Köchin und der Meßner und der geprügelte Nachtwächter und der schieläugige Flurschütz, die alle Hinterthüren und Geheimnisse zu kennen überzeugt waren, bekamen schwache Augenblicke und stuzten.

Nur der neue Totengräber — sein Vorgänger wurde infolge der Kammerfenstergeschichte entlassen als Sündenbock für die öffentliche Moral — der neue Totengräber, der die Verschnapsung schon in sein Amt mitbrachte und von so erhabener Scharfsinnigkeit war, daß er das Gras wachsen und die Flöhe husten hörte, that mit großartiger Miene den Spruch: „Hochwürden Herr Pfarrer, die rote Bande pfeift auf dem letzten Loch, drum thut sie keinen Schnauser. Der Rausch siegt, lassen Sie mich machen — daraus trink ich mir einen. Mit gütiger Erlaubnis, Herr Hochwürden.“ Und er streckte die Hand nach einem Trinkgeld aus, das der Pfarrer nach einer solchen Leistung zu verweigern sich nicht getraute.

Hätte der Pfarrer statt der jungen Gans seine geschiedte Bärbel noch als Köchin gehabt, hätte er's besser wissen und die Zeichen der Zeit verstehen können.

Aber die Bärbel war seit ihrer Entlassung im Dienst der Frau Wirtin zum grünen Baum. Mit keinem Fuß mochte sie den Pfarrhof mehr betreten.

Und diese Frau Wirtin, Sapperlot!

Das war die schönste, lustigste und pfißigste Witwe, wie Bullendorf seit hundert Jahren keine zweite gehabt. Und auf der Höhe ihrer Pfißigkeit stand die öffentliche Sittigkeit. Kein Mensch konnte ihr etwas beweisen, soviel man ihr auch nachsagen mochte. Und wie sie das Geschäft führte! Und ihr Leihwort: „Macht uur gute Politik, Mannsbilder, das Weibsvolk verwaltest den Profit.“

„Verstanden?“ schmunzelte der alte Peter Rausch, der Brozenbauer, der schwarze Retter des Vaterlandes, wenn er die Frau Wirtin so sprechen hörte, und biß sich mit seinen auberthalb Backenzähnen vor sünderhafter Wonne auf die Zunge.

Sa, die vergnügte, blonde Wirtin zum grünen Baum wußte, wo Barthel den Most holt. Und als zweite wußte es die Bärbel. Hielt aber reinen Mund vor aller Welt.

Nur ihrem geliebten roten Schuster Hünigerle machte sie in heimlichen Schäferstunden Offenbarungen. Da bekam er jene schöne Sicherheit, wenn ihm Bärbel das Herz erwärmt und den Kopf erleuchtet hatte, daß er seinen Gesinnungsgenossen scherzend zurief: „Kinder, sorgt euch nicht, die Sache der Revolution steht glänzend.“ Und eine Schneidigkeit fühlte er in sich, daß er sich getraute, die schwärzesten Teufel auf freiem Feld mit den Händen zu fangen.

Summa: die alte Bullendorferei rutschte im schönsten Tempo abwärts, die schwarze Peter-Partei mußte bei der nächsten Wahl abblitzen, so oder so. Wenn man das sicher weiß, dann kann man als roter Politiker mit der wohlkonservierten, appetitlichen Ex-Pfarrerslöchin doppelt gemüthlich scharmuzieren, und mitten im Schäferstündchen hört man an der äußersten Grenze der Markung von Bullendorf, wenn auch noch schwach, den Pfiff der Zukunfts-Lokomotive.

Die Sache war nämlich — in aller Heimlichkeit — folgendermaßen:

Der steinreiche, schwarze Prozenbauer Rausch war nicht nur dies und das, er war auch ein eitler und verliebter Narr. Seine zweite Frau lag seit Jahren unter der Erde, und nun juckte ihm die süße Thorheit in allen Gliedern, sich eine dritte zu nehmen. Und was für eine! Natürlich die herrlichste, die in Bullendorf aufzutreiben war, nach der alle Heiratslustigen, die's machen konnten, gierig die Augäpfel warfen: die jungverwitwete Frau Wirtin zum grünen Baum!

Allein, der steinreiche, schwarze Prozenbauer Rausch war nicht nur dies und das, eitel und verliebt, sondern er war auch noch mit einem Sohne aus erster Ehe behaftet.

Das war der junge Peter Rausch — das „stille Räuschle“, wie ihn der Nachbarwis nannte. Körperlich zwar gut gewachsen, aber sonst nach der Schätzung des Vaters, der Stiefmutter und der Dorfmusikanten herzlich unbedeutend von Kind auf. Man hatte sich gewöhnt, den schweigsamen, harmlosen Jungen für einen einfältigen Menschen zu halten, ja, für einen Tölpel.

Normal war er gewiß nicht. Er randalierte nicht, er raufte nicht, selbst in der Mostzeit besoff er sich nicht und bei der Kirchweihfeier hat er noch keinem Kameraden ein Loch in den Schädel gehauen, um ein wenig nach dem Rechten zu sehen als christlicher Mitmensch. Diese

Hauerei galt aber in Bullendorf als das Gesellenstück jedes richtigen Burschen, ohne das man nicht zur vollbürgerlichen Meisterschaft gelangen konnte. So stand das Urteil fest: Das „stille Häusle“ hat keinen Trieb und keine Ehr im Leib.

Nun war der junge Kausch zum Militär gekommen und drei Jahre vom Dorfe fortgewesen. Vater und Stiefmutter grämten sich nicht darüber. Die Kaserne war für den Bullendorfer gerade keine Ferienkolonie, die Garnison kein Paradies gewesen. Aber die unbarmherzig strenge Behandlung, der harte Dienst und der Umgang mit den gewikten, fremden Leuten schärften seine Sinne. Der Wachstumsknoten in seinem Geiste war aufgegangen. Duldsam und harmlos schien er immer noch, innerlich war er vollkommen verwandelt. Er verachtete die Leuteschinder, er haßte allen Zwang, er gewann aus eigenem Nachdenken freie Grundsätze und schwor sich, einmal als aufgeklärter, unabhängiger Mann sich sein Leben nach seiner Weise einzurichten. Mit aller Vorsicht natürlich. Um sich bei dem böshafsten Bullendorf nicht von Anfang an die Geschichte zu verderben.

Das stand fest: Bullendorfs Schwarze konnten sich das Maul sauber halten. Ihnen troch er nicht auf den Leim. Und gab's einmal ein Hühnchen zu pflücken, er wollte nicht zu kurz kommen. An ihm sollten sie noch was erleben.

Wie er nach drei Jahren wieder heimkam, merkten die Leute das eine: das „stille Häusle“ hat einen strammeren Gang und einen flotten Schnurrbart. Auch sein Vater merkte sonst nichts Tieseres. Was nicht zu verwundern, da der Alte in brünstiger Balzzeit uur Augen für seine schöne, lebfrische Henne hatte. Und so behandelte er den Sohn in der altgewohnten Weise als die gutmütige, dumme Einsalt.

Nur vier Menschen spürten sofort die Verwandlung: die Wittve zu allererst, das Wasser floß ihr im Munde zusammen, als sie den Sohn neben dem väterlichen Kurmacher erblickte, sodann ging urplötzlich dem Hängerle, dem Kümmerle und dem Feuerbach ein Licht auf über den soldatfischen Bullendorfer, der in der Kaserne so prächtig aus der Art geschlagen.

Die Wittve hatte gleich die bestimmte Empfindung, daß er ihr gehörte. Nun konnte alles fein in der Stille abgekartet werden. Und weil die heimlichste Liebe Mitwissende braucht, weil ein Herz plazen müßte von soviel Wonne und Seligkeit, so wurde zunächst die gescheldte Bärbel eingeweiht. Und weil die Bärbel dabei war, so konnte auch dem roten Häuptling Hängerle nichts verborgen bleiben. So reichten sich Liebe,

Freundschaft und Politik die Hand zum Bunde. Schöpferischer Odem durchdrang das Chaos von Bullendorf. Eine schönere Welt war im Werden.

„Du willst heiraten, Vater?“ sagte eines Abends der junge rote Peter zu dem alten schwarzen Peter auf Freiessüßen.

„Versteht sich. Was meinst du denn, ein Mann wie ich, in den besten Jahren! Gleich nach der Wahl. Sobald ich Bürgermeister bin. Gius nach dem andern, wie ich's immer g'halten hab'.“

„Es ist die dritte —“

„Schau, mein Sohn kann bis drei zählen!“ unterbrach ihn gleich höhrend der Alte. „Alle guten Dinge sind drei. Hast vielleicht was dagegen?“

„Im Gegenteil. Ich gratulier'. Der Hund langweilt sich, wenn er keine Flöh' hat. Also ich gratulier'!“

„Dummer Kerl,“ dachte der Alte und blinzelte den Jungen an. Dann räusperte er sich und sagte mit erhobener Stimme: „Der Wirtin zum grünen Baum kannst gratulieren und der ganzen Gemeinde.“

„Wird besorgt werden, Vater,“ antwortete der Sohn gelassen.

Gleich darauf ging er zum Lehrer, zum Schuster und zum Schneider und in selbiger Nacht noch zur schönen Wirtin, die ihn im Garten hinter dem Haus erwartete.

„Schach, jetzt wird's ernst!“ raunte ihr der stramme Peter zu.

„Weiß schon, weiß schon,“ kicherte sie lustig. Sie saßen sich fest bei der Hand und traten ins Dunkel des blühenden Hollunderbaums. „Auf morgen hab' ich Dein' Vater herbestellt, daß er mein Wort kriegt.“

„Es bleibt, wie's verabredet ist?“

„Es bleibt dabei. Ich schwör' ihm, daß ich nie einen andern heirat', als den Peter Kausch, unter der Bedingung, daß er von der Bürgermeisterwahl absteht. Niemals mag ich einen schwarzen Bürgermeister im Haus leiden. Meine Wirtschaft ist partellos. Und sie kicherte wieder und berührte mit ihren Lippen seinen Schnurrbart.

„Bravo, Schach! Und Du bist überzeugt, er verzichtet auf die Bürgermeisterei?“

„Wie von meiner Seligkeit.“ Und sie küßte ihn inbrünstig, die beiden Arme fest um seinen Hals.

„Wenn aber —“

„Nix da, kein wenn und kein aber. Der Alte ist ja so heiß, nit zum sagen. Der hört und sieht nit mehr. Den hat's packt, zum tot-lachen.“ —

Als sich am nächsten Morgen der Alte feierlich herrichtete zum entscheidenden Freiersgang, nahm er den Jungen noch einmal ins Gebet. Während er seine Samtweste mit den thalergrößen Silberknöpfen umnahm:

„Dir gefällt die Sach'?“

„Versteht sich, Vater.“

„Du hast nix gegen die Wirtin?“

„Mit daß ich wüßt'“ — und er half dem Alten beim Zuknöpfen, der in der Aufregung einen Knopf ins unrechte Loch gebracht. „Galt, Du machst's überzweg —“

„Was mach' ich überzweg?“ fuhr der Alte hitzig auf. „Ah so! Brauchst nit lange Reden zu halten. Es paßt Dir, daß genügt.“

„Vollkommen.“

„Und bei der Wahl bist auf meiner Seite? Nührst Dich ordentlich? Da kannst reden, wenn's notwendig ist.“

„Das steht auf einem anderen Blatt, Vater —“

„Natürlich steht's auf einem anderen Blatt. Heiraten und Politisieren ist zweierlei.“

„Zawohl, Vater. Oft sehr zweierlei. In meinem Fall wenigstens —“

Der Alte glättete den Hut mit dem Ärmel: „In Deinem Fall? Hast etwa auch schon einen Fall?“

„Ich wart's ab, Vater.“ Er nahm die Porzellanpfeife aus dem Mund und klopfte sie aus.

„Da thust am g'scheidtsten. Mit den Roten werden wir diesmal noch ohne Dich fertig, wenn Dir die Geschichte nit paßt.“

„Wenn sie mir aber paßt —?“ Er stopfte sich bedächtlich eine frische Pfeife.

Der Alte stülpte den Hut mit großem Armschwung auf den stark angeglahnten Kopf und betrachtete den Jungen von der Seite. Er dachte: „Meiner Seel', der Kerl ist noch dummer, als er aussieht.“ Dann streckte er ihm die Hand hin: „Wünsch' mir Glück!“

Jetzt lachte der Sohn heraus, indem er die Pfeife in Brand steckte: „Ich wünsch' Dir Glück.“

Stolzen Herzens, siegesbewußt machte sich der Alte auf den Weg.

Die Dorfstraße war leer. Nur hie und da ein schmutziges Kind, ein paar schwache alte Weiber. Die hielten inne, als der reiche Brogenbauer vorüberging, dann tuschelten sie: „Der kann sich leicht puken, dem glückt alles.“

Nein, die Guten täuschten sich, es glückte ihm nicht mehr alles.

Donnerwetter, war das ein heißer Kampf mit der Wirtin zum grünen Baum! Zunächst empfing sie den Bewerber ganz geschäftsmäßig, mit ihrer gewöhnlichen, aufgeräumten Miene, wie man einen lieben, nützlichen Kunden empfängt. Dann ließ sie ihn eine Treppe hoch steigen und eine geschlagene Viertelstunde in ihrer kleinen, abgelegenen Privatstube warten, die Peter Rausch junior schon oft, Peter Rausch senior noch nie betreten durfte.

„Wenn der Alte eine Ahnung hätte,“ lachte sie, als sie sich in der Nebenstube vor dem Spiegel ein wenig puhte und zusammenrichtete. Eigentlich war ihr doch seltsam bekommen zu Mut. Sie setzte sich auf den Stuhl und verschlang ihre Hände im Schoß und sah nachdenklich vor sich auf den Boden. Unter der Kommode bemerkte sie eine Mausfalle. Nun mußte sie wieder lachen. Resolut ging sie zu Rausch hinüber. Der lehnte bloß lächelnd am Fenster.

„Mach doch auf, Peter, es ist schöne, frische Luft draußen. Es sieht und hört uns keine Katze. Das ist mein Sorgenstüble. Aber die eingesperrte alte Luft ist infam, laß frische 'rein!“ Und sie riß den Fensterflügel auf, daß die Scheibe klirrte. „Setz Dich, sei so gut. Kannst auch stehen, wenn Dir's lieber ist. Viel zu reden wird nit sein. Wir versteh'n uns ja. Bis auf einen Punkt —“

Peter Rausch fiel ihr ins Wort: „Du meinst wegen mein' Sohn? Der ist einverstanden, selbstverständlich, da giebt's keine Widerrede. Es ist alles geordnet, g'rad hab' ich mit ihm g'sprochen d'rüber.“

Die Witwe setzte sich jetzt breit und behaglich vor ihn hin, stützte die Hände aufs Knie und blickte ihm mit ihren klugen Augen voll ins Gesicht.

„Noch einen anderen Punkt. Aber Dein Sohn, ja, das versteh' ich. Der Mensch hat überhaupt mehr Talent, als man in Bullendorf 'glaubt hat.“

„Jawohl, das Militär hat ihm gut gethan. Der Drill und die Dressur. Der Pfarrer hat's auch gesagt: förmliche Wunder der Dressur.“

„Nein, wie magst nur so daherreden, Peter. Dressur! Tiere werden dressiert, vom Floh bis zum höchsten Tier. Aber ein Mensch, wie Dein Sohn —!“

„Na, erzeifer' Dich nit, Wirtin. Kommen wir auf den anderen Punkt — Du hast also noch einen Punkt?“ machte Rausch begütigend und rutschte auf seinem Stuhl.

„Ganz einfach: auf die Bürgermeisterei mußt' verzichten. Die kann ich in meinem Geschäft nit brauchen. Ich hab' auch persönlich keine Liebhaberei dafür. Der ewige politische Streit obendrein. Das ist mir zu dumm, aufrichtig gesagt. Ich bin auch keine Schwarze —“

Kausch war aufgesprungen: „Rein, Du bist eine Blonde, das weiß ich, und drum mag ich Dich. Aber ich soll auf den Bürgermeister verzichten? Was würde denn da der Pfarrer sagen und die ganze Gemeinde? Und die Roten sollen jubeln?“

„Ja, mein Lieber, dann mußt' halt um den Pfarrer anhalten, aber nit um die Wirtin zum grünen Baum. Die hat sich's einmal so in den Kopf g'setzt, und Du weißt, wie das ist. Also!“

Und nach der großen Streitszene in echtem Bullendorfer Stil mit „Sackerment“ und „Dunnerwetter“ von seiten des Peter Kausch machte die Wirtin diesen Schluß:

„Du kannst Dir ja Bedenkzeit nehmen. Aber keine lange, merk' Dir's! Ich bin keine, die außs Warten angewiesen ist, wenn sie ihren Willen hat.“

Und nun in der Hitze überrieselte den Alten wieder die Zärtlichkeit und der sinnliche Begehr nach dem Weibe. Und er spielte den Lieblichen, Jugendlichlichen, Verliebten, Nachgiebigen, Bittenden.

„Schau! —“

„Ich nehme nur einen Kausch, aber den einfachen, ohne Amt, da hast mein Wort.“

„Gut, liebste, schönste Wirtin. In Gott's Nam' also bis morgen, und keinem Menschen was sagen!“

Dahem überfiel ihn wieder sein Zorn. Er verriegelte seine Stube, knirschte und schäumte.

Auf die Bürgermeisterwahl verzichten! So ein freches Ansinnen und zugleich so dumm! Unerhört! Und in der letzten Stunde rückt sie erst damit heraus in teuflischer Weiberlaune. Aber die wird ihr in der Ehe ausgetrieben, unfehlbar. Er stöhnte. Kein voller Sieg, das Wetter schlag' drein! Er hat ihr Wort: „Ich nehm' nur einen Kausch, aber den einfachen, ohne Amt.“ Na, schließlich langt das für den Anfang. Bullendorf wird Augen machen. Er hatte seinen Plan.

Und Bullendorf machte in der That Augen.

Das Volk, soweit es mannbar und wahlberechtigt, war auf dem Gemeindehause versammelt.

Der Pfarrer nahm das Wort: „Liebe Leute und Bürger, nach all' den Anstrengungen, die in dieser Gemeinde gemacht worden sind,

um eine gute, christliche Wahl zu vereiteln, ist mir's eine Freude und ein neuer Beweis für den guten Sinn der Bevölkerung, daß unser ausgezeichnete, hochangesehener Mitbürger —

Er kam nicht weiter. Peter Kausch trat einen Schritt vor, winkte dem Pfarrer ab, erhob die Hand und rief mit bebender Stimme vor versammeltem Volk: „Ich nehme keine Wahl an, so wahr mir Gott helfe. Ich danke für die Ehr', bei'm Himmel.“

Es war ein schrecklich feierlicher Augenblick. Für Bullendorf ein weltgeschichtlicher Augenblick. So etwas war noch nicht dagewesen.

Der Pfarrer, erst ganz bleich, schreit auf: „Infamie! Wie können Sie — Sie, der Einzige —“

Der Meßner fiel gleich richtig in Ohnmacht. Alle waren perplex.

„Herr Pfarrer, kränken Sie sich nicht, der Schwur ist gethan,“ sprach noch tonlos Peter Kausch und wankte hinaus wie ein Märtyrer, der sich zum letzten Opfer rüstet.

„Jawohl,“ stöhnte der Pfarrer, „der Schwur ist gethan, die Sache ist unwiderwärtlich.“

Das Regiment von Bullendorf war den Händen der Schwarzen entglitten.

„Weltuntergang,“ gröhlte der Meßner pathetisch, als ihm das Bewußtsein wiederkehrte.

Aber der Welt fiel's nicht ein, dem Meßner von Bullendorf zulieb unterzugehen.

Neues Ereigniß, das dem ersten auf der Ferse folgte: die heiratslustige Wittib und Wirtin zum grünen Baum erklärte sich für den Peter Kausch, aber nicht für den alten, sondern für den jungen, für den einfachen — der alte sei ihr zu kompliziert!

Darin gaben ihr die Bullendorfer recht, ohne Ansehen der Partei. Von nun an hieß der alte Progenbauer „der komplizierte Kausch“.

Nur der Pfarrer schrie wieder empört auf: „Nun ist's genug! Das ist nicht mehr Bullendorf, das ist Sodom und Gomorrha.“

„Nein, 's ist noch nicht genug, Hochwürden Herr Pfarrer. Ihre ehemalige Köchin, die talentvolle Bärbel, heiratet den Häuptling der Roten, den Hungerle.“

„Galt's Maul, Kerl, eine solche Wahl soll der Teufel überleben!“ tobte der Pfarrherr und schmiß den Berichterstatter — es war sein frommer, treuer Meßner — eigenhändig zum Tempel hinaus.

Im grünen Baum ging's hoch her. Die Roten feierten die Hochzeit als Staatsereigniß.

Die erste That des neuen Regiments in der verblühten Gemeinde war eine Petition an den Landtag um Anschluß Bullendorfs an die nächste Eisenbahnlinie.



Lyrik der Gegenwart.*)

Ein Überblick von Rudolf Steiner.

(Berlin.)

I.

Das Leben eines Zeitalters schafft sich seinen intimsten Ausdruck in der Lyrik. Was der Geist einer Epoche dem Herzen des einzelnen Menschen zu sagen hat, das strömt dieser in seinen Liedern aus. Keine Kunst spricht eine so vertrauliche Sprache, wie die lyrische Poesie. Durch sie werden wir gewahr, wie innig verflochten die menschliche Seele mit den größten und den geringsten Vorgängen des Weltalls ist. Der gewaltige Genius, der auf der Menschheit Höhen wandelt, wird durch sein Lied zum Freunde des schlichtesten Gemütes. Wie es den Menschen zum Menschen hinzieht, das kommt in der Lyrik mit vollkommener Klarheit zum Vorschein. Denn wir fühlen es, daß wir auf keine Geistesgaben unserer Mitmenschen einen geringeren Anspruch haben, als auf ihre lyrischen Schöpfungen. Was der Geist auf anderen Gebieten erringt, das scheint der ganzen Menschheit von vornherein zu gehören, und diese glaubt ein Recht auf Mitgenuß zu haben. Das Lied ist ein freiwilliges Geschenk, dessen Mitteilung dem selbstlosen Bedürfnis entspringt, die Geheimnisse der Seele nicht für sich allein zu besitzen.

Aus diesem Grundzug der lyrischen Kunst dürfte zu erklären sein,

*) Der frühere Regisseur des Berliner Schiller-Theaters Max Laurence (Berlin, Wickestr. 27), ein Rezitator ersten Ranges, und Dr. Rud. Steiner, der bekannte Herausgeber des „Magazin für Litteratur“, veranstalten im Herbst 1899 in Berlin einen Cyklus von 6 Vorlesungen über die „Lyrik der Gegenwart“. Dr. Steiner eröffnet die nach litterarischem Gesichtspunkte geordneten Deklamationsabende durch Vorträge, die fortlaufend in 6 Nummern der „Gesellschaft“ und späterhin gesammelt als Buch erscheinen. Die Vorträge finden im großen Saal des Architektenhauses, Berlin W., Wilhelmstr. 92/93, statt und zwar am Dienstag, den 3. Okt., 17. Okt., 31. Okt., 14. Nov., 28. Nov. und 12. Dez. — Die Red.

daß sie das schönste Versöhnungsmittel ist zwischen den verschiedensten Gesinnungen der Menschen. Das religiöse Gemüt und der atheistische Freigeist werden einander sympathisch begegnen, wenn jenes seinen Gott besingt, und dieser der Freiheit ein Lied erklingen läßt. Und die Lyrik ist auch das Feld, auf dem heute sich die Träger alter, reifer Kunstideale und die Geister einer werdenden, gährenden Weltanschauung am leichtesten verständigen.

Das deutsche Kunstempfinden im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts stellt sich als Nachwirkung der klassischen und romantischen Geistesströmung dar. Das Verhältnis, in dem Goethe, Herder, Schiller und ihre Nachfolger zu Natur und Kunst gestanden, galt als etwas Vorbildliches. Man stellt hohe Anforderungen an sich; aber man fragt erst bei den Vorgängern an, ob diese Anforderungen auch die rechten seien. Diese Vorstellungswelt wirkt bis in unsere Tage. Allmählich ging sie den schaffenden Geistern in Fleisch und Blut über. Sie standen in ihrem Bann, ohne daß sie sich dessen bewußt waren.

Ein solcher Geist ist Theodor Storm. Ein naives Anschauen der Natur, ein schlichter, gesunder Sinn sind bei ihm im Bunde mit einem hochentwickelten Gefühl für die künstlerische Form. Dieses Gefühl verdankt Storm dem Umstande, daß seine Jünglingszeit bald nach Goethes Todesjahr begann. Ihm hat die geistige Atmosphäre seines Zeitalters den Sinn für die vollendete Kunstform so aneignen lassen, als ob er ihm angeboren wäre. In diese Formen gießt Storm die stimmungsvollen lyrischen Anschauungen, die sein Naturföhl und sein tiefes Empfinden ihm entgegenbringen.

Anderer Früchte, als bei dem norddeutschen Storm, hat der klassische Kunstföhl bei den zwei Schweizer Dichtern getragen, bei Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller. Naturen wie Meyer können nur in Zeiten gedeihen, denen Höhepunkte der Kultur vorangegangen sind. Sie haben als Erbschaft das Bedürfnis nach den höchsten Lebenszielen erhalten und zugleich einen künstlerischen Ernst, dem nicht leicht eine eigene Leistung genügt. Meyer möchte alles, was er erlebt, mit Würde erleben. Seine Ideale sind so ferne, daß er in fortwährender Angst schwebt, sie nie zu erreichen. Er möchte immerwährend in Festtagsempfindungen schweben, die sich andere nur zu bestimmten Zeiten erlauben. Das Erreichte bleibt bei ihm stets hinter dem Begehrten zurück, so daß ein unaufhörlicher Wechsel von Sehnen und Entsagen seine Seele durchzieht. In den Naturerscheinungen sieht er pathetische Symbole. An den naheliegenden Beziehungen zwischen den

Dingen geht er vorüber; dafür sucht er nach seltenen, verborgenen Zusammenhängen zwischen den Wesen und Erscheinungen. Er wird überall die stärksten Gegensätze gewahr, weil sein ganzes Empfinden nach der großen Linie strebt.

Eine wesentlich andere Persönlichkeit ist Gottfried Keller. Bei ihm ist das Erreichbare der Maßstab, den er an alles anlegt. Seine ganze Lebensauffassung hat etwas Biederer's, Ungekünsteltes. Der gesunde, schlichte Verstand und die freien, empfänglichen Sinne bestimmen allein sein Dasein. Er liebt sein Vaterland nicht aus einem ethischen Trieb heraus, sondern weil er sich in der Heimat am behaglichsten fühlt. Alles Gute dieser Heimat betont er kräftig; und das Unangenehme übersieht er wohlwollend. Er genießt die Dinge, wie sie sind, und macht sich nie Gedanken darüber, ob etwas auch anders sein könnte. Seine Schilderung der Natur giebt die Dinge wieder, wie sie sind; nach Symbolen und Gleichnissen, wie sie Conrad Ferdinand Meyer bildet, geht sein Sinn nicht. Vergeistigung der Gefühle und Empfindungen liegt nicht in seinem Wesen. Die Liebe hat bei ihm stets einen sinnlichen Zug. Die Sinnlichkeit ist aber eine keusche, herb- gesunde. Er liebt nicht die Seele allein; er liebt auch den Mund; aber seine Liebe bleibt kindlich- naiv.

Eine ähnliche Natur ist der süddeutsche Dichter Johann Georg Fischer. Bei ihm ist die Zufriedenheit mit dem Leben und seinen Genüssen in höchstem Grade vorhanden. Er liebt sein Dasein so stark und weiß sich so viel Seligkeit aus ihm zu ziehen, daß er auch ein Jenseits nur dann wünscht, wenn es so schön und gut ist, wie das Diesseits. Er fühlt stets seine gesunde Kraft und ist nie im Zweifel, daß sie ihn sicher durch das Leben führen wird. Er weiß auch den Schatten des Lebens etwas Erfreuliches abzugewinnen. Seine Naturschilderung ist nicht so einfach wie die Kellers; sie hat etwas Sinnvoll- bildliches. Wenn er die weibliche Schönheit besingt, bewundern wir die Seelenreinheit, die in seinen Tönen liegt.

In schroffem Gegensatz zu diesen süddeutschen Dichternaturen steht die herbe Schönheit der Lyrik Theodor Fontanes. Meyer, Keller und Fischer halten nie zurück, was sie den Dingen gegenüber empfinden. Fontane stellt die Eindrücke, die seine Gefühle erregen, sinnvoll nebeneinander hin. Was in ihm dabei vorgeht, verschweigt er und läßt uns mit unserem Herzen allein. Er ist eine spröde Natur, die das eigene Ich gerne verbirgt. Bei seinen Schilderungen erbebt unsere Seele; er sagt uns nie, daß auch die seine erbebt. Die Bilder, die seine Phantasie

schafft, haben etwas Monumentales. Der Ernst, die Hoheit des Lebens sprechen zu uns aus seinen Dichtungen. Bedeutsame Situationen, starke Gegensätze, stolze Menschencharaktere besingt er.

* * *

Im echten Sinne nachklassisch ist die Lyrik Paul Heyse's. Er hat alles von den Vorläufern: den reinsten Sinn für die Form, die veredelte Anschauung, den heiteren, auf die ewige Harmonie des Daseins gerichteten Künstlergeist. Er löst überall den Ernst des Lebens in die Heiterkeit der Kunst auf. Es ist seine Überzeugung, daß die Kunst den Menschen hinwegführen soll über die Lasten und das Drückende der Wirklichkeit. Ohne Zweifel ist eine solche Auffassung die eines echten Künstlers. Nur ist ein gewaltiger Unterschied, ob der Mensch sich durch die Mühsale des Lebens, durch die Dissonanzen des Daseins hindurchgerungen hat zur Anschauung der Harmonie, die der Welt zu Grunde liegt, oder ob er diese Anschauung einfach als Überlieferung hinnimmt. Im höchsten Sinne erhebend ist die Heiterkeit des Künstlers doch nur, wenn sie ihre Wurzeln im Lebensernste hat. Goethe sah in der Zeit seiner Vollendung die Welt mit der seligen Ruhe eines Weisen an, nachdem er sich diese Ruhe in heißen Kämpfen erworben hatte; Heyse sprang unvorbereitet in das Feld der ausgeglichenen Schönheit hinein. Er ist durch und durch eine Epigonennatur. Er hat einen sichereren Blick für die echten Schönheiten der Natur; aber sein Auge ist an Goethes Anschauungsart herangeschult worden. Heyse weiß die herrlichsten Wege zu gehen und dabei die wunderbarsten Beobachtungen zu machen; aber man hat immer das Gefühl, daß er von anderen gebahnte Wege geht, und daß er noch einmal entdeckt, was schon ein anderer gefunden hat.

Aus einer zarten Seele heraus, in der die feinsten Regungen der Natur und der Menschenseele in edler Weise nachzittern, sind die lyrischen Dichtungen Martin Greif's geboren. Er läßt sich nicht von dem Ganzen eines Eindruckes erregen, sondern nur von dem Seelenhaften desselben. Ein frommer, andächtiger Geist geht von Greif's Schöpfungen in uns über. Die stillen, bescheidenen Melodien, die in den Dingen wie verzaubert ruhen, erweckt Greif zum Leben. Wenn wir uns seinen Dichtungen hingeben, ist es, als wenn alle lauten, anspruchsvollen Töne der Welt schweigen, und ein leise Sphärenmusik in unser Ohr bringe. Der frommen Ruhe der Seele, die Goethe so geliebt hat, ihr ist in Martin Greif ein Sänger erstanden.

Ein Dichter, dessen ganzes Schaffen wie ein einziger Schrei nach

dieser seligen Ruhe ist, verbunden mit dem schmerzlichen Gefühl, daß ihm die Pforten dazu verschlossen sind, ist der Wiener J. J. David. Düstere Bilder malt seine Phantasie, die eindringlich sprechen von den bitteren Leiden einer stolzen Seele. Das leidenschaftliche Verlangen, die glühende Sehnsucht wird jäh abgelöst von wehmütigem Entfagen. Als eine starke Natur kann David das Verlangen nicht verlernen. Ein Mißton geht durch alle seine Dichtungen, der jäh absticht von der Formschönheit, die ihnen eigen. Er ist der Repräsentant derjenigen Dichter der Gegenwart, die wohl ihre Kunst an den großen Vorbildern herangebildet haben, die aber nicht zugleich im Stande sind, sich zu der harmonischen Weltanschauung dieser Vorbilder durchzuringen. David weiß, daß die Disharmonie nicht des Lebens tiefster Sinn ist; aber ihm offenbart sich die Harmonie nicht. Deshalb kann er nicht die Freude und die Lust, sondern höchstens das Vergessen und die Resignation besingen. Er vermag niemanden aus seinen Leiden aufzurichten, sondern nur ihn zu trösten und zur Ergebung zu mahnen.

In stetig aufsteigender Entwicklung erblicken wir einen anderen Wiener Dichter: Ferdinand von Saar. Er ist keine ausgeprägte Persönlichkeit, die aus innerer Kraft sich Richtung und Ziel selber weist. Er hat sich selbst verhältnismäßig erst spät gefunden. Durch Aneignung des Fremden, durch weise Selbsterziehung ist er bis dahin gelangt, wo das Genie einsetzt. In den „Nachklängen“, die vor kurzem erschienen sind, tritt vornehme Künstlerschaft und weise Weltbetrachtung in gleichem Maße zu Tage. Bilder von edel-schöner Form vermitteln eine tiefe Anschauung der Natur und der Menschen. Sie tragen aber nirgends das Gepräge von Eingebungen einer genialen Phantasie; sie sind allmählich herangereift in einem Leben, das unermüdet der Vollendung zustrebte. Die hinreißende Begeisterung ist es nicht, zu der Saars Schöpfungen zwingen, sondern die ernste Verehrung. Saar ist einer von den Künstlern, die am stärksten auf uns wirken, wenn sie uns nicht das Individuelle ihres eigenen Herzens offenbaren, sondern wenn sie sich zum Sprecher dessen machen, was die ganze Menschheit bewegt.

Ähnliches dürfte von einem anderen Dichter der Gegenwart gelten, wenn dieser auch in vielen Beziehungen Saar so ferne wie möglich steht: von Emil Prinz von Schönau-Carolath. Einen gewissen Grad von Ursprünglichkeit wird man Schönau-Carolath zugestehen müssen; es ist aber kein Zweifel darüber, daß er die künstlerische Höhe, zu der er gelangt ist, nur in einer Epoche erringen konnte, in der die ästhetische Bildung eine solche Stufe erreicht hatte, wie in der seinigen. Geister

wie er sind nur möglich innerhalb der Spätkultur eines Volkes, das kurz vorher Großes aus sich hat entwickeln lassen. Sie geben veredelt zurück, was sie empfangen haben. Schönaich-Carolath hat Töne für alle Empfindungen des Menschen, für alle Vorgänge der Natur. Sein Anschauen dringt tief hinter die Erscheinungen. Er hat im Leben Kämpfe zu bestehen, aber man merkt, daß er während des Kampfes nie an dem endlichen Siege zweifelt. Wenn man ihn eine Byronnatur genannt hat, hätte man nicht übersehen sollen, daß bei ihm der Byronischen Urast eine glückliche Vertrauensseligkeit beigemischt ist.

Im echten Sinne des Wortes eine Nachblüte der klassischen deutschen Kunst ist Ernst von Wildenbruch. Wenn er zu uns spricht, so hören wir immer einen großen Vorgänger mitsprechen. Man darf wohl sagen, daß er das Dichten gelernt hat, freilich sehr gut gelernt hat. Er ist mehr ein Auserwählter als ein Berufener. Und das läßt sich heute von vielen sagen. Für diesmal sei es nur noch auf Alberta von Puttkamer angewendet. Sie vermag, vielleicht nur mit ein wenig zu viel Worten, Naturstimmungen hinzumalen, mit unsäglichen Schönheiten. Das Leben erscheint ihr wie eine wonnige Elegie. Das Dasein hat auch für sie Dornen; aber sie läßt uns nie vergeffen, daß die Dornen in Rosengärten sind.



Farm „Belles Demoiselles“.

Von C. W. Cable.

Deutsch von H. H. Ewers.

Der erste Besitzer war ein Graf — De Charlen will ich ihn nennen; vergeben's doch die alten Kreolen nie, wenn man ihren Namen öffentlich erwähnt. Er war ein Kommissar des Königs von Frankreich. Eines Tages wurde er nach Paris gerufen, um Rechenschaft darüber abzulegen, daß das Regierungsgebäude mitsamt den Akten verbrannt war; da ließ er seine Ehefrau, die Indianergräfin, zu Hause. Bei Hofe wurden seine Entschuldigungen angenommen und ihm der Boden verliehen, wo heute die Farm „Belles Demoiselles“ steht.

Nun kann aber ein Mann doch nicht an alles sich erinnern! In seiner Bergeglückseligkeit heiratete der Graf ein französisches Edelfräulein, jung, reich und schön, und nahm sie nach Louisiana herüber. Innumerhin

„Ende gut, alles gut“; drüben war inzwischen eine Hungersnot ausgebrochen und die Indianergräfin war verhungert. Sie hinterließ nichts, als ihre halbblütigen Kinder, die in einem Winkel der Farm herumlungerten, die aber doch denselben Namen trugen, den das französische Fräulein jetzt ihr eigen nannte, und die auch in Monsieurs Testament bedacht wurden.

Die neue Gräfin wartete nur ein Jährchen, hinterließ Monsieur einen reizenden Sohn und starb dahin, herausgerissen aus dieser schlechten Welt durch ein böses Sumpffieber.

Von diesem Sohn stammte die stolze Kreolenfamilie der De Charleus. Sie wuchs gerade in die Höhe, Generation auf Generation, mächtig, Ast nach Ast; aber ohne Seitenzweige, wie eine Palme, bis sie endlich zu der Zeit, von der ich nun erzähle, in der ganzen seltenen Pracht jener Blume, die nur einmal alle hundert Jahre blüht, sieben herrliche Blüten trieb. Sieben Blüten: Artemisia, Innocentia, Felicitas, die Zwillinge Martha und Maria, Leontine und die kleine Septima; diese sieben schönen Schwestern, von denen die Farm mit Recht den Namen trug: „Velles Demoiselles“.

Die Farm des Grafen nahm einst eine mächtige Ecke ein, um die der Mississippi rauschte, schäumte und kochte, daß es ein schrecklicher Anblick war. Da erschienen plötzlich mächtige Strudel und unterwühlten die niedrigen Ufer in wilden Wirbeln; dann verschwanden sie; neue tauchten auf, freisten, wühlten und zerrannen.*) Da kochten mitunter

*) Das Delta des Mississippi ist infolge der ungeheuren Massen von Sinterstoffen, die der Riesenstrom täglich dem Meere zuwälzt, in dauerndem Wachstum begriffen. Aber während sich im großen und ganzen die Mündung immer weiter in das Meer vorschiebt, indem das Wasser Wälle von Sand und Geröllern um sich her aufbaut, geht an anderen Stellen wiederum eine rasche Zerstörung vor sich. Als Ganzes genommen ist der Boden im Delta des Mississippi ein höchst unsicherer Aufenthalt. Forschungen des Ingenieurs Cade haben ganz außerordentliche Bodenumwälzungen innerhalb dieses Flächenraumes aufgedeckt. So standen noch vor 20 Jahren bei dem Orte Belize die Reste eines alten Gebäudes, das etwa vor 200 Jahren während der spanischen Herrschaft erbaut worden war; seit zwei Jahren aber sind sie verschwunden. Der Boden hat sich in zwei Jahrzehnten dort um 3,30 Meter gesenkt. Aber nicht nur von oben nach unten, sondern auch in horizontalem Sinne geschehen im Mississippi-Delta die auffallendsten Veränderungen der Bodenverhältnisse. Der Grund für diese außerordentlichen Bodenschwankungen wird in den Wirkungen des starkfirmdenden Grundwassers erblickt. Um eine Vorstellung von der ungeheuren Ausdehnung des Schwemmland zu geben, das der Mississippi an seiner Mündung abgelagert hat, sei erwähnt, daß bei der Stadt New Orleans, die jetzt über 150 Kilometer vom Meer entfernt liegt, der Boden genau der gleiche ist, wie in unmittelbarer Nähe des Meeresstrandes. (Atl. Jg. v. 11. Sept. 1899.)

schlammgetrübte Kreise tief vom Grunde heraus, schwemmen über die Ufer und flossen ab; versanken, tauchten wieder auf unter dem Wasser, schwoilen mit Fischen empor und verschwanden wieder. Alle paar Minuten warf dann die Lehmabank eine große Ladung Erde auf ihren Zerstörer, alle paar Minuten ging sie mehr zurück, bald einen Fuß, bald einen Meter — der wirbelnde Strom aber drängte nach, bis er zuletzt die ganze Spitze verschluckt hatte und nun in majestätischem Bogen vorbeirauschte. Nun stand das Ufer fest, die Unterwühlung wurde ein vergriffenes Mißgeschick und das ganze Grundstück bildete eine lange, von Weiden umrandete Krümmung, die meilenweit von Zuderrohr rauschte.

Kam man in einem Segelboote, wie man sie in jenen vergangenen Tagen gebrauchte, den Mississippi herauf, dann konnte man, zur selben Zeit, wo man die weißen Turmspitzen der Kathedrale von St. Louis austauschen sah, rechts gerade unter der Anhöhe „Velles Demoiselles“ bemerken, mit seinen breiten Veranden und dem rotgemalten Dach von Cypressenholz, wie es über dem Ufer erschien, wie ein Vogel in seinem Nest, halb verborgen hinter einer Allee von Weiden, die einer der alten De Charleus — 's war jener, der eine Marot zur Frau hatte — von der Spitze des Dammes her gepflanzt hatte.

Das Haus stand auffallend nahe am Fluß, mit der Front nach Osten, viereckig, mit einer großen Veranda rund herum, vorne eine breite Bortreppe — wie eine Mutter, die dem Kinde die Arme öffnet. Von der Veranda konnte man neun Meilen weit den Fluß hinauf- und hinuntersehen; gerade unter ihr lag der schattige Garten, voll von seltenen, herrlichen Blumen. Weiterhin die Zuder- und Reisfelder und ganz hinten die kleinen Hütten, wo die Sklaven wohnten — rings am Horizont der dunkle Kranz der Cypressenwälder.

Der damalige Besitzer war der alte Oberst De Charleu — Jean Albert Henri Joseph De Charleu-Marot — Oberst von Gnaden des ersten amerikanischen Gouverneurs. Monsieur — er hätte nie geantwortet, wenn man ihn Oberst tituliert hätte — war ein grauhaariger Patriarch. Sein Schritt war fest, sein Gang aufrecht, sein Verstand scharf und klar, sein Aussehen war das eines Herrn, klassisch, heiter und würdig, seine Formen waren kurz, seine Stimme volltönend, faszinierend. Freilich hatte er seine Fehler gehabt, sein ganzes Leben hindurch; aber er hatte sie, wie sein ganzes Geschlecht, mit solch heiterer Gewissensruhe und solch reiner Offenheit zur Schau getragen, daß sie äußerlich nicht den leisesten Schatten auf das Bild des Herrn zu werfen vermochten. Er hatte gespielt in Royal-Street, tüchtig getrunken in Orleans-Street, seinen Gegner durchbohrt auf dem Duellplatz in

Slaughterhouse-Point; hatte getanzt und geraust bei den Nulattenbällen im St. Philippstreet-Theater. Auch jetzt noch war er, trotz seiner Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, trotz seiner Gastlichkeit, die Engel beschämt hätte, mächtig stolz und zurückhaltend; so ganz im Grunde seines Herzens liebte er nichts, als sich selbst, seinen Namen und seine mutterlosen Kinder. — Und diese wie! Ihre bezaubernde Schönheit bot wahrlich Grund genug, daß sie der Vater vergötterte. Gegen diese sieben Göttinnen lehnte er sich niemals auf. Ich glaube fast, selbst wenn sie gewünscht hätten, er sollte den alten De Carlos betrügen — Es ist schwer zu sagen.

Der alte De Carlos war sein sehr entfernter Verwandter von der Westizienlinie. Mit dieser einzigen Ausnahme war die ganze Seitenlinie der Nachkommen des ersten De Charleu von seiner Indianerfrau ausgestorben, meist verkommen in den schmutzigen Gassen New Orleans'. Aus dem Namen war, durch die Berührung mit der spanischen Bevölkerung, De Carlos geworden; doch wurde sein letzter Träger von allen nur „Injin Charlie“ *) genannt.

Eine Sache wird ein Kreole niemals thun. Er wird sich niemals genau um seiner Familie Blutband bekümmern, wie dessen Knoten auch immer geschlungen sein mögen. Einmal — er schämt sich nie der Sünden seiner Väter, so wenig, wie seiner eigenen, und dann — er wird dir's sagen — ‚er hat solch' weiches Herz!‘

So hatten denn auch die verschiedenen Erben des Sitzes der De Charleus' immer die Rechte und Interessen der De Carlos streng wahrgenommen, besonders in Bezug auf deren Eigentum, ein Block halbverfallener Häuser in einem Teile der Stadt, der einst nichts wert gewesen, nun aber von beträchtlichem Werte war. Diese Häuser hatten mehr als genügt, den letzten De Carlos sein ganzes langes und saules Leben hindurch zu erhalten; ja, da sein Haushalt nur aus ihm und einer alten, buckligen Negerklavin, die beide kaum etwas brauchten, bestand, so war der Schluß unanfechtbar: ‚Er hatte Geld!‘

Old Charlie war trotz seines Beinamens „Injin“ vollkommen weiß, mit einer leichten dunklen Schattierung; ungefähr so alt, wie Oberst De Charleu; er lebte versunken in der Glückseligkeit tiefsten Unwissens, war dabel schlau, taub und, wie man sagte, arg undarmherzig.

Er und der Oberst unterhielten sich stets auf Englisch. Diese seltene Ausbildung, die der eine von seiner schottischen Frau, der andere von Handelsleuten, die den Fluß heraufkamen, hatte, bot ihnen eine prachtvolle Art der Verständigung, viel besser, als es Französisch ge-

*) Injin = Indian = Indianer.

kount hätte: es brachte sie nahe und wahrte doch eine gewisse Entfernung. — Ab und zu fand Englisch auch seinen Weg zu den Damen von „Belles Demoiselles“: das bedeutete jedesmal, daß ihr Vater irgend ein Geschäft mit dem alten Charlie hatte.

Nun hegte der Oberst seit langer Zeit den Wunsch, Charlie sein Eigentum abzukaufen. Er wollte ihn nicht auf unnohle Weise heraus-treiben, er war stolz darauf, immer „nobel“ zu sein; aber er wünschte die ganze Erbschaft der De Charleus auf seinen Namen zu vereinen. In seiner großartigen, vornehmen Weise hatte er diesen Plan einmal gefaßt; da achtete er wenig auf den kleinen Umstand, daß er eigentlich schon tüchtig beim alten Charlie verschuldet war mit manchem geborgten Dollar; dafür bot ja „Belles Demoiselles“ natürlich zehnfache Sicherheit. Baupläge, Häuser, Renten — das alles könnte doch auch ganz gut ihm gehören, meinte er, daß er es in Ordnung halten oder abreißen lassen könne nach seinem Belieben. Hätte er doch nur die Erbschaft Old Charlies! Ach, dann könnte er den Traum verwirklichen, nach dem seine belles Demoiselles schon seit so manchen Jahren trachteten: ein Haus in der lustigen Stadt — — und welch ein Haus! Da würde er diese gräßlichen Baracken niederreißen lassen und eine Garten-mauer errichten, dort die lange Seilerbahn würde Bäumen Platz machen, an denen der Wein sich rankte, die Bäckerei weiter unten würde einem prächtigen Treibhaus weichen, an Stelle des Weinlagers würde sich das Wohnhaus erheben. Das aber würde das schönste im ganzen Staate werden! Niemand würde da vorübergehen, ohne zu sagen: ‚Der Palast der De Charleus; eine Familie von vornehmster Abkunft, elegant und reich, so alt wie Frankreich selber; ein feiner alter Herr und sieben Töchter, ebenso schön wie glücklich; wer es je wagen darf, von ihnen eine zur Frau zu nehmen, muß seinen eigenen Namen ablegen!‘

Und das Haus sollte ganz aus Stein bestehen, schönem Stein, den man aus dem Lande der Yankees holen würde, und es sollte einen lustigen Belvedere haben mit einem leuchtenden Goldbild oben auf; von dort würde man weit hinüberschauen können über den rauschenden Strom bis zu dem roten Dach von „Belles Demoiselles“. Und an dem mächtigen Steinthor würde eine Portierloge stehen, und es würde schon als Vorzug gelten, nur hineinschauen zu dürfen in den Garten.

Wirklich, es war eine sehr vornehme Familie, phantastereich genug, um vornehme Wünsche zu haben, und doch wieder glücklich genug dort, wo sie waren, um keinen anderen Wunsch zu haben, als den, dort immer zu bleiben.

Jeder, der einmal das Glück hatte, in dem Garten von „Belles

Demoiselles“ zu wandeln, an irgend einem Sommerabend, wenn die Abendröthe am Himmel aufstieg, wird nie das entzückende Bild vergessen: die ganze Familie auf den breiten Stufen der Gartentreppe, plaudernd, scherzend und lachend, mit jenem entzückenden Gelächter und Gekicher, das so fröhlich von Mädchenlippen klingt. Dann saß der Vater mitten dazwischen, Gegenstand ihrer Liebe und Aufmerksamkeit, Zeuge, Schiedsrichter, Unparteiischer und Kritiker, nach dem einstimmigen Übereinkommen seiner schönen Töchter; zugleich aber auch der einzige Vasall seiner sieben absoluten Königinnen.

Bald rückte man näher zusammen zu lebhafter Besprechung eines neuen Tanzes oder zur Prüfung eines neuen Schmuckes. Bald drängten alle so nahe wie möglich heran, um zu sehen, wie die Älteste dem Vater ein Veilchensträußchen ins Knopfloch steckte. Bald eilten die Zwillinge Martha und Maria in den Garten und kamen mit irgend einer seltenen Blume zurück, empfangen von lauten Rufen freudiger Überraschung.

Wenn dann die Sonne sank, rückte man näher an den Vater heran. Dann konnte man weithin ihre süßen Stimmen hören, die weichen, süßlichen Melodien eines Abendliedes, dazwischen die tiefen Töne des Vaters; — endlich, wenn alles dunkel, ward tiefe Stille, und das schöne Nest „Belles Demoiselles“ nahm all' seine Vögel wieder in sich auf.

Und doch hatten sie die seltsame Grille, unzufrieden zu sein.

„Arti!“ rief eine Schwester eines Morgens in der weiten Vorhalle — und ihre weitaufgerissenen Augen spiegelten eine große Verstörung — „Arti, es geht was vor!“

„Comment?“ — Größte Überraschung.

„Papa geht zur Stadt!“ — Die Neuigkeit verbreitete sich.

„Juno!“ — sagte die andere am Gartenthor, „es geht was vor!“

„Qu'est-ce — que c'est?“ — Ein schwacher Versuch, gleichgültig zu bleiben.

„Papa geht zur Stadt!“

Die seltsame Nachricht war wahr. Am selben Nachmittag warf der Oberst die Zügel seines Pferdes dem Diener zu und trat bei Old Charlie ein, der in seinem Garten unter einem Orangenbaume saß, um den Kopf, wie gewöhnlich, ein halbseidenes Madrastuch. Der Alte war augenscheinlich ein wenig angeheitert, er lächelte einen ehrerbietigen Gruß, aber traute sich nicht recht, sich auf die Füße zu stellen.

„Eh, well, Charlie“, der Oberst schrie ein wenig wegen der Taubheit seines Verwandten, „wie geht's heute meinem Freunde Charlie?“

„Gh?“ sagte Charlie, ein bißchen zerstreut.

„Geh't's meinem Freunde Charlie gut?“

„— Sie ist im Hause. Rufen Sie mal —“, er machte einen schwachen Versuch, sich zu erheben.

„Non, non! — Ich brauche sie nicht,“ der Oberst schöpfte Atem — „wie stehen die Zinsen?“

„Oh,“ sagte Charlie, „ich werde jeden Tag ärmer.“

„Was wollt Ihr dafür haben?“ frug der Oberst, indem er mit der Reitpeitsche nach dem Hause wies.

„Wofür haben?“ frug Injin Charlie.

„Für das Haus! — Wieviel fordert Ihr?“

„— Ich glaube kaum,“ sagte Charlie.

„Was Ihr dafür fordert?“ schrie der Oberst.

„— Wer ist ermordet?“

„Was Ihr für die ganze Geschichte da haben wollt?“

„Ich will gar nichts verkaufen.“

„Ich will Euch zehntausend Dollars geben.“

„Zehntausend Dollars für dies Haus? — O nein — das ist kein Preis. — 's ist ein verdammt gutes Haus, dies alte Haus. (Ob Charlie und der Oberst pflegten nie zu fluchen, wenn sie zusammen waren.) Bierzig Jahre lang brauchte es nicht angestrichen zu werden. Ich kann bequem Fünzigtausend für den alten Kasten bekommen.“

„Fünzigtausend Kupferstücke — jawohl!“ sagte der Oberst.

„'s ist ein prachtvoll Haus, man kann viel Geld draus machen,“ nickte der alte Charlie.

„Deshalb seid Ihr so reich? Eh, Charlie?“

„Non, ich mache nichts draus. Bin zu dumm, das ist die Sache. 's ist ein prachtvoll Haus, kann Geld machen, wie ein Dampfsschiff, ein ganzes Faß voll jede Woche! — Ich aber — ich verliere mehr jeden Tag. Bin zu dumm, zu dumm!“

„Charlie!“

„Eh?“

„Wieviel Geld wollt Ihr?“

„Wieviel Geld ich hab'? — Gar nichts — bin zu dumm!“

„Was Ihr dafür nehmen wollt?“

„Was ich nehmen will? — Will nichts mehr nehmen. Bin schon halb betrunken!“

„Was Ihr für das Haus nehmen wollt?“

„Ihr wollt es kaufen?“

„Ich weiß noch nicht“ — Achselzucken — „Vielleicht. Wenn Ihr's billig verkauft!“

„'s ist ein prächtvoll Haus!“

Es trat ein langes Schweigen ein. Endlich begann Charlie:

„Old Injin Charlie ist ein armer Teufel, ein schlechter Kerl.“

„C'est vrai, oui,“ sagte der Oberst ziemlich leise.

„Er hat Indianerblut in seinen Adern.“

Der Oberst nickte zustimmend.

„Aber er hat auch verdammt vornehm' Blut — ist's nicht so?“

Der Oberst wurde ungeduldig.

„Bion! Old Charlies Indianerblut sagt: ‚Verkauf das Haus, Charlie, verdammt Narr!‘ Mais, Old Charlies vornehm' Blut sagt: ‚Charlie, wenn du das alte Haus verkauffst, Charlie, du schlechter Kerl, Charlie, das alte Haus, das der Comte de Charleu deiner seligen Urgroßmutter vermacht hat, dann soll dich der Teufel fressen, mir ist's recht!‘“

„Aber verkaufen thut Ihr's trotzdem, nicht wahr, Alter?“

„Nein!“ — Das ‚Nein‘ rollte in verschluckten Flüssen, wie ein Donner im Wirbelsturm. Der Oberst ärgerte sich, drehte um und ging.

„Oberscht!“ rief Charlie und sprang auf.

Der Oberst wendete um mit fragender Miene.

„Ich will den Handel mit Euch abschließen!“

„Wie wollt Ihr handeln?“

„Mein Haus für Ihres!“

Der alte Oberst wurde blaß vor Zorn. Er ging sehr schnell zurück, gerade auf seinen Verwandten zu.

„Charlie“ — sagte er.

„Jaa?“

Der Oberst fand seine Selbstbeherrschung wieder. „Euch ‚Belles Demoiselles‘ verkaufen?“ rief er. Dann lachte er: „Ha, ha, ha!“ und ritt weg.

Eine kleine Wolke warf ihren Schatten über „Belles Demoiselles“. Der alte Herr, dessen strahlende Erscheinung ihn immer zu einem leuchtenden Saturn machte, der inmitten des lichten Sternkreises seiner sieben Töchterlein glänzte, war in trübes Nachsinnen versunken, brütete, träumte, ging allein spazieren und nahm zerstreut die Berichte seines Aufsehers entgegen.

Kein Wunder. Seine Töchter kannten seine schroffe Weise zu handeln und schrieben es dieser zu, daß er in dem Geschäft mit Old Charlie einen Mißerfolg hatte. — Sie fingen an, „Belles Demoiselles“ nicht mehr leiden zu müßen. Wenn Nordwind wehte, dann war es zu kalt zum Reiten. Wenn es geregnet hatte, war es zu schmutzig zum

Ausfahrten. Des Abends waren die Heuschrecken so lästig. — Die Langeweile war so groß; jeder Kopfschmerz wurde als Vorbote eines bösen Fiebers angesehen, und wenn die natürliche Lebenslust dieses Rubels Mädchen sich in Lachen Luft machte, dann bedeckten sie rasch ihre französischen Augen, suchtelten mit den Händchen in der Luft herum und schwuren mit großem Pathos, daß sie nur über ihr eigen Elend lachten, und daß sie sich noch zu Tode weinen würden, wenn sie nicht bald in die geliebte Stadt kämen. „O, das Theater! O, Orleansstreet! O, die Redouten! Die Place d'Armes! Die Bälle!“ Und dann pflegten sie mit französischer Respektlosigkeit den Himmel anzuklagen, sich gegenseitig in die Arme zu fallen, durch die Halle im Walzer dahertzurwebeln, schließlich sich anzurennen und alle hinzufallen. Dabei schimpften sie mit noch vor Vergnügen strahlenden Augen auf das Parkett, daß eines Tages sie alle sieben noch in ein frühes Grab bringen würde.

Auf diese Weise bedrängt, kam der Oberst noch dreimal „zufällig“ mit Old Charlie zusammen und wiederholte sein Anerbieten; umsonst. Endlich begab er sich noch einmal in aller Form zu ihm.

„Gh?“ sagte Charlie, „wofür wollt Ihr's haben? Warum bleibt Ihr nicht dort, wo Ihr immer glücklich gewesen seid? Dies Haus ist ein verdammtes Rattenloch, gut genug für Old Injin Charlie — sonst nicht! Warum bleibt Ihr nicht, wo Ihr immer glücklich gewesen? Oder — warum kauft Ihr nicht von irgend jemand anders?“

„Das geht Euch nichts an!“ rief der Oberst. — Die Sache war, daß ihm seine Gründe selbst unzureichend erschienen.

Ein langes Schweigen folgte. Dann begann Charlie:

„Gut! Ich verkauf' Euch Old Charlies Haus!“

„Bien! Und den ganzen Bloß!“

„Paßt auf: ich verkauf' Euch das Haus und den ganzen Bloß. Und dann geh' ich hin, betrinke mich und schlaf ein. Und der Teufel kommt herein und sagt: ‚Charlie, du verdammtes Hundeseele, wach auf! Was machst du da? Wo ist das Haus, das Monsieur le Comte deiner seligen Urgroßmutter gab? Siehst du nicht den vornehmen Herrn de Charleu — niedergerissen hat er das Haus und alles neugebaut — du verdammtter Narr, Charlie, du schlechter indianischer Lumpenhund!‘“

„Ich will Euch vierzigtausend Dollars geben,“ sagte der Oberst. Der Taube schüttelte den Kopf.

„Fünfundvierzig!“

„— — Charlie irrt sich? — Weshalb sagt Ihr, daß ich mich irre? — Hab' ja gar nichts gesagt!“

„Non, non! Ich — geb' — Euch fünfundvierzigtausend!“
 schrie der Oberst.

Charlie schüttelte wieder den Kopf.

„Fünfzig!“

„Nein!“

Die Summe wurde höher und höher.

„Fünfundsiebzig!“

Die Antwort war eine Bitte, zu gehen und Charlie allein zu lassen, da er doch die schlechteste aller Kreaturen sei und keine passende Gesellschaft für den vornehmen Herrn.

Der ‚vornehme Herr‘ hätte gern gestocht; jedoch in Gegenwart Charlies — bei seinem Stolz — wie konnte er das? So stieg er zu Pferd.

„Ich will Euch sagen, wie ich mit Euch handeln will,“ rief Charlie.

Der Oberst wandte sich auf dem Pferde, ohne abzusteigen.

„Welchen Wert hat ‚Belles Demoiselles‘?“

„Hundertachtzigtausend Dollars,“ sagte der Oberst.

„Jaa,“ meinte Charlie, „ich brauche ‚Belles Demoiselles‘ nicht!“

Der Oberst lächelte, als wollte er sagen, daß das sehr gleichgültig sei.

„— und doch hab' ich,“ fuhr Charlie fort, „hab' ich das Blut des Comte De Charleu in meinen Adern, immerhin — ein klein wenig — immerhin — — ist's nicht so?“

Der Oberst nickte.

„Bien! Wenn ich aus diesem Hause herausgehe und nicht in ‚Belles Demoiselles‘ einziehe, dann werden die Leute sagen: ‚Oid Charlie hat uns sein ganzes Leben über verdamnte Märchen erzählt! Er ist gar kein Verwandter seiner seligen Urgroßmutter, kein kleines bißchen! Er hat keinen einzigen Tropfen De Charleu-Blut in sich, um dereinst seine verdamnte Hundeseele zu retten!‘ — Nun, Herr? — Was thu' ich dann mit dem Geld? — — Nein, Herr! — Mein Haus für Ihres!“

Er drehte sich um, um ins Haus zu gehen; so konnte er nicht mehr sehen, daß der Oberst die Reitpeitsche gegen ihn erhob. Dann ritt auch der Oberst weg.

Auf dem Heimritt brach er noch drei- oder viermal in lautes Gelächter aus, wenn er an Oid Charlies Familienstolz dachte und dabei an die Gründe, die ihn zu dem Handel trieben. Aber jedesmal gefiel ihm Oid Charlie besser — nicht das Abschlagen seines Anerbietens, sondern dieser abgeschmackte Familiensinn. Das war soviel mehr, als

er von dieser „schlechten Hundssseele“ erwartet hatte; er glich dabei so sehr seiner eigenen Grille — so vergab er Charlie den Tauschvorschlag.

— Dieser letzte Mißerfolg lastete so schwer auf dem alten Herrn von „Belles Demoiselles“, daß seine Töchter, die den Kummer ihm auf dem Gesichte lasen, anfangen zu bereuen. Sie liebten ihren Vater zärtlich, und als sie nun sahen, daß ihre so zur Schau getragene Betrübniß ihn ernstlich quälte, unterdrückten sie ihr Geklagte, zeigten noch mehr Zärtlichkeit als früher und sagten oftmals laut, daß es keinen entzückenderen Platz gäbe, als „Belles Demoiselles“. Aber diese neue Tonart rührte den Oberst noch mehr als die andere und vertiefte nur noch sein Mißvergnügen. Dieser Mann, reich, ohne die Sorgen des Reichthums, frei von jedem wirklichen Kummer, in dessen Haus das Glück eben so heimisch war, wie der Duft in seinem Garten, faßt das Glück behutsam, wie mit überlegter Absicht, und scheidt's zur Stadt! Und dorthin konnte er doch so leicht ihm folgen — aber derselbe vornehme Instanz, weshalb „Injin Charlie“ den alten Häuserblock auch für den doppelten Preis nicht hergeben wollte, verbot ihm, irgend einen andern Platz in der Stadt zu kaufen, als den, der schon seinen Urhahnen gehört hatte!

Doch allmählich übte der Reiz der Natur und der fröhlichen Herzen um ihn herum seinen Einfluß aus, seine mürrische Laune verschwand, flackerte noch einmal auf, zu Weihnachten, und verging dann.

(Schluß folgt.)



Gefänge von Alfred Nombert.

I.

An diesem See unschweifend viele Tage,
geriet ich in die tiefe Dunkelheit
und wußte, daß mein Herz hier nichts mehr sage.
Am Stamme eines steinernen Baumes,
um den es brauste von hohen Wolken,
sah ich eine Frau sitzen.
Ein Haupt war wild und steinern, fast wie meines.
Doch an den Stellen, wo ich Augen hatte,
hatte sie keine, und dort lagen
zwei große Glanz-Thränen.

Bei diesem Weibe träumt' ich viele Tage
 — stärker als ein Schiff träumt auf dem Nacht-Meere —
 mein Haupt lag auf seinem Schoß,
 seine Brüste waren ganz bei mir,
 ich träumte von zwei großen, glänzenden Thränen,
 die Augen waren, und die Bilder sahen . . .
 Als Künen ringsum von den Schnegebirgen
 alle Meere in mein Thal herunter
 und braußen drin um meinen Flaumensaal,
 in dem ich träume und in dem ich dichte.

II.

Um mein Schlafgemach liegt eine Schlange.
 Ich schlafe; und mein Geist ist helles Mondlicht.
 Sie liegt rund um mich wie der Rahmen um ein Bild.
 Regunglos. Es schillert die glatte Haut
 in wilden Farben.
 In einer Nacht, in einer dunkel hohen,
 da öffnet' ich die Thür; und leuchtete.
 Da lag die Schlange; und der schöne Leib
 war unruhig; wie in Qual und Träumen.
 Und traumhaft hob ich die Leuchte,
 über den Leib der Schlange.
 Da drang ein Schein hinaus. Da sah ich rundum in den Tiefen
 das ganze Weltmeer grünweiß ungeheuer wogend.

Einsamer Ort im Weltenall, mein Schlafgemach.
 Es braußt in meinen Ohren die Musik.
 Und vor den Augen schweben die Bilder.
 Und meine Hand liegt auf der Welt. Sie ruht.
 Gestirn des Geistes, dort am Weltenrand
 seh' ich dich aufgeh'n, und mein dunkler Hügel
 erglänzt.

III.

<p>Sternklarheit ist im hohen Raum ent- faltet. Er schwebt über den glänzenden Rücken der Delphine, die unten meerfühl rudern</p>	<p>durch die Silbersäulen des Orion. Aus der alten Mutter-Dunkelheit berge dich herein in den Raum, dein großdunkles Geisterhaupt, lege deine Hand in diesen Glanz.</p>
---	---





Die literarische Expansion in Amerika.

Von U. von Ende.

(New York.)

Das Wort Expansion, das, seit sich Amerika in Kolonialpolitik gestürzt hat, zum Feldgeschrei der Parteien erhoben worden ist, hat neulich eine treffende Anwendung auf litterarischem Gebiet gefunden. Eine in Chicago lebende Schriftstellerin fordert nämlich als Bedingung einer gedeihlichen Entwicklung amerikanischen Schrifttums „litterarische Expansion“, was soviel bedeutet, wie Brechen mit der alten puritanischen Tradition, welche Probleme und Motive ausschließt, die der Zeitgeist in anderen Ländern in den Vordergrund litterarischer Behandlung gerückt hat. Anknüpfend an diese Bemerkung gab kein Geringerer als William Dean Howells, der der heutigen Generation freilich als veraltet erscheinende Nestor des amerikanischen Realismus, zu, daß vielleicht die Zeit gekommen sei, da die amerikanischen Autoren nicht mehr für höhere Töchter, sondern für Männer und Frauen schreiben müßten. Zugleich lenkte er die Aufmerksamkeit auf einen jungen Kalifornier, Frank Norris, der sich vor nicht langer Zeit durch eine vortreffliche Marineerzählung eingeführt, in seinem neuesten Werk aber, dem Roman „Mc Teague“, als ein würdiger Schüler Zolas erwiesen habe.

Der Schauplatz dieses Romans ist San Francisco und der Titelheld ein junger Hüne, der seine Kindheit in den Gruben zugebracht, sich von einem fahrenden Zahnarzt die gewöhnlichsten Handgriffe seiner Kunst angeeignet und sich dann in der Metropole am stillen Meer niedergelassen hat. Ein kleines Sümmdchen, welches die verstorbene Mutter zu solchem Zweck für ihn zusammengespart, ermöglicht es ihm, sein Schild herauszuhängen, und in naiver Unkenntnis der Gesetze, welche einen Kursus in der Zahnarztschule vorschreiben, fängt er an zu praktizieren. Mc Teague ist ein Prachtstück moderner Charakteristik. Er ist ein gutnütziges, dummes Tier, von rührender Anhänglichkeit für seinen Kanarienvogel und seine Ziehharmonika, aber die Bestie schlummert in ihm. Sein Freund Marcus Schouler dagegen ist der

typische schlaue Streber. Den Frauen imponiert sein aalglatteß Benehmen, den Männern sein Herumwerfen mit nationalökonomischen und anderen wissenschaftlich klingenden Phrasen. Das Ewig-Weibliche ist in Trina Sieppe vertreten, einer Kousine Schoulers, einem unbedeutenden, unwissenden Mädchen, das sich ein Nadelgeld erwirbt, indem sie für die Spielwarenfabrik ihres Onkels Noahs Arden schneht, anpinfelt und mit der Etikette „made in Germany“ beklebt. Markus Schouler hat ihr den Hof gemacht; als sich aber Mc Teague in sie verliebt, verzichtet er großmütig zu Gunsten des Freundes.

An diese drei mit kräftigen Strichen gezeichneten Gestalten, kalifornische Lokaltypen, so lebendig und eigenartig erfasst, wie es seit Bret Harte nicht wieder geschehen, reihen sich zwei Gruppen, einerseits die anderen Mitglieder der Familie Sieppe — der Vater, ein sich in militärischen Posen gefallendes, gemüthliches altes Haus, der sich seines Wohlstandes stolz bewußte Onkel Delbermann, die korpulente Mutter Trinas; andererseits die Mitbewohner des Hauses, wo Mc Teague seinem Beruf obliegt — die ehemalige Nähmannsoll Miß Vater und der alte Hundedoktor Mc Grannis, ein mit seinem Humor und trefflicher Seelenkenntnis geschildertes altes Menschenpaar, in dem ein Johannisstrieß sproßt, und die halb blödsinnige mexikanische Hausmeisterin Maria Miranda Matapa, die in ihren Wahnwandlungen stets von dem goldenen Tafelgeschirr faselt, das sie als Kind im Besitz ihrer Eltern in Zentralamerika gesehen, und das den polnisch-jüdischen Althändler Berkow reizt, sie zu heiraten. Sie alle sind mit einem von überraschendem Wirklichkeitsfinn geleiteten und mit Stimmung gesättigtem Pinsel gemalt.

Norris hat aber nicht nur von Zolas Naturalismus gelernt, sondern auch von dessen Symbolismus; das goldene Tafelgeschirr, welches Maria bei jeder Gelegenheit in überschwänglichen Worten schildert, der vergoldete Riesenzahn, den sich Mc Teague in seinen kühnsten Träumen als Aushängeschild wünscht, sie sind symbolisch zu nehmen: sie bezeichnen die Lust am Golde, die Gier nach Gold, die allmählich alle diese Menschen ergreift; denn der Fluch des Goldes ist das zwischen den Zeilen zu lesende Leitmotiv. Die fünftausend Dollars, die Trina in der Lotterie gewinnt, bringen Unheil. Das Geld führt in den drei Hauptpersonen eine tiefeingreifende Wandlung herbei. In Trina kommt der Bauerngeiz, der ihr von irgend einem Vorfahr im Blute steckt, zum Durchbruch; Marcus Schouler kann sich, seit Trina Geld hat, nicht vergeben, daß er sie dem Freunde überlassen und wird an diesem zum Ver-

räter; und in dem gutmütigen, dummen Tier Mc Teague erwacht die Bestie. Die sich daraus ergebenden Konflikte führen zu gewaltigen Katastrophen. Von packender Kraft ist das Kapitel, wo die von ihrem Manne verlassene Trina, die durch Blutvergiftung beim Anpinseln der Arken Noahs mehrere Finger eingebüßt und sich als Schenerfrau ernährt, allmählich ihr Kapital aus des Onkels Geschäft zieht, um sich in der Einsamkeit ihres Stübchens an dem Anblick der blanken Zwanzig-Dollars-Goldstücke zu ergötzen; überwältigend in seiner schwülen Spannung ist der Schluß, wo Marcus Schonler den mit dem Gelde und dem Kanarienvogel entflohenen Mc Teague in der Alkaliwüste einholt, wo sie beide dem Tode durch Verdursten verfallen sind. Es ist etwas urwüchsig Rohes, fast Sensationelles, aber durchaus nichts Unwahrscheinliches in diesem Schluß; man muß sich dabei immer kalifornische Verhältnisse denken. Der Roman bezeichnet in seiner gewaltigen Gestaltungskraft und prächtigen Stimmungsmalerei einen kolossalen Fortschritt gegen den nüchternen photographischen Realismus, in dem sich die vom alten Gleise abweichenden amerikanischen Schriftsteller bisher gefielen. Howells mag recht haben, wenn er dieses Werk als ein epochemachendes bezeichnet.

Ein anderer Roman, in dem ein neuer, kräftiger Grundton erklingt, ist „The Open Question“ von Elizabeth Robins, der aus Amerika stammenden, aber erst in England zur Anerkennung gelangten Schauspielerin, welche die Newyorker erst im vorigen Jahre in einer tiefdurchdachten Verkörperung der Hedda Gabler zu bewundern Gelegenheit hatten. Miß Robins behandelt mit bewundernswerter Kühnheit und Sicherheit ein schwieriges Problem. Haben zwei Menschen aus einer an erblicher Schwindsucht dahinsterbenden Familie das Recht, eine Verbindung einzugehen und ehe sie lebende Folgen hat, freiwillig aus dem Leben zu scheiden? Das ist die offene Frage, welche seit dem Erscheinen des Buches lebhaft und erbitterte Kontroversen hervorgerufen hat. Die Verfasserin wählt ihre Charaktere aus der südlichen Aristokratie. Die Gans sind ein altes, konservatives Geschlecht. Wie bei vielen amerikanischen Provinzler, welche an der puritanischen Tradition festhalten, kann für die Söhne von der Wahl eines künstlerischen Berufs nicht die Rede sein. Ethan Gano wird daher statt Musiker Theologe; aber er bricht doch mit der Familientradition, indem er nicht nur keine Gano heiratet, wie es in der Familie bisher zu ihrem physischen Nachteil üblich gewesen, ja, nicht einmal eine Tochter des Südens, sondern die Tochter eines Bostoner Abolitionisten. Sie stirbt

indem sie ihm ein Söhnchen schenkt, das ihre Eltern zu sich nehmen; er tritt in die südliche Armee ein und fällt. Als die Mutter durch den Krieg ihr Vermögen eingebüßt, zieht sie sich in ein kleines Städtchen in den Mittelstaaten zurück und lebt dort in stolzer Zurückgezogenheit ihren Erinnerungen. Der jüngere Sohn John heiratet eine Koufine und läßt sich in New York nieder. Die Tochter Valeria dichtet heimlich, modelliert mit großem Geschick und wagt es während eines Besuchs in New York, bei einem Bildhauer Unterricht zu nehmen. Ob dieses unziemlichen Unterfangens nach Hause zurückgerufen, verzehrt sie sich in ungestillter Sehnsucht und stirbt.

In diesem Hause, über dem die Schatten des Todes beständig schweben, begegnen sich die letzten Ganos — der von seinen wohlhabenden Großeltern in Boston erzogene junge Ethan und die nach ihrer unglücklichen Tante Valeria benannte Tochter John Ganos, der, nachdem er die Gattin verloren und, an dem Familienübel dahinsiechend, unfähig ist, seinem Berufe nachzugehen, zur Mutter zurückgekehrt ist. Ethan hat seine Studienjahre genossen, er ist in Paris gewesen, er ist Pessimist. Als der sich der physischen Degeneration der Familie unheimlich klar bewußte Dunkel mit ihm davon redet, ergiebt er sich mit einem fast cynischen Fatalismus in das ihm bevorstehende Schicksal. Anders Valeria; in ihr scheint sich nicht nur alle die unverbrauchte Energie ihrer künstlerisch beanlagten Vorfahren potenziert zu haben, sondern auch der Lebensdrang des Geschlechts noch einmal übermächtig aufzukrackern. Sie gehört nicht zu denen, die verzichten. Als der Zauber, der die Ganos von jeher zueinander zog, in den Herzen der beiden zu wirken beginnt, besiegt ihr starker Lebenswille Ethans Bedenken. Sie geloben sich, einander ein Jahr lang anzugehören und dann freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Wunderbar stimmungsvolle Kapitel enthält dieses eigenartige Buch; und von überwältigender Schönheit ist der Schluß, als sie beide in einer Nacht auf das Meer hinaussegeln. Der Roman ist ein eigenartiger Beitrag zum Triumph des Todes, der in der neueren Literatur so mannigfaltige Behandlung findet.

Ein dritter, sehr bemerkenswerter Roman ist historisch, aber durchaus modern in der Auffassung: „The Mormon Prophet“ von Lily Mc Dougal. Die Verfasserin macht den angeführten Versuch, den Charakter des Stifters der Sekte, Joseph Smith, psychopathisch zu erklären und zu rechtfertigen. Aus seinen Schriften und denen von Zeitgenossen, sowie aus Mitteilungen aus dem Munde der ältesten Bewohner des Städtchens,

wo er einst gewirkt, hat sie die Überzeugung gewonnen, daß seine Lehren keine bewußte Erfindung waren. „Es scheint mir aber,“ sagt sie in der Vorrede, „daß Smith von den automatischen Sprüngen eines starken, aber undisziplinierten Hirns getäuscht und ihnen nachgebend, in seinem hysterischen Temperament bestrahlt wurde, welches der Wahnidee stets die Selbsttäuschung zugesellt und der Selbsttäuschung den halbbewußten Betrug. In seiner Zeit war es notwendig, ein Wunder zu verwerfen oder dessen geistliche Bedeutung anzuerkennen; angenommen, seine Visionen und sein Buch hätten auf einer ehrlichen Täuschung beruht, so hatte er nur die Wahl, sich als Opfer eines Teufelspucks oder als ein Sendling des Himmels zu betrachten, und sein Optimismus gab den Ausschlag.“

Von diesem Standpunkt aus entwirft die Verfasserin ein bisher in der amerikanischen Geschichte einzig dastehendes Porträt des Mannes, dessen Lehren, wenn auch in veränderter Form, mehrere hunderttausend Anhänger zählen. Die Vielweiberei nämlich, welche heute als der Kernpunkt des Mormonismus betrachtet wird, wurde erst von seinem Nachfolger Brigham Young eingeführt. Der Sohn einer hysterischen Mutter, hatte der junge Farmer, durch die Streitigkeiten der verschiedenen religiösen Sekten verwirrt und durch den Besuch von Erweckungsversammlungen von krankhaftem Glaubenshunger erfaßt, in der Einsamkeit des Waldes zu dem Herrn gebetet, bis er in einen Halbschlaf verfiel, in welchem ihm die erste „Offenbarung“ wurde. Von dieser Zeit an beständig über Träume und Visionen grübelnd, sich nach neuen Erscheinungen dieser Art sehnend, entwickelte sich das hysterisch-visionäre Temperament des Jünglings, bis ihn die Mutter als Außerkorenen anerkannte und sich sein Ruf in der Umgegend verbreitete. Der Glaube, den andere ihm entgegenbrachten, bestränkte ihn im Glauben an sich selbst und ließ ihn seine Mission mit einem rührenden Ernst auffassen. Ihrer würdig zu sein, eignete er sich als Mann die ihm fehlenden Schulkenntnisse an, erzog sich selbst, kämpfte wider die Aufsetzungen des Fleisches und erhob sich in der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, mit der er für sein Werk eintrat, weit über die Massen, die er beherrschte, von denen er sich aber beeinflussen ließ, sobald er wähnte, daß das Heil der Kirche davon abhinge. Solcher Art war seine persönliche Entwicklung. Parallel mit dieser läuft das Wachstum der Sekte, von ihren Anfängen in New Manchester im Staate New York bis zur Überfiedlung nach Kirklund im nördlichen Ohio und zu der Glanzperiode in Nauvoo, Illinois, wo zugleich der Abfall von der ursprünglichen Lehre begann. Alle diese

Vorgänge fügen sich merkwürdig harmonisch in den Rahmen des Romans, dessen Heldin Susanna ist, die Frau des fähigsten und treuesten Jüngers des Propheten, Angel Halsey, für welche Smith eine mächtige Leidenschaft empfindet. Die seelische Entwicklung dieser Susanna von der Zeit an, da sie als blutjunges Ding vor der Strenge ihrer Baptistenverwandten zu den Mormonen flüchtet, ihre religiösen Zweifel und Kämpfe, bis sie heimlich aus Nauvoo entflieht — das alles schildert die Verfasserin mit einem tief innigen Verständnis der geheimsten Seelenregungen; auch die hysterische Mutter Smiths und sein ihn vergötterndes Weib Emmor sind prächtig herausgearbeitete Gestalten. Miss Mc Dougal geht an ihre Aufgabe mit gründlicher Quellenkenntnis und mit tiefem Ernst; aber sie ist zugleich Künstlerin und gefasst dem Pathos der Schicksale, welche sie schildert, den Zauber eines hin und wieder hellaufleuchtenden, feinen Humors zu. „The Mormon Prophet“ ist ein hochinteressantes und kulturgeschichtlich bedeutendes Werk.

Das eben erschienene nachgelassene Werk Harold Frederics, der im vorigen Herbst in London starb, „The Market-Place“, spielt leider, wie alles, was er nach seiner Übersiedlung dorthin schrieb, in England. Für die amerikanische Nationallitteratur ist dies um so mehr zu bedauern, als gerade Frederic in seinem Roman „The Damnation of Theron Ware“, der in England den Titel „Illumination“ führt, sich ungemein fähig erwies, das zeitgenössische Leben seiner Heimat mit vorurteilsfreiem Auge anzuschauen und es ohne Rücksicht auf die puritanischen Anschauungen, welche noch recht tief in einem großen Teil der Bevölkerung wurzeln, darzustellen. Das Leben eines methodistischen Predigers in einer amerikanischen Provinzstadt ist für das Verständnis des religiösen Lebens des amerikanischen Provinzlers überhaupt von einer so großen Bedeutung, daß jener Roman wohl als kulturgeschichtliches Dokument gelten kann. Frederic hätte auch das soziale Leben des Landes meisterhaft zu behandeln verstanden, wenn ihn England nicht gelockt hätte. Er hatte den Mut, wahr zu sein. Nun hat er in seinem „Market-Place“ ein Werk hinterlassen, das soziale Verhältnisse in England schildert, ein Werk, das um so mehr Aufsehen erregt, als es Dinge voraussieht, welche erst nach seinem Tode durch den Mooley-Skandal bekannt wurden.

Gleich Frederic war auch Henry James, aber beträchtlich früher, nach London übergesiedelt, wo sich mancher amerikanische Schriftsteller geistigen Elfbogenraum und einen Markt für seine Werke schaffte, ehe die amerikanischen Verleger, wie es jetzt der Fall ist, dem

modernen Geschmack Rechnung zu tragen begannen. Sein neuestes Werk „The Two Magics“ enthält eine Erzählung „The Turn of the Screw“, in der ein äußerst heikles Motiv mit unnachahmbarer Meisterschaft behandelt worden ist: der unheimliche Einfluß, den ein unnatürliches Verhältnis zu zwei Erwachsenen auf zwei Kinder ausübt, selbst nach dem Tode derjenigen, welche ihr Seelenleben vergiften. Die zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem schwankende, schwüle Stimmung ist von James mit einem Raffinement wiedergegeben, das seinesgleichen nicht so bald finden dürfte; der subtile Scharfsinn, mit dem er die Regungen dieser beiden Kinderseelen belauscht, ist einzig in seiner Art. Henry James hat sich mit diesem Buche als ein Meister ersten Ranges erwiesen.

Es giebt der Zeichen, welche die litterarische Expansion Amerikas ankündigen, noch mehr; schon die nächste Zukunft kann die Erfüllung der Hoffnungen bringen, welche sie erwecken. Auf dem Gebiete der Novellistik ist sie bereits Thatsache geworden; Drama und Lyrik werden folgen.



Venetianer Kunstgedrücke.

(Dritte internationale Ausstellung.)

„Schön, aber sichtbar modern!“ möchte man beim Anblick der Venetianer Ausstellung ausrufen. Doch das Moderne, ja, Hypermoderne, ist ja jetzt in Kunst und Industrie durch die alles revolutionierende Sezession-Richtung en vogue und macht sich denn auch in der Lagunenstadt breit, wo eben, zum drittenmal, die zur bleibenden Erinnerung der silbernen Hochzeit des Königspaares am 17. April 1894 gestiftete internationale Ausstellung tagt.

Es sind da Bilder zu sehen, die einen davonjagen könnten, wenn sie nicht gerade mit Ostentation so gemalt und so konzipiert wären, um den Beschauer davor zu fesseln. Während die Force der antiken Kunst darin bestand, daß die leitende Idee des Künstlers klar zu Tage trat und selbst dem Laien sofort einleuchtete, sieht man nun gar oft vor Rätseln, die schier unlösbar scheinen.

Dies gilt in erster Linie für das sonderbare Bild „La notte“ (die Nacht) von J. Solder. Es zieht aller Augen in der großen internationalen Sala D an, doch interpretieren lassen sich diese schlafenden Menschen beider Geschlechter nicht am besten. Auf der Mittelfigur der mehr enthältnen als verhüllten Gestalten lauert ein in düsteres Schwarz verhülltes Etwas, das man wohl als Verkörperung des Alpdrückens deuten könnte, wenn der Mann, den es zu erdrücken scheint und dessen Augen entsehungsharr das Schreckgespenst anstieren, sich nicht zugleich mit beiden Händen daran klammern würde, anstatt das schwarze Ungeheuer hinwegzustoßen.

Dieser Widerspruch in Ausdruck und Aktian kommt den zunächst plagierten Gemälden ungemein zu statten und gipfelt besonders in dem heiter und erquickend wirkenden Bilde: „Veudommia tolla bassa Austria“ (Weinlese in Niederösterreich) von Alexander Galk. Es ist Leben und Bewegung in dem anmutigen, farbenreichen Bingergemälde, das sowohl landschaftliche Reize als naturgetreue Gestalten aufweist.

Zu den mythischen Bildern gehört auch die einsame Frauengestalt, die Andreas Raegels „Calipso“ nennt und die am Waldesraume angelehntes fließender Wasser zusammengebrochen. Es bleibt fraglich, ob der Maler die Calypso der antiken Mythie ver sinnbildlichen wollte oder eine Selbstmörderin. Gewiß ist nur, daß der grell-rote Raak des in Schmerz versunkenen Weibes, sowohl dem schiffbrüchigen Ulysses als einem Schutzmann als Wegweiser dienen könnte. Um so mehr als das perspektivisch herrlich wirkende Landschaftsbild durch und durch in das beliebte Waschlilaue moderner Sezession-Farben getränkt ist.

Wohlthätig und keinerlei Kapserbrechen verursachend ist das Bild „Duo pescatori“ von Michael Kucher. Was die beiden wettergeplagten Fischer mit den markigen und dennoch gutmütigen Zügen vorstellen, sieht und erkennt man auf den ersten Blick. — Das herrliche Schiffsbild: „Giganti moderni“ von Karl Lacher, bedarf gleichfalls keiner Räthselösung, da die prächtigen Kammkreuzer mit ihrer stolzen Takelage, ihren eisernen Türmen und dräuenden Kanonen, sofort als moderne Riesen erkannt werden. Die maritimen Details sind ungemein sorgfältig und sachgemäß gemalt, was nicht jedem Seestück nachgerühmt werden kann.

Ein farben- und figurenreiches Parabestück ist das große Gemälde: „Allo soglio della City“ von J. Solomon. Dieser Darstellung des pompastischen, am 22. Juni 1897 erfolgten Einzuges des Erdmagars von London wird große Parität-treue der Haupt- und Nebenfiguren nachgerühmt. — Als Tierstück kann die Fuchsjagd von Bruno Andreas Viliefar s hervorgehoben werden.

Die great attraction der Ausstellung ist der in raffiniert-gedämpfem Halblicht gehaltene Lenbach-Saal. Über die Bilder falsch gattibegnadenen Künstlers läßt sich wohl nichts sagen, als: einzig!

Das bewundernde Publikum schwankt denn auch nur in der Wahl des aller-schönsten Gemäldes, wobei Geschmack und Sympathie, ja vielleicht auch die jetzt überall in den Vordergrund tretende Nationalität in die Waagschale fällt. Ein Lieblingsbild ist des tiefbetraurten Kaiser Friedrich III. wahlgetroffenes Porträt, das die wie für die Ewigkeit geschaffene und dennoch so bald vom grauen Tod gefällte Sänengehalt in überwältigender Naturtreue wiedergiebt. Daneben glänzen die berühmten Gelehrten: Theodor Mommsen und Rudolf Virchow. Das Porträt der allseits gefeierten Tragödin Eleonora Duse interessiert unendlich, ebenso wie das Selbstporträt des Künstlers. Das seiner schönen Gattin entzückt, aber geradezu herrlich sind auch die minder auffälligen und neben den Bildern bekannter Berühmtheiten fast verschwindenden Pastell-Bildnisse eines lieblichen Knabenkopfes.

Ein Saal, den man mit doppelter Andacht betritt und beschaut, ist die Sala B, die den Namen des in jungen Jahren und in der Vollkraft seiner großen Kunst verstorbenen Venetianer Malers Giacomo Favretta gewidmet ist.

Aus königlichem Besitze, aus den ersten Gallerien der Großstädte und den

vornehmsten Privatkreisen, sind die verschiedenen, meist auch preisgekrönten Bilder des im Juni 1887 ganz plötzlich dem Vaterlande, dem Ruhm und der ihn tief betrauernden Stadt Venedig entrissenen Künstlers entliehen worden, um sein Andenken zu ehren und lebendig zu erhalten. „Il Traghetto della Maddalena“ gehört zu den größten und schönsten Schöpfungen des Künstlers, der auch in seinem „Al Liston“ ein unvergleichlich schönes, altvenetianisches Sittenbild geschaffen. All diese prächtig charakterisierten Gestalten, die da in vollem Staate vor der Sansovino-Loggia auf dem Markusplatz promenieren, meint man sprechen und schäkern zu hören, so naturgetreu tritt dem Beschauer das herrliche Gemälde entgegen. Die feinste Charakteristik in der Auffassung und Ausführung ist überhaupt allen Bildern des verstorbenen Meisters eigen, und man müßte alle, sogar die unvollendeten, nennen, um sein Können vollaus zu ehren. Doch ist es überflüssig, auf diesen Saal besonders aufmerksam zu machen; denn die hehre Kunst, die darin herrscht, bringt sich selbst zur Geltung.

Als würdiger Schüler Favretto's präsentiert sich Milefi in seinem Gemälde „Sospici“. Das arme Weib aus dem Volke, das da so trostlos neben ihren ahnungslosen Kindern am Geländer des Ponto della paglia lehnt und ihre Blicke anscheinend ins Leere, doch offenbar gegen die Mauern des daneben aufragenden Kerkers richtet, spricht eine stumme und dennoch so berebte Sprache, daß man einen ganzen Roman aus dem Seufzer-Bilde herauszulesen vermag. Der Erfolg des Bildes war ein so großer, daß es bereits in der Eröffnungsstunde der Ausstellung angekauft wurde. Triumphe feiert Milefi auch mit seinen Porträts, besonders wird das lebensgroße Konterfei des so rasch berühmt gewordenen Oratorien-Komponisten, Don Lorenzo Perosi, bewundert. Von den Italienern, die überhaupt sehr gut vertreten sind, obgleich stars wie Segantini u. a. fehlen, ist vieles hervorzuhelien. Darunter das für die Rationalgalerie angekaufte Gemälde: „Partenza mattutina“ von Luigi Selvatico. Der im frühen Schein des aufbrechenden Morgens menschenleere Perron, den nur eine einsame Frauengestalt besetzt, ist höchst naturgetreu dargestellt. Die Lichteffete, speziell die durch einen grünen Schirm gedämpften Strahlen der Schalter-Lampe, sind außerordentlich gut ausgeführt. — De Stefani glänzt auch dies Jahr mit seinen prächtigen Porträts und mit einer tanzenben Nymphe, deren Flammenhaar an den großen Ähn venetianischer Kunst, an Tizian gemahnt. — Guglielmo Ciarli, Italo Brah, Sartorelli Veruda, Fragiacomo Blaas, Kotta mit seinem wundersamen Ruinenbilde: sie alle stellen durchweg bemerkenswerte Bilder aus; doch die italienischen Löwen der Ausstellung sind: Paolo Francesco Michetti und Aristide Sartorio. Sich für die beiden „Riesenschwarten“ zu begeistern, die letzterer, nebst ungemein wertvollen kleinen Bildern, ausstellt, ist nicht jedermanns Sache, wiewohl dem Schöpfer bereits der erste Preis sub rosa zugesprochen wird. Doch was dem Maler gebührt, kann ja vom Bilde getrennt werden; denn Geschmack an den Sujets der Kolossalgemälde zu finden, (die Diana von Ephesus mit ihren hundertfachen Brüsten hat die Rationalgalerie in Rom angekauft), ist, vom ästhetischen Standpunkt betrachtet, etwas schwer. Hingegen sind die Bilder und Skizzen Michetti's — meist Aquarelle und Tempera — großartig. „Processione di sanicoulli“, „L'addio“, mehrere Tierstücke, darunter ein Hundekopf „Fida“, und selbst die nur hingeschmierten, roete alla prima gemalten Bilder, vertreten insgesamt die Hand des fleißigsten Meisters.

In der belgischen Abteilung wird: „L'enigma“ (das Rätsel) von Jef Leempoels mit Recht angefaunt. Der Künstler versinnbildlicht das Rätsel als Weib. Ein schöneres Antlitz und eine schönere Frauengestalt kann man sich gar nicht denken, aber stellenweise ist dies Rätsel allzu — offenbar. Auch weiß man nicht recht, ob der Hintergrund des idealen Hauptes als Heiligenschein oder Wandteppich zu betrachten ist: gewiß ist nur, daß diese Partie des Bildes virtuos gemalt ist und in magischem Lichteffekt erstrahlt. — Pierre-Jacques Diezè rührt die Herzen mit einem großen Bilde: „Pro Sohoia“, das die gemeinschaftliche Mahlzeit einer Kinderschule darstellt. Die „Mangen“ sind denn auch entzückend gemalt, allein die Suppen-Schüsseln sind mitunter verhältnismäßig größer als die Kinder. — Ein sonderbares Bild ist das Aquarell von Knopff, der eine Nachteule mit Frauenkopf als Medusa darstellt; doch die Medusenhaupt ist nicht das entsegennerregende der Mythologie, sondern pikant und interessant.

Die Sala O, in der Frankreichs Kunst thronet, sesselt durch sehr originelle, allein auch höchst manierierte Bilder. „Sotto la luna“, von Henri Eugène Le Sidaner, zeigt sechs verschwommene Frauengestalten, die im sahlen Mondenschein einen Weigentanz auszuführen scheinen. — Clément Marcel's „Billard-Saal“ ist der Wirklichkeit täuschend abgelauscht. Minder getren ist hoffentlich das Porträt der berühmten Hélène des Theater Français; denn Paul Albert Besnard, der ihr rosa Atlaskleid wunderbar gemalt, hat ihren Zügen wenig Anziehendes verliehen. Ein herrliches Frauenbild ist „Giovanna in rossa“ von Jules Pesebvre.

Spanien ist nur mit wenigen Bildern in der Sala R. repräsentiert; doch wiegen sie die Quantität auf, da Veulliere darunter glänzt. — Die Deutschen sind durch erste Kräfte wie Leibl mit seinem „Guardabocchi“ (Waldbüter), Liebermann u. a. vertreten. Dettmann's „Noi pareo dell' Orfanotrofio“ gehört zu den besten Bildern der Sala F. — Die Porträts von Herbert Bismarck und Adolf Menzel, leider nur als Konterfei vertreten — die Max Roneer ausstellt, sind prächtig, ebenso in der österreichisch-ungarischen Saalecke das entzückende Bild der Fürstin von Katibor, welches der jetzt so beliebte Maler Laizid mit all' den bekannten Vorzügen ausgestattet, die seinem Pinsel eigen. In puncto Porträt dürfen in der dänischen Sala G. die ausgezeichneten, Leben atmenden Bildnisse von Bertha Wegmann nicht vergessen werden. Ebenso lobenswert ist Krogers Porträt des Dichters Folger Drachmann. Um die Richtung seiner Muse, welche das Meer so unendlich verherrlicht, zu charakterisieren, ist der Poet am Uferstrand, an einem Boot-Schnabel lehrend, dargestellt, während im Hintergrund des in leuchtenden Farben gehaltenen Bildes, die gleißende See sich ausdehnt. — Holland ist mit ebenso guten als schönen Bildern vertreten. Nicht minder Schottland und England. Man braucht nur John Lavery und Alma Tadema als Beleg zu nennen; doch reihen sich den Bildern dieser bekannten Meister auch andere würdige Kunstwerke an. Ebenso in der amerikanischen Abteilung, in welcher unter dem Titel: „Quando cadmo lo foglio“ George Henry Boughton eine dunkel drapierte Frauengestalt als Allegorie der fallenden Blätter darstellt. Blick und Ausdruck der feinen Züge sind schwermutvoll angehaucht, wie der düstere Herbst, der an Blättern und Blüten rüttelt.

Die Plastik ist spärlich wie immer vertreten; diesmal jedoch noch geringer denn andere Jahre. Auch fehlen die gewohnten imponierenden Kolossal-Gruppen von Urbano Ronzo, der nur zwei kleine, wenn auch den großen Künstler kenn-

zeichnende Arbeiten in der internationalen Sala N. ausstellt. Darin findet sich auch die Perle der Plastik, die in parischem Marmor ausgeführt, idealistisch-schöne weibliche Büste: „Sogno di primavera“ (Frühlingstraum) von Pietro Canonica. Das Kunstwerk wurde für das Museum Revoltella in Triest angekauft. — Gisariello ist mit mehreren Porträtbüsten, darunter mit der Arnold Böcklins, vertreten, welchen der Künstler groß wie sein Auf und wohl auch wie seine echte Schweizer Kraftfigur, modelliert hat. — Zeraze hat am reichhaltigsten ausgestellt. Seine Marmorbüsten sind herrlich, ebenso das Porträtmedaillon des berühmten italienischen Poeten Enrico Panzacchi. — Der Meister belgischer Plastik Konstantin Meunier glänzt mit zwei wundernetten Statuetten und einer rührenden Mater dolorosa. In der internationalen Sala D. sind die Gypsgruppen „Salvo!“ (eine Mutter, die ihr gereitetes Kind beseligt ans Herz drückt) von Romagnoli und die Entwurfs zu einem Dante-Denkmal bemerkenswert. Originell ist Gabriels „Sirena“, welche die Nudität der Antike zeigt, doch die moderne Welt-dame verfinnbildlicht, die ihre Zigarette in nonchalant-sitzender Pose raucht. Der Ausstellung liehen sich noch viele Details nachrühmen, da besonders unter den kleinen Aquarellen und unansehnlicheren Skizzen die mitunter einen Max Klinger, Rudolf Klotz und andere Meister als Schöpfer aufweisen, viel Schönes zu sehen ist. Alle Details überragt jedoch der Totaleindruck der prächtig arrangierten Ausstellung, welche gestrenge Kritiker als die beste der vielen europäischen Ausstellungen des letzten Jahrzehnts bezeichnen. Und darauf können die Venetianer und ihr verdienstvoller Conto Sindaco: Filippo Grimani, mit Recht stolz sein!

Görz.

Paul Maria Lacrova.



Kritik.

Der Lyriker M. G. Conrad.

Mit dem Freudensruf: „Die Sonne! Die Sonne!“ läßt Ibsen in den „Gespenstern“ den Idioten Oswald, dessen Verkörperung einer absterbenden, verkommenen Gesellschaft, noch im Hinausgehen das aufgehende Gestirn wie die Verheißung einer neuen, herrlichen Lichtwelt begrüßen. So weiß der echte Dichter selbst bei Darstellung der schauerlichsten Momente des Lebens noch seine große, lichtbringende Natur zu bewäh-

ren! Man sehe sich daneben heute die sogenannten objektiven Schilderer des Lebens, die Lieblinge einer sich in den heutigen Zuständen gefallenden Gesellschaft an und man wird begreifen, warum alle Sonnensucher und Sonnenfinder so schwere und lange Kämpfe zu bestehen haben, ehe sie zu irgendwelcher Besehung kommen. Nur der Überdruß an der ewigen „Objektivität“ könnte doch vielleicht das deutsche Literaturpublikum veranlassen, sich endlich einmal wieder

nach Dichternaturen umzusehen, die bei aller Schärfe der Welteinsicht doch auch die Kraft haben, über die Gegenwart hinauszubauen, und die in ihrem Inneren längst schon das Glend des Tages überwunden haben.

Und solche Naturen in einer Zeit überreicher Litteraturbethätigung noch in ungetrühter Frische und Schaffensfreudigkeit anzutreffen, wird auch das Volk nach der Wasserfuppentrost der „objektiven“ Litteraturfüche wieder froh und bereit zu neuen Thaten stimmen. Vor allen sind es besonders M. G. Conrad und R. Weibiren, die sich bis heute noch nicht — um mit dem Verlegenheitsausdruck des Philisters zu reden — „geläutert“ haben, sondern die so urwüchsig und kraftvoll geblieben sind, wie am Tage ihres ersten Auftretens. Der eine scheint allerdings, da er sich jetzt mehr auf geschichtlichem Gebiete bewegt, seine innere und äußere Erfahrungswelt erschöpft zu haben (doch kann auch hier der Schein trügen!), die reiche Natur des anderen aber hat sich bis jetzt unerschöpft erwiesen, ihr entsprang erst heute wieder ein originelles Werk vollwertigster Art. Gerade das neueste Buch M. G. Conrads „Salvo Regina“ (Berlin, Schuster & Boehmer) läßt vielleicht die echte, unverfälscht gebliebene, wahrhaftige Natur dieses Dichters am besten erkennen und breitet somit auch über dessen frühere Werke einen neuen Glanz. Die Sonne, die der Dichter hier mit begeistertsten Lobliedern besingt, hat das gesamte Schaffen Conrads durchdrungen; etwas von ihr hat er seit seiner Jugend im Herzen und zu ihr zog es ihn immer wieder hin. Nicht zu bringen in den dunklen Wäldern der Zeit hat seine kritische Thätigkeit allzeit erstrebt, dem Leben mit selbstschöpferischer Macht neue Werte und Schönheit abzugewinnen, ist das Ziel seiner Romane und Novellen, und in schalkhafter Ausgelassenheit die

Welt einmal auf den Kopf zu stellen, um dabei die sonnenlose, lichtscheue Schlammbeißersippe unter die Erde zu bannen, der Spaß seiner letzten humoristisch-phantastischen Roman-Improvisation. Dem hellleuchtenden Letztgefiten seines Lebens und Schaffens: der Königin Sonne selbst bringt nun der Dichter mit seinem neuesten Werke „Salvo Regina“ eine leidenschaftliche Huldigung in Liedern dar. Es ist die Empfindungswelt eines großen, reichen Herzens, die sich hier in klangvollen Versen ausströmt. Ein seines Sprachgefühl, das vielen unserer neuesten Dichter bei ihrem Abschreiben miserabler, nordischer Dialekte immer mehr abhanden kommt, läßt Conrad den größten Teil seiner Gedichte zu hoher, künstlerischer Schönheit bringen, und wenn er den Dialekt seiner fränkischen Heimat anschlügt, weiß er ihm auch warme Herzenslaute oder humorvolle Flüge abzugewinnen. Seiner ländlichen Heimat ver dankt Conrad seine Liebe zur Sonne, denn von ihr sah er das Wohl und Wehe der Landleute abhängig, und ihr Licht verklärte die stille, heimliche Welt seines Elternhauses.

Seine Heimat ist dem Dichter noch heute sein Sonnenreich, dorthin flüchtet er sich gar oft aus den Wirrsalen unseres heutigen Kulturmenschtums, sich in der alten Sonnenkraft neu zu stärken. In seinem Heimatsort, dem fränkischen Dorfe Gnobstadt (Gnadenstadt) bei Würzburg lebt noch heute sein achtzig Jahre alter Vater, und verstarb erst vor einigen Monaten seine Mutter. Seine Eltern preist der Dichter in ihrer unverfälschten Bauernart wie die Erzeuger eines stärkeren Geschlechts. Die leidenschaftliche Liebe zu seiner Mutter spricht aus ergreifenden Liedern, von denen das zu Herzen gehende Dialektgedicht „Mara Mutter“ längst bekannt geworden ist. Seinem Vater widmet Conrad ein in prächtig heißen Farben gehaltenes

Gedicht. Als eine Perle der Sammlung sei es hier vollständig wiedergegeben:

Der Säemann.

Immer seh' ich dich so, mein Vater,
zu jeder Zeit des Jahres, so oft ich dein gedente:
Nix Säemann.

Und deine Söhne, groß und schlank wie du,
ganz dein verlässiges Bild,
barhäuptig und barsch
am Pflug.

Ein bester Acker,
aus der Mulde, die so windstill,
nach der Höhe, luftig bewegt.

Lang am Mohl bin
dunkle Eichen und heße Eichen.
Und milde Federnosen am Rain
in runden Büscheln,
an den Dornen Wollen-Frischchen.

Die frisch gebrochenen Furchen braun
und dampfend im herben, würzigen Frühwind.
Winter uns stolzierend
der schwarz glänzende Kote,
emsig im Spähen nach des Fingertlings feinem Wurm.
Weiße Wolken

als träumende Schäfchen
hingelehend am hohen Himmel.

Du in langen Schritten grabaus,
fröhlich atmend,
das Auge heiß und fest.

Auckackens aus dem Wald:
Du blüchst uns an und lächelst schalkhaft.
Wie klopfen dreimal an die Tische.

Run güteß du um den Welt
den grauen, Eternschweren Samenjad.
Der rechte Arm,
naht die zum Eilenbogen,
mit kullerndem Ärmel,
geht im Schwung mit dem Schritt.
Aus der Hand fliegen tausend im Wogen
die Ädner, sorglich erlesen,
glatt und pean und glänzend in Reinkrost.
Stillschädlig,
wie in verhaltener Luft,
empfangt sie die Erde und zicki sie ein
in den harreuden Schoß
Dampsel um Dampsel.

Immer seh' ich dich so, mein Vater,
als Säemann.

Immer so im festen Schritt
über den felschgrünigten, dampfenden Acker hin,
wie oon heimlicher Muff
aus der Tiefe der Erde begleitet,
von segnenden Winden umlungen
aus des Himmels leuchtender Höhe.

Und deine Söhne alle, emsig wie du,
was auch sonst ihrer Hamterung,
immer wieder am Pflug,
bespannt mit jungen Eternen, gelben und weisen,
weit leuchtend über die Felder hin.

Und aus der Ferne
hör' ich den Ruf der Mitter, fleh und frohlich:
„Wie seib Ihr flehlig heute!“
Dann erscheint sie,
die Hand schirmend über die leuchtenden Augen,
die seine Gestalt umkloffen von goldenem Licht:
„Längst ist vorüber der Mittag,
habt Ihr nicht Lulen gehdet?
Kommt jetzt, der Tisch ist bereitet,
Einkensuppe gleeß und Spöhl!“

Und wir wischen uns den Schweiß von der Stirn:
„Gleich, Mutter, gleich.
Wir sind hungrieg wie Wölfe.“

„Woi sei Dank,“ sagst du, Vater,
„wir haben das Unfrige gethan.
Run schen' uns der Himmel gut Wetter
zu Wachstum und Ernte.“

Immer seh' ich uns so, ganz beulich,
und hör' jedes Wort
von dir und der seligen Mutter.
So lange it's her, so lange, so lange.
Und immer noch schwinnt uns das Herz
in Doffnung künftiger Ernten.

Für Conrad ist der Bauer kein Objekt zu sozialkritischer Darstellung oder zur Entdeckung originell komischer Seiten, sondern er ist ihm das Vorbild für ein gesundes, kraftvolles Leben. Von einem immer innigeren Verhältnis zur Natur erhofft er eine Wiedergeburt der Menschheit zu einem Leben in neuer Kraft und Schönheit und edler, fröhlicher Gemeinschaft. Dadurch erhält Conrads ländliche Lyrik selbst etwas Gefundes, Herz-erfreuendes, das in unserer Zeit pessimistischer Schwarzseherei um so erfrischtender wirkt.

Außer den Liedern, die Conrad seiner fränkischen Heimat gegeben, enthält die Sammlung noch viel der verschiedenartigsten poetischen Schöpfungen eines wohl im kraftvollen Boden der Natur wurzelnden, doch zu seltenen Geistes-höhen aufsteigenden Dichters, ich denke dabei z. B. an Gedichte wie „Geisterstimme“, „Traum“. Eine Reihe von

Liebesliedern sind von elementarer, leidenschaftlicher Empfindung durchglutet, andere in eigenartig graziosen Wendungen gehalten, ohne sich jedoch in leerem Reimgeltingel oder geistreichendem Pointieren zu verlieren. Aber auch all den übrigen Liedern des Dichters, die lauten Streit in Kunst und Leben widerhallen, ist der Charakter einer echten, ehrlichen und in heißen Lebenskämpfen sich treu gebliebenen Natur ausgeprägt, einer Natur, aus deren Herzen die Sonne nie geschwunden ist und die nun Liebe und Wärme von neuem reich zu spenden vermag.

Max Desez.

Lyrik.

G. Christomanos, Orphische Lieder mit Zeichnungen von Heinrich Vessler. Wien, Carl Konegen. 2. Aufl. Schm. 8°.

Ein Aushug jener höchsten lyrischen Poesien aller Zeiten, Pindars, der Sappho, des Meleagros auch und des Theokritos strömt aus diesen Orphischen Liedern des jungen Griechen hervor, eine Leidenschaft der Schönheitsempfindung und ein Bedürfnis künstlerischer Ausgestaltung, wie nur wenige Künstler unserer Tage zu besitzen sich rühmen könnten. Jener schwärmerische erste Gesang „Zeus ist Schönheit“ umfaßt alles Bittern der Seele vor ihren festigsten Wunden, wie der Mensch, aus „aller Blumen Düften“ geboren, „in aller Seen spiegeln — in aller Winde wehen — in aller Wellen wallen“ — ruft: wie Schönheit „kosmischer Odem — einzige un-ermehliche Seele — Weltenseele — all-gebäuerin“ und wie Menschengedanken nur erlöste Weltlichkeit sind. „Von den Träumen der Bäume“, „Von der Trauer des Mondes“, „Von dem Sehnen des Meeres“, „Von der Liebe der Menschen“ — das sind die aus einer strahlenden Schönheitsallmacht geborenen Gesänge seiner Sy-

ring, die so süß tönt, wenn die kleine Leukia darauf spielt.

Der Wert dieser freien Rhythmen besteht vor allem in der Stimmungsfülle, die sie auszukönnen vermögen, in der Leuchtkraft ihrer phantastischen Momente. Jedes Wort ist in gewissem Sinne neu an seiner Stelle und redet eigene — orphische — Sprache. In dieser Hinsicht erwecken diese Gesänge die wunderbarste Erinnerung an jenen einzigen Pindar, dessen Pöde und Gewalt der Diction und des Gehaltes noch heute alles überragen, was durch die Zeiten gegangen ist, und der, als ein strahlendes Symbol des Tiefsten und Verehrungswürdigsten, alle unsere Sinne zu Furcht und Schönheit führend, auch unserer Zeit nicht mehr fern steht.

In weiterem Sinne ist Constantin Christomanos eine völlig moderne Natur, auch seine Poesie ist durch die Schule der modernen deutschen und französischen Lyrik gegangen. Nicht als ob das ein Tadel sein sollte! Dies wesentlich moderne Moment steckt in dem zehrenden Ausdruck der Sehnsucht, in der Psychologie dieser Dichtungen, die jener einfacheren der Alten sich nicht vergleichen läßt. — Die Ausstattung des Büchleins zeigt von großem Stilgefühl, Heinrich Vesslers Zeichnungen entzücken mich; es ist unfählich viel seine und feinste Stimmung in ihnen, sie leben im Werk. Und das ist das Höchste, was man vom Buchschmuck sagen kann.

Otto Reuter.

Gedichte von Karl Busse. Vierte Auflage. Stuttgart 1899. K. G. Liebeskind. —

Man hat vor mehreren Jahren einmal auf Karl Busse große Hoffnungen gesetzt. Ungewöhnlich früh schrieb er Verse von großer Glätte, Leichtigkeit und von gelegentlichem Wohlklang, denen eine zwar nicht originale, doch einheitliche Stimmung anhaftete; tieferes

Empfinden fehlte allerdings gänzlich, aber das war durch die Jugend des Verfassers entschuldigt. — Heute liegen diese selben Gedichte, die ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt machten, in 4. Auflage vor uns. Und was hat uns Bussi sonst gegeben? Wie haben sich diese Hoffnungen erfüllt? Er schrieb Unterhaltungsrromane und -Novellen; auch Gedichte, die den kleinen Kreis von Empfindungen seiner ersten Gedichte variieren, und in denen sein lyrischer Stil verlandet; außerdem aber schrieb Bussi zahlreiche Essays und litterarhistorische Studien, deren Standpunkt oft ansehbar ist, die aber, auf gründlichen Studien beruhend und interessant durchgeführt, ihm auf dem litterarhistorischen Gebiet Beachtung sichern. Als Dichter erscheint er heute als der Typus der frühreifen Begabungen, die — um ein altes Wort zu gebrauchen — eine große Zukunft hinter sich haben. Denn diese Gedichte, die bei Backfischen und anderen kunstfeindlichen Elementen ihren Erfolg gemacht haben, kamen für die Litteratur doch wirklich nur als Hoffnungen in Betracht. Und heute weiß man, daß es unerfüllte Hoffnungen sind. Dieses Bewußtsein und das Bedauern, mit dem es verbunden, läßt uns diese vierte Auflage mit weniger Genuß lesen, als wir die erste lasen, und vielleicht stört es uns auch die reine Freude an den wenigen wirklich schönen Gedichten in diesem Buche.

Wilhelm von Scholz.

Dramen.

Dogenglück. Tragödie in fünf Aufzügen von Herbert Gulenberg. Verlag von Jos. Sassenbach, Berlin-Paris. 168 S.

Herbert Gulenberg giebt schwerstes Tragödien-Kaliber. Mit der vollen Überzeugungskraft des begabten Anfängers. Ob der Größe der Absicht und des Vor-

wurfs auch das Maß des künstlerischen Könnens entspricht? Die Frage ist nach der einfachen Lektüre des Buches nicht leicht zu entscheiden. Das letzte Wort ist erst nach Verlebendigung der machtvollen Dichtung durch eine gute Bühnen-darstellung möglich. Und eine gute Darstellung des ganzen Buches ist unter den heutigen Verhältnissen kaum zu erwarten. Gulenberg verlangt mehr, als die Schauspieler leisten können. Und auch das Publikum dürfte versagen. Es ist ein Renaissance-Drama so eigener Art, daß ihm nur die wichtigste Renaissance-Welt gerecht werden könnte, aber nicht unsere engbrüstige Menschheit von heute mit ihrem polizellisch gehüteten Bildungspöhlisterium. So lange das Stück nur als Lesebuch vorliegt, wäre es unnütz, dem Dichter mit bühnentechnischen Bedenken die Freude an seiner Arbeit zu verderben. Vielleicht ließe er auch die Bedenken gar nicht gelten. Sagte ich ihm z. B., daß ich seinen Dialog in der vorliegenden Form überhaupt nicht für bühnensprechbar halte, so würde er wohl überlegen lächelnd erwidern: „Da läßt sich doch mit einigen Streichungen und Kürzungen helfen!“ Und er würde sich schwerlich überzeugen lassen, daß die Herbeiführung eines strafferen Dialoges auf diesem Wege die Natur seiner Dichtung vergewaltigen und eine Menge stilistischer Schönheiten zerstören müßte. Außer Wilhelm Weigands Renaissance-Dramen wüßte ich kein neueres Werk, das so durch Stilleinheit imponierte wie Gulenbergs „Dogenglück“. Die übermenschliche Befähigung und Geweihtigkeit seiner Menschen ist nichts Zufälliges, sie gehört zu ihrem Wesen, wie es aus der Phantasie des Dichters geboren. Sie harmoniert auch mit der eigenartigen Technik, die der Dichter sicherlich unter einem unbewußt wirkenden Zwang seines gestaltenden Intellekts handhabt, um an der Fallieri-Geschichte das modern

empfundene Problem der freien Liebe auszubauen. Das alles soll seinen versteckten Tadel enthalten. Das Werk hat mein volles Interesse, wenn auch nicht meinen vollen Beifall. Seine blendende Jugendllichkeit entzückt mich wie seine naive Selbstsicherheit. Eulenberg möge sich beeilen, uns mit einem neuen Werk weitere Aufschlüsse über seine ungewöhnliche Künstlernatur zu bieten.

M. G. Conrad.

Georg Fuchs.

III Eulenspiegel. Komödie in 5 Aufzügen. Eugen Diederichs, Leipzig.

Wir haben uns seit einer Reihe von Jahren daran gewöhnt, unter Komödie ein Stück für die Bühne umgestalteter Wirklichkeit zu verstehen, das mit dem freudlosen Lachen bitterer Selbstironie einen Widerhall in den Herzen der andern zu wecken sucht. Die moderne Komödie ist ein *circulus vitiosus*; sie weiß nicht hinaus in freie Formen und nicht hinaus nach sonnigen Höhen. Die Dichter des „Wiederpelzes“, der „Fahnenweihe“ zeigen uns in dem Harrenspiegel ihrer Kunst ein Stück modernen Lebens in seiner traurigsten Lächerlichkeit und rufen uns zu: „Das ist Euer Welt!“ Aber sie zeigen uns nicht: „So sollte, so könnte sie sein!“ So absonderlich es klingen mag: Die Komödie ist für uns das dichterische Ausdrucksmittel der Weltverneinung geworden. Mit anderen Worten: Wir haben gar keine Komödie, sondern nur eine Tragikomödie. Unserer zeitgenössischen Dramatik mangelt der Humor, der sieghafte, befreiende Humor lachender Zukunftsfreude. Denn das allein ist Humor. Und seiner Kraft bedurfte es, um den Ur-Schelm Eulenspiegel, von dessen Streichen uns in alten Mären erzählt ist, vor uns und vor allem für uns wieder lebendig werden

zu lassen, wie es Georg Fuchs, ein Vorkämpfer des neuen deutschen Kunstgewerbes, in seiner kürzlich erschienenen Komödie gethan hat. Trotzdem kann sein „III Eulenspiegel“ noch nicht als Erfüllung gelten. Denn bei voller Anerkennung der großen dichterischen Schönheiten: als Drama ist das Werk nicht einwandfrei. Der Held der Komödie, Eulenspiegel, wird von dem Dichter zum Symbol der frei sich bethätigenden Lebens-, oder besser: Schaffenskraft gestaltet.

„Ich bin der Hört des unverlässlichen Lebens.“ Diese Neubelebung der alten Eulenspiegellieder ist ein prachtvoller Gedanke. Schade nur, daß die Gestalt des närrischen Schalks dadurch gerade zum Helden untauglich wird. Ein umgekehrter Mephistopheles, ein Geist der Besjahung, stellt auch Eulenspiegel uns einen „Teil von jener Kraft“ dar. Und wie Mephisto nur mit Faust zusammen ein Ganzes ergiebt, kann auch er nicht als ein Vollmensch und mithin nicht als Held gedacht werden. Das hätte der Dramatiker Fuchs nicht übersehen dürfen. Vor einigen Jahren veröffentlichte der junge elsässische Poet Friz Lienhard ein Eulenspiegeldrama. So wenig dieses Stück dichterisch an das Werk von Fuchs heranreicht, bei all seinen technischen Mängeln ist es dennoch sicherlich als Ganzes dramatischer gedacht. Lienhard zeigt uns heute seinen Eulenspiegel als einen Menschen, dessen genial-verwirrter Idealismus im Kampf mit der Dummheit und der Schlechtigkeit der Welt Schiffbruch leidet. Lienhards Held ist ein Eulenspiegel aus Weltverachtung. Er lebt sein Schicksal. Bei Fuchs bildet er zwar auch den Mittelpunkt, die Triebfeder der Handlung — aber er bleibt dabei ewig sich selbst gleich, und kann sich nicht entwickeln. Wie Stoff und Anlage, so verschiedenartig sind auch die Mittel, mit

denen die beiden Dichter zu Werke gehen. Hier wie dort hebt sich die Handlung von einem etwas verschwommenen geschichtlichen Hintergrund ab. Es ist in beiden Stücken die Zeit kurz vor der Reformation und in beiden soll etwas von der Stimmung jener verheißungsvollen Zeit zum Ausdruck gelangen. Dieses Bestreben ist bei Dienhard auf Schritt und Tritt fühlbar: man merkt das vorangegangene Studium. Fuchs schöpft aus dem Vollen seiner dichterischen Kraft; er giebt einfach und was er giebt, ist echt. Die sorgfältigsten historischen Studien können nicht ersetzen, was ein stark entwickelter Sprachinstinkt aus sich selbst vermag. Man vergleiche daraufhin nur den „Gölg“ mit Hauptmanns „Florian Geyer“. Die Hauptbedeutung von Fuchs' „Eulenspiegel“ beruht denn auch ohne Zweifel in dem Fortschritt, den das Stück für die Entwicklung des neudeutschen Nardramas darstellt. Was Hauptmann, Kosmer, Sudermann und die anderen in ihren Märchenbüchungen vergebens anstrebten: der deutschen Bühne eine neue Sprache großen Stils zu schaffen, — Georg Fuchs ist diesem Ziel am nächsten gekommen. Ob er es schon erreicht hat, wird die Zukunft lehren. Soviel aber ist gewiß: diese Verse sind einzig für die Bühne geschrieben, sie können allein von der Bühne herab ihre volle Wirkung üben. Und damit ist der scheinbare Vorwurf, der dem Dichter zuvor gemacht wurde, wieder ausgeglichen. Fuchs ist Dramatiker bis ins Blut. Freilich, sein Drama ist nicht eine einzige große Handlung, — jeder Akt für sich wächst zu einem Drama heraus, aber diese gleichsam al fresco entworfenen Bilder sind von so lebendiger Farbenkraft, zeugen von einer so überlegenen Beherrschung der Mittel, daß man über dem Genuß jeder einzelnen ihren losen Zusammenhang untereinander vergißt und vergeißt. Am wuch-

tigsten äußert sich das dramatische Können im 4. Akt. Eulenspiegel soll auf höchstes Geheiß dem Kaiser selbst einen Schelmenstreich spielen. Er wiegelt das zum Ernsteife auf der Stadtwiese versammelte Volk gegen den beim Feste anwesenden Kaiser auf, er steigert die schnell entfachte Leidenschaft der Masse bis zum äußersten; — da, im Augenblick höchster Gefahr, wie der Kaiser sich schon der lobenden, nach Blut dürstenden Menge zur Wehr setzen will, greift Eulenspiegel mit fester Hand in die Zügel und bändigt, ein echter Hegenmeister, die Geister, die er rief. In dieser machtvollen Szene steckt eine unerhörte Fülle dramatischer Kraft, die sich bis zum Schluß des Aktes steigert, wo sie in einer symbolischen Apotheose der zukunftschwangeren Liebesbrunst ihren gewaltigsten Triumph feiert.

„Heut ist das Fest der erfüllenden Gunst.
Heut schwillt das Blut in Frühlingswolken auf,
Die Völkerrut ertrotzt sich jungen Lauf,
Hülle und Fülle wird neu der Kraft gependet;
Heute schafft ihr und heute seid ihr vollendet!
Zukunft und Zwietracht ist dies Gefähr.“

Auf Art und Bedeutung des reichen Inhalts näher einzugehen, fehlt es mir hier an Raum. Mir klingt diese Dichtung wie ein festlicher Gruß an das neue Jahrhundert.

Otto Falkenberg.

Romane.

Johannes Richard zur Megede:
Von zarter Hand. Roman. 2 Bde.
Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Die Lorbeeren der seligen Marlitt und der bestbezahlten Schriftstellerin Deutschlands Ossip Schubin haben den talentvollen Autor, auf den man nach seinem ersten Roman „Unter Zigeunern“ weitgehende literarische Hoffnungen zu setzen berechtigt war, nicht schlafen lassen. In dem vorliegenden Werk ist es ihm gelungen, was Romantik der Fabel, Buntheitigkeit der Darstellung, Reich-

tum, Internationalität und Hochgeborenheit der Figuren anbetrifft, seine Vorbilder weit in den Schatten zu stellen. In manchen Partien, besonders in Natur Schilderungen und einigen Gesellschaftsszenen, verleugnet er auch nicht echtes Können, aber sein künstlerisches Gewissen ist zu weit für ein echtes Kunstwerk. Ein Ich-Roman, in dem der Held gar keine Beziehungen zur Feder hat und weder in Tagebuchform noch in Briefen, sondern einfach in Roman-Kapiteln, — hinter jedem glaubt man das spannungsmachende „Fortsetzung folgt“ zu lesen — sein Leben bis eine Stunde vor seinem Tode beschreibt, ohne übrigens über die Verwendung seines Manuskripts eine lechtwillige Verfügung zu treffen, — das ist für männliche Leser eine starke Zumutung. Selbst, wenn die Geschichte weniger breit und ermüdend wäre oder die in geradezu tödlicher Wiederholung angewendeten Epitheta — die „Kornblumensee“ (!), „die Grünäugige!“, „die charakterlose Linie“ (die Schwiegermutter) u. s. w. — zwei- bis dreihundertmal gestrichen würden, bliebe es doch nur eine „weibliche“ Lektüre. Ich bin überzeugt, daß alle großstädtischen Badefische und ländlichen Pastorentöchter den Roman verschlingen und für seinen Verfasser aus tiefster Seele schwärmen, zumal der Verlag klug genug war, auf den Deckel des Buches das wohlgelungene Porträt des Dichters zu kleben, dessen himmelwärtsstrebenden Schnurrbartspitzen stolz und triumphierend dem Beschauer zurufen: „Es ist erreicht!“ Leider ist es — kein Heldenstück, Oktavo!

J. O. U.

H. N. Riehl's Geschichten und Novellen. Gesamt-Ausgabe in 44 Lieferungen zu 50 Pf. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Wie Angenruber hat auch Riehl die vollständige Herausgabe seiner Gesammelten Werke nicht mehr erlebt, aber

wie jenem sind ihm die ersten Lieferungen wohl noch auf sein letztes Krankenbett geklattert — eine deutliche Mahnung, daß er nun abgeschlossen mit seinem Schaffen, und daß es Zeit, die Feder für immer aus der Hand zu legen. Die gediegene und gefällige Ausstattung ist ganz dazu angethan, bei der anerkannten Vortrefflichkeit des Inhalts und der nicht zu unterschätzenden Mäßigkeit des Preises dem Lebenswerk des braven Riehl einen ehrenvollen Platz in vielen deutschen Büchereien zu sichern. Wir werden nicht verfehlen, auf diese Ausgabe, sobald sie abgeschlossen vorliegt, noch eingehend zurückzukommen. F. C-n.

Volkstümliches.

Dr. Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache. Sieben, J. Neider. 8°. 176 S. M. 2,50. — Eine ganz vorzügliche Monographie hat hier der Straßburger Privatdozent Dr. Horn geschaffen, die den Poeten durch die Fülle sprachbildnerischer Gewalt, den Folkloristen durch ein ungemein fleißiges und geschickt gruppiertes Material erfreut. Während seiner Einjährigengeit kam Horn auf den Einfall, die Eigenheiten der Soldatensprache zu sammeln, Fragebogen und ihre Antworten vervollständigten das Material. Und so kann man hier Drolerie der Soldatensprache im Verkehr mit Zivilist, Vorgelesenen, untereinander, im Dienst, dem Schak gegenüber zc. mit Frohsinn studieren. Wer viel den Hof macht, ohne einmal ernstlich anzuhalten, heißt: Familientänzer; der Lazarettgehülfe heißt Leichenheinrich u. s. f., bis der Soldat „ins letzte Nachtquartier geht“. — G. Schnarrenberg hat zu Unterhaltungszwecken „Des Rheinlands Sagenbuch“ herausgegeben (Köln a. Rh., Paul Neubner), hübsch geordnet und nett erzählt, leider ohne jede Angabe, welche Gesichtspunkte ihn geleitet haben. Die Einleitung zur

Loreley-Sage genügt nicht. Brentanos Namen durfte nicht fehlen. — Dagegen hat Dr. Oskar Dähnhardt durch seine zwei Hefte „Volkstümliches aus d. Agr. Sachsen, aus der Thomaschule gesammelt“ (Leipzig, W. G. Teubner. 8°. 102 u. 156 S. M. 1, — u. 1,60) einen vorzüglichen Beitrag geliefert. Hier merkt man den Kenner und methodisch geübten Sammler auf Schritt und Tritt. Ein ausgezeichnete Einfall, die Schulkinder zum Kusplaudern aller volkstümlichen Verse, Sprüchwörter, Redensarten, Spielen u. zu bewegen! Alles ist aus erster Hand, alles aus mündlicher Überlieferung. Hier erst geht einem die Erkenntnis auf, welch ungeheures Bildungselement so ein kleiner Knirps schon mitbringt, wenn er die Schule betritt, ein Bildungselement, das voll uraktiver Anschauungen ist. Es ist ein Verdienst der Thomaschule, diese Sammlung ermöglicht zu haben, ein doppeltes des Sammlers Dr. Dähnhardt, dessen unvergleichliche Geduld den Kindern gegenüber nie zu versagen schien. — Hermann Kirchner hat im Verlage von W. A. Reichenberger in Mediae zwei Hefte „Siebenbürgisch-sächsischer Volkslieder“ mit Noten erscheinen lassen. Die Siebenbürger Sachsen haben nur noch einen ganz geringen Rest von Volksliedern, gleichsam, als ob der ihnen aufgezwungene Kampf ums Dasein keinen Raum ließ für den Quell der Volkspoesie. So half denn H. Kirchner etwas nach und ließ sich volkstümliche Lieder dichten! Seine zwei Hefte enthalten solche von Josef Beyrer, Karl Römer, Ernst Thümler, Georg Weindt. Der Herausgeber hofft, daß sie durch den Siebenbürgisch-sächsischen Sängerbund einst zu wirklichen Volksliedern werden. Hoffen wir es, denn das Volkslied ist eine herrliche Stütze im Kampfe um die nationale Eigenheit. — Von den „Mitteilungen der Gesellschaft für

jüdische Volkskunde“, Herausgeber: M. Grünwald-Hamburg, ist jetzt Heft III erschienen, aus dem namentlich die jüdischen Volkslieder von Interesse sind. — Mit ihren „Girten- und Weihnachtliedern aus dem österreichischen Gebirge“ (Leipzig, S. W. Theodor Dieter. 8°. 101 S.) hat Fannie Gröger ein überflüssiges Buch herausgegeben. Sie hat weder eine Zeile darüber zur Aufklärung beigegeben, wo sie ihre Lieder her hat, noch hat sie anscheinend eine Ahnung, wo die meisten schon gedruckt sind. Wir verweisen A. v. A. Schloßers „Deutsche Volkslieder aus Steiermark“. Wir können bei einem Vergleich leider nicht der Vermutung aus dem Wege gehen, daß F. Gröger die Volkslieder ein wenig zurechtgestutzt hat?

Dr. Hans Tast.

Vermischtes.

Wilhelm Uhde, Am Grabe der Mediceer. Florentiner Brief über deutsche Kultur. Dresden, Carl Reißner. 1899.

Der Verfasser erkennt den niedrigen Stand der Kultur des heutigen Deutschlands und redet in warmen, tiefen Worten von der Kultur der Renaissance. Das eine ohne kleinliche Erbitterung, das andere ohne Pathos — beides in inniger Ruhe. Das eine giebt ihm Trauer, das andere Fülle des Lebens. Er liebt die großen Menschen, die dem Leben Bestimmung und Sinn geben, und verzagt, daß ein Polizeistaat wie der deutsche solche Naturen groß werden läßt.

In diesem Lichte sieht er alles; er will die Vollendung und vergißt wohl, daß ein langer Weg von Irrtum, Zwang und allmählichem Erwachen die Vorbedingung ist und Leiter des Lebens, dahin führt. Er vergißt vielleicht, daß bei seiner Betrachtung die Renaissance als ein Titelbild vor ihm liegt, daß er das heutige Werden in die kleinsten Einzel-

heiten zersplittert vor sich sieht. Die Renaissance ist wohl nicht zu bewundern, weil sie einheitlich und groß war, sondern weil sie Menschen sah, denen die Welt einheitlich und größer schien. Und Menschen werden immer noch geboren, unbestimmbar und wild in ihren Wünschen.

Die Warte gegen die „lautlose Lyrik“ muß ich wohl auf mich beziehen; ich gebe dem Verfasser vollkommen Recht, — ohne daß ich das Streben, den Willen, der darin liegt aber vielmehr lag, als falschen schelte.

Nießsche wird viel zitiert, ohne zum Alleingang erhoben zu werden.

Der Vorzug des Buches liegt in der Gleichmäßigkeit seines vornehmen Stils. Dieser zeugt von dem Geschmack und der echten Bildung des Autors. Eine melancholische Ruhe liegt über den Worten; ich werde an die tiefen, in sich ruhenden Farben der frühen italienischen Bilder erinnert. Von einem stillen Schmerz der Verlassenheit durchglüht, sucht die müde Seele Trost in den Bildern der Bergangenhheit und legt einen reichen Zauber in die gleichen, ruhig-reisenden Sätze.

Die Wichtigkeit der positiven Schilderung müssen wir anerkennen; aber auch die verweisende Negation?

Wir aber denken, daß wir Menschen der Bergangenhheit, der Gegenwart und der Zukunft sind, die am Werden bauen; die Freude über den Charakter „Nde“ macht uns nicht aufhören, alle diese drei Phasen unserer Erscheinung in Gläubigkeit ohne Unterschied zu lieben.

Vielleicht hört ein ganz selbes Ohr auch diesen Ausdruck des Glaubens aus den Sätzen und die Verzweiflung wäre nur der Ton der tiefen Sehnsucht.

Ernst Schur.

Tiroler Dichter.

Tiroler Geschichten und Wanderungen von Adolfs Pich-

ler. Erste Sammlung. Dritte Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 413 S. Jung-Tirol. Ein moderner Mufenalmanach. Herausgegeben von Hugo Greinz und Heinrich von Schultern. Leipzig, G. H. Meyer. 308 S.

Einen Adolfs Pichler ins Gesicht hinein loben, wäre geschmacklos. Der greise Dichter hat als ein Gipsseiler deutscher Volkslitteratur längst die Liebe und Ehrfurcht aller aufrichtigen Kunstfreunde erobert. Seine Werke in wohlgefehrter Rede preisen, hieße das gebildete Lesepublikum tranken. Denn welcher Gebildete wäre so sehr Dattler, daß zu ihm nach vom Wesen und Wert der Pichlerschen Dichtungen gesprochen werden müßte? Ach, ich weiß doch nicht, ob alles so wohl bestellt ist in diesem Punkte, und ob wir uns leichten Herzens mit so ausgesuchter Rücksicht behandeln und die Vornehmen spielen dürfen. Gerade gegen das Tiroler Kulturleben ist im Reich durch Nachlässigkeit schon schwer gesündigt worden. Der Schweiz gegenüber sand man sich im Reich allzeit bereiter zu Aufmerksamkeit und Anerkennung und thatkräftiger Ruhmesförderung. Wie hat man Gottfried Keller verherrlicht! Und Adolfs Pichler, der Gottfried Keller Tirols, wenn er die Lorbeerkränze seines Ruhmes aus dem Reiche mit dem des Schweizer vergleicht wallte, würde er nicht als arg Verwundlichter erscheinen? Wenigstens ein Reichsdeutscher aber verdient lautestes Lob für die Bemühung, den Pichlerschen Dichtungen würdig die Wege zu bereiten: der Verleger Georg Heinrich Meyer in Leipzig. Die Ausstattung, die er diesem Dreimark-Band verliehen, ist wahrhaft vornehm. Ich hoffe, daß es dieser prächtigen und so überaus billigen Ausgabe gelingt, die Werke Pichlers in immer weiteren Kreisen heimisch zu machen.

Auch Jung-Tirol hat dem Altmeister dieser alten deutschen Litteratur-

und Kunstprovinz eine fröhliche Guldigung dargebracht durch die Widmung eines Tiroler Rosenalmanachs. „Dies Buch widmet die Jugend Tirols ihrem Mitmeister, dem Achtzigjährigen, der in jugendlicher Geistesfrische aus alttirolischen Traditionen hineintragt in die neue, moderne Zeit wie ein knorriger, festgewurzelter Eichstamm . . . Mit dem Gefühle des Stolzes, ihn den Unfern nennen zu dürfen, reichen wir ihm an seinem Lebensabend diese schlichte Gabe . . .“ so lesen wir auf der Widmungstafel. Neun jüngere Autoren, zum Teil mit schon bekannten und geschätzten Namen, trugen in Vers und Prosa ihr Bestes herbei, um ihrer geliebten tirolischen Heimat dies Ehrenmal zu errichten im reichen deutschen Litteraturlieben der Gegenwart. Mögen andere in kritischer Laune an den einzelnen Autoren herumrücken und herumprüfen — unwürdig ist keiner von ihnen, an dem geistigen Ruhmestempel A. D. Deutschlands mitbauen zu dürfen, keiner zu gering unserer Achtung und Liebe. Jung-Tirol unsern wärmsten Gruß!

M. G. Conrad.

Pariser Musik.

Gustave Robert: „La Musique à Paris 1897—1898.“ Paris, Ch. Delagrave. 360 S. — Es ist das vierte Jahr schon, daß ein solcher Band erscheint, der folgendes enthält: 1. Studien über die Konzerte, 2. Programme sämtlicher Aufführungen und 3. Angabe aller in dem betreffenden Jahr erschienenen Werke über Musik. — Diese Musikkritiken sind alle schon während der Saison in der „Revue Illustrée“ erschienen; hier aber noch einmal bearbeitet und erweitert, geben sie ein für Musiker und Musikfreunde im höchsten Grade anregendes Bild der Gesamttätigkeit eines Jahres auf musikalischem Gebiete. Solche Werke werden von Jahr zu Jahr wertvoller,

denn sie werden später die Quellen bilden für die Kunst- und Kulturgeschichte unserer Zeit. Nach ihnen wird später der Forscher greifen, wenn er ergünden und darstellen will, was in unseren Tagen in der Tonkunst geleistet worden ist. Wie bezeichnend erscheint gleich am Eingange dieses Robert'schen Bandes das einzige Bild seines Wertes. Es stellt die russische Sängerin, Frau Marie von Gorlenko-Dolina dar, die im vorletzten Winter eine Pariser Berühmtheit geworden ist. Spätere Generationen werden gleich sehen, daß auch in die Musik das französisch-russische Bündnis hineinspielte. Beachtenswert ist aber auch, wie oft Wagners kritische Schriften als Grund-Urteil und Regel hinzugezogen werden, wie die ganze kritische Thätigkeit des Autors gleichsam auf diesen fußt und von ihnen ausgeht. In der Beurteilung der deutschen Kapellmeister und Musiker erntet Hans Richter das größte Lob, während Motil und selbst Nikisch und Weingartner nicht ganz ohne Tadel wegkommen. — Gleichviel, ob man dem Urteil von Gustave Robert zustimmt oder nicht, in jedem Falle ist er ein kenntnisreicher, überzeugungstreuer und ehrlicher Kunstkritiker, dem es um die Sache, die er vertritt, Ernst ist.

Suzanne Braeutigam-Romane.

Österreichische Litteratur.

Eine junge Grazerin, die ein schlichtes Erzählungswerk auf meinen Tisch legt, wirbt um Gehör für ihr kleines Buch voll unglücklicher Liebe. Andora Maria Birisbacher ist eine Sängerin in Stil, Form und Komposition ihrer Erzählung „Aus dem Sanatorium“. Dresden, S. Pierson. 8°. 127 S. M. 2.— Schon der Briefwechsel, der für die Leser, nicht für die Empfänger geschrieben wird, die Sentil-

mentalität, in welche die echten Gefühle so oft umschlagen, verrät die noch junge Hand. Aber es liegt etwas Bornehmes und Keusches in der Erzählung, und man fühlt, daß sich hier Flügel regen, denen ich befreiten Flug wünsche.

Baroness Fialle hat eine neue Erzählung veröffentlicht: „Die Verdenden“. (Dresden, H. Minden. 8°. 227 S. M. 3,—) Man hat die Dame früh durch Lob verwöhnt. Mit Recht. Ihre Begabung ist nicht gewöhnlich, ihr Streben wirklich künstlerisch ernst. Eine Wiener Seele, die nicht nur die Welt durch ein Kaffeehausfenster sieht, die jene schwebende Anmut hat, die die Wiener Frau so entzückend macht, und die doch das Leben mit der Strenge einer reichen Emanzipierten im besten Wortsinn ansieht. Ich lese jetzt immer weniger Romane. Man zieht zu viele Nieten. Mit Mißtrauen stolperte ich durch die Eingangsthür des Fialleschen Romans und verließ das Buch erst, als ich es in einem Zuge zu Ende gelesen. Viel steht ja nicht drin. Ein armes Ding mit vornehmer Seele, das seine Liebe verschwenden möchte an den Liebsten, den sie wie einen Stockfiß ziehen sieht, findet Kraft in sich, für die Welt zu leben. Die Entwicklung geht langsam. Fr. v. Fialle liebt es, in Miniaturstricheln zu malen, aber ihre Sicherheit ist zwingend, und bald steht man im ersten Wann dieser resignierten Liebe, aus der es wie höchstes Selbsterlebnis in Qualen herauschreit. Man leidet mit; man möchte trösten; Freund sein dem gütigen Ding. So schüttet sich die wärmste Teilnahme über die leidende Heldin aus. Und das ist dichterisch ein Stück harten Könnens! Nicht ohne Ironie schildert Fr. v. Fialle die Wiener Schriftstellerinnen = Kreise. Mit einer Tapferkeit, die die Zähne zusammenbeißt, ehe sie ins Lazarett geht, schneidet sie eine heikle Frage des ehelichen Lebens an. Für uns Männer ist's längst eine

Frage von gestern, für sie ein Frage von heute. Aber da sie den schönen Mut reiner Naturen hat, liebe ich die Seele des Buches auch noch um ihrer Klugheit und Tapferkeit willen. Mag sie weiter gute Wege gehen!

Ludwig Jacobowski.

Französische Litteratur.

Geoffroy de Grandmaison: Un demi-siècle de Souvenirs. (Paris, Perrin.) Von Grandmaison, der uns durch seine letzten Werke (Napoléon et les cardinaux noirs, Napoléons et ses ridoents historiens) als genauer Kenner der Zeit der Revolution und ersten Kaiserthums bekannt ist, überblickt in dem vorliegenden Werke, Un demi-siècle de Souvenirs, dieselbe Zeit, ja, noch weiter bis zum zweiten Kaiserreich, und stellt uns da an Charakterfiguren die mannigfachsten politischen und sozialen Wandlungen vor Augen. Da ist Barras, dem nur mit Vorsicht zu glauben ist, die Ruine eines alten, zufällig revolutionären Libertins; die mächtige Gestalt Tallegreands, den die Worte kennzeichnen: „C'est un grand mur devant lequel la troupe des ourieux s'arrête et stationne avec la patience qui caractérise les badands; il doit se passer quelque chose derrière;“ ferner Fassquier, der in seinen Wandlungen die Republik, das Consulat und das aus blutigen Triumpfen hervorgegangene Kaiserreich repräsentiert, und um nur einiges noch hervorzuheben, sei der letzte treue Soldat der Restauration Saint Chamans erwähnt und der General Du Barail, ein Ritter des zweiten Kaiserreichs. „Il y a trois bases solides d'influence coloniale et civilatrice: le soldat, le prêtre et le médecin.“ Diese Worte kennzeichnen diesen kaiserlichen Diener, dies- und jenseits des Ozeans.

Jungtschechische Litteratur.

Ottolár Brežina: Stavitolé Chrámu, Verlag Moderní Revue in Prag.

Jan 3 Božkovič: Mysteria amorosa. Symposion VI., Verlag Dugo Kosterka in Prag.

Viktor Dyl: Slna zivota, Verlag Moderní Revue in Prag.

Bisonär sind diese neuen Verse Brežina's, die eine heilige und fremde Sprache reden. Die Symbole der Dinge und die Geheimnisse des Ungelebten und die Schatten, die unsere Seele in das Zukünftige wirft, das ist die innere Struktur der Gedichte. Das Wort hat bei Brežina eine seltsame und dunkle Färbung bekommen, wie wir sie in den Büchern der Schrift und der Apokalypse finden. Und auch sein Formalismus ist von dieser fast religiösen Art. Der Dichter berauscht sich oft an dem Klang seiner Stimme und läßt prunkende Farben und Linien zu Bildern werden, die in ihrer fast wahllosen Fülle geradezu byzantinisch wirken. Ein tiefes und großes, aber ein einsames Buch, dessen Lyrik uns nicht ergreift in ihrer vornehmen Pracht und dessen Mystik uns fremd bleibt, weil die Stimme ihres Verkünders stolz und hart klingt und am Menschlichen nicht zittert.

Ein junger Dichter ist Jan 3 Božkovič, der noch die ganze Sehnsucht und all die süßen Unarten des Knaben hat. Die matte Dumpfheit der Pubertät liegt über diesen Prosafrühen und das Rächeln des Verlangens. Die Liebe, von der er uns erzählt, das ist die Liebe der ganz jungen Leute, sehr naïv und sehr sinnlich und etwas sentimental. Es liegt etwas von der rührenden Unbeholfenheit der Kinder in den Reden, die die Menschen dieses Buches miteinander führen. Und gerade wo uns der Dichter das Intimste sagt, wird er weich und

wunderfam primitiv. Zwar sind auch Passagen in dem Buche, wo ein frühreifes Raffinement und eine gewisse Kletterie seiner hypersensiblen Menschen sich wunderbar mischen mit der Unmittelbarkeit mancher Worte. Kindische Blumen sind manchmal in den müden Teppich einer blasierten Romantik gestickt. Und knabenhafte Scheu wechselt oft seltsam mit einer Art von Lüsterheit im Ausdruck, die fast an S. Claren erinnert. Ein junger Dekadent hat diese Geschichten geschrieben, die uns vom ABC der Liebe berichten und doch zuweilen so tief und neu sind, ein Dichter von oft verblüffender Intuition, der nur eines noch nicht vermeiden gelernt hat: mit seiner Krankheit zu spielen und mit einer gewollten Anämie des Stils zu posieren.

Viktor Dyl ist ein Tscheche, der das Spezifische seines Volkes ziemlich accentuiert zum Ausdruck bringt. Es sind keine neuen Perspektiven, die seine Verse uns eröffnen, er ist kein Schöpfer neuer Worte in der Kunst, aber sie klingen tief und voll und vibrieren in uns nach. Die slavische Schwermut seiner Rasse wird in seinem Buche zur Melodie, die durch unsere Seele geht wie die böhmischen Volkslieder, wenn sie die armen Leute an einem Sommerabend zur Ziehharmonika singen. Ein wiegender Rhythmus trägt uns sanft hinüber in das Reich seiner dunklen Träume, wo der Dichter still und melancholisch, aber stark sein Leben trägt. Bisweilen zwar wird er ironisch und bitter, und das Lied seiner Sehnsucht klingt dann wie ein Couplet, das er in Hemdsärmeln in einem heißen Nachtlokal singt. Manchmal schreit seine Seele auf und blutet aus roten Wunden und betet. In seinen schönsten Gedichten aber wird sein Schmerz ein mildes Weinen, ein silbes Muttergottes-Lied und eine sanfte Trauer.

Prag.

Paul Leppin.

Deutsche Litteratur im Ausland.

Im „Meroure de Franco“ (Sept.) bespricht Henri Albert Max Messers „Moderne Seele“: Neue Gesichtspunkte, eine Mischung von Pantheismus und Offkultismus; freilich könne man auf — Altenberg kein philosophisches System aufbauen. Dann folgt eine Besprechung von E. Flaishlens „Von Mittag und Sonne“: „Röfliche Gedichte in Prosa voll Frische und Mittag.“ Dann setzt sich Albert ausführlich mit M. G. Conrads Studie aus der „Gesellschaft“ (15. Juli) auseinander.

Eine englische Studie M. Maeterlinds über das moderne Drama steht im Augustheft des „Cornhill Magazine“. Er billigt den Verfall der großen Aktions-Tragödie zu Gunsten des moralischen Schauspiels, das seine Anfänge bei Dumas fils, seinen Gipfel

in Ibsen hat. Für das „Drama am Morgen“, seien Werke von Björnson, Mirbeau, G. Hauptmann (Weber) und Gütel erste Versuche. Das Drama der Zukunft wird unter Ausschließung der vorübergehenden Empfindungen sich nur mit dem höchsten Prinzip befassen, dem Kampfe der allgemeinen Menschenliebe mit dem Egoismus.

* Im tschechischen „Mozhledy“ (18—20) behandelt J. B. Krejci A. J. Meyer in einer Studie; er stellt seine „Versuchung der Besara“ von seinen Profawerken am höchsten.

* Der tschechische „Obzor literární“ enthält eine Studie über G. Hauptmann von Ernst Kraus.

* In der „Revue de l'enseignement des langues vivantes“ (August) befindet sich eine Studie über den „Mod. deutschen Realismus u. Sudermann“ von Prof. A. Roulet.



Büchertisch.

Arjuna, Harold, Der neue Kurs im Unterrichtswesen. 2. Aufl. Leipzig, Fr. Fleischer. 8°. 124 S. M. 1,20.

Bormann, Dr. Walter, Der Schotte Home, ein physiopsychischer Zeuge des Transoendenten im 19. Jahrhundert. Leipzig, O. Mutze. 8°. 92 S. M. 2,—.

Egß, Erich, Die Arbeitslosigkeit und die Grundlagen der Arbeitslosen-Versicherung. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 8°. 34 S.

Falkenfeld, Max, Marx und Nietzsche. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 29 S. M. 0,60.

Flachs, Adolf, Ein gebeizter Schurke. Berlin, Georg Minuth. 8°. 154 S. M. 1,50.

Furcht, Walther, Richard Dehmel. Seine kulturelle Bedeutung, sein Verhältnis zu Goethe, Lenau und zur Moderne. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8°. 52 S. M. 1,—.

Hesse, Hermann, Eine Stunde hinter Mitternacht. Leipzig, Eug. Diederichs. 8°. 84 S.

Hirsch, Jenny, Theresens Glück. Roman. Berlin, A. Goldschmidt. 8°. 214 S. M. 1,—.

Hud, Alcarba, Blütezeit der Romantik. Leipzig, D. Voßel. 8°. 400 S.

Hüßner, Dr. Gg., Die Deutschen im Sprüchwort. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Heidelberg, Carl Winter. 8°. 93 S. M. 1,20.

Lichtenberger, Henri, Fried-

rioh Nietzsche. Aphorismes et fragments choisis. Paris, Feix Alcan. 8°. 181 S. 2,50 fr.

Maupassant, Guy de, Neue Novellen aus dem litter. Nachlaß. I. Vater Milton u. andere Erzählungen. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Berlin, Emil Goldschmidt. 8°. 276 S. M. 3,—.

Raumann, Gustav, Geschlecht und Kunst. Prolegomena zu einer physiologischen Ästhetik. Leipzig, G. Haessel. 8°. 193 S.

Poetische Flugblätter. Herausgeber Josef Ritir und Carl Maria Nlob. Nr. 22—24: G. Benjamins, Paul Wertheimer, Josef Ritir (Mit Porträts). Wien, G. Szelinski. à M. 0,20.

Promber, Otto, Neue „Heine“-Lieder. Leipzig, L. Homann. 8°. 92 S.

Reut, Anton, Von der Feiertagschuel bis zur Hochzeitsraus. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchh. 16°. 43 S. M. 0,80.

Sachs, Erich, Ein Lebensmorgen. Skizzen. Berlin, G. Uebing. 8°. 64 S.

Schandorph, Sophus, Erste Liebe. Roman. München, Albert Langen. 8°. 153 S. M. 1,—.

Schücking, Levin, Ein ehrlicher Mann. Humor. Erzähl. 5. Aufl. Berlin, H. Goldschmidt. 8°. 108 S. M. 0,50.

Tetmayer, Rafimír, Der Todesengel. Roman a. d. Poln. n. S. Sorowih. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 375 S. M. 3,—.

Thoffau, O. Eugen, Wanda. Novelle. 3. Aufl. Leipzig, G. F. Ziefenbach. 8°. 117 S. M. 2,—.

Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten.

Deutsch von Leo Bloch. Leipzig, W. G. Teubner. 8°. 280 S. Geb.

Tolstoi, Leo, Muserstehung. Roman. 4. Lieferung. Leipzig, G. Diederichs. 8°. S. 209—272. M. 0,50.

Torresani, Carl Baron, Der beschleunigte Fall. Roman. 2. Aufl. 2 Bde. Dresden, G. Pierson. 8°. 253 u. 401 S. M. 8,—.

Voigt, Helene, Abendrot. Aus dem schleswighischen Volksleben. Buchschmuck von Heinr. Vogeler-Worpswede. Leipzig, Eugen Diederichs. 8°. 156 S.

Waldeck, Herm., Rorr nit brumme. Humor. Gedichte in psälz. Mundart. Mannheim, Ernst Kretzer. 8°. 134 S.

Walther, Wilhelm, Von Gottes Gnaden. Ein Sonettenkranz. Wien, Dr. Walthert. 8°. 170 S.

Wiegand, Dr. Paul, Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes. Eine Sammlung von Lebensarten. Frankfurt a. M., Joh. Wbt. 8°. 119 S. M. 1,50.

Wolgast, Heinrich, Das Glend unserer Jugendlitteratur. 2. Aufl. Leipzig, L. Fernau. 8°. 218 S. M. 2,—.

Wymenga, J., Twentieth Century Prospects or the evolution of Society. Cape Turn. 8°. 39 S.

Zoeller-Lionhart, C., Schattierungen. Roman. Berlin, H. Goldschmidt. 8°. 102 S. M. 0,50.

* **Der Sozialist. Augustheft: Goetho von G. Landauer. Berlin, A. Weidner. 8°. 16 S. M. 0,10.**

* **Der Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1900. 63. Jahrg. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (H. Schwarz.) 8°. 224 S. M. 0,50.**

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt von der Verlagsanstalt F. Bruckmann N. G. in München bei, worauf wir besonders aufmerksam machen.



Band IV. * 1899. * Heft 2.

Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.

(Keltig.)

(Fortsetzung.)

IV.

Die Neurromantik.



Der Katholizismus fing an, aufmerksam zu werden. War vielleicht die Stunde gekommen, wo man zum Weihrauch griff, um den üblen Geruch der Armutstuben zu überdecken, das Elend zu umschleiern? Wenn man vom relativistischen Schwanken auf den festen Grund absoluter Normen zu kommen suchte, und wenn dieser Weg über die Religion führte: weshalb nicht über die römische Kirche, die nicht nur im Jenseits, sondern auch hier auf Erden fast schon eine triumphierende wurde? Führte er darüber, von selbst oder durch geschickte Lenkung — nun, man würde dafür sorgen, daß er nicht darüber hinausführte!

Das Ausland bestärkte solche Hoffnungen nicht wenig. In Frankreich und Belgien legten erklärte Atheisten ihr müdes Haupt in den allein-seligmachenden Schoß; Barbey d'Aurevilly und Guy de Maupassant mögen hier genannt sein. In Norwegen wiesen Arne Garborgs Dichtungen allen „müden Seelen“ den nämlichen Weg zum „Frieden“. Und — Triumph der Triumphe! — Der brutalste aller Religionshasser und Moralverächter, August Strindberg, läuterte sich durch das Feuer des Irrsinns hindurch zum katholischen Glauben, zur katholischen Kloster-

sehnsucht. Man unterschätzte aber Roms Diplomatie, wenn man erwartete, lautes Frohlocken zu hören. Mir selbst äußerte ein Priester über jene Vorgänge: Das sind erst die Baukerotteure; wir warten auf die Charaktere. Der Satz sagt haarscharf alles, was zu sagen ist. Seine erste Hälfte ist unbestritten, und seine zweite — erfüllte sich nicht. Wird sie sich aber vielleicht noch erfüllen? Nein, auch das nicht. Im Anfang einer Bewegung soll man mit Prognosen vorsichtig sein. Aber die Neuromantik hat bereits ihren Genius in Maurice Maeterlind, und der Genius des deutschen Naturalismus, Hauptmann, hat ihren Kreis betreten. Und weder Maeterlinds noch Hauptmanns Weg wird nach Rom führen. Auch die Romantik wird den Katholizismus von der neuen Dichtung ausschließen. Nicht zufällig, sondern kraft ihrer inneren Bedingungen; weil sie kein Rückschlag ist, wie so viele meinen, sondern ein Fortschritt; nicht Epigonie einer dagewesenen und abgestorbenen Zeit, sondern etwas ganz und gar Modernes; weil sie die neue Erkenntnis nicht aufhebt, oder auch nur einschränkt, sondern erweitert, vertieft, abklärt; ja, man darf sagen, weil sie einer relativen Erkenntnis die absolute Wertung erteilt.

Am Eingang der deutschen Neuromantik steht „Hannele“; wohl die köstlichste Gabe unserer Dichtung seit „Hermann und Dorothea“. Wie in der Seele eines eben zur Sinnlichkeit reisenden Kindes die Qualen des fürchtbarsten Milieus Himmelsehnsucht wecken, wie der Fiebertraum, der das Bewußtsein umschleiert, zur Offenbarung des Halbbewußten, Halbempfundnen wird, über das die Verschlossenheit der Geschlechtsreise sonst trotzig und krampfhaft ihren Mantel spannt: es ist hier mit einer Tiefe und Kraft gestaltet, aus einer Wahrheit des Lebens heraus zu einer Duftigkeit des Sehnsens entwickelt, daß es nur zwei Reaktionen des Genießenden giebt: sich beugen oder — zornig zurückschlagen. Das letztere hat Herr Kreiten gethan; es war sein gutes Recht, und er wies damit besser seine Fähigkeit zum Kunstrichter aus, als etwa der Nicolai unserer Tage, Adolf Bartels, der auch hier nur dürre Nörgelei produzierte. Aber was Kreiten über die Dichtung zu sagen weiß, beleuchtet in erwünschter Stärke die Kluft, die zwischen katholischer Glaubensstarrheit und modernem Glaubensehnen liegt. Daß Jesus in des Schullehrers Gestalt erscheint, daß Hanneles Liebe zu ihm einen leicht sinnlichen Anflug hat, soll die ärgste Entweihung des Heiligsten sein? Für die Kirche vielleicht. Sie hat ihren Heiland dogmatisch festgelegt, von der Zeugung an bis zum letzten Verschwinden fehlt kein Glied in der Lebenskette; und das laise Erwachen geschlecht-

licher Regungen im Kinde ist für den Priester und Ordensasketen die beklagenswerteste Erscheinung dieses irdischen Lebens, am schlimmsten natürlich, wenn die junge Brunnst religiöse Gefühle mit zu erwärmen sich verirrt. Hauptmann aber hat gerade in diesen beiden Momenten das neue Glaubensideal, zu dem unser Weg führt, in wunderbarer Tiefe angedeutet: die neue Religion kann nur noch subjektivistisch und monistisch, nicht mehr dogmatisch und dualistisch sein.

Das monistische Prinzip drängt uns die Darwinische Entwicklungslehre auf, unterstützt von der neuen Psychologie. Beide erwiesen, daß der Mensch nichts von der Tierwelt Wesensverschiedenes sei, weder nach seiner körperlichen, noch nach seiner geistigen Seite hin, sondern nur ihre höchste Differenzierungsstufe darstelle. In der Erkenntnis, daß die imaginäre Spaltung einer körperlichen und psychischen Welt durch die Einheit der alles umfassenden Vorstellungswelt aufgehoben werde, erlischt die fernere Möglichkeit dualistischer Metaphysik. Die Kirche aber hat den Monismus ihrer Gottesidee durch die „Zulassung“ des Bösen, und zwar die nicht nur zeitliche, sondern ewige Zulassung, zu Gunsten eines Dualismus zwischen Sinnlichem und Geistigem aufgegeben. Die neue Religion kennt keine Minderwertigkeit des Sinnlichen; dessen stärkste Potenz, der Geschlechtstrieb, stellt sich ihr als die bedingende Energie für alle höheren organischen und als die absolute Grundlage aller soziologischen Gestaltungen dar; und die Bücher, mit denen so tief angelegte Schwärmer wie Bölsche und J. Hart uns neuerdings beschenken, weisen den Weg zu Gott über die volle, heiße Sinnlichkeit. In der That kann ja vor der modernen Erkenntnis das Ideal einer jenseitigen, individuellen Seligkeit nicht fortbestehen. Aber diese Erkenntnis selber vermag wiederum nicht zu ersetzen, was sie uns genommen. Indem sie uns lehrt, daß dereinst alles Leben aus Mangel an Wärme zu Grunde gehen muß, treibt sie uns entweder zum Lebensverzicht oder zur Schaffung von Zielen, die dem menschlichen und menschheitlichen Dasein als dem Gliede eines höheren, eines ewigen, göttlichen gesteckt sind. Indem unser persönliches und unser Gemeinschaftsleben sich in eine Weltentwicklung einordnet, erscheint unser Thun als Erfüllung von Weltzwecken, die in jeder höheren Einheit — Person, Familie, Klasse, Volk, Menschheit — ihre reichere Offenbarung und Verwirklichung finden, so daß auch die nach der Ausprägung jener Einheiten sich verändernde, relativistische Ethik einer stets vollkommeneren Erfüllung des Absoluten, Ewigen zustrebt.

Das subjektivistische Prinzip, die Freiheit des Glaubens au

die Art, die Wesenheit des Absoluten und seiner Zwecke, ist durch die marxistische Erkenntnis gefordert; natürlich nicht durch die gemeinlich als Marxismus bezeichneten Zukunftskonstruktionen, sondern durch die ökonomische Geschichts-idee, die ein Entwicklungsgedanke für die soziale Geschichte ist, wie der Darwinismus für die naturale. Indem das soziale Evolutionsprinzip, das der Marxismus darstellt, die Geschichte als eine fortschreitende Demokratisierung der Produktion, und sekundär der politischen Organisation und der Geisteskultur nachweist, ist es ein durchaus individualistisches, denn die Demokratie ist nach Björnsterne Björnsons schönem Worte die Erziehung der Masse zu Individuen. Die früher unüberbrückbar geschiedenen und streng in sich abgeschlossenen Klassen lockern sich, verbinden sich durch Übergänge, und mit der steten Bergenoffenshaftmachung der Gesellschaft schwinden die Gegensätze der Gruppen, um einer immer feineren Differenzierung der einzelnen Raum zu geben. Das religiöse Anschauen der Welt folgt dieser Entwicklung, weil es ja gerade im Gefühlleben seine Wurzeln hat, also in dem subjektivsten und nach immer vollerer Subjektivierung strebenden Inhalten unserer Innewelt. Paulus hatte dem größten Sage Jesu: Das Reich Gottes ist inwendig in euch — in seinem Christentum den vollendetsten Ausdruck gegeben, der zu jener Zeit möglich war. Der Katholizismus bedeutete die systematische Überwucherung und Beseitigung des jesu-paulinischen Gedankens durch die petro-jakobische Geseßtyrannei. Luther ist der stärkste, Schleiermacher der tiefste Erneuerer der jesu-paulinischen Wahrheit; sie ist auch der Grundinhalt des religiösen Sehens, dem die neuromantische Dichtung Ausdruck giebt. Wem „Hannele“ selber das nicht zu offenbaren vermochte, dem sagt es klar und stark der Zorn des Herrn Kreiten. Es ist ein Verdienst, das der Jesuit sich erworben hat, als er den von bankerotten Seelen gezüchteten Schwindel, es sei die Neuromantik aus katholischem Sehnen herausgeboren, durch seinen Hannele-Brief gründlich und mittelblös zerstörte.

So scharf- und tiefblickend wie Kreiten, der in „Hannele“ den Ausdruck einer Zeitstimmung sah und fürchtete, war weder der Dekadence-spürer Bartels, noch Herr Professor Max Koch, der dem deutschen Volke nach Bedürfnis illustrierte und nichtillustrierte Litteraturgeschichte um billigen Preis liefert. Ihm bedeutet die Neuromantik eine Mode, und ihm ist Hauptmann sozusagen der Modeged. Wenn der Herr belehrbar wäre, so hätte ihn die Erscheinung belehren können, daß kurz nach dem naturalistischen Dramatiker der naturalistische Epiker

der Moderne, der Dichter der „Betrogenen“, Max Kreyer, die gleiche Bahn einschlug, indem er uns den wunderbar schönen Roman „Das Gesicht Christi“ schenkte. So aber brachte es Herr Koch fertig, Hauptmanns Kunst als Modesport zu braudmarken und vor Kreyers „Symbolismus“ sich zu „beugen“. Im „Gesicht Christi“ ist die religiöse Sehnsucht mit einer bezwingenden Kraft dargestellt, die in der neuen Litteratur des In- und Auslandes ihresgleichen sucht. Ja, mehr als die Sehnsucht: hier drängt das Religiöse mit mächtiger Gewalt sich denen auf, die es in Worten verachten und in Thaten verhöhnen, den einzelnen wie den Massen; hier erhebt es sich gegen die Institution, die es verzerrt und gefälscht hat, gegen die Kirche. Hier offenbart es seine monistische Wesensseite, indem es aus feierlicher Naturstimmung heraus so gut wie aus dem sozialen Daseinskampfe seine Stimme tönen läßt; hier auch seine subjektivistische, denn in der Menschenseele, die es verloren hatte, erwacht es und gestaltet sich so, wie das Sehnen dieser Seele es sucht. In seiner „Bergpredigt“ hatte Kreyer etwas einseitig das ethische Moment der Religion betont; hier dagegen ist der Glaube jenes Großen, alles in sich Fassende, alles, Welt- und Lebensanschauung Durchströmende und Verklärende, wie Jesus und Paulus, Luther, Schleiermacher und Fehner ihn wollten und für sich auch erkämpften. Herr Kreiten hat über dieses Buch nicht quittiert; er hätte es ebenso und noch mehr verdammen müssen, als Hauptmanns Dichtung. Denn erbarmungslos kann der alte Glaube, die dogmatische Offenbarung und die auf sie gegründete Kirche nicht gerichtet werden, als durch das Erwachen des neuen Glaubens, der persönlichen Offenbarung und des aus ihr fließenden Lebens.

Und Beremundus? Ach, er erwähnt die Neuroantik mit seiner Silbe. Auch er sieht wohl nur zu gut, daß gerade hier die Kluft zwischen katholischen und modernen Idealen in ihrer absoluten Unüberschreitbarkeit sich aufthut. Und gar seine Ästhetik — du lieber Himmel! Die „zielbewußte Handlung!“ Auch Herr Kreiten, der sogar ein „Milieustück“ anerkennt, hierin weniger verrannt als sein reformatorischer Angreifer, fragt etwas uerbös, welcher Kunstgattung „Dannele“ zuzurechnen sei? Freilich, scholastische Geister brauchen Etiketten; und die Scholastiker sitzen nicht nur in der S. J., sondern auch auf sehr fortschrittlich polierten Redaktionsesseln, und Kreitens Frage ist nicht von ihm allein gestellt worden; und sie hat sich beim „Gesicht Christi“ wiederholt. Ja, die naturalistische Moderne mußte vorerst sich ihre Formen schaffen, und mancher hat dabei die Hände gerungen,

wie die alten Dramaturgien und Poetiken in den Winkel flogen, um dem lebenden Kunstwerk Platz zu machen; der romantischen Nachfolgerin bleibt das gleiche Recht. Hauptmanns wie Krejers Dichtung, jede ist auch nach der formalen Seite hin ein genialer Wurf, wie er eben nur dem echten Künstler gelingt, und wer sich freut, daß die Kunst den schöngezimmerten Käfigen der Poetik endlich entronnen ist, der wird nicht lange nach Stifetten suchen, sondern doppelte Freude daran haben, daß jener Wurf einer ganz neuartigen Form beim erstenmale so vollendet gelang. Das feiert den Künstler und scheucht die Virtuosen, die sich überall einfinden, wo erst experimentiert wird.

So glückliche Vollendung beim ersten Anlauf war dem nicht beschieden, der trotzdem als der echte Genius der Neuromantik gelten muß. Maurice Maeterlinck entwickelte sich nicht in der scharfen, reinen Lust der Wirklichkeitskunst, wie Hauptmann und Krejer; sondern rang sich aus müder, bankrotter Niedergangsstimmung erst zu den Höhen empor, die er heute erklimmen hat, und über die die Zukunft ihn sicher noch hinaustragen wird. Die „Serres chaudes“ und „Maleine“ waren für den Betrachter, dem eine gesunde Fortentwicklung der modernen Dichtung am Herzen lag, so etwas wie ein kleiner, oder sogar ein großer Schreck; beide wiesen geniale Züge auf, aber in einer Verwilderung ohnegleichen, in jener krassen Sinnenverrücktheit, die noch allezeit der sicherste Kompaß zur Fahrt — nach Rom gewesen ist. Um so freudigeres Staunen mußten „Les Avengles“ und „L’Intruse“ wecken, die das trübe Schäumen abgeklärt, die tobende und lügende Phantasie zur schauenden, zur allertiefste Wahrheit schauenden gewandelt zeigten. Maeterlinck ist hier schon ganz, was er bis heute blieb: der Determinist, der zwischen Umwelt und Innenwelt alle die feinsten Fäden ansfindet, die dem durchschnittlichen Auge neben den dicken Strängen verborgen bleiben, und die doch oft mehr als diese der Leitung entscheidender Reizanstöße dienen.

Man wird versucht sein, mir den Deterministen zu Gunsten des Fatalisten zu bestreiten. Gewiß, Maeterlinck giebt sich in seinen Marionettenramen, im Trésor des humbles als Fatalist. Und doch scheint es mir, als vermöchte hier der Außenstehende schärfer zu urteilen, als der Künstler selber. Mir bedeutet — rein philosophisch betrachtet — Maeterlinck denjenigen, der berufen ist, den uralten Zwiespalt zwischen Determination und Fatum zu beseitigen, den Fatalismus nicht als verdunkelten, grausameren, sondern als den religiös verklärten Determinismus zu zeigen. Maeterlinck ist der Künstler des

schlechtthinnigen Abhängigkeitsgeföhles, dessen Prediger Schleiermacher war. Wir erleben heute etwas Ähnliches, wie am Anfange des Jahrhunderts. Damals suchte sich neben der katholipetalen oder katholischen eine protestantische Romantik emporzuringen. Es gelang nicht: Schleiermacher wirkte nur in engen Kreisen, und Novalis wie Hauff holte der Tod fast noch im Jünglingschafften fort. In diesen Tagen stehen die Hoffnungen günstiger. Den Huzsmans und d'Aurévilly, den Garborg und Strindberg sieht man das Bankerotte doch auf gar zu große Entfernung schon an; und sicherer als bei Novalis empfinden wir bei Maeterlind das Vorwärtsweisende, Hoffende. Ihm ist Dualistisches und Dogmatisches in gleicher Weise fremd. Gerade im Alltagsleben findet er die starke Offenbarung des Absoluten, mehr als in den großen Staatsaktionen. Man überlege nur, wie modern dieser Gedanke ist, wie er zu unserer veränderten Auffassung vom Werden der Geschichte stimmt! Wie er in der Dichtung an die vielgeschmähte „naturalistische Kleinkunst“ anknüpft! Und diese pantheistische Weltansicht ist ihm ganz und gar Erlebnis, Eigentum des einzelnen. Was uns voneinander abhebt, sagt er einmal im Trésor, das sind die Beziehungen, die jeder zum Absoluten hat. Dieses Buch, das uns Deutschen nun auch geschenkt worden ist, sollte überall neben Schleiermachers „Reden“ stehen. Maeterlind ist ja als Künstler dem schlesischen Prediger an forttreißender Kraft überlegen; und er wird wohl lieber dem Plotin eine Locke opfern, als dem Spinoza; aber es ist bei so tiefen, individuellen Eigenarten erstaunlich, wie sich beide Bücher, als Ganzes betrachtet, gleichen.

In seinen Dramen scheint der große Bläme das Grausige des Fatalismus zu betonen. Gewiß; aber schließlich: was ist denn der Fatalismus überhaupt, wenn nicht der Determinismus derjenigen, die sich frei wähnen und vom Schicksal getroffen werden? Der Fatalismus, könnte man mit der Variation eines sehr bekannten politischen Ausspruches August Bebel's sagen, ist der Determinismus der Dummen. Wer denkt dabei nicht an Wilhelm Henschel? Das ist aber für Maeterlind nicht etwa ein Ideal. Er mußte erst diesen alten Fatalismus in der entsetzlichen Hilflosigkeit und Angst seiner Unwissenheit zeigen, um dann zu einem neuen den Weg zu finden, zu einem, der Religion, der Pantheismus ist. Das hat er im Trésor gethan. Jetzt müssen wir abwarten. Maeterlinds Übersetzer, Herr v. Oppeln-Bronikowski, dem wir ebenso wie Herrn Dieberichs von Herzen Dank schulden, hat einst in der „Gesellschaft“ die Frage gestellt, ob der Künstler sich

nunmehr der Außenwelt zuwenden werde. Wenn es geschähe — dann könnte Maeterlinck eine gewaltige Bedeutung für die neue Dichtung, für die ganze neue Weltanschauung gewinnen. Er vollzöge dann das, was ich am Ausgange der Betrachtungen über die Moderne als die große Aufgabe der nächsten Zeit schilderte: die Erhebung des vom Naturalismus dichterisch bewältigten Relativen ins Absolute.

Aber auch heute schon, und auch wenn jene Hoffnung fehlschlagen sollte, dankt die neue Dichtung diesem Genius Großen. Er hat sie mit einer unerhörten Fülle neuer Nuancen in der Form neuer Gebiete im Stoff beschenkt. Und was für unsern besonderen Zweck im Vordergrunde steht: er hat die Neuromantik vor zwei Irrwegen bewahrt, auf die sie ohne ihn vielleicht doch geraten wäre.

Der eine ist die Entartung zum Symbolismus. Es ist zwar ein Irrtum, wenn man alle Symbolik für romantisch oder mystisch hält; es giebt auch eine rationalistische, und die uns häufig in der allerjüngsten Denkmalkunst begegnet, ist der banalste Rationalismus, der sich nur immer denken läßt. Aber freilich neigt die romantische Kunst stark zu symbolistischen Gelüsten, weil ihre Aufgabe dadurch sehr — vereinfacht wird. Denn das bedarf wohl keines Beweises, daß es tausendmal leichter ist, für gewisse Stimmungen und Ideen Personen zu erfinden, als jene in den gegebenen Menschen des Alltags aufzufinden. Die „Versunkene Glocke“ war kein sehr erfreulicher Anlauf in dieser Richtung, trotz aller Schönheiten, an denen sie reich ist. Herr Kreiten hat ihr eine kräftige Verdammung gewidmet. Natürlich der heidnischen Tendenz halber; aber du lieber Gott, das bißchen Heidentum, namentlich wenn es so sentimental ist, hat wenig zu bedeuten im Vergleich zu der Gefahr, die im Symbolismus liegt, nach der katholischen Seite hin abzurutschen. Denn alle Symbolik ist schließlich Flucht aus dem wirklichen Leben in ein Reich der Konstruktionen; das Mystische wird dabei veräußerlicht, es ruht nicht mehr im Gemüt, sondern klebt an Gegenständen, wird Wunder und Spuk; und alles das zusammen mit der Schwäche und Müdigkeit, aus der es geboren wird, ist keine schlechte Bodenbereitung für den Katholizismus. Glücklicherweise war es nur ein kurzer Absall Hauptmanns, und Maeterlinck ist bisher der Versuchung nicht erlegen. Er hat das Glück, kein Berufsdichter zu sein; er liegt einer sehr realen, bürgerlichen Beschäftigung ob und lebt in gut bürgerlichen Gewohnheiten. Ihm offenbart sich Gott im Alltagsleben, und dieser echte Pantheismus wird ihn davor bewahren, in ein Schattenreich Reißaus zu nehmen. Weder mittelbar,

noch unmittelbar nähert er sich irgendwie der schiefen Ebene, die zur Kirche führt. Noch unmittelbar: seine Religion ist die unkatholischste, die ich mir denken kann — der strengste Monismus, der äußerste Subjektivismus. Ich möchte sagen, sogar seine bürgerliche Stellung schützt ihn vor katholischen Neigungen; ein Menschenküchtling wie Garborg, ein Extravagant wie Strindberg erliegt ihnen eher als ein Mann von Beruf und Lebensart. Das Unbehagen, das solche Leute innerhalb der Kirche verspüren, hat uns ja erst Kurt Martens in seinem „Roman aus der Dekadence“ trefflich gezeichnet. Soll ich einzelnen Zügen an Maeterlind nachspüren, die ihn vom katholischen Wesen scheiden? Wie müßte er, der im Schweigen die höchsten Offenbarungen fühlt, das unaufhörliche Reden, Murmeln und Singen des kirchlichen Kults empfinden! Denn der katholische Gottesdienst kennt kein Schweigen. Er schafft den Lippen stete Bewegung, und im Rosenkranz besitzt er sogar ein Mittel, den Rhythmus des Plappergebets zu regeln.

Nur drei Namen der neuromantischen Entwicklungsphase wurden hier genannt, die drei, in denen wir Schöpfer vollendeter Dichtungen verehren. Indes breitet sich der Geist dieser Sehnsucht noch weiter aus, als wir es hier verfolgen können, ohne unsern engeren Zweck aus dem Auge zu verlieren; und auch die Technik, die Formen, von Maeterlind so stark bereichert, spiegeln allerseits den Drang zur Verinnerlichung wieder. Die Wiener *l'art pour l'art*-Poeten scheinen mir so gut dafür zu zeugen wie die Experimente des Arno Holz, der doch auch in der Sprache den inneren Rhythmus auffinden, keinen erdachten hineinragen will. Jenen wie diesem messe ich geringe Bedeutung für den Fortgang des künstlerischen Gedeihens bei — Gott sei Dank, denn die blasierte Weltverachtung der Wiener ist schlimmste Dekadence, und wer wie Holz nebst Schülern nach Doktrinen dichtet, ist überhaupt beinahe am Ende der Kunst angelangt: nur als Symptome wollte ich sie erwähnen, als kleine Züge, die zu den großen ergänzend hinzutreten, ohne sie freilich zu bereichern. Denn dafür sind die großen eben zu groß. Durch die Kunstwerke der Neuromantik geht mit gewaltiger Kraft ein wunderbar einheitlicher Geist: der Geist der neuen Kunstwirkung, wie die naturalistische Moderne sie uns brachte. Nur daß die Neuromantik diesen Geist zu läutern berufen ist. Aus dem Schmerz, mit dem nach unserm früheren Satze das Walten der Notwendigkeit empfunden wird, soll sie die beseligte Freude entwickeln, denn die Notwendigkeit ist keine blinde, lausale, sondern eine vorsehende, zweckvolle, und der Fatalismus wird Religion. Das ist der erste, große Schritt über die grausame Trostlosig-

keit des Relativismus hinaus. Freilich ist es nur ein Schritt, aber vielleicht doch der größte und bedenklichste. In diesem Sinne mag man die naturalistische Dichtung eine vorbereitende, die neuromantische eine überleitende Kunst nennen, insofern der kommenden Dichtung der That der Boden bereitet wird. Es ist müßig, sich heute in Grübeleien zu verlieren, welchen Inhalt dann die sittlichen Lebensformen empfangen werden. Das Auseinanderfallen der religiösen Bestimmtheit und der sittlichen Freiheit, wie es in Spinoza und Fichte seinen extremsten Ausdruck fand, zu überwinden, das Sittliche als einen Einzelfall des Religiösen darzustellen, ist das Streben unserer Entwicklung. Wenn im Zeuth der naturalistischen Bahn die Frage aufstieg: wohin nun? — wenn die Zweifel wach wurden, die wir eingangs berührten — so dürfen wir heute ein Gefühl froher Gewißheit bekennen, daß wir der Neuromantik danken. Wohin es auch gehen mag, es geht vorwärts, immer weiter fort vom alten, und damit auch vom katholischen Menschen- und Lebensideal. Ins heidnische hinein? Man hört die Phrase so oft. Die sie zu Tode heßen, kennen das Heidentum nicht, und die Renaissance, mit der sie unsere Zeit vergleichen, noch weniger. Renaissance ist ein südlicher, romanischer, katholischer Begriff. Unsere Kultur aber orientiert sich mehr und mehr nach dem germanischen, protestantischen Norden, und nicht der Renaissance, sondern der Reformation mag unsere Zeit verglichen werden. Das ist für die katholischen Optimisten, wie Veremundus, eine bittere Wahrheit, daß auch die Neuromantik nur vertieft, was die Darwin-Marysche Weltanschauung, vielfach irrend, aber wahr in ihren Fundamenten, begonnen hat; daß sie keine bankerotte Bühlerin, sondern die starke Erbin des immer noch unerfüllten protestantischen Vermächtnisses ist: über die Religionen hinaus den Menschen zur Religion zu führen.



Wolle Goethe populär werden?

Ein Geleitwort zu einer Goethe-Ausgabe fürs Volk.

Von Dr. Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Im Frühjahr habe ich eine Sammlung „Neue Lieder fürs Volk“ herausgegeben (bei M. Viemann, Berlin C. 25), die in Massen zum Preise von 10 Pfennigen auf dem Kolportage-Wege vertrie-

ben wird. In meinem Geleitwort habe ich der pessimistischen Vermutung Raum gegeben, daß das Volk nicht einmal den Namen „Goethe“ kennt. Und so wundert's mich nicht, daß ein Frankfurter Dienstmädchen dieser Tage den klassischen Ausspruch that: „Von dem Geede dhät mer aach net soviel Iffhewens mache, wann er laa Iud gewesen wär.“ Aber es kommt noch besser! Ein Leser der „Hilfe“ aus dem Westen des Reiches hat anläßlich des Goethe-Jubiläums eine private Umfrage gehalten. Er erzählt darüber: „Ich fragte einige dreißig Personen, wie sie mir gerade im gewöhnlichen Laufe des Verkehrslebens in den Wurf kamen, namentlich aber Landbewohner, und darf wohl behaupten, daß meine Erforschung leicht auf einen sehr erheblichen Prozentsatz des Volkes, vorzüglich des Landvolkes, ausgedehnt werden könnte. Das Ergebnis meiner Umfrage war im höchsten Grade betrübender Natur. Ich stellte einfach die Frage: „Wissen Sie vielleicht, wer Goethe war?“ In allen dreißig Fällen erfolgte ein glattes und unbedingtes **Nein**. Nur ein sechzehnjähriger Junge, der die hiesige (vorzügliche städtische) Volksschule besucht hatte und jetzt in einem Geschäft Schreiberdienste verrichtete, hatte in der Zeitung davon gelesen und sagte: „Das soll ja ein berühmter Mann gewesen sein.“ Er allein wußte auch auf eine weitere Frage zu sagen, daß Schiller ein Dichter war, d. h. ein „Mann, der so Lieder macht“. Eine ältere Bauersfrau vom Lande sagte: „Goethe? Wo liegt denn das?“ Und ein pfiffiger Metzgergeselle meinte: „Goethe? Ja, war das nicht der Schwiegersohn vom alten Tischlermeister Lehmann?“ Alle übrigen, mein sechzehnjähriges Dienstmädchen aus einer kleinen, benachbarten Stadt, verschiedene Laufburschen, zwei Tagelöhner, eine Reihe von Eier, Butter u. dergl. ins Haus bringenden Bauersfrauen — hatten keine Ahnung oder keine Ahnung mehr von dem Vorhandensein eines Mannes Namens Goethe. Und auch — was noch auffälliger erscheint, denn Schiller soll ja populärer sein — auch von Schiller wußte niemand etwas. Einige Gedichte, die ich anschlug (wie „Sah ein Knab' ein Rößlein steh'n“), waren hier und da bekannt, aber der Name des Dichters existierte nicht im Bewußtsein dieser Personen.“ —

Dieses Ergebnis wird noch in anderer Weise unterstützt. In meiner Sammlung fliegender Blätter, die auf Jahrmärkten vertrieben werden und lyrische Gedichte enthalten, befindet sich in einigen Heften nur ein Goethesches Gedicht: „Kleine Blumen, kleine Blätter“, — verändert in „Schöne Blumen, grüne Blätter“ oder „Kleine Blümlein, kleine Blätter“ — freilich arg verhunzt, denn aus

4 Strophen sind 16 und 17 geworden. Nur eine dieser schönen Strophen sei angeführt:

Reichtum ist mir nicht beschieden.
 Karoline, dir fehlt Geld!
 Liebe macht uns zwar zufrieden,
 Doch darnach fragt nicht die Welt.

Soll nun Goethe, wollte Goethe populär werden?

Man beruft sich so gern auf seinen Ausspruch: „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.“

Ich habe dieses Wort immer als tragisch empfunden, aber nie tragisch genommen. Ein fast achtzigjähriger Greis hat es ausgesprochen. Ich fühle nur den tiefsten Unmut heraus, daß das deutsche Volk die Schätze, die der große Schatzgräber von Weimar verschwendet, gar nicht beachtet hat. Der junge Goethe hätte solch ein Wort nie gesprochen. Die Jugend will die Masse erobern, zu sich emporziehen, und erst das resignierende Alter zieht die verstimmte Folgerung, es habe nie populär sein wollen. Wer aus dem Strom der Volksseele, der Persönlichkeits- und Allgemeinbildung schöpft und das eroberte Gold durch den Prägstoß seines Genies gehen läßt, sehnt sich nach Mitteilung und Teilnahme. Der alte Goethe weiß das sehr gut. Nicht ohne innerste Bewegung vermag er an den Schotten Robert Burns und den Franzosen Béranger zu denken, von ihnen zu sprechen. Der 78 jährige Greis sagt einmal: „Woburch ist Burns groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und Schnitterinnen entgegenklangen, und er in der Schenke von heiteren Gesellen damit begrüßt wurde. Da konnte er freilich etwas werden!“ Und von Béranger rühmt er: „Seine Lieder haben jahraus, jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundgerecht und auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgange mit diesen anmutigen Geistern gewöhnt und genötigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? Und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?“

Und Goethe vergleicht die deutschen Zustände damit: „Was haben nicht Bürger und Boß für Lieder gebichtet! Wer wollte sagen, daß sie geringer und weniger volkstümlich wären, als die des vortreff-

lichen Burns! Allein was ist davon lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke entgegenklinge? Sie sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Lose deutscher Dichter. Von meinen eigenen Liedern, was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klaviere gesungen, allein, im eigentlichen Volke ist alles stille.“ Und der Greis fügt hinzu, indem er eine Neuinszenz von vor 40 Jahren (!) heraufholt: „Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des „Tasso“ sangen!“

„Wir Deutschen sind von gestern!“ schließt er sein schmerzliches Bekenntnis. Man fühlt, daß diese Worte zittern . . .

Sage mir keiner mehr, Goethe machte sich nichts daraus, daß sein Lebenswerk im Volke keine Wurzeln schlug. Mit dem schweren Schmerze, daß es nicht geschehen, ist er in die Gruft gegangen. Das deutsche Volk merke sich Goethes Worte und lerne daraus: „Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganz Duzend Stücke wie die „Iphigenie“ und den „Tasso“ geschrieben haben . . . es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.“

Bis auf den heutigen Tag ist man dem Volke den Goethe schuldig geblieben. Man hat auch den 150. Geburtstag nicht dazu benutzt, dem Volke ein Heftchen Goethe in die verlangenden Hände zu legen. Man feiert lieber Feste für — sich, wirft das kostbare Geld zum Fenster hinaus für Illumination, Fackelzüge und ähnliche Scherze. Alles gut gemeint und gern genehmigt, aber die einzig würdige Feier wäre gewesen, in jedes Dorf ein paar hundert Bändchen einer Goethe-Anthologie zu schicken. Das kostet ja nicht soviel. Für das Straßburger Goethe-Denkmal sind bis jetzt 100 000 Mark gesammelt. Damit setze ich Deutschland mit Goethe in Nahrung. Hand aufs Herz! Wer guckt sich ein Denkmal an? Unter hundert Städten kaum einer! Und sind Denkmäler nicht allein für die Städte da, d. h. schließt man nicht schon von vornherein die Hälfte der Deutschen, alles was auf dem Lande wohnt, vom Anblick dieser Kunstwerke aus?

Ich will jener Blasferteit, die den Kulturwert der Poesie, besonders der Lyrik, gering schätzt, mit einer Rechnung entgegenen. Ich will mich nur noch in aller Eile auf den großen Darwin berufen, der erklärt hat, er würde, wenn er noch mal zu leben hätte, jede Woche etwas Poetisches lesen, weil der „Verlust der Empfänglichkeit dafür einen Verlust an Glück bedeutet“! Ich habe nämlich in einer Gesellschaft einmal den Beweis geliefert, daß ein einzelnes Gedicht realen

Wert, ja, den Geldwert von 5 Millionen Mark haben kann! Ich kalkulierte so: Wenn man in 50 Städten dem alten Zieten ein Denkmal setzt à 100 000 Mark, so würden diese 50 Statuen, die 5 Millionen Mark kosten, das Andenken an diesen Helden nicht so beleben, wie das eine einzige Gedicht Fontanes „Hans Joachim von Zieten!“

* * *

Ich habe endlich einen jungen Verlag aufgetrieben, der für 10 Pfennige eine von mir besorgte Goethe-Anthologie herausgibt. Eine biographische Einleitung, Gedichte, Szenen aus „Götz“, „Egmont“ und „Faust“ mit verbindendem Text, eine Anzahl sorgfältig ausgewählter Prosastücke und etwa 6—8 Illustrationen — alles für 10 Pfennige. Wieder rechne ich auf die Unterstützung aller Kreise. Ende Oktober wird das Bändchen erscheinen und auch zumeist durch Kolportage vertrieben werden. Ich würde mich freuen, wenn aus dem Leserkreis beim Verleger G. E. Kigler, Berlin S., Dresdenerstraße 80, zahlreiche Bestellungen einliefen.

Man gebe endlich dem Volke seinen Goethe!



Gedichte von Kurt Hofm.*)

(Friedenau.)

Regen in der Nacht.

Eintönig klopft der Regen
An unser Fensterbrett,
In immer gleichen Schlägen
Tickt eine Uhr am Bett.

Mit wunderlichem Rauschen
Der Regen rinnt und rinnt,
Still fühlen wir im Rauschen,
Wie wir so schweigsam sind.

Sacht durch das Stübchen gleitet
Der Ampel Dämmerchein —
Den Arm um mich gedreht,
Wiegte ein Traum sie ein.

Es ruhen meine Augen
Auf ihrer Glieder Pracht,
Mir will der Schlaf nicht taugen,
Ob es gleich Mitternacht.

Es singt ein seltsam Sehnen
Ein Lied durch bange Stille:
„O Nacht der dunklen Thränen
Tränk mich mit Schönheitsfülle.“

*) Aus dem dieser Tage im Verlage von S. Calvary & Co. in Berlin erscheinenden Gedichtbande „Meine Welt“ mit Dredelzeichnung von Sidus.

Elend.

Duer durch die Straßen
Im hastigen Schritt
Treibt mich die Sorge,
Elend geht mit.

All' meine Wünsche
Legt' ich beiseit',
Sog an des Werktags
Ruffiges Kleid.

Schaffe und wirke
In traurigster Frohn,
Knechte mich selber —
Um Hungerlohn!

Hätt' ich mein Weib nicht,
Das tröstend mich hält,
Wär' ich wohl längst schon
Nicht mehr auf der Welt!

Begegnung.

Hart ist der Boden, auf dem ich schreite,
Ehern dröhnt es unter mir —
Doch ich läpfe furchtlos mein Visir:
Heran, wer es wagt zum Streite!

Tritt mir stracks das Leben entgegen,
Schüttelt drohend gen mich die Faust:
Hab' dich doch oft schon gar wacker gezaust,
Hüte dich du, vor meinen Schlägen.

Kommt das getäuschte Hoffen geschlichen:
Haß mich freunden wohl schon vergessen?
Däuchte, mein letzter Hieb hätte gefessen,
Bin doch erst jüngstens von dir entwichen!

Kommt, mit türkischem Fez, hergeschlendert
Plötzlich der Tod und bent mir die Linke:
Gelt, mir folgst du, wenn ich dir winkte,
Darin hat sich noch nichts verändert:

Schlag' ich ein in die Knochenhände:
Wenn du gebeutst, dir folge ich gerne!
Über noch leuchten meine Sterne,
Wenn sie verglüht sind
Dann mach ein Ende!

An Gewisse!

O, schlagt mir nur den Schnabel blutig,
Ich pfeife doch, wie mir's gefällt —
Es ist durchaus nicht immer mutig,
Wer sich zu den „Besondern“ hält.
Ich singe halt auf meine Weise
Und scher den Teufel mich darum,
Ob ich bei Euch steh' hoch im Preise,
Ob bei dem lieben Publikum!

Nächtlicher Frieden.

Leutlos der Hag —
Still träumt von Rosen
Ein süß' Gedüste heiß empor.
Es reißt geheim der junge Tag —
Und müd' vom abendlichen Kosen
Trinkt deines Atems Zug mein Ohr!

Abschied.

War es denn wirklich ein Liebesglück?
 Gemeinsame Wanderung ein Stück,
 Wenige Tage voll toller Stunden,
 Die jetzt schrill ihren Abschluß gefunden.

Wir müssen scheiden, wie schwer es dir fällt,
 Wie fest deine zitternde Hand mich auch hält —
 Eine kurze Spanne — der Zug stampft ins Land . . .
 Ein Schrei! — — — — —
 — — — Ich habe dich nie gekannt!



Lyrik der Gegenwart.

Ein Überblick von Rudolf Steiner.
 (Berlin.)

II.

Im Beginne der achtziger Jahre trat in Deutschland ein junges Dichtergeschlecht auf den Plan. Zu ihm zählten sich Geister, die in Bezug auf Lebensanschauung und Begabung so verschieden als möglich waren. Sie fühlten sich aber einig in der Überzeugung, daß eine Revolution des künstlerischen Empfindens und Schaffens notwendig sei. In der Auflehnung gegen den herrschenden Geschmack der Zeit, in der Julius Wolff und Rudolf Baumbach als ernste Künstler betrachtet wurden, lag etwas Berechtigtes. Der Grundsatz: „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst“, war in flachen Köpfen zur Karrikatur verzerrt worden. Virtuosenhafte poetische Tändelei unterschied man nicht mehr von der edel-schönen Form, die aus den Tiefen der Seele geboren ist. Die Zeit rang nach einer neuen Weltanschauung, die mit den großen naturwissenschaftlichen Ergebnissen des neunzehnten Jahrhunderts rechnen wollte, und nach einer sozialen Gestaltung, die den im Kampf ums Glück Zurückgebliebenen ihren gebührenden Platz anweisen sollte. Die tonangebenden Lyriker wußten nichts zu singen von solchen Umwälzungen.

Diese Erkenntnis brachte in den Brüdern Heinrich und Julius Hart die Zornesworte hervor, mit denen sie 1882 dem Zeitgeschmack in ihren „Kritischen Waffengängen“ den Krieg erklärten. Von der gleichen Gesinnung befeelt waren die Lyriker, die sich 1884 zu der Sammlung „Moderne Dichtercharaktere“ vereinigten. Und diesem ersten Ansturm folgte die Gründung von Zeitschriften und die Herausgabe der Almanache, in denen der Abscheu vor veralteten Vorstellungen einen ebenso starken Ausdruck fand, wie die kühnsten Hoffnungen für die Zukunft. Aus solchen Stimmungen heraus entwickelte sich die Anerkennung, die seit anderthalb Jahrzehnten in immer erhöhtem Maße einem Dichter entgegengebracht wird, der allerdings nicht, wie viele andere, absichtlich moderne Bahnen einschlägt, der aber auf naive Art mit einer lebensfrischen Phantasie den Kreis von Empfindungen umfaßt, von denen der Mensch der Gegenwart erregt wird: Detlev von Liliencron. Er ist ein daseinsfroher Mensch, der das Leben als sorglos Genießer durchwandelt und alle seine Reize mit eindringlicher Kraft zu schildern vermag. Ihm sind alle Töne eigen, von der übermütigsten Ausgelassenheit bis zu der inbrünstigsten Anbetung erhabener Naturwerke. Er vermag dem Leichtsinn und der Sorglosigkeit Jubelhymnen zu singen wie ein Weltkind, und er kann wie ein Priester fromm werden, wenn die Heide ihre stumme Schönheit vor ihm ausbreitet. Liliencron ist kein Dichter, der das Leben von einem Gesichtspunkt aus betrachtet. Eine einseitliche Weltanschauung, die in klare Ideen zu bringen wäre, wird man bei ihm vergebens suchen. Er geht in jedem Augenblicke ganz in den Eindrücken auf, denen er sich hingeeben hat. Was hinter den Dingen der Welt liegt, darüber macht er sich keine Sorgen und Gedanken. Dafür aber kostet er wie ein rechter Lebemann alles aus, was innerhalb der Dinge liegt. Und er findet immer den charakteristischen Ton, der die vollkommenste Form, um die Fülle der Wahrnehmungen auszusprechen, die sich seinem nach der ganzen Breite der Wirklichkeit dürstenden Sinnen aufdrängen. Er hat nicht nötig, zwischen Wertvollem und Unbedeutendem in dieser Wirklichkeit zu unterscheiden, denn er vermag aus dem Anblick eines „alten, weggeworfenen, zerrissenen, halbverfaulten, verlassenen Stiefels“ eine Empfindung zu schöpfen, deren Ausdruck sich würdig einer Stimmung einfügt, die der Dichter in uns erregt, Liliencron zeichnet Naturszenen und Erlebnisse mit derben, männlichen Linien; er setzt scharfe, vielsagende Farbkontraste nebeneinander. In seiner Lieberlyrik spricht sich das Kraftvolle seiner Persönlichkeit besonders deutlich aus. Nicht Jungigkeit der Empfindung,

nicht herber Schmerz sind im Stande, das sichere Ichgefühl auch nur für einen Augenblick sich selbst zu entfremden.

Unter Liliencrons Einfluß steht Otto Julius Bierbaum. Ihm fehlt aber das sichere Ichgefühl; er ist eine weiche, unselbständige Natur, die sich stets in den Eindrücken der Außenwelt verliert. Auch bei ihm ist nirgends etwas von einer Weltanschauung, von einer in die Tiefen der Wesen dringenden Auffassung zu merken. Während aber bei Liliencron die scharf geprägte Persönlichkeitsphysiognomie für den gleichen Mangel entschädigt, entbehren durch ihn Bierbaums Schöpfungen des höheren Interesses. Seine lebenswürdige Beobachtungsgabe versteht wenig Bedeutungsvolles in den Dingen zu schauen. Sein Geist ist nicht mit dem geringsten Erkenntnisdrange beladen; was er mit leichtfertigem Blicke der Natur abguckt, das schildert er in anmutigen, aber bisweilen recht wenig charakteristischen Farben. Es gelingen ihm reizvolle Naturbilder; er vermag die kleinen Triebe des Herzens in einer prächtigen Weise darzustellen. Wo er höheres anstrebt, wird er unnatürlich. Die großen Worte, die Krafttöne, zu denen er sich oft versteigt, klingen hohl, weil sie nichts Erschütterndes, Aufregendes mitzuteilen haben. Wie ein Spaziergänger, der gern einen Wanderer spielen möchte, erscheint Bierbaum. Wenn er so thut, als ob er kühn und übermütig durch das Leben pilgerte, so kann das nicht sonderlich interessieren, denn er geht den Abgründen und Gefahren recht weit aus dem Wege.

Fast entgegengesetzte Empfindungen erregt ein anderer von Liliencron abhängiger Dichter: Gustav Falke. Er sucht das Leben in seinen geheimnisvollen Tiefen auf; da, wo es Zweifel erregt und Rätsel aufgibt. Ein hochentwickeltes künstlerisches Gewissen zeichnet ihn aus. Die Vorgänge der Welt gestalten sich in seiner Phantasie zu schönheitsvollen Bildern. Er sucht in ernster Art nach dem Einklange zwischen Wünschen und Pflichten. Er strebt nach den Genüssen des Daseins; aber er möchte sie nur, wenn eigenes Verdienst sie ihm erringt. Der Sieg nach dem harten Kampfe ist nach seinem Sinne; den Leichterrungenen kann er nicht sonderlich schätzen. Aus seinem ernsten Geiste heraus entspringt manche bange Frage au das Schicksal; ein fester Glaube, daß der Mensch zufrieden sein kann, wenn er sich den Bedingungen des Lebens anpaßt, führt ihn aus Zweifeln und Rätseln heraus. In Falkes Lyrik ist etwas Schwerflüssiges; das aber ist nur eine Folge seiner Auffassung, die nach den gewichtigen Eigenschaften der Dinge sucht.

Durch ernstes Kunststreben hat sich Otto Ernst von einem sentimental-pathetischen zu einem achtunggebietenden Dichter emporgearbeitet. Zwar entbehrt sein Ausdruck der Unmittelbarkeit und Selbstständigkeit und seine Empfindung des Maßvollen; in seinen Sammlungen und unter seinen in Zeitschriften erschienenen Gedichten findet sich aber manches, das eine wahre Dichterpersönlichkeit zur Erscheinung kommen läßt. Besonders wo er in bescheidenem Kreise des häuslichen Glückes, der Alltagsvorgänge bleibt, gelingen Otto Ernst stimmungsvolle Schöpfungen von geschlossener Kunstform. Besonders anziehend wird er, wenn er seinen Humor walten läßt, der nichts Weltbezwingendes, vielmehr etwas Philiströsch-schalkhaftes hat, der aber für denjenigen den Nagel auf den Kopf trifft, der die in Betracht kommenden Dinge wichtig genug zu nehmen im Stande ist. Man hat oft die Empfindung, daß Otto Ernst weit Vollendeteres leisten würde, wenn er sich naiv seinen ursprünglichen Gefühlen und Vorstellungen überlassen würde und diesen nicht fast immer Gewalt anthäte durch die strenge Anschauung, die er von den Aufgaben der Kunst hat. Manch reizvolle Empfindung, manch sinniges Bild zerstört er durch einen angefügten erkügelten Vergleich, durch eine lehrhafte Wendung, durch eine philosophische Betrachtung, die viel sagen soll, aber meist doch nur trivial ist.

Dichter von weniger ausgeprägter Eigenart sind Arthur von Wallpach, Wilhelm von Scholz und Hugo Salus. Wallpach erinnert durch seine Naturempfindung und durch sein Vertrauen in das Leben an Villenron. Entzückende Stimmungsmalerei, zuweilen in flott aufgetragenen, zuweilen auch in intim abgestuften Tönen, sind ihm eigen. Wilhelm von Scholz ist einer der Dichter, bei denen jedes Gefühl, jede Vorstellung verzerrt wird, wenn sie von der Phantasie zum Bilde umgeschmolzen werden soll. Das Wort strebt stets über das hinaus, was die Empfindung umschließt. Wenn ihm ein schönes Bild vorschwebt, verdirbt er es sich, indem er den Inhalt doppelt betont. Seine Einbildungskraft begnügt sich nicht damit, zu sagen, was notwendig ist; sie überhäuft uns mit all den zufälligen Einfällen, die ihr neben dem Notwendigen aufstoßen. Hugo Salus spricht zuweilen das Einfache auf zu seltsame Weise aus. Wer aus der Natur soviel Lust zu saugen weiß wie er, überrascht, wenn er diese Lust durch Vorstellungen veranschaulicht, die oft recht weit hergeholt sind. Salus richtet sein Auge gleichsam nicht unmittelbar auf die Dinge, sondern sucht ein verändertes Spiegelbild derselben auf.

Aus reinem Schönheitsstun und höchstentwickeltem Geschmack sind

die lyrischen Dichtungen Otto Erich Hartlebens geboren. Seiner Ausdrucksweise ist eine seltene plastische Kraft eigen. Durchsichtige Klarheit und vollkommene Anschaulichkeit ist ein Grundzug seiner Phantasie. Das ist der Fall, trotzdem seine Einbildungskraft nur wenig von Bildern beschränkt wird, die der äußeren Natur entnommen sind. Sie gestaltet fast ausschließlich die inneren Erlebnisse der eigenen Persönlichkeit. Der Dichter, der als Novellist und Dramatiker so objektiv als möglich die Widersprüche der Wirklichkeit aufsucht und den in den Vorgängen des Lebens liegenden Humor mitteillos enthüllt, führt in seiner Lyrik Zwiesprache mit seiner Seele, legt vor sich selbst intime Beichten ab. Man hat das Gefühl, daß es die wichtigsten, die bedeutungsvollsten Augenblicke seines Seelenlebens sind, in denen er sich als Lyriker ausspricht. Er ist dann ganz mit sich allein und mit wenigem, was ihm lieb in der Welt ist. An Wendepunkten seines Lebens, in Momenten, in denen Entscheidendes in seinem Herzen sich abspielte, sind seine schönsten Gedichte entstanden. Und aus ihnen spricht das Wohlgefühl ihres Schöpfers an der ruhigen, einfachen Schönheit, an Stil und künstlerischer Harmonie. Otto Erich Hartleben ist mehr eine betrachtende als eine aktive Natur. Er hat nichts Stürmisches in seinem Wesen. Er ist weniger ein schaffender als ein gestaltender Geist. Den Inhalt läßt er am liebsten an sich herankommen; in der Formung hat er dann seine Freude; da entfaltet sich seine Produktivität. Listenerons Schwung fehlt ihm; dafür aber besitzt er die stille Größe, von der Goethe in seinem „Winkelman“ behauptet, daß sie das Kennzeichen der wahren Schönheit ist. Inmitten des Sturmes und Dranges der Gegenwart darf man Otto Erich Hartleben, den Lyriker, als einen derjenigen bezeichnen, die sich klassischen Kunstidealen nähern. Seine ganze Persönlichkeit ist auf eine ästhetisch-künstlerische Auffassung der Welt gestimmt. Die Lebensprobleme versteht er nur insofern, als der reife Geschmack darüber zu entscheiden berufen ist. Philosophie giebt es für ihn nur, insofern er ein persönlichstes Verhältnis zu ihren Fragen hat. Er kann weiche, innige Töne anschlagen, aber nur solche, die mit einer stolzen, in sich gefestigten Natur vereinbar sind. Alles Pathos ist ihm so fremd wie möglich.

Mit modernen Empfindungen weiß eine gewisse klassisch-akademische Form und Auffassung Ferdinand Avenarius in Einklang zu bringen. Seine Lyrik ist auf dem Untergrunde theoretischer Vorstellungen erwachsen. Seine Empfindungen treten nicht ganz unmittelbar zu Tage, sondern lassen überall die Verunftideen durch-

scheinen. Er hat eine Dichtung „Lebe“ geschaffen, in der er nicht seine Gefühle mittelst, sondern eine objektive Persönlichkeit die ihrigen. Diese Art objektiver Lyrik wird ein ganz ursprünglicher Geist niemals pflegen. Zu ihr ist notwendig, daß die künstlerische Überzeugung der künstlerischen Phantasie als Stütze dient. —



Deutsche Lyrik.

An Hans Thoma.

(Zu des Meisters sechzigstem Geburtstag.)

Wie sind mir deine Werke all
so lieb und trant!
Wie hab' ich mich in schweren Stunden
daran getröstet und erbaut!
Das ist nicht eitler Phrase Schall:
Im tiefsten Herzen hab' ich dich empfunden
wie meines Vaters Morgenlieder,
München.

wie meiner Mutter Abendsegen,
nicht dann und wann, nein, allerwegen.
In deiner Kunst erblüht mir wieder
mein volles, junges Heimatglück,
die sel'ge Kindheit strömt mir traumes-
warm zurück.

Michael Georg Conrad.

Gaa.

Aus goldenen Welten schmiede ich mir einen Dolch,
in der Sonne heißem Schlunde fühl ich seine Schneide.
Procion und Sirius, diese beiden Himmelskünde,
fasse ich ins starke Heft: blühendes Geschmeide!
Erde her! ich bohre dir tief ins Eingeweide.
Strömt noch Blut? — Gährt noch Blut? —
Dürrer Stern, wo blieb dein Mark!
Als ein großer Coter unter Mensch und Moder
faulst du in dem Weltenquark!
Deine Frucht ist all zerflossen — —.
Doch ich will dich nicht zerstoßen —:
Nächtens zwischen Mann und Weib
tausend neue Welten sprossen, wachsen, wandeln
über deinen alten Leib — —.

Köln a. Rh.

Theodor Egel.

Verse.

I.

Ich sollte das Erraffen lernen
Und lernte doch das Träumen nur!
Nicht auf der Erde — in den Sternen
Verfolgte ich des Glückes Spur.

Nun hab' ich Weib, nun hab' ich Kinder —
Ich träume nicht, ich schaffe Brot!
Doch wie zum Licht ein armer Blinder
So seh'n' ich manchmal mich zum Tod . . .

II.

Vor mir liegt meines Lebens Buch:
Auf vergrieffenen Blättern
Steht viel von Wettern,

Und ganz auf der letzten Seite,
Nach vollbrachtem Streite,
Wird seh'n ein Fluch . . .

III.

Alle haben mich verlassen,
Niemand denkt in Liebe mein,
Durch die öden, dunklen Gassen
Irr' ich einsam und allein.
Weißensee.

Daß ich keinen Freund mehr sehe,
Trag' ich, wie es Gott mir gab.
Nur von einer thut mir's wehe,
Und die eine liegt im Grab.

Emil Römer.

Frage.

Ah, was wird mir wohl im tollen
Tanz der Tage noch erblüh'n!
Immer will mir aus dem vollen
Leben neue Liebe glüh'n. —

Berlin.

Bin ich nicht der fruchtreicheren
Erde echtes Eufelkind,
Die sich Jahr für Jahr den gleichen
Blütenduft der Ernte spinnt?

Ludwig Jacobowski.

Der schwarze Priester.

Ich segne euch, ihr alle, die gewesen,
Die von der Krankheit „Leben“ sind genesen —
O, möchtet eure Gräfte tiefer sinken,
Bis sie des Erdenherzens Flammen trinken.

Ich segne euch, die ihr da lebt in Schmerzen,
Ich segne euch mit blutend wundem Herzen —
O, könnt' ich euch in alle Himmel rücken,
Wo keine Erdschweren euch zerdrücken.

Ich segne euch, ihr alle, die da kommen
Und die den Klang der Welt noch nicht vernommen,
Ihr stillen Keime in den Mutterschößen —
O, könnt' ich tödend euch vom Sein erlösen.

München.

Ludwig Scharf.

O, daß es Nacht wäre!

Diese endlos langen Abende,
 Wie sie mir
 Die Brust bedrücken!
 Mit ihrem endlos langen Hindämmern!
 Und ihren fahlen, unsichern, kämpfenden
 Lichtern!
 Und trüben, grauen Farben!
 Es ist, als schwebten Stimmen in der Luft
 Und Schatten von dunkeln Tagen, die
 nicht
 Zur Ruhe kommen können,
 Und die nun
 Wie schwarze,
 Unheimliche Vögel um mich flattern.
 O, daß es Nacht wäre!

Stuttgart.

Dann weicht das alles:
 Es weichen die irren Gedanken,
 Die in dem schwankenden Lichte zittern;
 Es weicht das fahle Gespenst
 Des gewesenen Tages,
 Das nicht zur Ruhe kommen kann —
 Dann verstummen auch die Stimmen
 Die noch
 In der Luft verworren schweben,
 Und alles wird still,
 Und es wird dunkel.
 — Still — still — still — —
 — — Dunkel — —
 Bis daß ein neuer, sonniger,
 Glühender Morgen kommt —
 O, daß es Nacht wäre!

Karl Gustav Vollmoeller.

Heimat.

Hinterm Walde, wo die Glocken klingen,
 Liegt mein Dorf. Es ist ein stiller Ort.
 Meiner Jugend Friede, Spiel und Singen
 Ruht in Gärten wie verzaubert dort.
 Abendglanz ist übern Wald gebettet,
 Und die kleinen Dächer seh' ich nicht,
 Doch die Sehnsucht meiner Seele rettet
 Mich hinab ins goldne Heimatlicht.

Berlin.

Nach dem Licht, dem sanften, ruhervollen,
 Das nur fern ins laute Leben drang,
 Eil' ich dorfwärts, wo mich grüßen sollen
 Heimatdunst und Abendglockenklang.

Wie ich aber wandre auch und schreite —
 Ach, mein Fuß verliert die Wege bald;
 Alle ferne schließend, wächst zur Seite
 Mir der Wald empor — der dunkle Wald.

Felix Lorenz.

Nacht - Lied.

Du heilige Nacht mit deinen lieben Sternen,
 O komm.
 Du machst mit deinen stummen, dunkeln Fernen
 Mich still und fromm.
 Du schickst den Schlaf, den Stürmelöhler
 Zu mir;
 Aus dumpfer Not, aus tageschwüler,
 Ruf ich nach dir. —

Brünn.

Richard Schaukal.

Schulmeisterphantasie.

Draußen der See und das weite Land,
Und am Himmel kämpfende Wolken:
Gigantische rote Tintentolken —
Und die Sonne entzündet Weltunter-
gangsbrand.

Jetzt hinter rauschenden Bergen hinab
Sinkt die Sonne in blutigen Lohen,
Wolken türmen mit riesenhohen,
Wüsten Leibern sich über ihre Grab . .

Draußen die Welt in verdämmerndem Rot,
Ewigkeiten am Sternenhimmel —
Dinnen ist Schulstund', ich geb' einem Kummel
Nützliche Lehren uns tägliche Brot.

Basel.

Paul Schmitz.

Frag' einmal noch!

Du gehst — o Gott, Du gehst,
Nun schließt das Thor,
Aus meinem Lauschen
Schred' ich jäh empor.

Jäh rief ich: „Mein!“
Ich durst' nichts and'res sagen.
Grollst Du mir jetzt,
Wirft Du es nimmer wagen?

Mir schwindelt fast;
Mein Puls geht schnell und hoch,
Und jeder Hertzschlag steht:
„Frag' einmal, einmal noch!“

Gr.-Milersdorf.

Erna Dietrich.

Fern der Welt . . .

Stille geht der Mond die Bahn.
Tanig aus den blauen Weiten
Seine Silberlichter gleiten,
Rosen duften vom Altan.

Und wir sitzen hingeschmiegt,
Still mit unserm großen Glück
und wir seh'n mit keinem Blicke,
wie so nah' die Welt uns liegt . . .

Bleiche Nacht.

Eine bleiche Nacht, ergossen
rings über alle die Dächer. . . .
In weiche Teppichgemächer
sind wütende Lüfte eingeschlossen.

Wie Schlangen, lüstern sich zu befreien
schwüler Däfte Gewühl in weichen Gemächern,
irres Singen und leises Schreien. . . .

Die bleichen Flügel der Nacht sind über den Dächern.

München.

Hermann Egwein.

Da draußen . . .

Da draußen rasen die wirbelnden Stürme,
 In ungebändigt gesteigertem Lauf,
 Der Sorgen himmelstrebende Türme
 Steigen in meinem Innern auf.
 Zitternde Blitze leuchten durch Fenster,
 Zaubern ins Zimmer den bläulichen Schein;
 Schwärzliche Schatten und bleiche Gespenster
 Nisten in meine Seele sich ein.
 Von draußen klingt's, wie ein klagend Gesöhne,
 Von zitternden Stimmen und pfeifendem Wind.
 Ich weiß es, daß diese flüchtigen Töne
 Accorde der weinenden Seele sind.

Wien.

Leo Grünstein.

Die Dorfflur.

Weit in das Land blick' ich hinaus,
 Kein Baum vor mir, kein Hof und Haus,
 Nichts lacht als Ähren ringsumher,
 Beweglich fliegend wie ein Meer.

München.

Nur wo als Saum die Straße zieht,
 Hinaus die Pappelreihe fliegt:
 Dort, wo sie sich in Duft verlor,
 Tritt hell genug das Dorf hervor.

Martin Greif.

Leben.

Kein Kelch mocht' mir vorübergehen,
 Ich trank sie alle bis zum Grund.
 Nie zitterte mit bleichem Flehen
 Um gold'nen Rand der blasse Mund.

Da lag ich wie an Weibes Brüsten
 Und schrie nach vollem Schwall des Pan,
 Denn meiner Seele tiefen Küsten
 Hat nie ein Kelch genug gethan.

Groß sich' ich einst im Ubeudrote.
 Da glüht die Welt mit trum'nem Schein,
 Da bringt der letzte, blasse Bote
 Den letzten Kelch, den besten Wein . . .

Nachtblick.

Stillwacher mit — der Mond scheint sahl,
 Ein reicher Garten ist die Nacht;
 Ein feines Singen tönt im Thal . . .
 Schlaftrunken horcht er, staunt und lacht:

München.

„Wer singt so spät im Thal allein?
 Ich möchte der einsame Mann nicht
 sein . . .“
 Und schläft wieder ein . . .

Wilhelm Michel.

In der Großstadt.

Von Artois die Berge nieder
 lief ich dereinstens nach Paris.
 Es sang mein Herz viel frohe Lieder,
 dieweil es deine Schönheit pries:
 „Du Wunderstadt, du Paradies! —“

Nun ist das Lachen mir vergangen.
 Da mich die Sorge niederschlug:
 Verblichen ist das Rot der Wangen
 das ich in meinen Chältern trug.
 Mir war das Glück nicht hold genug.

Jetzt will ich nach dem Heimweg fragen.
 Ich bin wie der verlor'ne Sohn. —
 Von Menschenopfern kann ich sagen,
 von kaltem Gold: der Liebe Lohn,
 von einem Moloch — Babylon.

München.

Ludwig Lehmann.

Vermummter Abschied.

Einmal möcht' ich wohl noch eilen,
 Eh' ich sterbe, in dein Land,
 Einmal noch dir nahe weilen,
 Ungeahnt und unbekamt.

Mit gefältschten Bartesfäden
 Warten, bis ich dich erschaut,
 Wie im Zufall mit dir reden,
 Sei's auch mit verstelltem Laut.

Mählich mich herniederbücken,
 Um ins Aug' dir voll zu seh'n,
 Stüchtig dann die Hand dir drücken,
 Und hinweg auf ewig geh'n.

Wien.

Josef Kitir.



Jarm „Belles Demoiselles“.

Von E. W. Cable.

Deutsch von H. S. Ewers.

(Schluß.)

Neujahr kam und ging vorüber; der schöne Garten von „Belles Demoiselles“ zog ein Frühlingskleid an; die schönen Schwestern wandelten von Rose zu Rose; die Wolken des Mißvergnügens lösten sich in unsichtbaren Dampf auf bei dieser herrlichen Sonne der Familienliebe, und als einzige Narbe der Wunden des vergangenen Jahres blieb die platte Unverschämtheit, mit der „Old Charlie“ die Launen der

De Charleus gekreuzt hatte. Der Becher des Glücks schien sich zu füllen, so wie auch der Strom sein Bett immer mehr füllte.

Wie hoch er doch schwoh! Sein mächtiger Lauf rollte, rauschte, flutete dahin, — wie nah er doch dem Ufer kam! Leute wurden angestellt, die Tag und Nacht sein Steigen beobachten mußten. Bei besonders stürmischen Nächten beteiligte sich auch der Oberst daran, fröhlich bei solch aufregender Beschäftigung, wenn der Strom jeden Augenblick einen weißen Arm nach dem Damm ausstreckte, als wollt' er sich hinüberschwingen. Aber alles stand fest, und als der Sommer kam, sank auch das Wasser wieder zurück und floß so ruhig daher, als könnte es überhaupt niemals was Böses thun!

An einem besonders milden Sommerabend entschlüpfte der alte Oberst Jean Albert Henri Josef De Charleu-Marot den Augen seiner sieben Gebieterinnen, um ein wenig zu träumen; er ging oben auf den Damm, wo er gewöhnlich seinen Spaziergang machte. Er setzte sich auf eine Steinbank, sein Lieblingsplätzchen. Vor ihm lagen die weitgedehnten Felder, davor sein prächtiges Haus. Er fing an zu träumen, sann ein wenig nach über seine Vergangenheit. — Er konnte eigentlich kaum stolz darauf sein. Der ganze Morgen seines Lebens war ausgefüllt von lustiger Tollheit, und bis tief in den Mittag war es verdorben durch großartige Schwelgereien. Sein unmäßiger Familienstolz hatte ihn zu fast allem unbrauchbar gemacht, so daß er die Ehren, die man durch eigene Kraft gewinnt, verachtete; das Spiel hatte sein Vermögen verringert; der Tod hatte ihm sein geliebtes Weib entrißen; sein verschwenderischer Leichtsinn hatte seine Ländereien verpfändet. — Aber dennoch: sein Haus stand noch da; seine duftenden Felder brachten fünffache Frucht; sein Name war weithin bekannt; und da und dort zwischen den Blumen und Bäumen, wandelten — wie Engel im Paradies — die sieben Göttinnen seiner einzigen Verehrung.

Ein leiser Ton gerade hinter ihm brachte ihn plötzlich auf die Beine. Er blickte ängstlich nach dem kleinen Stückchen Ufer zwischen dem Damm und dem Strom. Doch er bemerkte nichts. Er lauschte in beklommener Erwartung nach dem Wasser hin. Da — ein klatschender Ton, als ob irgend ein großes Tier in den Fluß sprang — dann sah er kleine Wellen in weitem Halbkreis, die unter dem Ufer her kamen und leicht über das Wasser spielten.

„Mein Gott!“

Er sprang den Damm herunter durch die Sträucher und Wurzeln bis vorn ans Ufer. Er kam nicht ganz zum Rand, sondern stürzte ein

paar Meter davor in die Kniee, rang die Hände, seufzte, weinte und starrte mit trüben Augen auf eine schmale, lange, unter dem verflizten Gestein kaum sichtbare Spalte, die sich vom Flusse her weithin hereinzog.

„Mein Gott,“ seufzte er laut, „mein Gott!“ — Und während er noch rief, sah er die Antwort: das zähe Vermudagrass dehnte sich, riß, und ohne ein anderes Geräusch, als das kurze Zusammenschlagen des Wassers, rutschte ein großes Stück Land gerade vor ihm in den lodenden Wirbel und verschwand.

In diesem Augenblicke trug vom Garten her ein leichter Windhauch das fröhliche, sorgenlose Gelächter der schönen Herrinnen von „Belles Demoiselles“ zu ihm hin.

Der Oberst sprang auf und kletterte über den Damm. Dann nahm er sich mit Gewalt zusammen, eilte ins Haus und befahl, ein Pferd zu satteln.

„Sagt den Kindern, sie sollen nur lustig sein, während ich weg bin!“ rief er, „ich werde heute Abend noch wieder zurück sein.“ Und schon flogen die Hufe seines Pferdes in raschem Trabe über die Landstraße.

— „Charlie,“ sagte der Oberst und ritt ans Fenster heran, wo er die Nachtmühe des Alten bemerkte, „Charlie, wie sagtet Ihr? Mein Haus für Eures? — Wie —?“

„Halloh,“ sagte Charlie, „woher kommt Ihr denn so spät noch?“

„Von der Wechselbank in St. Louis Street.“ (Das war halb und halb wahr.)

„Was giebt's?“ fragte Charlie.

„Ich will den Handel mit Euch abschließen!“

Charlie zog die Wollmütze von den Ohren.

„O ja,“ sagte er, ein wenig unsicher.

„Gut, Alter, so wie Ihr's haben wolltet: mein Haus für Eures! — Wie Ihr's wolltet!“

„— Ich weiß nicht,“ sagte Charlie, „es gehört mir schon jetzt beinahe. — Warum wollt Ihr nicht selbst dabeiblen?“

„Weil ich nicht will!“ schrie der Oberst aufgeregt, „genügt Euch der Grund? — Ihr solltet mich mehr ernst nehmen, Alter — verstanden?“

Charlie rührte sich nicht; aber seine Antwort entzückte den Oberst.

„Meinetwegen. Ich thu's! — Mais — ich will gleich in Besitz treten.“

„Nicht die ganze Farm, Charlie, nur — —“

„Ist gleich,“ rief Charlie, „darüber sollen wir schon einig werden. Mais — warum wollt Ihr's nicht selbst behalten? — Ich will's nicht haben. Behaltet's doch selbst!“

„Haltet mich nicht zum besten, Alter!“ schrie der Oberst.

„O nein!“ sagte Charlie, „aber Ihr haltet Euch selbst zum besten!“

Der Oberst schwieg, Charlie fuhr fort: —

„Jaa! ‚Belles Demoiselles‘ ist mehr wert, als drei Grundstücke wie diese da! Die letzten Wochen bin ich ein paarmal vorübergegangen. Das Zunderrohr wehte im Winde, der Garten duftete wie ein großer Blumenstrauß, sieben belles Demoiselles ritten daher auf ihren Pferden. Schön! Schön! Schön! sag' ich. Ah, Monsieur le Père — wie glücklich seid Ihr, wie glücklich!“

„Jaa,“ fuhr er fort, da der Oberst stumm blieb, „le Comte de Charleu hatte zwei Familien. Eine war schlechtes Halbblut, die andere vornehme Noblesse. Der schlechten Klasse gab er dies alte Rattenloch; er gab ‚Belles Demoiselles‘ Eurem Großvater. — Und nun seid Ihr doch nicht zufrieden! — Was soll ich machen mit ‚Belles Demoiselles‘? Es wird mich in zwei Jahren ruinieren! — Und was wollt Ihr mit Old Charles Haus? Ihr werdet's abreißen lassen und neu bauen, Ihr alter Narr! — Ich möchte lieber nicht tauschen.“

Der Oberst atmete tief auf vor Ärger, aber Charlie fuhr fort:

„Wirklich, ich möchte lieber nicht tauschen. Ich thu's Euretwegen; geradeso, als ob Monsieur le Comte selbst sagen würde: ‚Charlie, alter Dummkopf, ich will mein Haus mit dir tauschen!‘“

So lange der Oberst Ironie vermutete, war er ärgerlich, doch als er sah, daß Charlie ernsthaft sprach, fühlte er sein Gewissen schlagen. Er war wahrhaftig nicht zart besaitet, aber sein jüngstes Mißgeschick machte ihn verwirrt, und Charles seltsame, ebenso uneigennütige, wie unverdiente Familienanhänglichkeit rührte ihn. Sollte er ihn wirklich in die Grube fallen lassen, die er ihm gegraben? Er zögerte — — nein, er wollte ihm das Land bei hellem Tageslicht zeigen; wenn Charlie dann die schreckliche Unterwühlung übersah, war das sein Fehler — Kauf ist Kauf!

„Kommt,“ sagte der Oberst, „kommt noch heute Nacht mit. Morgen früh könnt Ihr dann alles betrachten und den Handel abschließen!“

„Weshalb denn heute noch?“ sagte Charlie.

„— Ah, — weil ich morgen zur Stadt muß!“

„Ich habe keine Lust,“ sagte Charlie, „wie könnte ich auch heute Abend noch hinkommen?“

„Ich werde Euch ein Pferd beim Häuderer besorgen!“

„Na — meinetwegen. — Ich geh' mit.“

Und sie ritten.

Als sie schon ein gutes Stück auf der dunklen Landstraße waren, rief der Oberst:

„Halt nach rechts, Charlie!“

„Was?“

„Halt nach rechts!“

„O ja, ich halt mein Wort! Wir betrügen uns doch nicht!“

Aber der Oberst schien das überhört zu haben. Der Handel fing an, ihm verabscheuenswert zu erscheinen. Nicht nur die Herzengüte seines Verwandten beunruhigte ihn; Old Charlies Lob über „Belles Demoiselles“ hatte tief im Innern wieder die Liebe zu seinem entzückenden Heim geweckt. Wahr war's freilich, die Mutterwühlung würde bei ihrer jetzigen schrecklichen Ausdehnung in höchstens drei Monaten das Haus im Flusse begraben; aber wäre es nicht besser, es zu verlieren, als sein Geburtsrecht zu verkaufen? Und dazu noch — sein eigen Blut zu betrügen? — Es war zwar nur „Injin Charlie“, aber hatte nicht eben erst De Charleus echtes Blut aus ihm gesprochen? — Er seufzte schwer.

Nach einer Weile kamen sie auf einen kleinen Pfad, auf dem man von hinten sich der Farm nähern konnte; bald sahen sie vorn die mächtige Villa. Sie sah aus wie ein Edelstein, als sie so durch die dunklen Bäume schien, wie ein großer Glühwurm in dichtem Laub, ein rechtes Bild prächtiger Fröhlichkeit, so daß ihr Herr aufseufzte, tief aus seiner überquellenden Brust.

„— Was?“ frug Charlie.

Der Oberst zog die Zügel an, stieg ab und schaute hinüber. Die hohen Thüren und Fenster standen alle weit auf, um die frische Sommerluft hereinzulassen, aus allen strahlten die Kerzen der Kandelaber heraus und malten die Blätter der Magnolien und Lorbeerbäume; hier und da bewegte auf den breiten Veranden der laue Wind ein buntes Lampion. Weiche Klänge drangen durch die Luft, Harfentöne; und an einem der Fenster huschten tanzende Schatten vorbei. — Doch auch über das Herz des Herrn der schönen Villa zogen trübe Schatten.

„Old Charlie“, sagte er, mit langem Blick auf das Haus, „wir sind beide alt, eh?“

„Zaa!“ sagte Charlie.

„Und sind zu unserer Zeit schlimm genug gewesen, was?“

Charlie, überrascht durch den weichen Ton, wiederholte: „Jaa!“

„Und waren beide arg ‚gerissen‘?“

„Verdammt gerissen! Jaa!“

„Aber Ihr werdet nicht sagen können, daß ich jemals betrogen hätte?“

„Nein!“

„Und Ihr denkt auch nicht, daß ich Euch jetzt betrügen will, Alter?“

„Ich weiß nicht —“, sagte Charlie, „ich glaub' nicht!“

„Nun Alter, Alter,“ — seine Stimme begann zu zittern — „ich werd' Euch nicht betrügen! Mein Gott — Alter, ich sag' Euch — schließt lieber den Handel nicht ab!“

„Warum denn nicht?“ frug Charlie sichtlich geärgert; — aber dann schauten beide rasch zum Hause hin. Der Oberst rang wild seine Hände, sprang ein paar Schritte vorwärts, stieß einen entsetzlichen Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden, mit dem Gesicht auf die Erde. Ob Charlie stand starr vor Schrecken. „Belles Demoiselles“, die Herrschaft der Mädchenschönheit, das fröhliche Heim, das prächtige Haus des Vergnügens und des Glückes, versank plötzlich, mit einem kurzen, wilden Schreckensschrei, sank, sank, tiefer und tiefer, in die grausamen, unermesslichen Fluten des Mississippi!

— — Zwölf lange Monde lag tiefe Nacht über dem Gemüt des kinderlosen Vaters; er lag fest zu Bett und Tag für Tag und Nacht für Nacht saß Charlie, „die schlechte Seele“, und pflegte ihn zärtlich, wegen seines Namens, seines Unglücks und seines gebrochenen Herzens. Kein weiblicher Fuß betrat das Krankenzimmer; Charlie und ein geschickter Arzt waren die einzigen, die hereinkamen, der eine ganz Interesse, der andere ganz Liebe, Hoffnung und Geduld; nur zum Fenster rankte sich süßduftendes Gaisblatt heran, das Charlie hergepflanzt hatte von der unterwühlten Bank von „Belles Demoiselles“. Das fing in seinen Blättern die Sonnenstrahlen auf und leitete sie sogleich hin zum Krankenbett, das sammelte des Nachts den silbernen Mondschein und weckte oft den Schläfer auf, um seinen Blicken die zarten Streifen am Boden zu zeigen.

Allmählich schien das Bewußtsein ihm wieder zu dämmern. Langsam, langsam, mehr und mehr jeden Tag kam das Licht der Vernunft wieder in seine Augen, wurde seine Sprache zusammenhängender; aber zugleich wurde sein Körper schwächer und schwächer, so daß der Arzt sagte, es ginge ihm zu gleicher Zeit besser — und schlechter.

Eines Abends, als Charlie an dem gaisblattumrankten Fenster saß, in der Hand die Pfeife, die nicht brannte, fiel des Obersten Auge gerade auf ihn.

„Charl —“, sagte er mühsam, und sein Wärter eilte ans Bett und hielt sein Ohr hin. Zwei vergebliche Anstrengungen — dann flüsterte er: „Charlie, wir haben den Handel nicht abgeschlossen?“

Die Wahrheit war Charlie ganz gleich, es kam ihm nur darauf an, die Antwort zu geben, die der Oberst hören wollte. So nickte er denn sehr bestimmt mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „O ja, wir haben den Handel gemacht, aber es war ein ehrlicher Tausch!“ Doch als er sah, wie das Lächeln von dem Gesichte des Kranken verschwand, versuchte er es auf die andere Art und schüttelte den Kopf so stark er konnte, um anzudeuten, daß sie auch nicht mal angefangen hätten, den Handel abzuschließen; — da kehrte das Lächeln zurück.

Charlie wollte das Gaisblatt, das er gepflanzt, anerkannt wissen. So ging er rückwärts zum Fenster mit breitem Lächeln, schüttelte das Laub und sah sehr unternehmend aus.

„Ich weiß es,“ sagte der Oberst mit leuchtenden Augen, — „schon manche Wochen.“

— Am andern Tag: „Charl’ —“

Der neigte den Kopf herunter.

„Laß einen Priester holen!“

Der Priester kam und war den ganzen Nachmittag mit ihm allein. Als er ging, schien der Kranke sehr verstimmt und abgesspannt, doch lächelte er und duldete nicht, daß man ihm das Kreuzifix von der Brust nahm.

Noch ein Tag brach an. Kurz vor Sonnenaufgang glaubte Charlie, der im Krankenzimmer auf einer Britsche schlief, daß er gerufen würde, sprang auf und lief ans Bett.

„Alter,“ wisperte der Kranke, „wühlt das Wasser immer noch?“ Charlie nickte.

„Ihr werdet das Geld nicht herausbekommen, das Ihr mir geliehen!“

„O, das macht nichts,“ rief Charlie, zwei dicke Thränen rollten über seine Backen, „das macht gar nichts!“

Der Oberst flüsterte noch einmal.

„Mes belles Demoiselles! — Im Paradies — in dem Garten — wenn die Sonne aufgeht, werde ich bei ihnen sein!“

— Und so war es.



Adolf Pichler.

Von Hugo Greinz.

(Kinz.)

Tirol feierte in der ersten Juliwoche das Andenken des größten seiner noch lebenden Söhne, des 80jährigen Adolf Pichler. Wer dieser Feier, die sich auf einige Tage erstreckte, beiwohnte, der schüttelte wohl verwundert darüber den Kopf, ein wie frischer und junger Zug dieses selbe Tirol, das als so schwarz und clerikal verschrien ist, nun durchweht. Tausende begleiteten den Fackelzug, der Pichler dargebracht wurde, und beim Festkonzerte waren die Stadtsäle, bekanntlich die größten Festräumlichkeiten Innsbrucks, bis zum letzten Plätzchen gefüllt. „Freiheit und Deutschtum“, diese beiden Begriffe gaben jeder Rede, jeder Ansprache ihr Gepräge, und die Sühnandacht, die tags darauf in allen Kirchen die Frauen vereinigte, um die göttliche Verzeihung für alle jungtirolischen „Verbrechen“ herabzusehen, begegnete allenthalben nur Mitleid. Der alte Pichler selbst, zu dem sich Abgeordnete der tirolischen Litteratur- und Kunstgesellschaft „Bau“ begaben, um ihm den silbernen Lorbeerkranz und die nach Hunderten eingelaufenen Beglückwünschungen zu überreichen, betonte den national-politischen Charakter, den die ganze Feier unverkennbar an sich trug — und allen Zeichen nach zu schließen, dürfen wir uns unbekümmert der Überzeugung hingeben, daß in den Bergen Tirols ein neues, junges, thatenfreudiges Geschlecht heranwächst, das die alten, unvergänglichen Ideale mit neuem Inhalte füllt, das begeisterungsfähig und mannesstolz ist und das seine großen Dichter auch noch bei Lebzeiten zu ehren versteht. Dies letztere treffen wir ja so selten an und daher dürfen wir doppelt stolz darauf sein, daß unsere Ostmark, die schon oft ihre besten Kräfte und stärksten Geister verderben und in Elend darben ließ, sich bei dieser Gelegenheit als ein seiner Dankespflicht bewußtes Land gezeigt hat. Freilich lagen die Verhältnisse für Pichlers Ehrung weitaus günstiger, als bei irgend einem anderen. Seit einigen Jahren bemüht sich sowohl Presse wie Buchhandel, dem greisen Tiroler Dichter jene Anerkennung zu schaffen, die ihm schon längst gebührt und die er auch schon längst erreicht hätte, wenn er nicht in Tirol, sondern in irgend einem der großen Kulturzentren die Stätte seines Schaffens aufgeschlagen hätte.

Es ist oft merkwürdig, wie spät und allmählich erst die Erkenntnis von der Größe eines Menschen dem Volke sich mittheilt, oft von ganz nebensächlichen, äußeren Umständen abhängig und oft einfach spontan entstehend, durch irgend einen oder irgend etwas angefaßt, dessen man sich im Gange der steigenden Entwicklung nur schwer entsinnen kann. Bei Pichler verhält es sich ganz ähnlich. Erst seit kurzer Zeit eigentlich geht sein Name volltönend und klingend wie der eines raschen Eroberers durch alle deutschen Lande und wirbt Bewunderung und eine zahlreiche Anhängerschaft. Und erst jetzt beginnt man allmählich, auch seine Werke kennen zu lernen und sich einzuprägen und nicht nur den Namen. Dieser war wohl auch früher kein fremder und unbekannter. Aber man wußte eben nicht viel mehr als den Namen: Adolph Pichler! Ja, — ein Tiroler Dichter, „briumen“ in den Bergen, — dachte man sich wohl „draußen“ im Reiche, und kümmerte sich nicht mehr viel weiter darum. In Tirol selbst, und auch in manchen Theilen des übrigen Deutschösterreichs wußte man freilich Genaueres, denn wir haben nicht gar soviel große Männer, daß wir an einem, wie es Pichler ist, mit leichten Blicken vorübergehen könnten, — und im Laufe der Jahre, seitdem unser Dichter begonnen hatte, das Werk, das ihm die Unsterblichkeit sichern sollte, in die Höhe zu bauen, bildete sich ganz im stillen eine „Pichler-Gemeinde“, — da einer, dort einer, lauter Menschen mit einem feinen, empfindlichen Sinn für das Tiefe und Ewige, das in jeder Kunstschöpfung liegt, solche Menschen eben, die der höchste Wunsch eines jeden Dichters sein sollen. Aber man weiß ja, wie es mit solchen „Gemeinden“ steht. In ihnen wird wohl ein Dichter am liebevollsten und auch am gerechtesten gewürdigt, aber es sind vereinzelt Gruppen, zuweilen ganz Einsame, die von ihrer Schwärmerei und innigen Hingabe nicht viel an die Außenwelt gelangen lassen. Sie haben nicht die Gabe, den Namen ihres Lieblings stets wieder und wieder hinauszurufen, von dessen Werken zu reden und andere herbeizulocken; in ihren Seelen liegt diese Liebe wie ein glänzender Stern, den an das Tageslicht zu bringen sie für eine profane Entweihung halten.

Um die Allgemeinheit des Volkes für den Dichter zu gewinnen, muß etwas anderes, Energischeres eintreten. Und das geschah vor zwei, drei Jahren mit der Neuherausgabe seiner Werke. Alles das, was zerstreut, oft vergriffen und schwer erhältlich da und dort von ihm erschienen war, hat ein eifriger Verleger, Georg Heinrich Meyer in Leipzig, gesammelt und in einer allen Anforderungen der modernen Buchausstattung entsprechenden Weise neu und vornehm auf den deutschen

Büchermarkt gebracht. Es waren hübsche Bände. Die linke obere Ecke zielt der feuerrote Tiroler Adler mit einem Föhrenbruch, rechts unten schmiegt sich ein Tiroler Dorf an beschneite Berge, und dem Rücken der vornehmen, lichtgrünen Leinenbände ist ein Edelweiß, die Blume der Alpen, aufgedrückt. Das sind die drei starken, inhaltsschweren Bände, die unseres Bichlers Prosa in sich bergen, und die jetzt wieder in einer neuen Lieferungsansgabe erscheinen: die „Jochrauten“, „Allerlei Geschichten aus Tirol“ und „Letzte Alpenrosen“, denen sich noch vier Bände Dichtungen in gebundener Sprache, die „Hymnen“, „Spätsrüchte“, „Marksteine“, „In Lieb' und Haß“, das säufaktige Trauerspiel aus seiner Jugend „Die Tarquinier“ und die Streifzüge „Kreuz und Quer“ anreihen, in welcher letzteren der Naturhistoriker und wandernde Beschauer des heimatischen Landes das Wort hat.

Dieses neue Erstehen seiner Werke war die befreiende, frische That, die ja stets mehr als Worte gilt, die That, die Bichlers Schöpfungen wie aus einem bedrückenden Banne in das helle Tageslicht emporhob. Wer die größte Freude an diesem Wiederaufstehen haben darf, ist Tirol, Adolfs Bichlers Heimatland. Er, ein vollblütiger, kraftstrotzender Sohn seiner Berge, wurzelt ja mit seiner ganzen Natur, seinem mannesfrischen, frohen Auftreten und seiner tiefen, innigen Poesie wie kaum ein zweiter in der keimstarken, reichen Scholle, die schon soviel Großes und Schönes emporwachsen und zum Blühen und Reifen hat bringen lassen. Wie die Wettertanne, der er eines seiner schönsten Gedichte gewidmet hat, steht er, noch ungebrochen und ungeschwächt, im tirolischen Dichterwalde. Viele Stämme neben ihm haben Sturm und Wetter gefällt. Hermann v. Gilm, Johannes Senn, Bintlir, Anton von Schullern, und noch manche andere, die derselben Generation angehören, zählen schon lange zu den Toten. Er aber trotz noch dem Alter, in den Traditionen der Jugend stehend und freudig und empfänglich noch die ganze Fülle neuer Ideale und Gedanken in sich aufnehmend, die dem jungen Nachwuchs, der zu seinen Füßen jetzt allenthalben in Tirol emporsteigt, Kraft und Stärke giebt. Es ist ein gut Teil geistiger Biegsamkeit und nicht verdorrnder Lebensfrische hierzu nötig, um im greisen Alter noch so rege und teilnahmsvoll inmitten derer zu stehen, die in ihm mit Stolz eine Verkörperung des ganzen Fühlens und Denkens des an Frische und Ursprünglichkeit so reichen tirolischen Volks- und Geistesleben erblicken. — Der Grund, warum Bichlers Dichtungen, und gerade in erster Linie seine „Geschichten“, so innig mit Land und Volk verwachsen sind, liegt wohl hauptsächlich darin, daß der Dichter

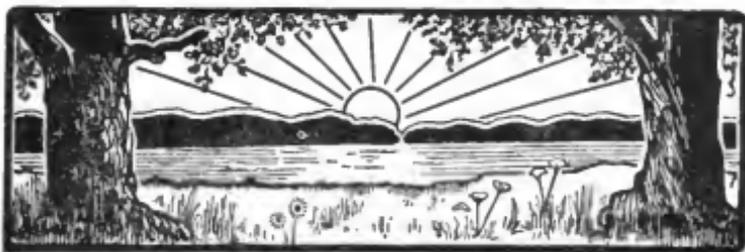
Zeit seines Lebens als ein richtiger, freudiger Sucher und Finder thal- ein und thalaus gewandert ist, und das Volk in seiner Arbeit, in seiner Liebe und in seinem Haß aufgesucht hat. Diese Erzählungen reichen oft weit zurück, bis in die Franzosenzeit, in deren Erinnerung ja Pichler aufgewachsen ist. Jede einzelne schließt sich um den festen Kern einer der poetischen Behandlung würdigen Begebenheit, und man könnte nur schwer die Grenze treffen, an der die Wahrheit aufhört und die Poesie beginnt. Jene Schönheit, die in jedem Flecke unserer gesegneten deutschen Erde ruht, breitet über diese Erzählungen ihren Schimmer — nicht der unnatürliche, bald verblässende Talmiglanz einer verschrobenen Schreibstubenpoesie, sondern die Schönheit, die man überall dort findet, wo man tief und mit künstlerischem Verständnisse in das Leben schaut, in das Glück und das Verderben. Schlichtes, wahres Empfinden liegt in Pichlers Erzählungen. Was hat auch so ein naturkräftiger, in seiner Poesie stark und trozig gearteter Volksstamm, wie der der Tiroler, mit Mondscheinästhetik und Zunderwasserlyrik zu thun! Wenn schon der Mondschein eine Rolle spielen muß, so scheint er in Tirol gewiß auf ein sehr realistisch gesinntes Menschenpärchen beim Fensterln. Und statt des Zunderwassers ist uns der herbe, kalte Bergbachquell oder ein echter Enzian in einer Almhütte schon hundertmal lieber. Sentimentalität und falsche Gefühlsjodlerei wird man also bei Pichler lange suchen müssen. Er ist viel zu ehrlich und aufrichtig dazu und kennt seine Landsleute zu gut, um zu solch langweilig-süßen Surrogaten greifen zu müssen, sein Wort ist klar und offen, und die Menschen, von denen er erzählt, fast aus dem heißen Leben gegriffen, voll Art und Uuart, wie er sie traf. Geradheit und Männlichkeit sind die moralischen Prinzipien seiner Poesie. — Als drittes reißt sich ihnen die tief in seinem Herzen wohnende Liebe zu Land und Leuten an. Sonst wäre es wohl auch nicht leicht möglich, daß er Gestalten schafft, deren Zeichnung bis in den letzten, feinsten, nur schwach noch kennzeichnenden Zug so voll des liebevollen Eifers für alles Heimatlische ist. Er ist dabei Poet und Kulturschilderer in einer Person, und man kann sich leicht das Bild vorstellen, sowie es Professor Fuß als Statuette geformt hat: wie er in früheren Jahren, als gelehrter Professor, unscheinbar mit Toppe und grauem Filz bekleidet, forschend, gleichzeitig nach der Poesie des Landes spürend, bis in das fernste Thal drang und mit dem letzten Bauernknecht oder dem armseligsten „Dörcher“ in ein und derselben qualmigen, niederen Stube saß. Aus dieser Zeit der Streifzüge und Wanderungen — „Kreuz und Quer“ ist das litterarische und kultur-

historische Denkmal für sie — kamen seine Originale, diese wunderschönen, in ihrer echten Menschlichkeit oft ergreifenden Charakterköpfe, denen wir in seinen Erzählungen begegnen. So der alte „Nabinger“ in der Erzählung „In der grünen Vertisau“ (Letzte Alpenrosen, 1. Band), ein Tiroler, der noch die Freiheitskämpfe mitgemacht und der die geschändete Ehre seiner armen Tochter an ihrem Verführer, einem wälschen Offizierlein, furchtbar rächt: Aug' gegen Aug', Zahn gegen Zahn! Ober — im selben Band — der „Erich Aulahn“, der „Riesensohn“, dieses Prachtexemplar eines unverbildeten, gescheiterten Menschen, der den Sennern und Bauern die „Odyssee“ in einer ihnen mundgerecht gemachten Weise vorliest, so daß sie gespannt aufhören und immer wieder die Geschichte von dem „Sauhirtin mit dem g'späßigen Namen“ verlangen, und der dann zuletzt zum Reid und Ärger vieler Innsbrucker Fräulein ein rotwangiges, starkes, wunderliebes Dirndl aus dem Oberinntale als sein Weib heimführt und mit ihm in der allerglücklichsten Ehe lebt. An Ereignissen und stürmischen Schicksalen überreich sind die Erzählungen, die in den Jahren der Tiroler Freiheitskämpfe spielen, wie die „Franzosenbrant“, „Der Flüchtling“, „Der Einsiedler“, — letztere, vielleicht hundert schmale Seiten umfassend, ist ein Meisterstück seiner Poesien. Auf blutrotem Hintergrunde spielt sich da ein herzinniges Idyll ab in dem natürlichen Frohsinn, der ja den Tirolern auch in den sturmbewegtesten Tagen nicht fremd ist. In all diesen Geschichten steht der Erzähler vor uns, der Poet, der seine Einfälle uns in der Form darbringt, wie sie ihm gerade in den Sinnen entsteht. Mit ästhetischem Vergnügen folgen wir ihm, wie sich in seiner Art ein Ereignis aus Großvaters und Großmutter's Zeit zu einem klaren, vom Dufte der Vergangenheit erfüllten Bilde wandelt, so daß wir staunend längst verschwundene Kulturzeiten langsam vor uns wieder aufsteigen sehen; oder er führt uns mit seiner, klugen Hand in diese kleinen, altertümlichen Städtchen des Unterinntales, die Straßen voll der Erinnerungen an viel Liebes und viel Schreckliches, dann wieder in die weiten, alten Häuser mit den dicken, breiten Mauern und den hohen, hallenden Räumen; die Luft darin ist voll der Wunderdinge, die einst darin geschehen; dann plöblich wieder hinauf, hinweg von den Straßen und Städten, hinauf in die grüne, einsame Welt der Berge, in die entlegenen Almhütten und auf die blühenden Bergwiesen, über die die wilden Schroffen und Zacken ragen, dort, wo die heilige Ruhe herrscht, die Menschen aber ebenso erfüllt sind von Lust und Leidenschaften und Schmerzen.

Das ist Pichler, der Erzähler, und über den hätte ich bald den Verfasser der Hymnen vergessen, jenes Baudes, in dem seine Gedichte die Höhe klassischer Formvollendung erreichen. Er ist ein Meister des Rhythmus ebenso wie des Stiles, der in seiner ruhigen, abgerundeten Schönheit vereinzelt dasteht unter den Erzeugnissen der hentigen Dichterschreiber. Kampfesfreudig und von scharfer Satyre sind seine Zeitgedichte, von welchen manche ihre Entstehung in den letzten Tagen haben. Er ist ja unermüdblich und unermüdet und er steht wie ein Herold, ein Bannerträger vor dem jungtirolischen Geschlechte. Seine ganze Vergangenheit drängt ihn zu dieser Stellung. In dem Jahre 1848 war er Hauptmann der Studentenlegion — die schwarz-rot-goldene Fahne, die er damals schwenkte, flatterte auch dem Fackelzuge voran, den man ihm in der ersten Juliwocche veranstaltete. Aber nur kurze Zeit beteiligte er sich wirklich am politischen Leben. Seine ideale Gesinnung war in Gefahr, von ihm herniedergezogen zu werden. So beschränkte er sich auf seine Wissenschaft und seine Dichtung. Sie und da trat er wieder auf — wenn es galt, Mut zu bezeugen und ein Vorbild zu sein. So war er vor vier Jahren der einzige der Innsbrucker Universitätsprofessoren, der es wagte, seine Unterschrift der Bismarck-Adresse beizusetzen.

Nun steht er vor uns, ein Greis und ein Junger. Sein ganzes Fühlen gehört der neuen Zeit, und die Jugend hängt mit Begeisterung an ihm — sie empfindet, was er ihr ist. Und sie weiß, was er als Tiroler ist, und daß er als solcher nicht nur in den engeren Grenzen seines Heimatlandes gewürdigt werden soll — er gehört ja dem ganzen Deutschland, vor allem unserer herrlichen deutschen Ostmark, die ihn nie vergessen wird. Aus einem Lande wie es Tirol ist, mußte ein großer Dichter hervorgehen, der auch in der modernen Litteratur seine hohe Stellung behalten kann. Daß es gerade Adolf Pichler geworden ist, dessen Können wir um so mehr froh sein, da es seinem Geiste gegönnt ist, eine so große Spanne an Zeit und Kultur zu umfassen — vom Anfange des Jahrhunderts bis zu dessen Ende —, wie es wohl lange keinem mehr beschied sein wird.





Aus den Bekenntnissen einer Frau.

Von Anna Bernau.

(Minden i. W.)

Liebe Einzige —

Gelt, du hast viel gedacht und gesonnen über meine merkwürdige Ehe?

Und sinnst noch immer darüber?

Im Grunde deines Herzens begreifst du, — ich habe das deutlich gefühlt in den freundlichen Tagen deines Hierseins. Du begreifst uns beide und unser Gemeinheitsleben und die Sonne und den Ernst unseres Glückes.

Aber du wunderst dich über dich selbst, wunderst dich, daß du begreifen mußt, wunderst dich, daß du dich freuen mußt, statt zu beklagen und zu trösten.

Daß du überraschend viel Helle und Freudigkeit siehst in Verhältnissen, die anderswo Mißklang und Gereiztheit ohne Ende bringen würden.

Ja, manchmal wundere auch ich selbst mich über uns, — wenn ich sehe, wie die anderen es machen.

Aber wenn ich mir dann wieder vorstelle, wie einfach die Frage sich für uns löst, dann sind nicht wir, sondern wiederum die anderen und das unendliche Elend ihrer Selbstquälerei mir unbegreiflich. Ach, warum nur muß die Menschheit in Anschauungen groß werden, die ihr immer wieder neue Qual erstehen lassen!?

Mein leichtsinniger Gatte

Wenn er so vor mir steht, schwankend zwischen Zaghaftigkeit und sieghaftem Lebensgefühl, Bitte und Dank zugleich in den warmen, hellen Kinderaugen — seine Erlebnisse beichtend nein, Beichte soll es ja nicht genannt werden, nur ja nicht! Beichte und Absolution, die Begriffe fehlen bei uns, — — in solchen Augenblicken bin ich nur der

Freund für den Freund, der Kamerad für den Genossen in Freud und Leid. Nicht in Selbstüberwindung und Resignation, — nein, es ist mir natürlich so. Zu wem auch sollte er kommen mit seinen Schmerzen, mit all' seiner Thorheit und Tollheit, — wenn nicht zu mir?

Manchmal lache ich ihn aus, wenn er einmal wieder gar zu närrisch seinem Lebensgefühl Ausdruck gegeben hat. Und er lacht mit, und strahlt über sein „Idealweib“

Aber oft giebt's auch eine Gardinenpredigt, eindringlich ernste Worte und Vorstellungen; und ich frage ihn, ob er wisse, was er thut, wenn er, naiv und ohne Besinnen und ohne zu fragen: „was wird werden?“ so manch eine an seine wechselfrohe Person seffelt.

Dann sieht er's ein.

„Ja, du hast recht. — Ganz gewiß, du hast recht. — Aber auch ich habe recht. Du mit deinem lieben, warmen, besinnenden Gefühl, das den anderen schonen möchte, wo es nur immer möglich. — Aber habe ich denn Unrecht in meiner unbändigen Lebenslust und dem raschen, stürmenden Empfinden, das den Augenblick beherrscht, und vom Augenblick beherrscht wird? Sag mir, lieb Kind, — kann ich's denn anders machen, so wie ich nun einmal bin?“ —

Danu erscheint er mir — verdamme mich nicht! — wie der verwöhnte, schmeichelnde Bub', dem man nichts abschlagen kann, und dessen Rechte aus Leben schwer zu bestreiten sind.

„Aber ich will versuchen, verständiger zu werden,“ meint er dann schließlich. „Denn — ja — du hast ja recht, natürlich!“ —

Das sind die schönsten Stunden unseres Gemeinchaftslebens. Sie fetten aneinander, iuniger, als die frühlingswonnigsten des ersten Liebeszaubers!

In jenen Stunden sagt er's mir in neuer Leidenschaft, thränenbeu Auges, wie lieb er mich habe Und ich würde es fühlen und wissen, auch ohne Worte.

So hat das, was andere voneinander entfernt, weil es unausgesprochen bleibt, oder in Ärger und Zorn behandelt wird, uns einander nur noch näher gebracht. —

Ich bin auch wohl gefragt worden, wie es mir möglich sei, seine weitgehende Bewegungsfreiheit zu entschuldigen. Zu entschuldigen — sagen wir: zu erklären. Ja, das Eigentümliche, dem er unterliegt, kenne ich in geringerem Maße auch von mir. Eine Anregung ganz eigener, reizvoller Art erhalten unsere geistigen Kräfte, unser Temperament gerade von neuen, von frisch an uns herantretenden Elementen.

Unsere altvertrauten Lieben stehen uns häufig näher, wir haben sie lieber, — aber jenes Eigentümliche, reizvoll Belebende bringen uns nur die Neuen. Manch einer wird es nicht verstehen, ihm fehlt der Nerv für diesen Reiz. Aber ich begreif's.

Ja, und nun? Soll ich's ihm vorenthalten und damit die Innigkeit unseres Zusammenlebens zerstören? Ihn härter anfassen und dadurch mir entfremden? Oder mich ganz von ihm abwenden, mich ihn nehmen, sein Liebstes und ihn in der Dunkelheit lassen? Ihr Weisesten der Weisen, was sind eure Ehen mit der Lüge und Verstecktheit, neben unserer Gemeinschaft und ihrer Fülle von Liebe und Vertrauen? — Und ich dulde es nicht, wenn er auf eine Stufe gestellt wird mit den Kreaturen, die in Staub und Sumpf ihren Lebensgenuß finden!

Und wenn ich gestehe, daß ich nicht fähig bin, gegen die Frauen, denen er näher getreten, eine Regung des Unmuts zu empfinden, — wird dein feinsinniges Begreifen auch hier mir folgen? In einzelnen dunklen Stunden wohl ein Wehgefühl, eine Regung der Angst Aber Haß? Etwas hassen, das ihm einmal, auch nur vorübergehend, nahe getreten ist? Es wäre mir, wie wenn ich durch solche Unmutsempfindungen den besten Teil meines Besitzes preisgeben würde, ein Stück von ihm selbst . . . Mein erstes Gefühl führt mich zu jenen anderen hin — ich möchte sie lieb haben und freue mich, wenn sie so sind, daß ich es kann. Und wenn das nicht, so bringt wenigstens ein Mitempfinden mich ihnen näher. Manchmal freilich, ja, dann geht es nicht ohne Verachtung. Aber das ist selten.

Sieh, da hast du das Geheimnis meines Glückes . . . Inmitten seines ungestümen, immerfort gährenden Empfindungslebens ein fester, haltender Mittelpunkt, ein ruhiges Leuchten und Wärmen — sein Bestes und Höchstes, sein Weib

Ich grüße dich, du Liebes, verstehendes Menschenkind! Und ich freue mich, daß ich dich habe, und dir so schreiben konnte, wie heute.

Deine Eva.





Spinnewebe von Jiri Karásek.

(Prag.)

Die Melancholie der Nacht.

Ein stiller Regen fällt in die Trauer der schwarzen Nacht . . .
Stille Trauer fällt in die menschliche Seele. Stille Bangigkeit, matte Musik, die Wonne der müden, übersättigten Seelen, die Schwester der traurigen, verlassenen Dichter.

Ein stiller Regen fällt in die Trauer der schwarzen Nacht.

Stille Trauer fällt in die menschliche Seele. — Im Halbdunkel des Zimmers ein Leben kraftlosen Duftes, ein Zittern auf den mit verblichnen Rosen gezierten Sobelins, ein Flattern auf dem alten Möbel, dessen Verzierungen geschwärzt, und das vom Geruche schwerer Seide und scharfem Moschusduft getränkt ist, ein Zittern auf dem alten Klavier, mit den alten, bangen Accorden und der Trauer längst vergangener Jahre

Ein stiller Regen fällt in die Trauer der schwarzen Nacht.

Stille Trauer fällt in die menschliche Seele. — — —

Willst du, Freund, so öffne ich das Klavier, greife die alten Tasten, spiele die vergeffene Melodie und singe das Lied, das niemand mehr singt.

Oder ich nehme einen alten Band Gedichte, in rosigter, verschliffener Decke, und öffne die vergilbten Blätter — — Dann lese ich die Gedichte aus dem vorigen Jahrhundert, die Werke eines längst verschollenen Dichters — —.

Ein stiller Regen fällt in die Trauer der schwarzen Nacht.

Stille Trauer fällt in die menschliche Seele —

Aus dem Tschechischen von Alfred Guth (Prag).



Der neue Gott.*)

Von Gustav Landauer.

(Friedrichshagen.)



Wer hätte das gedacht, daß Ossian, der alte, liebe, lyrische, trodene, zerflossene Ossian, einmal das Katheder bestiegen und den Studenten und alten Herren vom Ende des 19. Jahrhunderts eine Vorlesung hielt „Zur Kritik der Kantischen Philosophie“?

Das ist jetzt Ereigniß geworden. In Julius Hart's Buch ist Ossian über die Erkenntnistheorie gekommen. Ich habe Hart sehr lieb, aber ich wäre ein schlechter Freund, wenn ich mich dadurch abhalten ließe zu bekennen, daß ich dieses Buch gar nicht liebe, daß es eines von denen ist, die ich nicht ertragen und nur mit der größten Anstrengung lesen kann. Ich ertrage es so wenig wie die Deklamationen Wotans über die „Welt als Wille und Vorstellung“, so wenig wie die koketten Himmeleien Emersons und seiner Jünger. Die Lyrik wird im Gefühlsleben geboren, und das Gefühl hat die Stimme für unser Sicheres, für unsern Besitz, für unser Selbstverständliches. Wo es sich um das Fragwürdigste, um das Problematischste handelt, um das Allerungewisseste, um das, wo wir angestrengt sinnen und unsere Gedanken konzentrieren müssen, da macht uns ein Jacob Böhme, wenn er durch mehr als die schöne Sprache auf uns wirken will, ungeduldig, uerbös, und wenn es immer so weiter geht mit Versteigerheiten und trunkenen Sprache, schließlich zornig, da verlangen wir mit einem: Nüchternheit.

Nun wird freilich Hart — ach, wie kam der Mann, der nur allzu viel Weichheit, gar zu wenig Konsistenz bot, zu diesem Namen! — antworten: für ihn sei eben all das, wovon er jubelt und braust, nichts Zweifelhafte, sondern die allersicherste Gewißheit. Da kann ich aber eben nicht mit. Ich wende mich ja gar nicht gegen die Ergebnisse, die Hart verkündet, sie liegen ja so sehr in der Luft, sie liegen mir ja fast alle so sehr nahe, sondern gegen die Art, wie er sie vorbringt und auch manchmal, wie er sie findet. Denn die Sophistik liegt nicht gar zu weit ab von der Mystik, die Rabulistik wohnt manchmal in einem Haus mit dem Dithyrambus. Der trodene Optimismus, wie ihn Hart

*) Julius Hart, Zukunftsland. Erster Band: Der neue Gott. Belegt bei E. Diederichs, Florenz und Leipzig. 1899.

predigt, wäre mir recht und willkommen, wenn er ein Optimismus wäre trotz und neben dem Pessimismus; eine Selbstgewißheit und Weltanerkennung ließe ich mir gern gefallen, wenn sie getränkt wäre von Skeptizismus. Denn so großes Gewicht Hart mit einer Art kindlichem Vergnügen darauf legt, daß jetzt ein neues Jahrhundert anheben soll, nur als Skeptiker werden auch die Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts das Leben ertragen. Der neue Gott, der heraufkommen will — ich, du, wir alle — ist nur ein Gott, weil er ein Skeptiker ist. Gott hat es nicht nötig, gläubig zu sein; es schadet sogar seiner Göttlichkeit nichts, wenn er ab und zu gottlos ist.

Dieses Heraufkommen des höchsten Glückes aus den allertiefsten Leiden, diese Wonnesfülle als Kind der kritischsten Zweifelsucht, das ist es, was Friedrich Nietzsche zu einer so prächtigen, so erquicklichen, so liebenswerten Erscheinung macht. Dieser Nietzsche hat ein sehr boshaftes Wort gesprochen, das er auf den Nebelschwulst und die Zerdrückt-heit der Schumannschen Manfredmusik gemünzt hat, das aber leider auch auf Harts Buch paßt: „Ein gefährlicher, unter Deutschen doppelt gefährlicher Hang zur stillen Lyrik und Trunkensobdigkeit des Gefühls.“

Gegen Nietzsche richtet sich ein ganzer Abschnitt des Buches, und auch sonst kommt Hart immer wieder mit heftigen Worten auf ihn zurück. Diese Seiten haben mich sehr unangenehm berührt, denn solche blind tappende Ungerechtigkeit paßt ebensowenig zur Weltanschauung Harts, der Allumfassung und der Alldurchdringung, wie der naive Chauvinismus, der manchmal durchbricht. Die Rache für diese Art, wie Julius Hart einem großen und feinen Geist begegnet, hat ihn schnell ereilt: in einem der philiströsesten und gedankenlosten Bücher, dem sogenannten Anti-Zarathustra des geschwätzigen Dr. Otto Henne am Rhyn, wird das Buch des „trefflichen Hart“ gleich im Vorwort mit Auszeichnung genannt.

Wenn man sich auf Hart verlassen wollte, hätte Nietzsche nie etwas anderes gethan, als die Borgias und Napoleons verherrlicht; Hart spricht dabei aber mit der größten Verachtung über Nietzsche als Gesamt-erscheinung. Das ist nicht nur ungerecht, es ist auch unklug; denn es finden sich die besten Gedanken Harts in anmutiger Schärfe und erfreulicher Klarheit schon bei Nietzsche.

Beispiele: Ein wesentlicher Bestandteil von Harts Weltanschauung ist die Idee, daß das Ich nichts Einheitliches, daß das Individuum aus vielen Individuen zusammengesetzt ist. Wer weiß nicht, daß Nietzsche an mehr als einer Stelle und gerade in dem Buch, gegen das Hart be-

sonders wütet, in „Jenseits von Gut und Böse“ von der „Seele als Subjekts-Vielheit, als Gesellschaftsbau der Triebe und Affekte“ spricht?

Zum bei weitem Besten in Harts Buch gehört seine Kritik des „letzten Gottes“, der Ursache und Wirkung; dieser ganze letzte Abschnitt ist außerordentlich lesenswert, weil eben lesbar. Aber auch diese Kritik hat Nietzsche, der Romane dem Germanen Hart mit größter Deutlichkeit vorweggenommen. Er sagt (Zens. v. G. u. B.): „Warum glaube ich an Ursache und Wirkung? Was giebt mir das Recht, von einem Ich und gar von einem Ich als Ursache . . . zu reden?“ Und ferner: „Man soll nicht ‚Ursache‘ und ‚Wirkung‘ fehlerhaft verbindlichen; . . . man soll sich der ‚Ursache‘, der ‚Wirkung‘ eben nur als reiner Begriffe bedienen, das heißt als konventioneller Fiktionen zum Zweck der Bezeichnung der Verständigung, nicht der Erklärung.“ Und endlich noch in der „Fröhlichen Wissenschaft“: „Ursache und Wirkung: eine solche Zweifelt giebt er wahrscheinlich nie, — in Wahrheit steht ein Kontinuum vor uns, von dem wir ein paar Stücke isolieren; so wie wir eine Bewegung immer nur als isolierte Punkte wahrnehmen, also eigentlich nicht sehen, sondern erschließen. . . Ein Intellekt, der Ursache und Wirkung als Kontinuum, nicht nach unserer Art als willkürliches Zerteilt- und Zerstücktsein, sähe, der den Fluß des Geschehens sähe, — würde den Begriff Ursache und Wirkung verwerfen und alle Bedingtheit leugnen.“

Die Kenner von Harts Buch werden sehen: in diesen schlichten Worten steckt nicht nur Harts Kritik, sondern auch seine Position: das Kontinuum, das *παρταξεί*.

Ich könnte vieles und gerade aus Nietzsches spätesten Schriften, vor allem der Götzenbämmerung anführen, um die Beweise zu häufen, um zu zeigen, daß auch Harts Kritik der Sprache und der letzten Abstraktionen, daß auch seine Behauptung der Realität der Erscheinung von Nietzsche sehr vorzüglich, ganz in seinem Sinne, behandelt worden ist. Aber wozu das hier? Brauche ich doch nur auf das herrliche Ja- und Amenlied aus dem Zarathustra zu verweisen; was liegt in der Schönheit dieses Hymnus anders, als das große Lied von den ewigen Verwandlungen, das Hart uns künden will? Auch Nietzsche konnte unbedingt sein, wo er sich nämlich, und mit Recht, vom Gefühl forttreiben ließ; aber er kam dann wieder zu sich selbst und zur lächelnden Skepsis. Ich muß gestehen, daß ich seine fröhliche Wissenschaft der vorzüglichen Wissenschaft Harts bedeutend vorziehe.

Das tiefe Problem, um das es sich in Harts Buch in erster Linie

handelt, ist von dem herrlichen Friedrich Theodor Vischer in die Worte gefaßt worden: „Könnte man Element werden und zugleich wissen, was Element ist!“ Gar vieles Treffliche, weniger um dieses Problem zu lösen, als um dasselbe herumzukommen — ich sage das nicht als Vorwurf, Hart hat ganz recht: so werden die schlimmsten Probleme alle gelöst oder vielmehr zerhauen — findet sich im „Neuen Gott“. Aber es wird ertränkt von dem Schwall der Worte und des Taumels. Daß sich auch viele ursprüngliche, echte lyrische Schönheiten einstellen, brauche ich kaum erst zu sagen. Aber die Mischung des Ganzen, der Ton, auf den das Buch gestimmt ist, macht es mir sehr schwer genießbar. Vielleicht sagt mir einer: was uns Hart zu sagen hat, und er hat viel zu sagen, kann er nun einmal nicht in anderer Form aus sich herausbringen; laß uns dankbar sein! — Ich glaube das aber nicht; der letzte Abschnitt in seiner Knappheit, seiner Abgeklärtheit und Besonnenheit zeigt, daß er wohl könnte, wenn er nur erst einsähe, daß es not thut. Ich wollte, er sähe es ein, und darum habe ich rückhaltlos meinen Eindruck ausgesprochen.



Gedichte von Helene Lapidolh-Swarth.

Hätt' ich dich gefunden . . .

Hätt' ich dich gefunden,
Ich hinge mich an dein Kleid,
Ich spräch' dir von meinen Wunden,
Von meiner Sünde und von meinem Leid.

Hätt' ich dich gefunden,
Ich ließe dich nie mehr los,
Ich wär' dir so fest verbunden,
Wie ein Kind seiner Mutter Schoß.

Hält' ich dich gefunden,
Ich hört' deine Stimme von fern,
Ich bäte dich: „Laß mich gefunden,
Nimm mich mit zu dem Abendstern!“

Weltschmerz.

Dich rief ich, hehre Macht
Verrauschter Heldenzeit,
Die mir den Mut entfacht,
Zu tragen all dies Leid!

Euch, die ihr Mann bei Mann
Ausharrtet unerschlaft,
Euch fleht' ich bittend an:
Gebt mir zu tragen Kraft!

Doch da ich all das Leid
Der ganzen Welt ertrug,
Fühlst' ich zum letzten Streik
Mich doch nicht stark genug.

Gefüllt von fremdem Speer,
Ertränkt im eignen Blut,
Liegt ohne Schild und Wehr
Mein stolzer Übermut;

Er wendet still gen Ost
Sein traurig Angesicht:
„Bringst du mir keinen Trost,
Du junges Morgenlicht?“

Webender Lenz.

In sein himmelblaues Zelt
Hat der Frühling den Webstuhl gestellt.
Was wird wohl gewebt da und Hellen erfonnen?
Frau Sonne hat selbst die Seide gesponnen,
Ihr Söhnchen half spinnen, der Tau im Feld.

Im blauen Mantel mit goldenem Saum
Sitzt der lichte Lenz und webt seinen Traum.
Und die knospende Kinde im Garten
Will auf der Vögelein Kieder warten —
Ach, wie treu liebt ein knospender Baum!

Was schafft er am Webstuhl mit fleißiger Hand?
Ein blaues Gewebe, ein wallendes Band;
Er deckt damit manchen Totenschrein,
Er schlingt meine lachenden Träume hinein
Und webt meiner Trauer ein würdig' Gewand.

Sie.

Als sie segnend in mein Leben trat,
Weiße Kissen hielten ihre Hände,
Und sie sprengte meine Kerkerwände
Und mein Blick sah neuen, lichten Pfad.

Als sie leise in mein Zimmer trat,
Mit der Unschuldssblume Himmelszweigen,
Bin ich demutooll, in heiligem Schweigen,
Mit erhob'nen Händen ihr genaht.

Als sie gütig in mein Leben trat —
Keines Feuer in der Seele brannte,
Für die frommen Pilger nied'rer Lande
War dies kleine Herz die heil'ge Stadt.

Sie, die alles Böse mir verbannt
Durch ihr Aug' aus meinem Heiligthume,
Füg' es, daß ich rein wie jene Blume,
Die sie trug, eingeh' in bess'res Land . . .

Hoffnung.

Von jenen Zinnen, hoch wie mein Verlangen,
Schaut Schwester Hoffnung, mir zum Trost geschenkt.
In Lebensketten liegt mein Herz gefangen,
Nach jenem Schlüssel seufzend, der sie sprengt.

Die Hoffnung harret. Wie gold'ner Fahnen Zeichen
Ihr helles Haar im Wind der Freiheit glänzt.
Grün ihr Gewand, und von smaragdgleichen,
Vergrünen Knospen ihre Stirn umkränzt.

Ach, Schwester Hoffnung, siehst du sie nicht reiten,
Mich zu befreien, jene stolzen Drei?
„Die Bäume winken, — weiße Wolken breiten
Sich auf den Wegen — lachend blaut der Mai . . .“

Ach, Schwester Hoffnung, siehst du nicht die Pferde
In wildem Lauf, zu lösen meinen Schmerz?
„Ein weißer Staub . . . wie lichter Träume Herde . . .
Schon blüht ein Stahl . . . Geduld, du ängstlich' Herz!“

Ach, Schwester Hoffnung, siehst du sie nicht eilen?
„Ich sah drei Helme spiegeln in der Glut,
Und weiße Kasse, die die Wolken teilen,
Ich sah drei Retter: Glaube, Crene, Mut!“

Lenzblau.

O gieb gefüllt mit Himmelsblau
Den Becher meiner Qual —
Der Himmelsvater leht mit Tau
Die kleinste Blum' im Thal.

Der Winter hat mich arm gemacht,
Schloß mich in Mauern ein;
Er hat mir Thränen und Tod gebracht
Und hoffnungslose Pein.

Es lag vor meiner Kerkerthür
Eine tote, sumpfige Welt —
O gieb den vollen Becher mir,
Und sieh', mein Kerker fällt.

Im Lenzblau schwelgt mein junger Mut,
Die Englein schlingen den Reih'n —
Ich fasse die Säulen mit Simsons Mut
Und reiße die Mauern ein.

Gieb mir, mein Lieb, von Lenzblau voll
Den Becher; schenk mir ein!
Das Wunder, das mich retten soll,
Kann nur die Liebe sein!

Berlin.

Aus dem Holländischen von E. Otten.





Ein Brief.

(Den politischen Bauern-Arrestanten zum Weihnachtsabend.)

Aus dem Kleinrussischen von Wassil Stefanyk.

¶ In der Stube war es so hell, daß die Großmutter Hryzcha jeden Finger Iwanos sehen konnte, den er in die Wand drückte.

Die Sonne senkte sich mit ihren Strahlen zuerst über den Wald herab, der auf der Anhöhe vor der Hütte lag. Auf seinen Zweigen ließ sie alle ihre glänzenden Edelsteine zurück, während der Wald seinen Schein auf die Scheiben der Hütte warf.

„Hör' doch nur, Iwan! Mach', daß ich Dich nicht mehr auf der Bank erblicke! Da sieh' nur her, was Du mit dem Meiß gemacht hast. Lauf' doch auf dem Boden umher.“

Iwanko lief von der Schwelle zum Tisch, einen Faden mit einer Spule nach sich ziehend, und sagte zur Großmutter: „Na, na, ich thu's nicht mehr.“

Am Ofen neben der Großmutter saß die kleine Marijka, mit einem geflochtenen Böpfchen, das wie ein Mäuseschwänzchen aussah.

„Mein Gott, mein Gott! wie schwer wird es doch dem Volke zu leben, aber wenn die Feiertage kommen, so freut es sich doch“ — dachte bei sich die Großmutter.

Ein Gesicht voller Runzeln, mit blauen Lippen, die Hände hager — das Haar grau — so sah die Großmutter aus.

„Großmutter, Onkel Wassili kommt zu uns, mit dem Nikolaj, mit dem, der in die Schule geht.“

„Geh' weg vom Boden, komm' her zur Großmutter an den Ofen.“
In die Stube trat Wassili mit dem Schüler herein.

Vorbemerkung der Redaktion: Keiner der Kleinrussischen Schriftsteller der Gegenwart kennt den Kleinrussischen Bauern so wie Wassil Stefanyk. Er ist ein echter Bauernpoet, und etwas „Kleinrussischeres“, als der Geist und die Helden in diesen winzigen Arbeiten, ist unter seinen Zeitgenossen kaum zu finden. Der Verfasser ist der Sohn eines sehr reichen Kleinrussischen Bauern, ein junger Arzt, der fast immer unter seinen Beuten weilt, sie bis ins Herz kennt und versteht, studiert und liebt. Eine kleine Sammlung seiner Novellen erschien im Jahre 1897, und bald soll eine zweite größere in Czernowih erscheinen. „Ein Brief“ ist aus der ersten Sammlung.

„Feiert Ihr Weihnachten am Ofen, Mutter? Ich wünsche Euch Glück, Gesundheit, und daß Ihr noch lange unter uns weilt,“ wünschte Wassili und küßte der Großmutter die Hand.

„Ach mein Sohn . . . wo sind mir auch Weihnachten im Sinn! Ich hab' schon so viel Wermut verschluckt, daß mir auch der Weizen bitter schmeckt,“ sprach die Großmutter, und in ihren Augen erschienen Thränen.

„Ich kam, um ein Schreiben von Fedor vorzulesen, welches gestern mit der Post gekommen ist. Semenoff wird es vorlesen.“

„Was schreibt er denn, ist er gesund, oder kränkelt er?“

„Ich weiß nicht; ich habe den Brief noch nicht gelesen, aber gleich werden wir es hören.“

Wassili zog den Brief aus dem breiten Ledergürtel hervor, reichte ihn dem Schüler, und dieser begann zu lesen:

„Mein lieber Bruder Wassili und Ihr meine Mutter!

Ich sende Euch meine Empfehlung zu Weihnachten und wünsche Euch Glück zu den Feiertagen. Ich möchte Euch vom Kerker aus ein Weihnachtslied singen, fürchte aber, daß es durch den Wind im Walde verloren gehe, und er es Euch nicht an die Fenster bringt.“

Die alte Hryzyscha brach in Thränen aus, und Wassili schüttelte mit dem Kopfe.

„. . . Wenn die Arrestanten hier ein Weihnachtslied anstimmen, so gehen die feuchten Mauern auseinander, und der Rost fällt vom Gitter herunter. Wenn sie ihre Stimmen zum Liebe: ‚Es trauern Berg und Thal, weil Korn und Weizen mißrathen‘, erheben — so horchen selbst die Wächter auf. Und in der Nacht da erinnere ich mich nur fortwährend an allerlei. Wie ich noch als Knabe Weihnachtslieder singen ging, wie Ihr, Mutter, für mich beim Vater batet, daß er mich gehen lasse, und wie wir als erwachsene Burschen mit den Seigern Weihnachtslieder singen gingen. Wir blieben oftmals wie Eichen unter den Fenstern stehen. Wir sangen — und die Geige weinte unter uns. Wir sangen noch lauter, und die Geige weinte immer gleich fort, und niemals vermochten wir sie zu überstimmen. So höre ich es gleichsam jetzt, wie diese Geige geweint hat . . .

„O, mein Sohn, mein Sohn . . . wie hast du doch die Kinder zu Waisen gemacht,“ künfterte die Großmutter.

. . . Aber manchmal, da wird mir zwischen diesen Mauern so schrecklich zu Mute, daß ich mich zu einem andern Arrestanten setzen muß — sonst müßte ich sterben. Wenn ich an die Nastja denke und

daß sie vor Kummer gestorben, und meine Kinder gänzlich zu Waisen gemacht hat — so springt mir die Brust entzwei! Durch das Gitter sieht man, wie ein großer Stern die Kleinen hinter sich herführt, dann pfeife ich so vor mich hin: Schau, das ist die Nastja, und gleich hinter ihr das ist Marijka, und das da der Zwanko, und da der Wassilsko . . .

„Ach, du mein Kind, nimm' dir den Gram nicht so zu Herzen,“ rief die Großmutter laut, als spräche es Fedor eben selber und schriebe es nicht.

. . . Und dann sehe ich das Begräbniß Nastjas. Da geht Ihr, da gehen die Kinder hinter dem Sarge, geht eine Menge von Menschen und der Pfarrer ganz voran. Mit den Fahnen weht der Wind und fragt:

„Und wo ist der Mann dieses Weibes?“

Ich sage hundert, und nicht ein mal dem Winde durch das Gitter:

„In Stanislau, im Kerker! . . .“

„Ach, eingemauert haben sie dich in Knechtschaft, Kind,“ seufzte die Großmutter.

. . . Ich dachte die Büge auszurotten, da rissen sie mich samt der Wurzel heraus und töteten mein Weib, während sie unsere Kinder, gleich den Ästen von uns abhackten, damit sie verborren. Möchtet Ihr doch . . . Du Bruder Wassili und Ihr, meine Mutter, für meine Kinder sorgen. Damit ihnen der Kopf am Samstag gewaschen und am Sonntag ein weißes Hemd gegeben werde, damit sie nicht schmutzig umhergehen, und Ungeziefer sie nicht quäle. Möchtet Ihr doch Mutter auf das Kleinste, die Marijka, Obacht geben, damit es das Hemd nicht mit Speichel beschmutzt, und daß es nicht weine, denn der Speichel frisst sich in die Brust hinein. Ihr wist es; wenn die Waise weint, so weinen die Engel . . .

„Ich kämme deine Kinder jeden Samstag, und auch die Hemden wasche ich ihnen jede Woche, und meine alten Thränen fließen mit dem Wasser,“ rebete die Großmutter im Flüßertone.

. . . Und Du Bruder, Wassili, Sorge für meine Knaben. Lasse sie nicht in Säcken im Regen herumgehen, sondern nahe ihnen Serdatsche. *) Bringe ihnen Vernunft bei, lasse sie nicht unter fremde Bäume gehen. Denn ich werde wahrscheinlich von hier schon nicht mehr herauskommen und werde keine Zeit haben, sie zu belehren. Mache sie zu Wirten und trage ihnen auf, ihren Vater und ihre

*) Mäntel aus dickem, grobem Schafwolltuch.

Mutter nicht zu vergessen. Denn ihr Vater war kein Lump . . . und hielt nur an seinem Recht . . .

„Ach mein Bruder! Deine Knaben werde ich unter fremde Zäune nicht gehen lassen, sondern werde sie wie meine eigenen belehren . . .“ sprach nun auch Wassili.

. . . Und unsere Wiese unter dem Walde bebauet mit Weizen, denn es ist eine gute Wiese und unlängst gedüngert. Und thut so, daß meinen Kindern kein Unrecht geschehe. Schreibet mir über alles und was zu Hause geschieht.

Ich empfehle mich Dir schön, Bruder Wassili, und Euch, meine Mutter, und meinen Kindern. Fedor.“

Die Großmutter weinte bitterlich, und Zwanko weinte mit.

„Da hast Du einen Kreuzer; weine nicht. Schau — hörst Du's, was Dein Vater sagt? Daß Du der Großmutter folgst und nicht ausgelassen bist —“ sprach Wassili zum Zwanko und gab ihm einen Kreuzer.



Londoner Kunstbrief.

(Theater in England; ein Bühnenattentat; Kunstfönn im Reiter.)

In dem dramaturgischen Vortrag eines Wiener Schriftstellers wurde einmal auf die beiden Extreme hingewiesen, zu denen die Entwicklung der Schauspielkunst in Frankreich und England geführt hat. In Frankreich ist der Dichter der unbeschränkte Souverän, der dem Schauspieler die Auffassung seines Stückes in den Mund legen und auf Grund einer Art historischen Rechtes verlangen darf, daß der Schauspieler seine verschiedenen persönlichen Anschauungen, insofern sie nicht die Appropriation des Dichters erhalten haben, bescheiden in den Hintergrund drängt. Einige glänzende Ausnahmen können auch hier nur die Regel bestätigen. In England ist das anders. Da verlangt man vom Dichter eigentlich nichts mehr als die „outlines“, die Umrisse eines Stückes; er ist der gutmütig gebildete Techniker der Bühne, der nichts zu thun hat, als den Hintergrund zu malen, von dem sich die Leistung des Schauspielers wirksam abheben soll. Der Schauspieler ist gleichzeitig die produktive und die reproductivc Gewalt auf der Bühne. Diese seltsame Stellung hat auch gewissermaßen etwas Erbgeessenes. Man braucht nur an den Bandalismus zu denken, mit dem die Shakespearestücke in den englischen „Haupt- und Staatsaktionen“ für ein hoch zu verehrendes, aber wenig kunstfönniges Publikum zurechtgestutzt wurden. Begreiflich ist es unter solchen Umständen, daß in England vornehmlich jene Bühnenformen zu Hause sind, die dem Schauspieler eine möglichst große Bewegungsfreiheit gestatten; die Burleske, das Vaudeville, die Komödie, die Farce. Dafür giebt es in London zahllose Heimstätten, die ihren Manager aus-

gezeichnet nähren. Da kann der kaufstische Momentwitz der Engländer, die mit ihrem angeborenen Sinn fürs Praktische jeder Situation sofort ihre dramatisch verwertbaren Seiten herauszuloden wissen, wahre Triumphe feiern. Für Bühnen dieser Art giebt es insolge ihrer starken Anziehungskraft auch im Sommer meistens keinen Stillstand. Da wird wacker „durchgespielt“, und der auch in seinem Humor konserwativer Engländer belacht mit unendlichem Vergnügen und einer durch hundertmalige Wiederholungen durchaus nicht abzuschwächenden Heiterkeit jeden Tag von neuem die gelungenen Späße seiner Bühnenlieblinge.

Aus der slavischen Abhängigkeit vom Schauspieler ist aber auch die Minderwertigkeit der Stücke zu erklären, die ernstler genommen werden wollen. Denn auch sie sind von vornherein mit einem gewissen resignierten Aufgehen in dem Willen des selbstherrlichen Schauspielers angelegt. Da wird im „Lyceum Theater“ ein Schauerdrama „Robespierre“ ausgeführt, das mit längst veralteten Mitteln arbeitet und in höchst geschmackloser Weise auf die Nerven der Engländer, denen man übrigens ziemlich viel zutrauen darf, spekuliert. Das ist die Rückseite. Und die Vorderseite? Henry Irving spielt die Titelrolle, der große Irving, der „einzige“ Irving. Damit ist alles gesagt. Das Stück ist einfach nur Staffage. Es soll dem gemalten Darsteller Gelegenheit bieten, eine explosive Leidenschaft zu entfalten, über deren Tiefstöne er wie kein Zweiter verfügt. Henry Irving wird sich übrigens schon in kurzer Zeit vom Londoner Publikum verabschieden. Er geht für 9 Monate in das materiell bessere Jenseits — des Atlantischen Ozeans. Die Londoner werden ihn schwer missen.

Daß es noch naive Theaterbesucher giebt, wurde unlängst im Broadway-Theater in Deptford in einer Weise demonstriert, die für die Beteiligten leicht verhängnisvoll hätte werden können. Während der Aufführung des sensationellen Dramas „Wenn London schläft“ wurde auf den Darsteller des im Mittelpunkt der Handlung stehenden Schwerts, der mit raffinierter Bosheit Verbrechen auf Verbrechen häuft, von einem ob solcher Schlechtigkeit empörten Galeriebesucher ein scharfes Messer geschleudert. Es traf ungerechterweise den an den Vorgängen auf der Bühne gänzlich unschuldigen Kapellmeister des Theaterorchesters, der eine leichte Verletzung am Hinterkopf davontrug. Das ominöse Messer wurde feierlich dem Theatermuseum einverleibt.

Die Bewohner Großbritanniens lieben es eben, sich weder durch Rücksichten auf den Ort, an dem sie sich befinden, noch durch starken Autoritätsglauben an ihrer freien Meinungsäußerung behindern zu lassen. Da erhielt unlängst Lord Balfour, der schottische Staatssekretär und Oberaufseher der Gefängnisse, von einem biedern Schotten, der wegen einer unliebenswürdigen Charaktereigenschaft zu 14 Monaten Gefängnis verurteilt worden war, einen ganz merkwürdigen Brief. Der Brieffschreiber beklagte es als eine schmachvolle Nachlässigkeit des Staates, daß in der Gefängnisbibliothek nur die Litteratur älterer Gattung vertreten sei. Das Herz eines jeden echten Schotten müsse sich bei dem Gedanken empören, daß nicht einmal die herrlichen Gedichte Burns' in der Bibliothek zu haben wären. — Lord Balfour ordnete sofort an, daß seinem kaufstinnigen Landsmann ein Exemplar von Burns' Schriften ausgefolgt werde.

Hans J. Schönfeld.





Lyrik.

Magimilian Veru, Aus einem Leben. Gedichte. Fremdländische Singsprüche. Romanfragmente. Berlin, Concordia. Deutsche Verlags-Anstalt. 8°. 112 S.

Ein Mann von fünfzig Jahren, ein Leben reichster Erlebnisse voll, hingeworfen zwischen den Klippen der Weiden und Freuden — was ist sein lyrisches Bekenntnis? Ein schmales Bändchen, dessen Inhalt kaum hundert Gedichte faßt. Das läßt nicht auf einen üppig springenden lyrischen Quell schließen. Aber vielleicht hat hier ein höchstes kritisches Verständnis uns den feinsten Extrakt seines Könnens gegeben. Veru ist ein Lyrikenner von ungewöhnlichem Verständnis; er weiß die Schönheiten eines Poems bis in die letzte Falte hinein herauszuholen, zu würdigen und sie neidlos zu genießen. Aber sein Band eigener Gedichte beweist, daß er viel mehr nicht kann. Die erste Hälfte des Buches ist ein Gemisch von trivialen Durchschnittsgedichten, die hier und da durch eine hübsche Pointe erfreuen (S. 8. Warum.), aber nicht in einer Zeile, nicht in einem Wort den Atem des original-schaffenden Talents auswehen. Man kann sicher sein, daß bei ihm Haupt- und Schmuckwort die banale Ehe schließen, wie bei tausend „Dichtern“ vor ihm. Die Sprache dichtet mühelos für ihn. J. V. S. 9. Der Schimmer des goldenen Haars, die schlanke Guldgestalt, der Stimme milder Klang, Nachtigallengesang, das lebensmüde Herz, die Blässe deiner Wangen, namenloses Weh u. s. f. Nicht der leiseste Versuch, das Erlebnis aus dem Staub der alltäglichen „poetischen“

Worte in die Sphäre eigenen Erlebens und Sagens zu ziehen!

Die Sammlung Sprüche verdient keine Beachtung. Es ist fremdes Gut, nur in Reime gelegt und oft in so schlechte, daß man den Kopf schüttelt. Was aber dem Bändchen zweifellos Wert verleiht, ist der dritte Teil des Buches: Romanfragmente. Hier kämpft und leidet ein Männerherz, und der Schmerz macht nunmehr diesen Mann zum echten Dichter. Hier sind Verse, aus denen der „Sturmesatem der Poesie“ wirklich den Leser in seinen Bann zwingt. Nicht als ob hier auch ein überraschender, blickartig einschlagender Vers stände, aber es liegt ein so echter Schimmer tiefsten Erduldens über diesen schlichten Strophen, daß man den Dilettanten des ersten Teils völlig vergißt. So verdient das Buch gewiß Beachtung, wenn es auch unserer Lyrik nichts hinzufügt und auch in seinem besten Teil nur schöner Nachhall ist.

Ludwig Jacobowski.

Epos.

Gainot. Die Liebe zweier Weltkinder. Von Gustav Adolf Müller. Leipzig, Walther Fiedler. 133 S.

Wilky Meier. Ein Zeitpiegel von Hermann Krieger. Hamburg-St. Georg, Gottfried Reith. 192 S.

Zweifellos versucht der Dichter des „Pfeifer von Dusenbach“ und der „Nachtigall von Seseheim“ mit seinem Epos aus der alten Schöffel-Romantik des Säcklinger Trompeters einen herzhaften Schritt ins Neue zu thun. Was ihm die Annäherung an die ernstere und tiefere Kunstweise der Moderne erschwert, ist

seine sabelhafte Routine in der Keimerei. Das poetische Handwerk romantischen Epigonenstils scheint ihm nahezu zur anderen Natur geworden zu sein. Daher nach schönen Anläufen immer die bösen Rückfälle in die wortreiche Sentimentalität, in die süßliche Selbstbemitleidung und Selbstbewunderung. Selbstducht ist die erste Pflicht des Künstlers. Vielleicht gelingt es dem Hainot-Sänger, sich noch einmal ordentlich in die Hand zu bekommen und dann ein Wörtlein mit sich zu sprechen, das sich hören lassen kann, das er aber nicht gleich zu drucken braucht.

Hermann Krieger weiß uns in den ersten Gesängen „Milieu“ und „Ehen im Himmel“ mächtig zu fesseln. Geist, Frische, Kühnheit, nichts mangelt ihm, unser Interesse in hohem Maße zu erregen. Wer glaubt nicht das Stärkste und Entscheidendste nach der entzückenden Exposition in der Unterredung im Himmel von seinem Epos erwarten zu können! Und siehe da, von Gesang zu Gesang geht es abwärts. Der Dichter selbst scheint den Hauptfaden verloren, die Durchführung des Themas oergessen zu haben. Er kommt uns mit allerlei bunten Schnurpfisereien und oerzettelt eine Unsumme von Geist in nichtigen Vuschladen. Der Schluß ist geradezu läppisch. Eine große Begabung ohne künstlerische Zucht. M. G. Conrad.

Romane und Novellen.

Es lebe die Kunst! Roman von Clara Biebig. Berlin, W. F. Fontane & Co. 1899.

Wenn ich die Prosabücher, speziell die Romane, die ich seit einem Jahre gelesen habe, Reoue passieren lasse, dann bleibt meine schönste Erinnerung an dreien haften, an: Franz Servaes „Wahrungen“, Ludwig Jacobowskis „Loki“ und nun noch an oben genanntem,

ausgezeichnetem Buch. Mit den ersten beiden habe ich mich schon auseinandergesetzt, mit dem letzten will ich es jetzt thun.

Wie schon der Titel erkennen läßt, haben wir es mit einem Künstlerroman zu thun. Elisabeth Reinharz, eine junge Dichterin, fällt einer Dame in die Hände, die gern „Talente entdeckt“, wird in deren Salon eingeführt, auf alle mögliche Weise protegirt und ist auf dem besten Wege, zu Ruhm und Ansehen zu gelangen. Aber bald lernt sie den saulen Kern dieser interessanten Gesellschaft erkennen, ihre gesunde Prooinglernatur bäumt sich dagegen auf, und zugleich erwacht in ihr die Sehnsucht des Weibes nach dem Glück der Liebe, nach einer Heimat am eigenen Verb. Sie heiratet einen tüchtigen Mann, einen Buchhalter, den sie wohl achtet, dem sie vertraut, den sie aber nicht liebt. Ihre Liebe gehört der Kunst. Durch diese Heirat mit einer für die Gesellschaft obskuren Persönlichkeit hat sie zugleich mit dieser gebrochen. Man zieht sich von ihr zurück und überläßt sie kühl ihrem Schicksal, dem furchtbaren Schicksal des Schriftstellers, der ohne Konnexionen sich durchsetzen will. Die Dichterin nimmt den Kampf auf. Fleißhaft arbeitet sie. Um ihr Stück auf die Bühne zu bringen, demütigt sie sich tief, sehr tief, der Durs nach Erfolg hegt sie, wie ein Wuthund das Wild. Aber die Clique ist mächtiger als sie; ihr Stück, elend zusammengestrichen und jammervoll inszeniert, fällt durch. Sie ist verweiset. Dazu kommt noch, daß, während sie mit ihrem Manne der Premiere beiwohnte, ihr Kind durch einen Sturz aus dem Bettchen schwer erkrankt. Zur Verzweiflung gesetzt sich noch der Vorwurf, eine schlechte Mutter zu sein. Irre geworden an ihrem Dichterberuf, licht- und menschenfremd ist sie dem geistigen Tode nahe. Da bringt sie ihr Mann in die Heimat zurück. Und dort im Frieden des Dorfes, in Feld und Wald findet sie nicht nur ihr Gleich-

gewicht wieder, sondern auch die Liebe zu ihrem Manne und ihrer Kunst, die ihr aber nicht mehr Erfolg, sondern Befreiung und Erlösung bedeutet.

Dies der fesselnde Inhalt.

Was alles aber ist sonst noch in diese Geschichte hineingetragen! Wir lesen darin nicht nur die Geschichte einer Künstlerin, sondern auch die einer Frau und des Einflusses der Kunst auf ihre psychologische Entwicklung. Vor allem erfreut uns auch die darin niedergelegte künstlerische Konfession, der Glaube an die befreiende Macht der Kunst, an die Kunst als Blüte dieses Lebens, welcher der banausischen und trivialen Kunstauffassung und -schätzung der Clique gegenübergestellt ist. Dann lesen wir die ganze widerliche Geschichte: „Wie's gemacht wird.“ Wir lernen sie alle kennen: die Herren Kollegen, die Kritiker, die Schauspieler, die Verleger, die Literaturfreunde und all das Volk, das nur vorhanden zu sein scheint, um der Welt zu beweisen, daß die Kunst auch nur ein Geschäft ist und oftmals sogar ein recht schmutziges Geschäft. Ein leidenschaftlicher Puls durchbebt das ganze Buch, eine echte Begeisterung für die Kunst, ein bitterer Hohn, eine fürchtbare Satire, ein rückwärtsloser Wahrheitsdrang. Haben wir schon in den früheren Büchern Clara Wiebigs ihre scharfe Beobachtung, ihre schlagende Charakteristik, ihre satte Stimmungskunst bewundern gelernt, so müssen wir jetzt von diesen Eigenschaften mit auherordenlicher Hochachtung sprechen. Da ist nicht eine einzige Figur, der man nicht schon in der Wirklichkeit begegnet wäre, oder doch hätte begegnen können. Aus den Salons, aus den eleganten Studier- und Arbeitszimmern der Modedamen, der ärmlischen Stuben der Bohemiens und aus den Hütten des Dorfes hat sie sie zusammengestellt und uns in greifbarer Lebendigkeit vor die Augen hingestellt. Ich gehe gewiß nicht

fehl, wenn ich die Überzeugung ausspreche, daß die Dichterin in diesem Roman viel Selbsterlebtes nicht hineingeheimnist, sondern klar und deutlich erkennbar hineingelegt hat, daß er für sie also auch eine Befreiung und Erlösung bedeutet. Und das verleiht ihm zu seinem eminenten Kunstwert noch den Reiz eines Lebensbuches.

Karl Wienstein.

D. J. Bierbaum: Das schöne Mädchen von Pao. Berlin, Schuster & Loeffler. 1899.

Aus der Zeit orientalistischer Studien hat sich Bierbaum die Erinnerung an eine „wilde Geschichte“ bewahrt: die Liebe des Kaisers Yu zur schönen Pao-Szö, verfaßt von dem Baccalaureo der schönen Künste Bi-bao-mo, zu Deutsch „Herr Karfunkelstein, der Stilkünstler“.

Wie — wollte Bierbaum einmal seiner Phantase die Zügel schießen lassen, vielleicht beweisen, daß er doch über den Stilkreis hinauskönne? Oder brauchte er eine Larnappe für Gedanken und Worte, die man sonst nicht sagen darf? Die Maske des Satirikers nimmt er oft vor, aber auch nicht mehr als die Maske. Daß er bei Gelegenheit auch hie und da einen scharfen Weisheitsblick austellt, gehört mit dazu — und zum Humor; es ist vielleicht der ganze Humor des Buches —, eine leise Bedeutung, ein verstecktes Schielen und Hindeuten, zu thun, als wär's ihm zum Weinen beim Lachen, um dann erst recht, recht herzlich über den Leser lachen zu können.

Aber das hat ein anderer schon besser gekonnt, in derselben Art, und dieser andere steht einem recht jubringlich die ganze Zeit vor Augen und macht, daß man sich nicht recht freuen kann. Dieser „andere“ ist W. Scheerbart. Einzelne Kapitel, wie „Die roten Drachen“, „Das Seidentelgen“, „Die unglaublichen Künste des Herrn A-ga“ sind ganz Scheerbart, nur, daß bei Scheerbart

solche Sagen aus einem unerschöpflichen Vorne von Phantasie quellen, während Bierbaum sie machen will.

Auch, daß die Sache zum Schluß so aus dem Leim geht, weil es ja doch einmal aus sein muß, ist ganz Scheerbart.

Im Grunde kommt Bierbaum doch nicht über den Stilpe hinaus, will es auch nicht. Da wandelt er selbst um seine Freunde herum und ihre Namen nehmen sich auf „chinesisch“ ganz gut aus, aber den Schaden hat er doch davon, daß die frische Natürlichkeit in den Theaterkostümen verloren geht. Das macht das Ganze gequält, zur tragikomischen Form des Stilpe, der die Schlinge um den Hals mit freundlichem Grinsen, unter dem Applaus des Publikums, stirbt.

Ja, solch ein tragikomisches Gefühl hatte ich beim Lese der schönen Pao, — dem schönsten Teil des Buches, einem wunderbaren Wort-Farbenbilde. Und wir lieben sie doch, wir lieben sie, wie sie Kaiser Yu geliebt, der sie zu Tode gelangweilt und den sie dafür zu Grunde gerichtet, wie das Mädchen aus Langelweile manchmal thun, und wir sind Bierbaum vielleicht sogar böse darüber, daß wir dazu — lachen sollen.

W i l h e l m v o n P o l e n z: Wald. Berlin, Fontane & Co. 1899.

Eines jener Bücher, bei denen man sich fragt: wozu hat es der Verfasser geschrieben? Ein innerer Drang, ein äußeres Bedürfnis oder eine neue Wahrheit, die zu sagen war? Der Wald — vielleicht das Geheimnis, jenes mystische Etwas, das uns in seinem Däster umfängt? Nein, eine primitiv, interesselose Forsthausgeschichte, Gartenlaubepoese. Ob es wohl in Deutschland halb sozial Forsthäuser giebt, als besungen werden? Keine Psychologie; wo sie Polen z ein wenig in die Luete kommen könnte, d. h. wo man eigentlich den Anfang der Novelle erwartet, macht

ein Schuß, — eines Wildbills natürlich — der Geschichte ein Ende.

Und der Wald? Der sieht als Coullisse herunt. Rein, durch lange Schilderungen giebt man keine Stimmungen, wie die Polen z möchte. Das Suggestiv lieg in der Einfachheit der Linie; Waldbestimmung, Poanik und Forstwirtschaft haben miteinander nichts zu thun.

Den Menschen geht nicht besser wie dem Walde, kein „Erdderuch“, nicht einmal gewöhnliche Stadtmenschen, hergebrachte Schablonen und Romanhelden der „guten, alten Zeit“, der das Ganze angehört. Rud. Komadina.

H u g o G e r l a c h: Heirat auf Tausch. Berlin, J. Fontane & Co. 176 S.

Das ist wohl litterarisch die beste humoristische, spezifisch Berliner Erzählung, die uns der moderne Realismus bis jetzt gebracht hat. Das Wenige, was an dem Buche unmodern ist, also mehr an den alten Lokalfossen- und Schwankcharakter und dessen Weise erinnert, als sich mit dem echten Beobachtergeist und wahrhaftigen Künstlerinn des Realisten verträgt, wird durch die Vorzüge frischer, flotter Darstellung wettgemacht. Gerlach beherrscht seinen Ausschnitt Berliner Lebens mit urwüchsiger Gestaltungskraft. Er ist der geborene Lokaldichter. Seine reiche Begabung spielt mit dem Stoffe in entzückender Weise und oerdeckt ihn durch prächtigen Humor. Verglichen mit ähnlichen, vielberühmten Werken Wiener oder Münchener Lokallitteratur, steht die Gerlach'sche Erzählung auf der strahlenden Höhe überlegenen Künstlerums. Man mag diese Dichtgattung beliebig einschätzen, Hugo Gerlach hat in ihr ein hervorragendes Werk geschaffen.

A n t o n M e n k: Unter zwei Sonnen. Nocturno. München-Leipzig, August Schupp. 210 S.

Ich schneide mein Regenfonsgem-

plar auf, die Blätter fallen auseinander, das Buch geht aus dem Leim, ich habe einen Haufen Papier in der Hand. Wie lange dauert noch diese Unsitte deutscher Verleger, so schlecht broschirierte Bücher in den Verkehr zu bringen? An dem Tage mochte ich in dem Renkschen Buche nicht mehr lesen. Ich schickte es zunächst zum Buchbinder. Nun hatte ich endlich ein handbares Buch, aber jetzt schuf mir der Autor neue Not. Anton Renk ist einer von den tiroler Modernen, die alle Talenti und Schneid haben. In seinem Äußeren erscheint er wie ein verjüngter und verfeinerter Andreas Hofer. Der Passeter-Wirt als geistiger Schwarzhäube und Kunstliebhaber und Versifex. Ist das Renks ganzer Habitus? Das Krgerliche ist, daß man darüber nicht im Reinen ist, auch wenn man noch so aufmerksam das ganze Buch gelesen hat. „Unter zwei Sonnen“, der wälschen und der deutschen, fabuliert uns der Dichter eine Reihe intimer Selbsterlebnisse und Seelenzustände vor. Viel Feines, viel Bedeutsames, manchmal mit eigenpersönlichem Stempel geprägt (z. B. die ergreifenden Schulgeschichten). Aber — er fabuliert. Das heißt, man spürt keinen ganzen Ernst. Man hat nirgends den Eindruck, daß es dem Dichter auf mehr ankomme, als auf ein anmutiges, sentimentalisch angehauchtes Spiel mit poetischen Gegenständen und artistischen Motiven. Er weiß sich und uns nicht zum heiligen Ernst zu zwingen, den Leben und Kunst mehr als je vom modernen Manne fordern.

M. G. Conrad.

Essays.

Erich Urban, Präsubien. Berlin, Carl Habel. — 141 S.

Den Namen trägt dieses Buch nach den sechs Rhapsodien, die seine ersten dreißig Seiten füllen. Es gilt, die rechte

Freiheit zu bestimmen und zu prebigen, das thut das dritte Präsubium. Das erste will den Tod der schmutzigen bürgerlichen, das zweite den Tod der finsternen sozialistischen Freiheit. Das vierte ist ein Hymnus auf die Kunst, und während das fünfte den Schaffenden, Zukünftigen und seinen Ruhm preist, treibt das sechste die Absterbenden und Vergangenen zum Tempel hinaus.

Die Präsubien haben den Wert geistvoller, aber auch widerspruchsvoller Einzelskizzen; ein System, eine kritische Methodik bilden sie nicht. Bettino Brentano hat die Geschichte einmal wegwerfend als Badoßbi bezeichnet. Urban geht noch weiter. Er leugnet mit größter Schroffheit die Notwendigkeit der Kunstgeschichte, die eine Geschichte von Gespenstern und Schatten sei. „Will ich wissen, wie der Mensch von heute ist, so frage ich den Menschen von heute . . . aber ich frage nicht den Menschen von gestern.“ erklärte derselbe Urban, der drei Seiten später sagt: „Ein Künstler geht nie unter.“ Ein Künstler geht wirklich nie unter, sondern lebt in seinen Kindern, darum müssen wir aber die Descendenztheorie auf die Geisteswelt übertragen. Das Nächste in der Kritik giebt der Impressionismus, doch muß er auf historischen Pfeilern ruhen, wenn er nicht von jedem Hauch wechselnder Stimmungen hin- und hergetrieben werden soll. Auch Urban ist Impressionist, was ich anfangs bezweifeln zu müssen glaubte, denn neben dem Preis der Individualität finden sich bei ihm auch Sätze, die einem starren Dogmatismus entsprungen zu sein scheinen. Jedenfalls ist Urbans Praxis, die sich in den gesammelten Essays erprobt, ziemlich unabhängig von seinem theoretischen Glaubensbekenntnis.

Urban zeigt sich da als seinen Aneempfinder, der das Bild des Dichters zusammensetzt aus kleinen Steinchen, die

er seiner Dichtung abgewinnt. Nur selten bleibt er bei einer etwas dürftigen Profoparaphrasierung des Poetischen stehen. Besonders gelungen sind die Aufsätze über Maria Janitschek und Anna Ritter, gut sind die Essays „Gerhart der Unfrohe“ und „Arno Holz und seine Schule“. Wenn er aber in der „Perleschnur“ zwischen Hermann Conradi und Adolf Donath, zwischen Ludwig Jacobowski und Wilhelm Holzamer keinen Unterschied findet, so muß er das mit sich selbst abmachen. Zu bezweifeln ist, ob eine Rezension wie „Der dichtende Agrarier“, die es mit einem Produkt unter dem Durchschnitt zu thun hat, mehr als Tageswert beanspruchen darf. Anders ist es natürlich mit an sich unbedeutenden Dichtungen, die typisch und damit historisch wichtig sind. So hat Urban die schwachen Nachtreter von Arno Holz im „Regiment Sassenbach“ gut gekennzeichnet. Der Vollständigkeit halber seien endlich noch die Aufsätze „Thekla Vingen“ und „Das ist mein Wien“ genannt, in deren zweitem Paul Wertheimer und Karl von Lesekow beleuchtet werden. Mehrmalige Wiederholungen in verschiedenen Stücken wären durch eine sorgsame Redaktion wohl zu vermeiden gewesen.

Dr. Harry Mägn.

Litteraturgeschichte.

Goethes Vater. Eine Studie von Felicie Swarts. Mit einem Bildnis. Hamburg u. Leipzig, Leopold Boh, 1899.

Der alte Kat Goethe hat bisher in der Litteraturgeschichte in einem wenig günstigen Lichte gestanden. Selbst neuere Biographen seines Sohnes sehen in ihm vorwiegend einen alten Bedanten, dessen Einfluß mehr von Übel als von Nutzen gewesen sei, während sie den reichen Segen der gottbegnadeten Dichternatur

fast ausschließlich der „herrlichen Mutter“ zuschreiben. Man sollte meinen, die Einseitigkeit einer solchen Beurteilung hätte für alle Kenner der kraftvollen, männlichen Persönlichkeit des Dichters von vornherein zweifelhaft sein müssen. Daß das nicht der Fall war, hatte verschiedene Ursachen, einmal die durchaus nicht objektive Auffassung und Darstellung des alten Rates, die sein Sohn selbst in „Dichtung und Wahrheit“ geben, und die durch die Kunst ihrer Form den späteren Historikern den Blick getrübt hat, und dann vor allem die eigene Art des Frauenkults, wie er sich schon seit alters in der Überschätzung des mütterlichen Erbes, so bei der Mutter Christi, geltend macht. In diesem Zusammenhange ist es in mehr als einer Beziehung interessant, daß gerade eine Frau kommen mußte, um dem Vater Goethe seinen Anteil am Sohne zu retten. Auf Wanderungen im Walde der Goethelitteratur ist ihr, zunächst fast unbewußt, allmählich ein Bild des Rates Goethe entstanden, das zu dem herkömmlichen nicht mehr passen wollte. Bald wurde ihr der Widerspruch klar, und nun trieb es sie, ihre gegensätzliche Auffassung an dem vorliegenden Thatfachenmaterial wissenschaftlich nachzuprüfen. Das Ergebnis ist das vorliegende Buch. Auch wenn uns Felicie Swarts diese Entstehungsgeschichte ihrer Arbeit nicht im Borworte selbst erzählte, könnte man sie schon aus der Form des Buches folgern. Der polemische Ursprung hat ihm den Stempel aufgedrückt und es wohl unbeabsichtigt jenen literarischen „Rettungen“ angenähert, wie sie die ältere Philologie liebte. So kommt die Verfasserin zu keinem Gesamtbilde. Immer mehr auf die Abwehr als auf die eigene, ruhige, fruchtbringende Leistung bedacht, bleibt sie bei Einzelzügen haften und kann die Persönlichkeit als Ganzes nicht packen. Mit Recht hat die Verfasserin die

bescheidene Bezeichnung Studie gewählt. Deswegen bleibt natürlich die inhaltliche Bedeutung des Buches unverändert. Wenn auch vielleicht noch etwas mehr Litteratur zum Belege hätte herangezogen werden können, so ist doch meines Erachtens die vertretene Auffassung des Rates Goethe sowohl historisch wie psychologisch durchaus richtig und der Goetheforschung zur Berücksichtigung notwendig.

Litteraturbilder sin do sidelo, herausgegeben von Anton Breiner III. Bändchen. Leipzig-Neudnik. Verlag von Robert Baum.

Der Titel dieses Unternehmens scheint mir nicht günstig gewählt. Schon rein sprachlich wird mancher daran Anstoß nehmen, noch mehr aber sachlich, denn hier ist er ganz unbegründet. Pflegen wir doch bei sin do sidelo nicht lediglich an die zeitliche Spanne des letzten Jahrzehntes in unserem Jahrhundert zu denken, sondern mit diesem Worte zugleich die Vorstellung der eigenartigen Geistesbewegung, die dieses Jahrzehnt erfüllt hat, zu verbinden, wie erst kürzlich einmal Theobald Ziegler in seinen „geistigen und sozialen Strömungen“ in feinsinniger Weise dargelegt hat. Die Persönlichkeiten hingegen, die uns in diesen Litteraturbildern vorgeführt werden, gehören in der überwiegenden Mehrzahl einer älteren Generation an, fallen mit ihrem Wirken, teilweise sogar mit ihrem ganzen Leben in die früheren Jahrzehnte und haben an der neuen Geistesbewegung meist nur einen verschwindenden Anteil. Wenn ich darnach die Bezeichnung sin do sidelo für den Inhalt des Buches ablehnen muß, so erscheint sie mir um so zutreffender für die Darstellungsform dieser Litteraturbilder, in dieser Beziehung allerdings vom Herausgeber kaum beabsichtigt. Alle drei Aufsätze des mir vorliegenden dritten Bändchens sind mehr oder weniger

in der für unsern Zeitungsstil so charakteristischen Form der enthusiastischen Schilderung geschrieben, die die kritisch-ästhetische Mühe beiseite läßt und einseitig schwarz oder weiß anstreicht. Am besten gelungen ist noch der Zeitaussatz, der erste und längste, in dem Karl Siegen ausführlich, in akademischem Periodenstil, von Martin Greifs Leben und Werken handelt. Es ist eine Gabe zu Martin Greifs sechzigstem Geburtstag, und jeder Willigurteilende wird trotz mancher Schwächen, besonders in der Auffassung des Dramatikers Greif, diese orientierende Arbeit über den noch viel zu wenig gekannten Dichter freudig begrüßen. Die beiden anderen Aufsätze inbegriffen, „Richard Boß“ von Oskar Bach und „Das Weibliche im literarischen Wien“ von Rabenlechner, sind Feuilletonware. Was Rabenlechner bringt, ist wenigstens eine ganz wertvolle Übersicht, teilweise auch mit Ansätzen zu einem tieferen Erfassen, aber in einem nachlässigen und an Osterreicheleien reichen Stil. Karl Credner.

Kunstschriften.

Über Kunst der Neuzeit. 1. Heft: Im Kampfe um die Kunst. Beiträge zu architektonischen Zeitfragen von Fritz Schumacher. 144 S. — 2. Heft: Max Ringer als Künstler. Eine Studie von Dr. Berthold Haendke. 64 S. — Straßburg, Heig & Mündel.

Praeludien. Ein Essaybuch von Franz Servaes. Berlin, Schuster & Voelfler. 414 S.

Das Künstlerbuch. Band III: Franz Stück von Franz Hermann Meißner. Berlin, Schuster & Voelfler. 117 S.

Die geschmackvoll ausgestattete Festschrift „Über Kunst der Neuzeit“ wird durch die zwölf Essays „Im Kampfe um die Kunst“, aus der Feder des Archi-

testen Frig Schumacher, glücklich eröffnet. Jedes Thema, mag es dem Spezialfach des Autors oder dem Kunstgewerbe oder der allgemeinen Kunstbetrachtung entnommen sein, wird mit durchbringendem Geiste in anmutender Form behandelt. Jede Erörterung weiß uns der Verfasser in ästhetischen Genuß zu verwandeln. Nirgends trockene Lehrhaftigkeit. Immer neue Gesichtspunkte und Schönheiten weiß Schumacher an seinem Gegenstande zu entdecken. Er besitzt in hohem Maße die Eigenschaft, seine lebhafteste Freude an allem Schönen, sein feurigste Interesse an allen Fragwürdigkeiten der ästhetischen Entwicklung auf den Leser überströmen zu lassen, ihn innerlichst am Klarstellen des Problematischen zu beteiligen. Zum Bedeutendsten der wertvollen Schrift gehören die Ausführungen über John Ruskins Bedeutung in der modernen Kunstbewegung und die seine Erörterung des Dekorativen in Max Klingers Werken.

Recht gut mit Max Klinger meint es auch der Professor der Kunstgeschichte an der Universität Königsberg Dr. Haendke, der das zweite Heft geschrieben hat. Leider in einem unglaublich bösen Schuldeutsch. Der Gelehrte ringt mit seinem schönen Stoff und richtet ihn in der übelsten Weise zu. Wenn der *Say le stylo o'est l'homme* richtig ist — und warum sollte er für den Königsberger Kunstgelehrten nicht richtig und zutreffend sein? — so hat die Kraft der Schönheit an diesem Menschen, so weit er sich mit Kunst beschäftigt, noch ein großes Wunder zu vollbringen. Aber ich fürchte, es wird ihr nicht gelingen. Der Kunstgelehrte Prof. Dr. Haendke offenbart in dieser Klinger-Schrift eingeborene, tiefunkünstlerische Wesenszüge, die kaum karabel sein dürften. Es ist einfach zum Verzeihen, wenn man z. B. S. 54 lesen muß: „Klinger hätte lieber einen Cyclus, Christus

im Olymp' radieren sollen, als dies Kolossalbild malen.“ Dann wieder S. 55: „Klinger hätte das Bild als Fresko malen sollen.“ Und auf der nämlichen Seite: „Klinger gehtersichtlich ferner jeder Überschneidung der Personen durcheinander aus dem Wege“ — ein Satz, der schon als Kunstschreiber-Musterdeutsch Bauchgrimmen verursacht. Klinger hätte sollen! Der Genius wird hoffentlich den Wink verstehen und bei künftigen Konzeptionen erst beim Königsberger Professor anfragen, ob er radieren oder al fresco malen soll! Wenn dann der Herr Professor nur nicht seine zerfetzte Stunde hat und dem Künstler Verkehrtes rät — denn auch das passiert unserm Kunstgelehrten: auf S. 61 schreibt er beharrlich Kleopatra und meint Kassandra! Immerhin, ich wiederhole das, der Mann meint's gut mit Klinger und am Schluß stellt er ihm „trotz seiner Mängel“ ein glänzendes Zeugnis aus und feiert den Meister gebührend als einen der „ganz Großen“. Das beruhigt.

Übrigens — auch dem geborenen Kunstschreiber ist es nicht immer gegeben, im Umgange mit den „ganz Großen“ und den anderen Größen sich in gemessener Weise zu benehmen. In seinem prächtig illustrierten, zuweilen übergeistreichen Klinger-Muffah (*W a e l u d i e n* S. 301—330) ergeht sich *F r a n z S e r v a e s* in mancherlei waghalsigen Behauptungen. Er will bei dem genialen Meister „die Schwäche seines Wesens und seiner Kunst“ darin gefunden haben, daß der „sächsisch-Grübler“ dem sinnlich-nalven Künstler hemmend in den Weg tritt, daß er eine größere Hingabe an die Idee als an das Objekt besitzt — und dergleichen Haarspaltereien mehr. „Nur daß man nicht vergißt, wo Klinger, alles in allem, eben doch — sterblich ist!“ ruft er S. 325 mit dem Pathos der Überlegenheit. Mein Gott, auch die

Sonne hat ihre Flecken für das unbedarftete, unzulängliche Auge, und auch Kritiker sind sterblich — machen wir doch kein Geschrei davon! Diese krankhafte Sucht, Unvollkommenheiten und Schwächen an unsern besten Künstler-Exemplaren zu entdecken und verborgenen Mafel auszuspähen, verführt Servaes zu mancher Taktlosigkeit. Er hat sehr viel Verstand, Spitzfindigkeit, stupendes Allerweltswissen, aber wenig Gemüt und naive Herzlichkeit. In seiner Studie über den ihm befreundeten Dichter Paul Scheerbart vermag er mitten in seiner Bewunderung den eiskalt frechen Satz hinzuschreiben (S. 192): „Es ist, als ob dieser arme Schlucker, der manchmal hungrig an Säringgräten knabbert, den reichen Leuten in Europa beweisen wollte u. s. w.“ Von einem Mann und Künstler wie Paul Scheerbart coram publico per „dieser arme Schlucker“ zu reden, in einem Buche, das den repräsentativen Ingenien neuer vaterländischer Kunst gewidmet ist! Ist das nicht unverantwortliche Noheit von einem Kunstschreiber, der im Vorwort (S. 14) von seiner „Kritikerseele“ aus sagt, daß sie „in Künstlerseelen arbeitet“, daß ihr „das feinste Material, das es giebt, gerade eben feingegenug ist, sich darin zu bethätigen“? — Wollte mit diesem Bekenntnis Servaes bestätigen, daß er jenen Kunstschreibern zugählet sein will, denen Künstler und Kunstwerke hauptsächlich dazu da sind, um sich selbst majestätisch in Szene zu setzen, um ihre eigene, im Grunde unschöpferische Persönlichkeit im Brillantsauerwerk erstrahlen zu lassen auf Kosten der schöpferischen Geister? Nicht heilige Liebe zur Kunst, nicht brünstige Begeisterte für die hehren Wunder der Schönheit, nicht Ehrfurcht vor den tiefsten Offenbarungen des Menschengeistes hat sie zur Kunstschreiberei geführt, sondern das jammer-

volle Bedürfnis nach Befriedigung ihrer großwahn sinnigen Eitelkeit. Servaes hat in einem halb blasirten, halb verächtlichen Vorwort sein Praeclubien-Buch Hermann Bahr zugereignet. —

Über Weighners Künstlerbuch Band III „Franz Stud“ ist wenig zu sagen. Es ist nicht bedeutend in seiner wortreichen, blühend aufgepuhten, feuilletonistischen Art, giebt aber im ganzen ein genügendes Bild von dem Wesen und Schaffen des Künstlers. Für den kunstliebenden Durchschnittsleser wäre es noch ein besseres Belehrungsmittel geworden, hätte der Verfasser in den Ein- und Überleitungen sich knapper zu fassen und weniger in kunsthistorischen Reminiscenzen und Anspielungen zu kramen vermocht. Für den tiefer in alte und neue Kunst Eingeweihten sind diese Dinge überflüssig, für den weniger Gebildeten ein unverständlicher Luxus. Die beigegebenen Bilder sind geschickt ausgewählt und bei dem billigen Preise des gut gedruckten Buches (3 M.) trefflich reproduziert.

M. S. Conrab.

Paul Schülke • Raumburg, Häusliche Kunstpflege. Mit Buchschmuck von J. B. Giffarz. Leipzig, E. Dieberichs. 8°. 142 S. M. 3.—

Ein Laie wie ich, dessen großstädtisch verwüstetes Kunstvermögen sich erst nach und nach regulieren muß, lernt aus dem Buche des Herrn Schülke-Raumburg unendlich viel. Man fühlt sich einem seinen Kunstverstand gegenüber, der einen so prachtvollen Stil schreibt, daß man das köstliche Buch wie zur Unterhaltung herunterliest. Das Buch reiht sich jenen Bestrebungen an, die das Volk ästhetisch erziehen wollen, um es für die große Kunst reif zu machen. Und so plaubert dieser geist- und kenntnisreiche Mensch von den hundert Dingen, die einem täglich vor der Nase stehen oder liegen, und ehe man sich's versieht, beginnt man sehen zu lernen und seinen

Geschmack zu bilden. Kritifizieren kann ich das Buch nicht, dazu bin ich zu sehr Lernender, Schüler, aber loben kann und will ich's. Was hiermit geschieht. Über alle Maßen. Ich kann's nicht lassen. Nicht ein klein wenig, sondern rasend! Man laufe und laufe!

Jacobowski.

Arnold Böcklin, Zwei Aufsätze von Alfred Heinrich Schmid. Berlin, H. Fontane & Co. 1899.

Diese wenig umfangreiche Arbeit ist aus zwei Aufsätzen, zuerst im „Pan“ erschienen, entstanden. Ein Hinweis auf Abstammung, Klimaeinflüsse etc. etc. ist als Grundlage gedacht, aus der der Mensch und Künstler Böcklin geworden. Mit seinen Gedanken verzerrt, wird der Lebenslauf des Künstlers vor uns aufgerollt. Mit seinem Verständnis für das Wahre in der Kunst wird Böcklins künstlerische Entwicklung vorgeführt, gezeigt, wie er mit dem Wechsel der Wohnorte im Laufe der Jahre wächst, woran er sich bildet, wie sich das Geschaute in ihm umbildet, in seinen Werken sich dokumentierend, vom graulichsten, zum Dionysischen bis zum apollinischen, abgeklärten Lebensgenuß, der als klarer Abendfriede aus den Meisterwerken strahlt, welchen Wandlungen die sich wandelnde Entwicklung von Form und Farbe entspricht. — Die Broschüre ist anspruchslos geschrieben, aber gerade darin liegt ihr Wert, daß sie nur mit Thatsachen überzeugt, hinter denen die Meinung des Autors zurücktritt. Mit großer, technischer Sachkenntnis ist die Entwicklung der Böcklin eigenen Malmittel erwähnt. — Ein kurzer Anhang über Böcklins Skizzen und die Reproduktion einiger solcher beschließt das lesenswerte Werkchen. Rud. Klein.

Neue Tonlyrik.

Hans Hermann, Fünf Lieder op. 9. (Magdeburg, Heinrichshofen.)

Eugen Hilbach, Sieben Lieder und Balladen op. 22. (Magdeburg, Heinrichshofen.)

August Ludwig, „Sigerlette“ und „Walzerlieb“. (Berlin-Lichterfelde, Selbstverlag.)

Wendelin Weisheimer, Lieder und Balladen von Goethe. (Schott.)

Ludwig Landschoss, Sechs Gedichte von Evers, Dehmel, Harleben, op. 1. (2 Hefte.) (Berlin, Schallier.)

Gustav Gutheil, Lieder und Gesänge. 1. Heft. (Schott.)

Karl Otto Krause, Fünf Lieder. (Berlin, Schallier.)

Georg Hild, Drei Gesänge von Benzmann, Bierbaum, Bruno Wille. (Manuskript.)

Sämtliche für eine Singstimme und Klavier.

Mit Ausnahme der beiden Liedertafelgrücker Hermann und Hilbach geben sich alle Obenstehenden modern. Ich bin also nicht fehl am Ort, wenn ich als ästhetischen Prolog meiner kritischen Kapuzinade in weiten Umrißen hier die Charakterphysiognomie des modernen Liedes entwerfe. Sie ergiebt folgende Gesichtspunkte: das „neue Lied“ stellt sich nicht mehr als eine nach den bekannten „ästhetischen Gesetzen“ zu analysierende, feste musikalische Form dar, (wie die sattem bekannte „Strophensform“ oder „dreiteilige Form“ aus der musikalischen Regeldetri-Periode), sondern es ist ein vom persönlichen Gefühl des Tonkünstlers als treues musikalisches Spiegelbild des wechselnden dichterischen Ausdrucks freigestaltetes Gebilde. Nicht mehr nach dem formalen Prinzip der rhythmisch-melodischen Phrase, sondern nach den Gesetzen des dramatisch-deklamatorischen Ausdrucks gestaltet. Das persönliche, d. i. das „primäre Gefühl“ des schaffenden Musikers kann einzig nur aus der Idee des Gedichtes hervorgehen. Es wird mit einem musikalischen Ausdruck,

der das Charakteristische über dem Schönen nicht vergessen darf, den Stimmungsniedererschlag in Tönen fixieren, den die wechselnden Phasen des Gedichts in der Seele des Komponisten erregen. Je intimer, je subjektiver empfunden diese Stimmungssphäre, desto schwerer wird es für das „sekundäre Gefühl“ des Hörers oder Sängers sein, die gleiche Stimmungssphäre nachzuempfinden. Kein Zweifel: das Lied wird als lyrisches Kunstwerk am vollkommensten sein, in dem es dem Lieddichter gelungen ist, das primäre Gefühl mit dem sekundären restlos in harmonischen Einklang zu bringen, — einigermaßen gleiche, intellektuelle und künstlerische Kultur bei Schöpfer, Interpret und Hörer vorausgesetzt —, in dem die Grundstimmung des Gedichtes unmittelbar dem Hörer suggeriert wird und so direkt plastisch gestaltend auf sein Vorstellungsvermögen wirkt. Alle Kunst ist im Grunde Suggestion.

Von den acht vorgenannten Liedersängern ist nicht einer diesem Ideal nahe gekommen. Am weitesten zurückgeblieben sind die weichlichen Bonnebrunzler Hermann und Hildach. Deswegen sind sie ja auch „populär“ und ihre Waren sehr gangbar. In den „fünf Liedern“ Hermanns drängt sich neben der unverkennbaren Sucht nach falscher Volkstümlichkeit unangenehm die Spekulation auf die larmoyanten Instinkte des mit sentimentaler Mesodik so leicht zu befriedigenden Kunstpubels aus dem Berliner Geheimratsviertel auf. Man vergleiche hierzu nur die unveränderte Aufwärmung jener zahnlösen, alten Phrase, die jeder anständige Tonsetzer sich hütet in den Mund zu nehmen, in Nr. 3: „Lied einer alten, frommen Magd“, Zeile 2. Daneben die eitle Originalitätschafcherei. Die alte, fromme Magd singt ihre Nachteulenweise in $\frac{3}{4}$. Fakt: sicher kein alltäglicher Fall! Nun, schließlich singt jeder Mensch die Lieder,

die er verdient. Und Hans Hermann, der einst „nach eiten Fernen strebte“, wird wohl wissen, warum er unter die lyrischen Fünfgroschenjüngens gegangen ist.*)

Über Herrn Hildach noch lange Sprüche zu machen, werden mir die Leser der „Gesellschaft“ wohl schenken. „Wenn schön ist, was gefällt“, dann sind Eugen Hildachs Schmachtselzen jedenfalls sehr schön.

Der Mann, der sich einst vermaß, Schuberts II-moll-Sinfonie mit einem „Philosophenscherzo“ und „Schicksalsmarsch“ zu „vollenden“, ediert jetzt im Selbstverlag Kouplets im frech-graziösen Tingeltangelstil. Das kann man mit Conrad auch nur „hinaufgesunken“ nennen! Falke und Bierbaum werden sich freuen, daß sie fürs Breittreil reif geworden sind. Übrigens Schick und Schmitz sind diesen beiden musikalischen Saucen gar nicht abzusprechen. Und die oben und unten so entzündend defektierte Kleine mit dem süßlichen Mund und dem knallroten Umschlagpapier: „Selbst ein Mönch, ich wette, sähe Sigerlette wohlgefällig an!“

Wendelin Weichheimer, der Zeitgenosse Richard Wagners, berühmterüchigt durch sein vor kurzem erschienenenes Memoiren- und Protektbuch: „Erinnerungen an Wagner, Liszt und andere Zeitgenossen“, tritt im Niedergange seines langen Lebens noch als Goethe-Sänger auf den Plan und läßt bei Schott 16 Lieder und Balladen, darunter „Mignon“, „Totentanz“ und „Der Rattenfänger“ erscheinen. Eine innere Notwendigkeit hierzu lag nicht vor, denn es ist durchaus akademische Musik mit einigem interessanten Kuspuz aus der romantischen Wagner-Periode. Das Verstehen Wagners ging bei dem

*) Ich will nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß ich die Ansicht unseres Nautes über D. Hermann in keinem Punkte teile. L. J.

Münzger Stadtkapellmeister Weigheimer bekanntlich nur bis Hohenrinn und Zahnhäuser. Vor der polyphonen Symbolik des Ring und Tristan schnappte es hüßlos ab. Der Hauptfehler in den Weigheimer Liedern ist einmal die schwülstige Hypertrophie des Klavierspiels, dann die Unfangbarkeit der in gequälten Intervallschritten umherirrenden Singstimme. Wenn aber ein lyrischer oder dramatischer Komponist nach Wagner sich stumpf zeigt gegen die Gesetze der Assoziation von Wort und Weise, wenn er kein Gefühl für natürliche Sprachbehandlung zeigt, so ist das ein organischer Fehler, und der gute Rest kann uns nicht mehr entschädigen. Viel Temperament und dramatische Gestaltungskraft zeigt sich im Totentanz; gequält von der ersten bis zur letzten Note ist der gänzlich unkomponierbare „Fliegentod“. Saure, späte Früchte am moscham Stamm, dem am grünen Holze einst die beiden Opern „Theodor Körner“ und „Meister Martin und seine Gefellen“ als reife Früchte entsprossen. Aber auch diese wollten bearbeitet niemandem schmecken.

Viel Gemeinsames hat das jüngste, deutsche lyrische Trifolium Krause-Landschoss-Gutheil. Das Manierierte, die Überwindung der Melodie durch abgehackte, kurzatmige Motive, das Zniereffantfeinwollen à tout prix, Individualität im Embryonalstadium: das ist ihnen allen gemeinsam. Der Talentvollste ist noch Krause, aber auch hier steht Triviales und Hoffnungsvolles, Familienstuben-Sentiments und weltfremde, geheimnisvolle Akkordik dicht nebeneinander.

Landschoss kennt noch nicht die Einfachheit und Ruhe in der Bewegung. Das völlige Außerstehen des schwülen Jugenddrangs! Diese alterierte Gespreiztheit der Harmonik, diese künstlich erzwungene Polyphonie geht dem Hörer schließlich sehr auf die Nerven. Mit Er-

folg kopiert L. die Musik Dehmels in ultravioletten Tönen. Heil ihm!

Sehr maniertiert sind auch Gutheil's lyrische Erstlinge. Die „Mondnacht“ atmet zwar glutvolles Empfinden, aber der überpathetische Schluß: „Und der Liebste so nah“, erreicht mit seiner popularisierten Tristan-Ekklase das Gegenteil von der Absicht des Schlußfolgerers.

Erstreckliches läßt sich über die Manuscript-Lieder Georg Hilds, eines gänzlich unbekanntem, jungen Münchener Tonkünstlers, sagen. Güt lyrisches Empfinden und Leidenschaft des Ausdrucks, dazu ein seltener Sinn für weitgeschwungene Melodiebogen. Keinerwiges Furioso auf der heißen Leiter der Chromatik, aber ein gesundes deutsches Moderato auf diatonischem Boden. Einfachheit des Gestaltens mit vernünftiger Sprachbehandlung gepaart zeigt sich in „St. Nikolaus“ Bruno Willes, dessen widerspenstigen Text in geschlossener Form bewältigt zu haben, ich für einen besonderen Vorzug halte. Ein Meistertück voll Jubel und dithyrambischen Schwungs ist Bierbaums: „Es ist ein Reichen geschlungen.“ Georg Hild verdiente weit mehr einen Verleger, wie seine sieben Brüder in Apoll. Wird er ihn finden? Wilhelm Kaufe.

Vermischtes.

Dr. Adolph Rohut, der federfeste Schmierani zwischen Nord- und Südpol, hat seinen eintausend „Werken“ eine neue Meisterarbeit hinzugefügt, betitelt: Bismarck als Mensch (Berlin, J. v. Schimmelpfennig). Lustig zu lesen insofern, als der Stoff anziehend ist. Selbständigen Wert besitzt eine Rohutsche Schrift nie. So ist eine weitere Kritik überflüssig. Es giebt eine Reihe von Schriftstücken, die alle Neuen mit ihren Trivialitäten überschweben und

Furcht und Schrecken verbreiten. Kohui gehört dazu. -r.

Prof. Dr. Hölischer, Unsere Taufnamen. Eine Erklärung über deren Sinn und Bedeutung. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8°. 44 S. M. 0,50.

Eine ganz vortreffliche kleine Schrift, die über die Bedeutung der Vornamen sehr gut orientiert, und gleichzeitig ein tüchtiger Beitrag zur Volkskunde. Die Eigennamen sind das älteste Zeugnis, das unsere Vorfahren hinterlassen haben, und in ihnen klingen uralte Ideale und Vorstellungen wieder, die nur der Wissende heraus hört, ob schon über 6—7000 untergegangen sind. Die Lektüre dieses Wäschleins, das eine instruktive Einleitung ziert, ist höchst amüsant. -r.

Festschrift zur Feier der Vollendung des Deutschen Hauses in Indianapolis am 15., 16. u. 18. Juni 1898. 4°.

Leser der „Gesellschaft“ fern in Indianapolis haben mir die Festschrift übersandt, die zur Feier der Einweihung des Deutschen Hauses herausgegeben worden ist. Theodor Stampfel hat in einer interessanten Studie die fünfzigjährige Wirksamkeit deutschen Strebens in Indianapolis geschildert. Bei der Lektüre des Buches kommt man in seltsame Stimmung. Wie verschollene Laute klingt es übers Meer, und mit reicher Freude über das kräftige nationale Wirken und Fühlen dieser Deutschen in der Fremde legt man das Buch aus der Hand. Ich grüße über die See die werten Landsleute: „Deutschland hurra!“ L. J.

Deutsche Litteratur im Auslande.

L. de Wyzewa veröffentlicht im „Temps“ eine eingehende Kritik über Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann

Henschel“, die sich in folgenden Schlußbemerkungen zusammenfassen läßt: „Küher im ersten und letzten Akte bemerkte man kaum, daß Henschel die Hauptperson ist. Ich weiß, daß es in Wirklichkeit vielleicht seine Hauptperson ist; aber auch die Wirklichkeit des Stückes, das uns Herr Hauptmann erzählt, weist nichts Interessantes auf. . . Es ist ein einfaches „fait-divers“ und zwar ein sehr mittelmäßiges. Es hätte nur interessant werden können, wenn der Verfasser es zu einer höheren Wirklichkeit erhoben hätte, indem er entweder mit tiefen Zügen die Gefühle der verschiedenen Persönlichkeiten markierte, oder indem er aus seinen Personen sozusagen Typen machte, an ihren Beispielen die Macht des Gewissens oder selbst des Aberglaubens hervorhob. . . Herr Gerhart Hauptmann ist ein Opfer seiner Ästhetik. Obgleich sein „Fuhrmann Henschel“ im ganzen genommen eines seiner am wenigsten gelungenen Stücke ist, kann man doch nicht leugnen, daß er trotz seiner bedauerlichen Ästhetik die wertvolle Gabe der Nüchternheit und der Poesie besitzt. Gewisse Szenen des Stückes bleiben rührend trotz ihrer Banalität. . . Herr Gerhart Hauptmann ist ein Dichter, was sicher weder der zu gewandte Sudermann, noch seine anderen Rivalen Halbe oder Hirschfeld sind. Und um so mehr Schmerz empfindet man, diesen Dichter sozusagen steril aus Mangel an einer litterarischen Erziehung bleiben zu sehen, die ihn gelehrt hätte, daß die Poesie ihre besonderen Rechte hat, und daß die einzige wahre „Wirklichkeit“ für sie nicht die ist, die sie kopiert, sondern die, die sie schafft.“

Die „Revue“-Studien enthält die „Revue Bianco“ (1. Juli) von P. Finet und die „Revue des deux Mondes“ (15. Juli) von L. de Wyzewa. Diese Zeitschrift veröffentlicht auch am 1. August einen Essay von G. Seillière über

Laura Marholm und die Reaktion gegen den Feminismus in Deutschland. Die „Revue Helldomadaire“ (27. Mai) bringt aus der Feder E. Tissots eine Studie über „Karl Stauffer oder der neue Werther“ und am 8. Juli einen Essay von G. Richtenberger über Nietzsche.

In der bulgarischen Zeitschrift „Misl“ befindet sich eine Übersetzung der Novelle „Satan lachte“ von Ludwig Jacobowski und eine zusammenfassende Studie über den Dichter, der eine „hervorragende Stelle im Kreise der Modernen“ einnehme. Auch die „Gesellschaft“ wird dort als „eine der interessantesten deutschen Zeitschriften“ bezeichnet. Henri Albert lobt Jacobowskis Jugendroman „Werther der Jude“ (3. Aufl.) im „Meroure de Franco“ ungemein, um „Loli“ dafür als ganz aus seinem Gesichtspunkt liegend rund abzulehnen.

Osterreichische Litteratur.

Erstes Jahrbuch der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft. 1899. Verlag von Carl Graeser in Wien.

Die Herausgeber scheinen diesen Almanach als etwas rein Repräsentatives aufgefaßt zu haben, als so eine Art literarisches Lebenszeichen. Die Mitarbeiter scheinen gleicher Meinung gewesen zu sein und haben deshalb fast nur Unbedeutendes, Kleinigkeiten beigegeben. So kommt es, daß darin sehr viele schöne Namen prunken, aber verhältnismäßig wenig Gutes steht. Von Peter Rosegger, Emil Marriot, Adolf Pichler, J. C. Poestion, Hermann Kollet finden sich ein paar kleine Sachen ohne Wert. Auch der Rest taugt nicht allzuviel. Genannt sei hier ein Aufsatz von Wolfgang Madjera über das Thema: „Was ist modern?“

der sich vorwiegend in Gemeinplätzen bewegt. Süßliche Verse sind von R. M. Heibt und R. E. Klopfer da. Hans Grassberger (+) ist mit einer novellistischen Kleinigkeit „Der junge Architekt“ vertreten. Litterarisch wertvoll ist in dem ganzen Bande wohl nur die Studie „Eine Dichterin Mit Wiens“ von Karl Schrattenhal, in der viel Interessantes über die Dichterin von Gabriele von Bacsányi-Baumberg (1766—1839) erzählt wird und fesselnde kulturhistorische Streiflichter fallen. — Ein nächstes Mal wird die aufstrebende Gesellschaft (die bereits mehr als 300 Mitglieder zählt) mehr auf den Wert, als auf den Autornamen der Beiträge zu sehen haben.

Max Garr.

Polnische Litteratur.

„Gaudeamus!“ Spielmannslieder von Rudolf Baumbach, Viktor Scheffel und Julius Wolf. In polnischer Übersetzung von Czeslaw Jantowski, Julian Letowski, Wlad. Ramrodz, Andrzej Niemojewski und Wlodzimierz Jagórski. Warschau 1899.

Ein originelles, recht interessantes Büchlein. Es wird in ihm der Versuch gemacht, die fröhlichen Studentenlieder der genannten deutschen Dichter dem polnischen Publikum zugänglich zu machen. Ob aber diese harmlosen Kinder der Biermuse in der Fremde, wo doch die Gemütskelt eine andere ist, als die deutsche, eine freundliche Aufnahme finden werden? Mehr als Neugier erwecken? Ich möchte das stark bezweifeln und möchte fast die Mühe der Übersetzer debauern. Denn die Übersetzungen sind wirklich gut. In entsprechender Form wird z. B. die traurige Geschichte von dem Hering, der eine Kuster liebt, wiedererzählt, auch das Zaudereiland der Guanoinsel erweist vor

unseren die Fernen des Weltmeeres durchdringenden Blicken, und schließlich darf das „mit Recht so beliebte“ rührende Abschiedslied Jung-Werners nicht fehlen. Das Schicksal der anderen, vielleicht nur als Kuriosität Beachtung zu finden, dürfte jedoch einen der Beiträge nicht treffen, das ist die Übersetzung eines Baumbachschen Gedichtes von dem trefflichen, jungen Lyriker Andrzej Rimowowski. Es war mir eine Überraschung, dies Gedicht hier als eine Übersetzung bezeichnet zu sehen, denn als ich es in einem der vorjährigen Hefte der Krakauer „Zycie“ (Leben), dem literarischen Sammelplatz der polnischen Jugend, las, hatte ich damals meine helle Freude an dem frühlingssrischen, übermütigen Liebe, aus dem echt polnische Bauernröthlichkeit sprüht. Das Ganze ist, wie gesagt, als Kuriosität recht interessant.

Georg Adam.

Französische Litteratur.

Téodor de Wyzowa: Beethoven et Wagner. — George Pellissier: Etudes de litt. contemporaine. (Paris, Perrin.)

Wenn wir Wyzowa von früher von einer der deutschen Nation wenig günstigen Seite kennen, so mag ihm, dem Vollblutfranzosen, dies nachgesehen werden, findet er ja auch bei seinen Landsleuten nicht immer die beanspruchte Anerkennung. Er ist eben ein sonderbarer Kritiker; kein Freund der Wissenschaft, erwartet er von der freien Ausübung des Verstandes die Wahrheit. Das Geheimnis der Dinge ist ihm unsagbar, wohl aber fühlbar. Von dieser Seite kennen wir ihn in seinen Werken *L'art et les mœurs chez les Allemands*,

Ecrivains étrangers, *Nos maîtres*, und neuerdings in *Beethoven et Wagner*. — Das ganze Leben, Kunst, Litteratur, Kritik, sei von Pessimismus durchweht. Wagner erst zeigte die Wege, um die Kunst zu erneuern. Die Bewunderer dieses großen Geistes, nach dem es keine Musik mehr giebt, übertragen den Wagnerschen Geist auch auf die andern Künste, aber weder Dichtkunst noch Plastik können die feinsten und tiefsten Gefühle erwecken, dies sei nur der Musik vorbehalten, und hier herrsche der Romantismus. Bei diesen Erwägungen ist dem Kritiker Wyzowa psychologische Beobachtung nicht fremd, und wenn wir auch in manchem ihm nicht beistimmen, so müssen wir doch zugeben, daß er Beethovens und Wagners Lebensgang mit tiefem Verständnisse zu erfassen sucht und manch interessantes Detail bringt.

Ein anderer Kritiker ist G. Pellissier, von dem in *Etudes de littérature contemporaine* ansprechende Portraits vorliegen: über Verlaine, der nur in seltenen Augenblicken den Namen Dichter verdient, den Moralisten, den Psychologen und Romancier mondain Bourget, den strengen Verfeiner Hérold, den wilden, isolierten Romancier Ferdinand Fabre, und vor allem über die künstlerischen Wandlungen E. Rods und Dogmatisme et Impressionisme in Kunst und Kritik, wozu letztere Richtung der patentierte *Rouge des deux Mondes*-Kritiker Brunetière scharf bekämpft, trotz markanter Vertreter, wie J. Lemaitre; der geistreiche Pellissier möchte einen Mittelweg finden, es gelingt ihm aber nicht, und so werden wohl beide Arten von Kunstbetrachtung fort dauern, so lange es einen Menschen und eine Kunst giebt. S. Br.



Band IV. * 1899. * Heft 3.

China und Dampfbahn.

Philanthropische Betrachtungen von Paul Scheerbart.

(Nieder-Schönhausen bei Berlin.)



U den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hat Europa für den Politiker an Wichtigkeit sehr viel verloren. Europa wurde von der Weltpolitik in den Hintergrund gedrängt. Daß mag manchem Europäer wenig behagen, aber diese Thatsache läßt sich nicht mehr übersehen. Es kann uns heute beinahe gleichgültig sein, was unten in der Türkei vorgeht. Aber die Ereignisse in Ostasien sind uns sehr wichtig.

Unsere Ansichten über China haben sich in den letzten fünfzig Jahren ganz und gar verändert. China ist für uns nicht mehr ein zu ewigem Stillstande verurtheilter Staat. Das Reich der Mitte steht schon so ziemlich im Mittelpunkte der gesamten europäischen Kulturinteressen.

Wenn heute jemand behauptet, daß die Menschheit in China — und nicht in Europa — die höchste Kulturstufe erreichen dürfte, so lacht man nicht mehr. Die japanischen Siege haben den Chinesen nichts geschadet, und sollten europäische Mächte siegreich im großen Chinalande vordringen, so werden sie schließlich ebensowenig ausrichten wie die Japaner. So ohnmächtig Napoleon gegen das große Rußland war, so ohnmächtig könnte dieses einst in Ostasien kämpfen — denn der Chinesen sind sehr viele. Ein brennendes Peking kann am Ende wie ein brennendes Moskau wirken. In der alten Welt ist der Angreifer augen-

scheinlich immer im Nachteil. Hellas konnte Vorderasien nicht totkriegen, der angegriffene Teil war viel stärker, als man anfänglich annahm; und andererseits gelang es den Arabern wieder nicht, in Spanien — im Westen — einen bleibenden Erfolg zu erringen. Auch die Mongolen haben niemals festen Fuß im Westen fassen können. Und so dürften auch die Europäer vergeblich ihre Armeen nach Ostasien senden. Es giebt Politiker, denen das unheimlich klar ist

Mit welchen Gefühlen würden wir, wenn wir dazu Zeit hätten, heutzutage Schloffer's Weltgeschichte lesen! Der alte Schloffer macht sich über China ganz einfach lustig und findet alle chinesischen Zustände lächerlich, bemerkt sie nur zu satirischen Ausfällen gegen Deutschland, das Reich der Mitte Europas. Schloffer sollte heute von den Toten auferstehen — er würde gleich ganz rot vor Schreck werden und sich genieren — China von oben herab behandeln und eine „Weltgeschichte“ schreiben! Blamabel! Wie höflich ist die europäische Politik geworden! Außerordentlich wichtige merkantile und industrielle Interessen sind in Peking zu vertreten.

Die Diplomaten der ersten europäischen Staaten geben sich hauptsächlich die größte Mühe, China zum Bau von großen Dampfbahnen zu veranlassen. In den letzten Jahren ist diese diplomatische Thätigkeit nicht ohne Erfolg geblieben, und verschiedene Eisenbahnbauten sind bereits in Angriff genommen. Der europäische Ingenieur ist schon in China eine sehr gefuchte Persönlichkeit, und die Gesandten Europas freuen sich immer außerordentlich, wenn es ihnen gelingt, ihrer heimischen Industrie ein neues, großes Absatzgebiet zu überliefern; die Sache steht ja so verlockend aus.

Indessen — haben die Europäer wirklich Veranlassung, hocherfreut zu sein? Handelt es sich nicht nur um kleine Momenterfolge, deren Ausnutzbarkeit noch in Frage steht?

Die Staatsmänner in Peking geben die Erlaubnis zum Eisenbahnbau zweifellos mit dem größten Widerwillen; sie denken gar nicht daran, in der europäischen Lokomotive einen anbetungswürdigen Kulturfaktor zu erblicken. So hocherfreut sind die chinesischen Staatsmänner keineswegs, wenn sie die großen Eisenbahnecke Europas auf der Karte überblicken! Es wird den bezopften Herren schon seit langer Zeit klar geworden sein, daß die große soziale Kalamität des Westens nur eine Folge der großen Eisenbahnecke ist, die den unnatürlichen Zugang zu den größeren Städten gerabezu herausgefördert haben. Die Eisenbahn hat die Zentralisation in den größeren europäischen Städten

mit so rasender Hast gefördert, daß überall ganz unorganische, traditionslose Zustände geschaffen wurden. Und mit dieser Zentralisation der Menschen und ihrer Wohnstätten ist das große soziale Elend gekommen. Vor der Einführung der bekanntlich poesiefreudlichen Lokomotiven gab es in Europa eine soziale Frage in unserm Sinne noch nicht.

Führt man nun in China ebenfalls die schreckliche Dampfbahn ein, so wird dort in den Hauptstädten des Landes auch eine recht peinliche Menschenzentralisation stattfinden, und China wird plötzlich genau so wie Europa seine soziale Frage haben.

Daß der chinesische Staatsmann und Regierungsbeamte derartigen Erwägungen nicht sein Ohr verschließt, ist des öfteren festgestellt. Er wird demnach in den europäischen Eisenbahnbauten eine ungeheure Gefahr für sein Land erblicken, und er wird Mittel und Wege finden, diese Gefahr fernzuhalten.

Die Pekinger verstehen sich etwas besser aufs Regieren als die Europäer. Die chinesische Regierung hat nicht die Absicht, die Volksleidenschaften zu unterdrücken, sie erkennt in ihnen einen gewaltigen Kraftfaktor und weiß diesen als solchen auszunutzen, erseht er doch unter Umständen ein gut geschultes Volksheer vollkommen; auf ein paar tausend Menschenleben kommt's dem chinesischen Machthaber natürlich nicht an — wenn nur das Staatsganze nicht leidet. Die Regierungsbeamten in den Provinzen verstehen es ausgezeichnet, durch ein paar Maueranschläge die Bevölkerung in wilde Raserei zu versetzen. Und das werden die weisen Herren mit den langen Zöpfen nicht zu thun unterlassen, wenn die Bahnbauten so weit fertiggestellt sind, daß es sich lohnt, sie zu zerstören. Nach der Zerstörung werden natürlich die „Schuldigen“ sehr streng bestraft werden. Sollten aber die Dämme mit ihren Schienen wieder repariert werden, so wird sich das Schauspiel ganz einfach wiederholen. Daß dabei so und soviel Chinesen die Köpfe verlieren, schadet der Regierung durchaus nicht; die Regierung verliert nicht den Kopf.

Ist demnach der Vorteil, den die europäische Industrie aus dem chinesischen Eisenbahnbau ziehen kann, der Rede wert? Muß nicht das ganze Bahnnetz in China ein sehr beschränktes bleiben? Ist die europäische Politik nicht sehr kurzfristig? Die chinesischen Staatsmänner erhalten durch die Bahnbauten nur von neuem die willkommenen Gelegenheit, den alten Fremdenhaß zu schüren. Die Chinesen selber werden, das läßt sich doch voraussehen, von den Bahnen so gut wie gar keinen Gebrauch machen, und die Europäer dürften ebenfalls kein Vergnügen

daran finden, sich in sichere Lebensgefahr auf dem neuen Schienengleise zu begeben.

Es ist also unwahrscheinlich, daß das chinesische Eisenbahnnetz eine bemerkenswerte Ausdehnung erhalten könnte. Man darf sogar geneigt sein, diejenigen, die daran glauben machen möchten, für leichtsinnig, kurzfristig und naiv zu erklären. So leicht ist das grandiose Reich der Mitte nicht zu erobern.

Nur ein Mittel dürfte es geben, dem Tsung-li-Yamen die Bahnbauten sympathischer erscheinen zu lassen: die europäischen Gesandten müßten den Chinesen die leider so sehr berechtigte Furcht vor der Zentralisation zu benehmen wissen.

Wenn der Diplomatie Europas dieses nicht gelingt, dann profitiert Europa nur herzlich wenig von dem Bahnbau in China.

Die Sache sieht verzweifelt aus — aber einen Ausweg giebt's doch! Man könnte in Peking klar und deutlich auseinandersetzen, daß in Europa die Dampfbahn bereits zum alten Eisen geworfen sei, daß man somit in China nur „provisorisch“ ein paar Dampfbahnstrecken zur Ausführung bringen möchte — und daß man „eigentlich“ in China nur elektrische Bahnen einführen will.

Man hätte den Chinesen auseinanderzusetzen, daß die zehnmal schnelleren elektrischen Bahnen die Gefahren der Zentralisation beseitigen. Die Wohnstätten ließen sich bei blitzschnellen Verkehrsverbindungen immer weiter von den Arbeitszentren entfernen. Durch elektrische Vorortbahnen in den Hauptstädten wären diese mit Leichtigkeit so weit nach allen Seiten auseinanderzuziehen, daß von einer gefahrbringenden Zentralisation nicht mehr die Rede zu sein brauchte.

Kurzum: die europäischen Diplomaten müßten die chinesischen Dampfbahnbauten für Provisoria erklären und zunächst mit allen Mitteln den Bau von elektrischen Vorortbahnen befürworten, und es im übrigen für angebracht erklären, in China für die Folge auf allen Bahnstrecken elektrischen Betrieb einzuführen.

Wenn so erfolgreich vorgegangen würde, könnte die europäische Industrie unermessliche Vorteile ziehen. Die Peking Regierung muß eben überzeugt werden, daß sie durch die Bahnbauten nicht geschädigt wird. Es muß ihr klar gemacht werden, daß in Europa und in Amerika die soziale Kalamität durch elektrische Bahnnetze wieder beseitigt werden kann. Wenn alle Menschen aus dem Stadtleben hinaus- und ins Landleben hineingedrängt werden, muß die fatale Kontrastwirkung in den Besitzverhältnissen verschwinden.

Güten sollte man sich, den Chinesen nur überreden zu wollen — er muß überzeugt werden, denn er besitzt eine bodenlose Tücke und ein geradezu kaufmännisches Mißtrauen, so daß es nicht gut denkbar ist, ihn zu betrügen. Wie vorsichtig ist er zu allen Zeiten im Verkehr mit anderen Völkern gewesen. Der Mandarin ist ein geborner Diplomat; was sich der Europäer erst mühsam angewöhnen muß, das ist dem Chinesen von Jugend auf ein Natürliches. Wie wären denn sonst die kolossalen Reichtümer des chinesischen Kaufmanns erklärbar! Nur die Überzeugung, daß man ihm nützt — und nicht er dem Europäer, macht den Chinesen zum Freunde unserer Interessen. Der Chineser ist der geriebene Geschäftsmann der Erde und daher als Diplomat den Europäern nicht nur gewachsen, die Zukunft wird lehren, daß er als Diplomat allen anderen Völkern — auch den Russen — überlegen ist; das ist das Urtheil der meisten Europäer, die China längere Zeit hindurch bereisten und dort ein wenig tiefer sehen konnten.

Wir dürfen den Chinesen nicht mit dem Japaner verwechseln. Dieser trägt in Europa europäische Kleidung, jener nie. Der Japaner hat eine Kultur, deren Alter nur nach Jahrhunderten zählt, der Chineser eine solche, die nach Jahrtausenden zählt. Ein Volk, das so alt wie das chinesische geworden ist, läßt sich nicht so leicht vom Erdboden vertilgen — es erhält sich ohne Waffengewalt viel leichter, als andere jüngere Völker. Die chinesische Kunst findet in Europa täglich mehr Verehrer; es weiß heute jeder Europäer, daß seine Barock- und Rokoko-Zeit ohne China gar nicht denkbar gewesen wäre. Und es wird bald für ganz natürlich gehalten werden, wenn Bekannte Maler in europäischen Kunstsalons ausstellen. Dieses alles sollte Europa doch veranlassen, mit den „zivilisatorischen“ Bestrebungen in China anders aufzutreten, als in Afrika — man kann sich als Zivilisator leicht lächerlich machen. China hat für Europa eine rein-kommerzielle Bedeutung. Für gute Waren — hauptsächlich für beste elektrische Hochbahnen — werden wir von China gutes Geld bekommen. Mehr von China wollen, heißt: phantastische Politik treiben.

Jedenfalls — für die langsame Dampfbahn hat das kluge China kein Herz.

China kann, wenn es durch praktische Anlage von elektrischen Bahnen, die die größte Zuggeschwindigkeit zulassen, die Klippen der staatsgefährlichen Zentralisation zu umgehen versteht, in kürzester Zeit das erste Kulturland der Erde sein. Und mancher Europäer dürfte sich im nächsten Jahrhundert in China wohler fühlen als in Europa.

Durch eine systematische und radikale Durchführung der Dezentralisation kann China ein Musterland werden. Und dieses Musterland könnte auch für Europa vorbildlich sein.

Ist es nicht verwunderlich, daß der sonst so gebildete Europäer noch immer nicht daran denkt, seine Großstädte methodisch zu dezentralisieren? Die Großstädte Europas sind in ihrer jetzigen Form noch nicht hundert Jahre alt. Was so schnell entsteht, geht gewöhnlich ebenso schnell zu Grunde. Es hat zu allen Zeiten lächerliche Zustände gegeben, aber die Zustände, die der europäische Kulturmensch in seinen Großstädten erzeugte, bilden eine nicht zu unterschätzende Gefahr für das menschliche Zwischfell.



Der Wahrheit die Ehre!

Offener Brief an Herrn Dr. G. Biedenkapp-Steglitg.

Geehrter Herr!

Im 4. Heft des 2. Bandes der Gesellschaft (Jahrgang 1899) haben Sie mit der Überschrift „Unsere Schulpfaffen“ einen Artikel veröffentlicht, der nicht Ihrewegen, wohl aber wegen der verständigen Leser der Zeitschrift nicht unerwidert bleiben darf. Daß die Antwort erst nach Monaten erfolgt, hat seine Gründe. Sie werden jedenfalls aus der Verspätung entnehmen können, daß sie nicht unter dem ersten Eindruck des Unwillens geschrieben ist, den ihre Auslassungen erregt hatten.

Sie bilden sich ein, in Ihren Vorwürfen und Vorschlägen zur Schul- oder Lehrreform den Lesern der Gesellschaft etwas ganz Neues zu bieten, sonst hätten Sie ihnen doch diese Gedankengänge eines „philosophisch gebildeten“ Stumpfes, den Sie den klassischen Philologen absprechen, vorenthalten. Aber die Darstellung, die Sie von den höheren Schulen und ihren Lehrern geben, bewegt sich in breit ausgefahrenen Gleisen und gleicht der jener Leute, die persönliche Erfahrungen in dem übereifer geistiger Unreife verallgemeinern. Sie machen nur eine Mode mit, die, ohne es zu wollen, kein Geringerer inauguriert hat, als Kaiser Wilhelm II., als er vor zehn Jahren bei Berufung der Schulkonferenz

den Leitsatz aussprach: „Wir wollen keine Griechen und Römer erziehen“ und das Wort von den Lehrern fallen ließ, die nicht im Stande seien zu erziehen, weil sie sich selber noch nicht erzogen hätten.

Das einzig Richtige, was Ihre Ausführungen von denen Ihrer Vorgänger unterscheidet, ist, daß Sie Ihre Angriffe nicht sowohl gegen die Schulen, als gegen die Lehrer richten. Denn mag man die Schule der Zukunft gestalten wie man will, mag man Griechisch und Lateinisch durch die neuen Sprachen oder andere Fächer, etwa Soziologie, Metaphysik, wie Sie zu wünschen scheinen, ersetzen, nie wird der Streit um die Schule enden, wenn nicht die Persönlichkeit des Lehrers allen Angriffen mit gutem Gewissen Troß zu bieten und vor allem Interesse für den Unterrichtsgegenstand einzulösen vermag. Was Sie freilich so beiläufig über die Schulen sagen, ist eine Phrase, wie sie nur tiefster Unwissenheit über den Gegenstand entschlüpfen wird. Sie behaupten: „Die Schulen sind, so wie sie heute sind, mit wenigen Ausnahmen, Verdummungs- und Entnerbungsanstalten.“ Wo haben Sie diese Weisheit her? Sind sie vielleicht als Schulinспекtor oder als Hospitant von Schule zu Schule gezogen? Wo ist das altentworfene Material für eine so schamlose Beschimpfung unserer Schulen? Warum nennen Sie nicht wenigstens die rühmlichen Ausnahmen, die Sie so gütig sind einzuräumen? Ich will Ihnen nicht von einer der großen Städte, etwa Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg u. a. Plätzen reden, deren berühmte Gelehrtenschulen ihren guten Ruf trotz Ihnen sich erhalten, die sich meist auch hervorragend tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen wissen. Ich will Ihnen von dem jungen Gymnasium unserer Hafenstadt erzählen, das noch ohne Tradition sich seine Stellung erst erringen muß und inmitten vieler bildungsfeindlicher Mächte wahrlich keinen leichten Stand hat. Unsere Schüler werden noch — wie Sie sich ausdrücken würden — nach dem alten Rezept, wie wir sagen, nach den neuen Lehrplänen unterrichtet. Also auch wir „rauben ihnen einen Teil der schönsten Zeit ihres Lebens“. Aber die Frage, wozu dies Leben? wird bei uns nicht „in der Religionsstunde, d. h. meist von dem unfähigsten Lehrer“, erledigt, sondern findet in jeder Stunde ihre Erledigung, insofern wir sie noch nach dem Bibelwort (Unser Leben währt u. s. w.) beantworten: Zur Arbeit. Zu ernster, gewissenhafter Arbeit, zur treuen Pflichterfüllung suchen wir unsere Schüler zu gewöhnen, und unsere Mittel, die wir dabei anwenden, sind nicht Strenge und Härte allein, so notwendig sie bisweilen sind, sondern besonders in den oberen Klassen der reifende Verstand des Schülers, auf den wir einzuwirken suchen, das eigene

Vorbild — denn der Lehrer muß selbst alles leisten, was er von seinem Schüler fordert — und nicht zuletzt der Geist der Liebe, dessen Sie Bedauernswerter nie einen Hauch verspürt zu haben scheinen. An welchen Gegenständen sie diese Fähigkeiten zu treuem Arbeiten lernen, bleibt sich gleich. „Das bißchen Griechisch und Lateinisch, was heute noch gelernt wird,“ ja, das kann und mag vergessen werden, und mit ihm die „aufgeblasenen, gegenwartfremden, altertumsstaubigen Menschen, die zu wenig Geist besitzen, um sich in die Seelen ihrer so verschiedenartigen Milieus angehörigen Schüler zu versetzen und sie aus ihnen heraus zu begreifen zu versuchen“. (sic!) Sie mögen vergessen werden, die Kunst ernstes Arbeitens wird, ist sie wirklich gelernt, nicht wieder verloren.

Wenn wir uns aber dabei nicht beruhigten, unsere Schüler nur zu unterrichten, wenn wir auch auf ihre Erziehung zu freien, charakterfesten, wahrheitsfreundigen und mutigen Menschen Einfluß zu gewinnen suchten? Wir haben das Vertrauen zu ihnen, daß sie sich unter Erwachsenen mit Takt und Anstand benehmen, und stellen ihnen den Besuch guter Wirtshäuser frei — so wenig ich persönlich dafür schwärme, daß so junge Leute schon mit philisterhafter Pünktlichkeit sich zur Bierstunde einfinden. Ein Schülerturverein, der die leitenden Organe selbst erwählt, fördert die Entwicklung körperlicher Gewandtheit, von denen er in öffentlichen, von ihm selbst geleiteten Schaustellungen Proben ablegt. Auch auf einem jährlich wiederkehrenden Schülerball finden die jungen Leute Gelegenheit, eine gewisse Unbefangtheit im geselligen Auftreten sich anzueignen. Aus dem gleichen Streben gehen die Veranstaltungen von Schülerkonzerten und größeren Aufführungen hervor, die auch das Interesse an künstlerischen Darbietungen erwecken sollen. Für die Stärkung dieses Interesses ist im Winter durch regelmäßig wiederkehrende Cyklen von kunstgeschichtlichen Vorträgen mit Unterstützung glänzender Lichtbilder, zu denen die Schüler der oberen Klassen freien Zutritt haben, ferner durch eine Sammlung von Antiken in Abgüssen und vortrefflichen Wilsbergschak reichlich gesorgt. Zu diesen Gelegenheiten, die zwischen Lehrern und Schülern einen ungezwungenen Gedankenaustausch ermöglichen, treten im Sommer regelmäßige Spaziergänge in die nächste Umgebung und Ausflüge nach größeren Städten. Von sonstigen Bildungsmitteln, zu deren Benutzung die Schule immer und immer wieder anregt, wie guten Konzerten, einer reichhaltigen Stadtbibliothek, in der auch die neueste Litteratur gut vertreten ist, will ich nicht reden. Das ist also die Art des Unterrichts- und Erziehungsbetriebes an einer jungen Anstalt, die noch oft zu Experimenten

gezwungen ist und die darum durchaus keine jener von Ihnen gemachten Ausnahmen sein will und doch wie hunderte anderer Gymnasien nicht den Vorwurf hinnehmen kann, daß sie die ihr anvertraute Jugend verbumme und entnerve. Einiges Studium der Schulnachrichten unserer Gymnasien hätte Sie über die Haltlosigkeit Ihrer Behauptung aufklären müssen.

Doch nicht über die Schulen wollte ich mit Ihnen rechten, sondern über die Lehrer, insbesondere die Ihnen so verhaßten klassischen Philologen. „Sie haben vor allem regierungsseitig gestempelten Patriotismus in die jungen Herzen zu pflanzen,“ „dürfen nicht von der Gefahr sprechen, die für's Vaterland im Großgrundbesitz besteht, nichts von Sozialismus, von Sachfengängerei, von Liebesgaben und Ausfuhrprämien.“ Wahrhaftig, Sie haben da herrliche Beispiele gewählt; darf man wissen, welchen Stempel die betreffenden Vorträge tragen sollen, da der Regierungstempel nicht behagt; kann über all diese parteipolitischen Dinge überhaupt ein ganz objektiver Vortrag erwartet werden? Ihre Unfähigkeit, zur Schulreform ein Wort mitzureden, konnte gar nicht in grelleres Licht treten, als durch diesen Vorschlag, in der Schule Kannegießerei zu treiben, unerfahrene, politisch noch unreife Jünglinge mit Gehässigkeit zu erfüllen und zu oberflächlichem Gewäsch über wichtige Staatsfragen zu gewöhnen, statt sie zum Verständnis und zur willigen Teilnahme am Staatsleben zu erziehen. Wer sagt Ihnen, daß nicht in der Prima der Geschichtslehrer, der zwar nicht immer, doch oft zugleich ein klassischer Philologe ist, ganz offen und frei über Fragen des modernen politischen Lebens, Entstehung und Berechtigung gewisser Bestrebungen des Sozialismus im Anschluß an Ereignisse des 19. Jahrhunderts erörtert? Ein Blick in die pädagogische Litteratur unserer Tage hätte Sie belehrt, mit welchem Ernst Schulmänner die Frage erwogen haben, wie am erfolgreichsten nationalökonomisches Wissen in den Schulen verbreitet werde, daß also Zweifel und Bedenken gegen derartige Besprechungen kaum noch bestehen. Sie fahren fort: „Patriotisch, wie man sein muß, geht so ein Scholarch in Vereine zur Hebung der Sittlichkeit, beteiligt er sich an evangelischen Vereinsabenden, formt er die guten, alten Lese- und Geschichtsbücher zu Verehrungsquellen für die Dynastie um und läßt die Jugend in tiefster Unwissenheit über das, was die eigene Zeit im Innersten bewegt.“ Ihnen hätte es nicht geschadet, wenn Sie in einen Sittlichkeitsverein eingetreten wären, dann hätten Sie vielleicht nicht so unsittliche Angriffe gegen uns gerichtet. Aber was sagen Sie damit, daß so ein Scholarch den ge-

nannten Bestrebungen huldigt? Das ist doch erst einer. Was der andere thut, verschweigen Sie, oder wissen Sie nicht — was wüßten Sie überhaupt von uns — daß wie hier, so auch an vielen andern Plätzen „Schulmeister“ nicht nur weiter studieren, sondern oft an der Spitze gemeinnütziger Vereine stehen, daß sie, statt zu faszeln, handeln, Volksparke, Badeanstalten gründen, Unterhaltungsabende für das Volk einrichten, Vorträge gemeinbildender Art übernehmen, Bibliotheken und Lesehallen verwalten, kurz, ihren Mann stehen, wo es gilt, die schroffen Gegensätze zwischen den Gesellschaftsklassen auszugleichen und den breiten Schichten des unbemittelten Volkes Teil zu geben an dem Genuß des Großen und Schönen, was deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft geschaffen hat und heute schafft. Und wenn Ihnen, Herr Dr. Wiedenapp, solche Männer unter den Ihnen bekannten klassischen Philologen wenig oder keine vorgekommen sind, so haben Sie noch kein Recht, ihr Vorhandensein überhaupt in Frage zu stellen. Nicht weil wir uns durch Sie verletzt fühlen — denn wir wissen, daß unser Thun nur ein bescheidenes Mitwirken an der sozialen Arbeit unserer Zeit ist — sondern nur, um der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, habe ich hier dargelegt, daß klassische Philologen nicht schlechthin gegenwartfremde Menschen sein müssen. Das sagen Sie aber ganz unverhohlen: „Was heißt einem klassischen Philologen kongenial sein? Antwort: ohne Sinn für die höchsten Stimmen des Seins leben, am Buchstaben kleben, den Geist nicht erfassen.“

Wenn die klassischen Philologen ihrer Schilderung entsprächen, dann wäre es freilich kein Wunder, wenn sie in ihrer „Pedanterie und Verlogenheit“ die feurige Beanlagung des Schülers nicht erfassen und, wie Sie mit zwei großen Beispielen belegen, ihn als untanglich zum Studium bezeichnen. Was zwei Männern durch ungeschickte Erzieher widerfährt, muß das die Regel sein oder auch nur häufig vorkommen? Weil Justizmorde verübt werden, darum ist die ganze Justiz verwerflich?

Sie verlangen weiter freien Meinungsaustrausch zwischen Lehrer und Schüler. Was wissen Sie wieder davon, daß nicht nur auf den vorher erwähnten Anstalten ein solcher Meinungsaustrausch gepflogen wird, da, wo der Verkehr — was Sie natürlich für unmöglich halten — zwischen beiden herzlich und freundschaftlich ist; daß an vielen Orten die Einrichtung besteht (so in Sachsen), daß der Lehrer außerhalb der Schule, auch in seinem Hause, sich mit seinen Schülern über alle möglichen Lebensfragen unterhält. Daß nicht oft solche ungezwungene Goeten gefunden werden, liegt an der Schwierigkeit, mit jungen Leuten

Fragen (religiöse, politische) taktvoll zu behandeln, die vielleicht geeignet sind, Empfindungen der Mitschüler zu verletzen; nicht aber an der Furcht, eingestehen, daß wir nicht alles wüßten. Haben Sie nie einen Philologen gesehen, der es wagte, mit seinem Sokrates zu erklären: Ich weiß, daß ich nichts weiß? Daß mein Wissen im Vergleich zu dem ungeheuren Umfang alles Wissens nichts als Stückwerk ist?

Zum Schluß! Sind Sie vielleicht der Erzieher von Beruf, der kein Staatsexamen gemacht hat und nun außerhalb der Kunst sich eine freie Existenz zu gründen sucht und bei diesem Bemühen auf den heftigsten Widerstand der Philologen stößt? Dann ließe sich Ihr Ausfall erklären. Ungehört ist aber der Vorwurf trotz alledem, den Sie gegen „die Schulpfaffen“ erheben, daß sie, um selbst den Ertrag von Privatstunden zu gewinnen, durch Herabdrückung der Schulzensuren, die sie an Schüler, die von Unzünftigen unterrichtet werden, erteilen, jene Privatlehrer zu schädigen trachten. In jedem Stande sind bedauerliche Erscheinungen zu bemerken, aus ihnen aber den Typus des Standes zu prägen, ist Zeichen einer schlechten Gesinnung, die Sie freilich nicht hegen. Denn Sie lassen ja ab und zu Ausnahmen gelten. Wenn nur nicht überall der Wolf aus dem Schafspelz, den Sie umgehängt haben, hervorsähe.

Sehr neu ist endlich Ihr Vorschlag, daß die Schüler höherer Klassen auch Zensuren ihren Lehrern geben. Als wenn nicht jeder Lehrer von den Schülern einer unbarmherzigen Kritik unterzogen würde, deren Ergebnis auch für die Elternhäuser meist maßgebend ist. Das Formular, in das die Schüler ihr Urteil kleiden, ist der Epitheton und die persönlichen Attribute, die ihm nicht immer sine ira et studio angehängt werden. Ich möchte Ihnen raten, durch die heute so beliebte Enquête — die Sie natürlich unter Schülern anstellen werden — diese Epitheton einmal zu sammeln. Sie würde Ihnen wahrscheinlich sehr schätzbares und zuverlässiges Material zu einem neuen Angriff auf die Schulpfaffen liefern.

Ich schließe meine Abwehr mit dem Danke gegen die geehrte Redaktion der Gesellschaft, die mir den Raum gönnte, um die von Ihnen gegen die klassischen Philologen ganz allgemein erhobenen Beschuldigungen zurückzuweisen, und mit dem Bemerkten, daß ich für Sie keinen zweiten Pfeil im Köcher habe.

Dr. Gotthar Koch-Bremerhaven.





Die Schule.

Von Dory.

(Budapest.)

Sie war die Einzige im ganzen Städtchen, die ihm gefiel. Wohl hörte er allseits, daß sie und ihr Gatte in bester Ehe lebten, aber es lag etwas in ihren Augen, wenn sie ihn anblickte, das ihm Mut gab. Er begann ihr den Hof zu machen, wenn sie einander auf den Bällen begegneten. Sie hatte die „Linie“ und schlangenartige, geschmeidige Bewegungen, die ihn reizten. Ihr Körper mußte sich an den Körper eines Mannes förmlich ranken können und ihre Umarmung bezaubernd sein. Wenn er sie im Tanze in den Armen hielt, fühlte er, daß die weiche Gestalt kein Fischbein beengte. Wie ein dünner Kal war sie, mit zarter, weißer Haut. Sie trug immer silbern schimmernde Stoffe, die um sie herumgleiteten und ihre Hüftenlosigkeit eng umspannten. Er haßte dicke Frauen. Seine Raffiniertheit fand nur Gefallen an biegsamer Schlantheit, an nervösen, vibrierenden Gliedern.

Die junge Frau war nicht entgegenkommend, doch auch nicht abweisend. Er hielt sie nicht für eine passive Natur und ahnte Leidenschaft in diesem stillen Wesen, das sich nur der Welt gegenüber verschlossen zeigen wollte. So dachte er wenigstens. Er selbst war kein Freund von Sentimentalität und Überschwenglichkeit; er verliebte sich immer nur so weit, um nur die Süßigkeiten eines Liebesverhältnisses zu genießen und nie seine Bitterkeiten. Innige, aufopfernde Liebe war ihm fremd, und er hätte sie auch gar nie empfinden mögen. Er nahm überhaupt das Leben leicht und hielt jeden für einen Thoren, der es komplizierte. Du lieber Gott! Genießen war doch die Hauptsache, da für lebte man, nicht um Schmerz und Kummer zu haben. Darum nahm er auch die Frauen und die Liebe leicht. Mitunter hielt er es für notwendig, eine Liebeserklärung zu machen, aus Artigkeit einfach und auch aus Berechnung, da die Frauen dadurch am besten zu ködern waren. Bei manchen war es jedoch überflüssig. Sein geübter Blick wußte das sogleich. Niemals sprach er bindende Worte, und seine Geständnisse bezogen sich immer nur auf die momentane Gegenwart. Wußte man denn im Voraus, ob man morgen noch ebenso denken würde wie heute!

Anita gefiel ihm besser als alle anderen je vorher. Er mußte sie erobern; das stand bei ihm fest. Übrigens liebte er auch nicht die leichten Siege. Die Erwartung war ihm reizvoll.

Einmal traf er sie allein und da küßte er sie. Nicht gewaltsam; er umschlang sie sanft und schmeichelnd, mit einer Zärtlichkeit, die ihn sonst selten überkam. Der erste Kuß bereitete ihm immer einen unsagbaren Reiz. Es bedeutete ja das süße Zugeständnis eines baldigen Glückes, und er nahm ihn nie stürmisch oder ungeschickt; er mußte die Einwilligung durch die Intensität seines Kusses hervorzaubern, sie herausfühlen; dieser erste Kuß mußte ihm jede zu eigen geben. Und die Lippen beider saßen sich aneinander fest. Ja, er hatte sich nicht getäuscht: sie war leidenschaftlich, jetzt wußte er's. Dann kam sie häufig zu ihm. Sie wandte die größte Vorsicht und Klugheit an, und er wußte nicht, mit welcher Schlauheit sie sich frei machte von Hause. Sie sprach niemals darüber. Sie schien ihm das Ideal einer Geliebten. Und nicht nur körperlich, auch ihr Wesen war reizend. Immer heiter, nicht eine Spur sentimental, ja, beinahe geistreich und pikant fand er sie.

Nur nicht um Gottes willen ernstlich sich verlieben! ermahnte er sich und behielt auch den Kopf immer hübsch oben. Eines Tages entwickelte er ihr seine Ansichten über die Liebe, „sie nicht tragisch zu nehmen und in ihr nur den Genuß sehen“. Sie hörte ihn ruhig an und lachte. „Aber natürlich,“ sagte sie, „so ist es das Richtige.“ Sonderbarerweise mißfiel ihm das. Diese Ansichten paßten für ihn, doch sie, die Frau, die sich ihm gegeben, sie mußte ihn doch unbedingt lieben, sollte er sie nicht für leichtsinnig, ärger als das, für depraviert halten! Langes Nachdenken über Seelenprobleme war nicht sein Fall. „So wie sie ist, ist sie entzündend,“ dachte er, und gab sich damit zufrieden. „Und so bequem!“ Sie quälte ihn nie, sie fragte ihn nie aus, sie war wirklich eine äußerst vernünftige kleine Person.

„Ich liebe Deine Schönheit,“ sagte er ihr oft, „Deine Lippen, Deine Augen, die seligen Stunden in Deinen Armen! Darin gipfelt alles! Denn in jeder sentimental und platonischen Schwärmerei liegt ja doch nur eins: die Sehnsucht nach dem Besitz. Wer das nicht glaubt, kennt sich selbst nicht.“

Nach einigen Wochen, während sie, so oft sie konnte, zu ihm kam, fragte er sie zum erstenmal: „Liebst Du mich?“ Er befand sich in einer weichen, ihm selbst ganz neuen Stimmung. Es fiel ihm ein, daß sie ihm nie Liebesversicherungen gemacht! Sie hatte ihn gewiß durchschaut und erkannt, daß er das nicht liebte. Sie war ja so klug und mußte

eine große Menschenkenntnis haben. Wie langweilig waren ihm die Frauen, die immerfort: „ich liebe Dich“ sagten! Das wurde so banal. Aber schließlich wissen wollte er es doch . . . von ihr. Sie antwortete nicht und küßte ihn nur. Das war auch eine Antwort — die liebste und beste. Sie ist, Gott sei Dank, ganz anders, als die übrigen, dachte er, und wir harmonieren vortrefflich miteinander. Er verstrickte sich beinahe in ihren Zauber. Oft drängte sich ihm die Frage auf: Ob er sie zu dem gemacht, was sie geworden, oder ob sie in merkwürdiger Intuition sich ihm so vollkommen anzupassen verstanden? Niemals erzählte sie von ihren Angelegenheiten zu Hause — er wußte doch eigentlich gar nichts von ihr, von ihrer Vergangenheit und von ihrem Leben, während die anderen immer ihr Herz ausgeschüttet hatten und reuevoll oder geringschätzend von ihrem Gatten sprachen, was ihn so herzlich gleichgültig ließ. Was gingen ihm die Männer an, die er mit ihren Frauen betrog! Da sagte sie ihm eines Tages, indem sie ihn ernst in die Augen sah: „Siehst Du, es giebt zwei voneinander vollkommen getrennte Arten von Liebe. Die Liebe der Seele und die Sinneuliebe!“

„Das ist eines und dasselbe,“ lachte er. Doch sie schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Habe ich Dir je gesagt, daß ich Dich liebe?“ Er stutzte, was wollte sie nur sagen? Sie blickte über ihn hinweg ins Leere. Und ganz leise, gleichsam verschämt, kam es über ihre Lippen: „Ich habe eine treue, ausschließliche Liebe im Herzen, doch nicht zu Dir!“ . . .

Er glaubte zu träumen und sah sie betroffen an; schon wollte er etwas Verleidendes erwidern, doch sie kam ihm zuvor: „In meinem ganzen Leben habe ich nur ein Wesen geliebt,“ erklärte sie, „als Kind schon, da wir Gespielen waren, und das ist mein Gatte . . . und dann, als wir verheiratet waren, kam die physische Enttäuschung“ . . . sie lächelte trübe. „Ich hatte soviel über die Liebe als Genuß gehört und gelesen und habe in meinem ehelichen Leben nichts davon kennen gelernt. Unsere Körper sind sich fremd geblieben, sie ziehen sich nicht an, und darum nahm ich Dich! Ich suchte einen Geliebten . . . Ja, wenn mein Gatte es verstanden hätte, zugleich mein Geliebter zu sein“ . . . Sie seufzte.

Jetzt stand die Wahrheit vor ihm. Vieles, worüber er nicht nachgedacht, in seinem egoistischen, einzigen Verlangen nach Genuß, in seiner Abneigung, Seelenvorgänge zu erraten, um nur der flüchtigen, glücklichen Stunde zu leben, drängte sich ihm jetzt auf. Er fühlte sich tief verstimmt. Am Ende liebte er sie gar, diese reizende, außergewöhnliche Frau, die den Mut hatte, ihm solches zu gestehen!

„Also bin ich Dir gleichgültig, vollkommen gleichgültig“, rief er enttäuscht, obwohl er diese überflüssige Frage sogleich bereute.

„Liebst Du mich etwa?“ entgegnete Anita, „wir sind quitt.“

„Nach dieser Erklärung jedenfalls,“ antwortete er pikiert.

Sie trennten sich, ohne ein neues Stellbuchein zu verabreden.

Zum erstenmal im Leben grübelte er über das Wesen einer Frau nach. Kompliziert war sie, das mußte man ihr lassen, das hatte er bisher gar nicht gewußt, oder wollte sie in seinen Augen nur interessant erscheinen? Wie viele hatten ihm schon in den Ohren gelegen, daß sie unverstanden durchs Leben gingen! Hier lag eine neue Nuance vor: auch unverstanden, doch in ganz anderem Sinne. Oder hatte sie diese neuen Saiten aufgezo-gen, weil sie genug von ihren Beziehungen hatte, und sie denken mochte, daß er, ermüdet, keine Schwierigkeiten machen würde, sie frei zu geben! Oh, darüber konnte sie ruhig sein, er bettete nie um eine Gunst, die man ihm nicht mehr erweisen wollte. Vielleicht war schon sein Nachfolger auf der Bildfläche erschienen! Dieser Gedanke ärgerte ihn furchtbar.

Sie kam nicht mehr und er erwartete sie auch nicht. Indes hörte er niemals, daß sie einen andern Geliebten hätte. Er dachte oft an sie und fand alle anderen Frauen sad und langweilig über die Maßen.

Nach langer Zeit trafen sie sich wieder. Sie schien ihm verführerischer als je. „Ich bin sehr glücklich,“ flüsterte sie ihm zu, „seit wir uns nicht mehr gesehen haben, ist alles anders geworden. Mein Gatte hat mich erobert und ich ihn!“ —

„Ja, die Schule,“ dachte der junge Mann und lächelte selbstbewußt. Dann verbeugte er sich ironisch und sagte: „Ich gratuliere!“



Marie Stona.

Von Dr. Edmund Wilhelm Braun.

(Troppau, Österr. -Schlesien.)

Esce poëta!

Wie wir gute Gedichte lesen sollen? Vor allen Dingen müssen wir in der Stimmung sein. Am besten bei verschlossenen Thüren. Bequem sitzend oder liegend. Mit guten Zigarren versehen,

wer Raucher ist. Durch nichts gestört. Und eigentlich nur eines zur Zeit: Jedes Gedicht ist eine abgeschlossene Welt für sich. Nie mehr als zwei, drei, vier, fünf . . . wenn wir Genuß haben und mit- und nachempfinden wollen. Einen ganzen Band hintereinander zu lesen, ist vom Übel.“

Es sollten mir diese wundervollen Worte Villencrons aus dem zweiten Bande seines „Maecen“ ursprünglich nur als Entschuldigung dafür dienen, daß meine Besprechung so lange ausgeblieben. Aber je öfter ich sie las — und es giebt außer dem wunderbaren Prinzen Schönauß-Carolath, keinen unter den lebenden Dichtern, den ich häufiger und jedesmal entzückter lese als den herrlichen Freiherrn Detlev —, desto tiefer und treffender erschienen sie mir, und so sollen sie das eröffnen, was ich über Marie Stonas „Bieder einer jungen Frau“ (Wien, Karl Konegen) und die Künstlerin selbst zu sagen habe. Denn ich habe wirklich ordentlich lange gebraucht, um einen Teil dessen niederzuschreiben, was ich bei häufigem Lesen an Genuß und Freude aus diesen Biedern gewonnen habe. Und der Zauber, der aus ihnen auf mich überströmte, wurde stärker und fesselnder, als ich die Dichterin selbst in ihrer Persönlichkeit und dem festen Zusammenhange mit ihrer Heimat kennen lernte. Und das beste Teil ihrer Kunst fand auch Marie Stona in der heimathlichen Natur. Ich will noch darauf zurückkommen.

Eine weiße, köstlich unregelmäßige Fassade ist hoch hinauf umspounen von dichten, grünem Gerank. Daran glähen hochrote Blumen von jener Art, wie wir sie nur noch dort in den niedrigen Fenstern kleiner Häuschen sehen, wo die letzten Straßen der Stadt in das Feld sich verlieren, richtige Bauernblumen, Geranien und andere. Um die Mittagstunde, wenn die Sonne voll und schwer über Schloß und Park lagert, stehen diese Blumen und der Bau wie ein Märchen, seltsam durch Stimmung gebunden.

Ein weites Rondell vor dem Hause flammt von Rosen, roten, weißen und jenen demüthig stolzen, großen, gelben, die in schwerer Süße sich senken und Düstewellen aushauchen. Ein Springbrunnen ruht im Rund, nur ab und zu sendet er in die traumhafte Stille einen Wasserhauch empor, der wie erschrocken langsam erstirbt.

Und jetzt steht auch die graziöse, anmutige Schloßherrin vor mir, mit dem klugen Gesicht einer Kokołobame, eine von jenen großen Damen, die von den Vätern Ludwig's XV. zurückgeführt in ihrem Boudoir sitzen und so entzückend boßhafte, geistgetränkte Memoiren



Marie Stona.

schreiben, in denen die Worte wie zarte Falter sich schaukeln zwischen Blumen. Marie Stonas Stimme ist weich, mit den etwas singenden Tönen der Schlesierin und polnischen Anklängen; ihr Lachen erinnert an den hellen, klaren Ton eines venezianer Glases. Ihre Augen sind klar, scharf und wechselnd, wahre Künstleraugen, die fortwährend spähen und genießen. Wie oft habe ich Frau Stona beobachtet dabei. So wenn einmal ein Haufen Gäste, gleichgültigere Gäste, gekommen waren, wenn man in dem kühlen, gewölbten Speisezimmer saß und die Hausfrau eine Flut der heterogensten Fragen rasch, unvermutet stellte. Ihre Augen aber waren wo anders, in der Welt ihrer Kunst. Und erstaut, ja, fast erschrocken und etwas hochmütig kehrten sie zurück, ließ sich jemand einfallen, eine der vielen Fragen zu beantworten.

Was bei Marie Stona auch in ihren letzten Liedern uns entgegenleuchtet, ist die wundervolle Harmonie, in die sie sich eingesponnen hat da draußen in ihrem Edelsitz, versunken in eine hochragende, raunende, herrliche Waldespracht. Wenn sie abends in der herzentastenden Sabbathruhe, wie sie nur das Land seinen arbeitenden Kindern schenkt, durch das Dorf wandelt und aus den niedrigen Thüren die Lieder der polnischen Arbeiter klingen, wenn sie durch die abendlichen Wiesen geht, und die halben Geräusche aus der Ferne durch die verbämmernde, sammetweiche Luft ziehen, dann treten Gestalten, Gesichte und Bilder vor ihr auf. Es überfällt sie der Schauer einer starren, unabwendbaren Größe, die Menschenleben formt und zerbricht. Eine geheimnisreiche Macht faßt ihre Seele und die Flügel des ehernen Geschickes beschatten sie. Dann entstehen „die Weber“:

Ernst geh'n vorbei die alten Weber,
Vor schwerer Bürde schwannt der Schritt,
Sie schleppen für die ganze Woche
Gesponnen Garn nach Hause mit.

Die Faden drängen aus den Bündeln,
Im Sacke klinkt der karge Lohn,
Tief neigt die Stirne sich zu Boden —
So trug's der Vater, trägt's der Sohn.

Stumm zieh'n sie hin in dumpfem Schweigen,
Zum Reben fehlen Lust und Zeit,
So fährt die graue Lebensstraße
Sie still in ihre Ewigkeit.

Das ist ein Stück typischen Menschenschicksals mit bewußter, kraftvoller Kunst zusammengefaßt zu einem wundervollen Gedicht. Von ferne her tauchen aus dem Nebel die Elendgestalten auf und ziehen vorbei. Immer weiter, und in der grauen Ferne verklingen ihre müden Schritte. Und die wir durch die Kunst der Dichterin an die Straße geführt werden, uns bleibt ein tiefer Zug eingegraben in das Herz.

Nicht minder tief dünkt mich das Seitenstück erfakt zu sein, die „Weberinnen“, übrigens ein Werk voll germanischer Kraft und Stimmung, über dem es wie unerbittlicher Nornengesang ruht.

Rings tauern sieben Weberfrauen
In blauen Röcken von Kattun,
Die schwere Würde vor den Füßen,
Indes die weissen Hände ruh'n.

Die Alten schwagen; zur Gewohnheit
Ward ihnen längst des Alltags Noth.
Sie drückt nichts mehr. Gleichgültig sehen
Sie vor sich schon den nahen Tod.

Doch schweigend schau'n die jungen Mädchen
Mit ernst verschloff'nem Angesicht —
Wie Blumen, die am Abgrund blühen,
Und nimmer seh'n der Sonne Licht.

Es giebt in Strzebowitz eine alte, stille Kirche, um die sich friedvoll der Gottesacker legt. Dort sind die Grabsteine der früheren Schlossherren, so hinter dem Altare der eines feisten polnischen Ritters mit vielen Konsonanten aus dem Jahre 1575, der auf seiner Steinplatte noch so elegant das spanische Wams trägt und mit dem sorgsam gekräuselten Bart, der ganzen straff anliegenden Außerlichkeit und Schneidigkeit einem preussischen Major in Zivil gleicht, dort ruht einer seiner Nachfolger im Besitz, ein geflüchteter französischer Graf mit einem wirklich vornehm klingenden, langen Namen, neben seiner Gattin, und dort ruht auch die Mutter der Dichterin, die schon früher in ihren Gedichten lebendig ward und nach der Schilderung der Tochter eine wundermilde, gute Frau war. Am Christabend ist die Dichterin allein sinnend im Saal zurückgeblieben:

Da hat sich mein totes Mütterlein
Bom Friedhof aufgemacht

Sie blickt im leeren Saal sich um
Und breitet die Arme aus
Und nickt und lächelt fromm und stumm
Und segnet das ganze Haus.

Hoch ragen auf dem Friedhof die alten Linden, deren süßer Duft sich in den Atem der alten, lieben Gräberblüten mengt. Friede herrscht hier, und den Tod, das Begrabenwerden, nennen die Bauern „unter die Linden kommen“. In einer wilden, wüsten Ecke zeigen ein paar versunkene Hügel den Ruheplatz der Selbstmörder, Landstreicher und Romöbianten. Aber auch hier duften die Linden, und mich dünkte, am stärksten. Der alte, devote Kirchendiener mag wohl etwas erstaunt gewesen sein, als in diesem Sommer die zwei Herren, die mit der Schlossherrin unter den Linden gingen, vor den Gräbern der Enterbten stehen blieben. „Vielleicht ruht hier ein Künstler,“ sagte ich, und Lub-

wig Jacobowski hob fragend den Kopf: „Selbstmörder, Landstreicher? Die gehören ja zu uns.“ Und wir zogen schweigend die Hüte . . .

Es giebt dort hinter dem Friedhofs Felswege zwischen Rainen und Wiesen, von denen man blühende Kleefelder, große, weiße Dolden und sanfte Abhänge sieht, wie auf Frühlingbildern von Böcklin. Und über dem Park träumen Vollmondnächte, welche der Seele jubelnde, ungestüme Accorde entlocken und in seliger, heiliger Harmonie ausklingen lassen, Nächte, in denen nichts Wunderbares unmöglich erscheint. Und in all der Herrlichkeit lebt eine feinsinnige Frau, eine Künstlerin, zu der sie spricht, in der sie lebendig wird zu einer nie rastenden, das ganze Wesen erfüllenden Schönheit. Es wächst ihr eine starke, gesunde Kraft aus der Heimat Erde in die bildenden Hände, und die stolze Blüte ihrer Kunst duftet unter den Linden, die sie als Kind schon umspielt.

In dem Leben und der Heimat steht sie die Kunst, und diese schenken ihr die Kunst. So wird alles voller Beziehungen und Anregungen. Von den Fenstern der Dichterin aus erblickt man Rauch und Qualm und hunderte von Schloten, die modernen Cycloppenwerke von Wittkowiß. Und nachts flammen blutrote, grüne und blaue Feuerwellen in die Wolken. Ein Künstler kann sich kein gewaltigeres, moderneres Bild wünschen, und man begreift Meuniers Kraft, die er im Borinage für seine Kunst fand. Marie Stona sollte uns einen modernen sozialen Arbeitsroman schenken. In ihrer Heimat hat sie die äußeren Bedingungen, in ihrer Künstlerseele werden diese gewaltigen Bilder sich formen.

Im hintersten Winkel des Obstgartens steht eine alte Linde, deren ungeheurer, zerriffener Stamm Jahrhunderte überdauerte und von Eisenstangen umspannt ist. Er hat die Tage des alten Polenritters gesehen, er wird mit seinem Dufte die Enkel der Dichterin entzücken. Sie liebt den alten Baum mit geheimnisvoller Zärtlichkeit, er hat Seele für sie, und sie hält Zwiesprache mit seiner Dryade.

Die vollsten Blüten trägt die alte Linde,
Das ist ein Düsterausch im kleinsten Ast!
Sie neigt sich sacht dem buhlerischen Winde,
Sie sträubt sich murrend, wenn der Sturm sie faßt.

Und höher stets die breiten Zweige ragen,
Und mächtiger die grünen Banner weh'n . . .
Ich weiß, sie wird in nebelgrauen Tagen
Wink in besondrer Schönheit untergeh'n.

„Die Schwitterinnen“ nennt Marie Stona ein Erlebnis. Es ist

ein prächtiges Gedicht, das mir sehr charakteristisch erscheint für der Dichterin Kunst und Wesen. Es fängt mit starken, leuchtenden Sonnenfarben an. Um die Mittagszeit rasten die Schwitterinnen, slowakische Mädchen, die zur Ernte gezogen kommen und im Herbst zurückzukehren in die Heimat. Die Herrin tritt unter sie.

„Schau uns nicht an!“ So bittet scheu die eine
Und duckt sich. „Ach, wir sind ja so verstaubt
Und schmutzig!“

Ruft drauf ein ledes Ding:

„Ein jeder trägt die Farben seiner Arbeit.
Wir wählten hier den ganzen Tag im Staub
Und wählten wir in Gold, wir wären golden.“

Dann singen die Mädchen ein wundervoll übersehtes Volkslied. Sie werden zur Arbeit getrieben.

Und schweigend steht die Herrin. Ihre Hände,
Die garten, legt sie an die ernste Stirn
Und schaut den bunten Mädchen lange nach,
Bis sie des fernen Lichtes Flut getrunken.
Dann wendet sie, in Sinnen tief verloren,
Sich ihres Hauses finst'rem Schatten zu.

Das ist wirklich ein Erlebnis, auch in der Ausführung erleben wir es. Und es entwickelt sich vor uns. Alle die Farben, Licht, Sonne, das vorüberrauschende Volkslied und dann die tiefe Nachwirkung in der Künstlerin. Im Ausklingen desselben entsteht das „Erlebnis“ aufs neue vor uns, es geht über aus dem Leben in die Kunst.

Es ist so wundervoll, langsam, ganz lässig, durch den Strzebowitzer Park zu gehen, wenn man diese Lieder gelesen, um nun alle diese Eindrücke selbst zu erleben und aufzunehmen, die uns aus den Gedichten entgegenleuchten. Dort flammen hohe Rosenheden und sie duften heißer am Abend, in den Zweigen jubelt eine Nachtigall.

O wär' ich so schön wie der leuchtende Tag,
Um meinem Schatz zu gefallen,
O wär' ich so hold wie die Rosen im Tag',
Wär' ich die schönste von allen!
Und säng' ich mein Lied so frohlich, so frei,
Wie Nachtigallen im Haine,
Und wär' ich so stolz wie die trugigste Fei —
Mich lieben müßt' er und keine.

Wohl bin ich Ärmste mir scheu bewußt,
Daß Best're sich vor ihm neigen,
Doch hab' ich ein jauchzendes Herz in der Brust,
Und das Herz, das Herz ist sein Eigen!

Und dieses jubelnde Herz ist der Künstlerin köstliches Besitztum. Sie ist entzückend, diese impulsive, jauchzende Freude, diese bebende, aufquellende Dankbarkeit für die Liebe, die ihre Lieder trägt. Und über all der heißen, süßen Leidenschaft, über diesem Jubeln und Singen ruht jener unbeschreibbare, unendlich feine künstlerische Takt in Form und Komposition, den nur die echte Begabung verleiht und zu dem weder Fleiß noch Intelligenz jemals gelangen lassen.

Seltzam reich und vielgestaltig ist die Liebeslyrik Marie Stonas. Und dieser Reichtum der Gefühle spricht sich in immer neuen Formen und Bildern aus. Die stärksten Gefühle kleidet die Künstlerin in fremde, ferngerückte Bilder. Und diese feine Objektivierung derselben in den „Nigenliedern“, dem Rattenfängerzyklus, zeigt erst so recht diesen Takt und die vornehme Seele der reichen Frau.

Und doppelt reich ist diese Frau, die der Frauen liebste, heiligste so keusch und tief empfindet, die Mutterliebe.

Selenehen.

Tritt mein Mägdelein mir entgegen,
Sonnenglanz im Kindesblick,
Wollt' ich allen Himmelsseg'n
Heimlich streu'n in ihr Geschick.

Ach, was ist mir dran gelegen,
Ob mich selber streift das Glück,
Jeg' ich nur von ihren Wegen
Jedes Stäubchen Mißgeschick!

Eine liebenswürdige, weiche Liebe spricht aus dem Zyklus „Meine Kinder“, wo sie deren drollige, kluge Aussprüche gesammelt hat und mit nativer Freude wiedergiebt. Wer die Dichterin beobachtet, wie sie umgeben von ihren beiden blühenden Kindern sich liebevoll in deren Wesen versenkt und in ihnen aufgeht, begreift die starke Kraft ihrer Kunst.

Eine wilde Größe herrscht in den Liedern des Schmerzes, der leidenden Liebe. Da flammen Zorn und Todesdrohungen auf, echte Leidenschaft wogt in den schön geschwungenen Linien der Lieder. Und ein greller, schmerzlicher Troß und Hohn flutet durch sie, ein rückhaltloses, ehrliches Gestehen der Täuschung.

Wandlung.

Ich habe dich groß gemacht.
Ich schrieb dir stolze Gedanken
Ins leere Hirn,
Und tausend Gefühle goß ich
Verschwenderisch in deines Innern Schale,
Daß sie überkost
Von Sonne und Seligkeit.
Und als ich dich so göttlich reich sah,
Da liebte ich dich . . .

Doch meiner Liebe jauchzende Fülle
Vermochte das schwache Gefäß
Nicht zu tragen.
Meine Welt brach in Trümmer . . .
Erloschen ist alles;
Vorüber die Wandlung.
Ich sehe dich wieder,
Und ach!
Ich kenne dich nicht!

Eine wilde, ungestüme Sehnsucht treibt die Schmerzbeladene Seele
ins Traumland. Dort bilden sich ihr reiche, große Farben.

B i s i o n.

Streu mir aufs Haupt den purpurroten Mohn
Und schließe sanft mir die verweinten Augen.
Wie sich die Sinne ins Vergessen saugen,
Ist all der bitt're Seelenschmerz entflo'h'n.
Und hell umlodert's mich wie Feuerschein,
Als brächen aus dem Herzen mir die Flammen,
Aufzuckend sprüh'n sie über uns zusammen
Und einmal noch hält ihre Blut uns ein.

Ihre größte Kraft, ihre gesunde, stolze Kraft, dankt Marie Stona dem Heimathboden, der ihr von den ersten Tagen an vertraut ist, auf dem sie aufgewachsen ist. In stolzen Blüten erhebt sich ihre Kunst auf der Heimaterde. Und dieser Erdgeruch verbindet sich mit der reichen Persönlichkeit Marie Stonas. Und wir wissen jetzt, daß dies die breiteste, sicherste Grundlage aller Kunst ist. Sehen wir nur hinüber in den Nachbargarten der Farbkunst, der Malerei. Auch dort erhebt sich nun das Organische zu stolzer, gefestigter Fülle. Wie lange brauchten wir zu dieser Erkenntnis, die uns ein Blick auf das Charakteristische in der Größe der Großen gezeigt hätte! Gibt es eine gewaltigere und höhere Offenbarung des Germanentums als Shakespeare oder Rembrandt? Aber es war offenbar ein organischer Fehler im geistigen Auge unserer Vorläufer; ein falscher Gesichtswinkel, und so ist die ganze verzeichnete bisherige Anschauung vom Wesen der Kunst und ihrer nationalen Forderungen zu erklären. Erst diese richtige Erkenntnis ließ uns Hans Thomas Werke verstehen. So auch die Worpßweder Maler. Sie sind die letzte Konsequenz der landschaftlichen Erkenntnisse unter den deutschen Malern. Wie Rousseau und seine Freunde nach Barbizon zogen und dort unter den Bauern lebten, so haben sich die Worpßweder auf das Land zurückgeflüchtet, aber ihre Forderungen sind noch strenger und richtiger, sie wählen sich die Heimaterde als Ziel ihrer Arbeit und ihrer Träume. Und das ist das Erste. Goethe war ein echter Franke, und Böcklin, Thoma, C. F. Meyer und G. Keller sind durchaus und ganz Alemannen, durch deren Werke der Lannenduft der Heimatberge atmet, in deren Augen der stolze, alemannische Troß leuchtet.

Darum zogen die Worpßweder, echte Niederdeutsche, in das Moordorf am Fuße des Weyersberges, und ihre Werke gaben ihnen recht. Sie sind Zwillingsgeschwister der Stormschen Kunst.

So ist auch die Kunst Marie Stonas vom stärksten Heimatdust erfüllt. Von dem Blütendust ihres Gartens erfüllt sind ihre Lieder. Und von dem Besonderen aus wandelt ihre Seele in das Allgemeine der Welt, um wieder zurückzukehren. So hat sich diese seltsame Frau, die so vieles gedacht hat, eine Weltanschauung geschaffen, so entstehen ihre farbenschweren Träume, ihre kunsterfüllten Visionen.

In Schönheit.

Wie die Blätter gelb sich färben,	Lehre mich die felt'ne Weise
Blau im Glanz der Himmel lacht,	Deiner stolzen Art versteh'n,
Brunkt der Lindenwald vorm Sterben	Und in Schönheit, süß und leise,
Sinmal noch in höchster Pracht . . .	Untergeh'n.

Eines der größten unter den neuen Liedern ist für mich „Im Thal der Tage“. Der Geliebte hat Abschied genommen und eine wilde, fassungslöse Verzweiflung ergreift das Weib.

Da sahr' ich plötzlich auf. Mir ist, als klinge
In meine Sehnsucht deine letzte Mahnung:
„Sieh', Liebesglück ist groß wie Bergeshöh'n,
Und selten schaut sie der entgückte Blick.
Im Thale rinnt das Leben, unser aller
Bescheid'nes Leben hin. Nur wer die Thäler
Mit schlichtem Verzen liebt, ist wert der Höh'n.
Drum geh', und hab' die Thäler deines Tages
Lieb'!“

Und diese Mahnung gräbt sich in das Herz der Frau. Der Stunden „redliches Bemüh'n“ drängt sich um sie als „ein Heer von kleinen, grauen Geistern“. Ost hatte sie die Licht- und Höhenstrebende verachtet.

Run naßen sie und seh'n mich freundlich an,
Und locken mich und fassen meine Hände . . .
Ich folge lächelnd, deines Wort's gedenkend,
Und geh' beglückt im Thale meiner Tage.

Das reiche Buch der „Lieder einer jungen Frau“ endet mit einem herrlichen, feierlichen Gedicht, das mich stets an den gewaltigen Künstlerauffschwung Robert Schumanns erinnert.

Außer Standen!

Schwer ruht auf deinem Grab der schwarze Stein,
Dein gold'ner Name blüht im Sonnenschein,
Der Flieder neigt sich blütenreich dir zu
Und duftet seinen Lenz in deine Ruh'.
Drei rote Rosen blüh'n in Purpurglut,
So rot war wohl dein eigen Herzensblut;

Und heil ein Singen durch die Lüfte zieht,
So süß und sehrend war dein eigen Lied.

Ich aber liege vor dem schwarzen Stein,
Mein Leben und meine Schmerzen sind ja dein.
Und plötzlich dünkt mir durch der Thränen Flor,
Als trät' ein ernster Engel still hervor,

Der sieht mich an und neigt sich sacht zu mir:
„Den du hier weinend rufst, er ist nicht hier,
Verlassen hat er längst den Erdenball —
Such' deinen Dichter in dem weiten All!“

Vergleiche ich mit dem neuen Lieberbuch das frühere, das „Buch der Liebe“ (3. Auflage. Wien 1897), so steht vor mir eine köstliche, erstarkende Reife, eine größere Konzentration und Straffheit. Wo ich früher an mancher Stelle ein scheues, zages Beobachten aus der Ferne sah, erblicke ich jetzt ein kraftvolles Entschließen der Gedichte. Es gleiten Handlungen vorüber in seltsam starker Plastik. Und die Bilder sind jetzt größer, einheitlicher, der Jubel ist innerlicher, das Genießen der Freude klingt tiefer gestimmt, das Leid klagt wehmutsreicher, aber von der Kraft des Entsagungswillens getragen. Gewaltiger sprüht der Zorn, Haß und Rache drohen wilder, der Hohn überlegener, und hinter ihm lauert ein gewaltiger Schmerz, bereit, hervorzubrechen. In ihren Stoffen ist jetzt Marie Stona umfassender, synthetischer, eine große Lebensanschauung beginnt sich in ihrer Kunst auszusprechen. Sie drängt die Dichterin im Gange der weiteren Entwicklung wohl zum Epischen. Ich schließe das auch aus ihren letzten Studien in Prosa, kleinen straffen Stimmungsbildern, die auf Grund einer souveränen Analyse bedeutende synthetische Fähigkeiten und Reize enthalten. Marie Stona liebt das Charakteristische, Eigentümliche, bis zur Groteske Eigenartige. Sie liebt die Kleinen im Geiste, die Verschrobeneren und Verkümmerten, mit der Liebe des echten Künstlers. Ihre früheren Prosabände sind voll von feinen Beobachtungen und Typen. Den Typus der Kleinstadt, wie ihn ihr die der Heimat benachbarten drei bis vier Städte bieten, hat sie im letzten derselben „Die Provinz unterhält sich“ (Verlag K. Konegen, Wien 1898) festgehalten und mit Lächeln beschrieben, einem lebenswürdigen, freien Lächeln, das nicht schmerzen will. Dennoch hat man es der Dichterin arg verdacht, und eine gewisse bekliffene Scheu und Aufmerksamkeit erscheint wie eine Prohibitivmaßregel. Es ist, als ob man die Gottheit versöhnen wolle, bevor sich Wolken zeigen, als ob man ihr opfere, daß sie

nicht zürne oder doch wenigstens den Blick auf das Dach des Nachbarn senden möge.

Ich glaube, die jetzige Entwicklung Marie Stonas drängt nach einer großen, deskriptiven Prosaarbeit, einem Roman, in dem die Künstlerin den „versammelten heimlichen Schatz ihres Herzens“, wie Dürer sagt, an Menschenliebe und -kenntnis, an Naturliebe, an ethischer und sozialer Erfahrung niederlegen wird.

Doch ich mag nicht zu viel Programmreden schreiben. Ich wollte nur die paar Linien ihrer zukünftigen Arbeit ziehen, wie ich sie aus den Werken und den Gesprächen mit Frau Stona entnahm. Ihre Lyrik wird ihren weiteren Weg begleiten, ihre heimlichsten, reichsten Gefühle werden immer in Liedern sich lagern, weil diese eben ihres reichen Wesens innerstes Fühlen und Sehnen aussprechen. Und der Dichterin Marie Stona gebührt der duftende Blütenkranz, die Verehrung eines jeden, dem Schönheit und Kunst das Leben erst wert machen. Ich schliesse, wie ich begonnen habe: Ecce poeta!



Deutsche Lyrik.

Welt.

O Gott, wie ist es wunderbar bestellt,
In dieser um- und ungerollten Welt!
Allwas du liebst, legt sich in Sarg und Kinnen;
Allwas dich liebt, löst du aus Händen rinnen;
Allwo du Wahres suchst, ist falsches Meynen,
Allwo du gütig bist, da mußt du weynen;
Am End der Treue weben dreyzehn Spinnen,
Eyn Knabe kommt und blaset es von hinnen. —
O Gott, nun sag' mir, was in Staete hält
In dieser um- und ungerollten Welt?

Berlin.

Ludwig Jacobowski.

Unbeschränkte Pfade.

Ich liege auf dem Rücken
im gelben Roggenfeld.
Ein Schwarm von tanzenden Mücken
in meiner durchsonnten Welt.

Es schleicht mit bebendem Schritte
ein Unsehbares um mich . . .
als ob über Saiten glitte
gedämpft ein Vogenstrich.

Es ist, als ob mich riefen
Gestalten, müd' und bleich,
aus Kindermärchentiefen
in ihr verträumtes Reich.

Die Worte klingen so eigen . . .
Es taucht der stille Chor
aus einem Meer von Schweigen
vom tiefsten Grunde empor.

Und knieend bittet um Gnade
die Seele im sanften Gebet,
beschreiten zu dürfen die Pfade,
die noch kein Wort umweht.

Mich sagt ein zitterndes Ahnen, . . .
da stößt der Mittag ins Horn
und rollt seine Siegesfahnen
weit über das rauschende Korn.

Ohne Titel.

Mir ist, als müßten wir uns kennen
seit langer Zeit,
und weiß nicht, soll ich's Liebe nennen,
und weiß nicht, ist's nur Dankbarkeit?

Ich gab Dir heute eine Weile
das Weggeleit.
Der graue Werktag trieb zur Eile
und ließ uns beiden wenig Zeit.

Wir sprachen keine großen Dinge
und doch war mir,
als ob ich wundersam empfinde
ein heimliches Geschenk von Dir.

In jener stüchtigen Minute
empfand ich tief,
daß still in Deiner Seele ruhte
ein Glück, nach dem ich sehnd rief.

Mir ist, als müßten wir uns kennen
seit langer Zeit,
und weiß nicht, soll ich's Liebe nennen,
und weiß nicht, ist's nur Dankbarkeit?

Croppan.

Victor Feldegg.

Worte.

Sag' es nicht in schönen Worten,
Daß Dein Herz für mich erglüht;
Worte können nimmer deuten
Mir Dein engelteils' Gemüt.

Sag' es nicht in kalten Worten,
Was ein jeder Blick mir spricht;
Worte können nimmer zünden
Wie des Auges Zaubersicht.

Sag' es nicht in armen Worten,
Was Dein Händedruck mir sagt;
Wo das tiefste aller Worte
Nie sich auf die Lippen wagt. —

Indianapolis, Ind. u. S.

Otto Stechhan.

Sturmwogen.

Wie der Regen an die Fenster klirrt
 Immer neu,
 Immerzu!
 Wie der Sturm vorüberschwirrt
 Wilden Ruf's,
 Ohne Ruh'!
 Nimmer schweigen die wilden Klagen,
 Hemmt sich des mächtigen Kämpfers Jagen,
 Der heulend auf nächtiger Bahn
 Segen die Fenster prallt,
 Über die Felder hallt,
 Wie Wogen im Ocean.

Nach, wie wohligh im warmen Raum,
 In sich'rer Hut!
 Draußen des Lebens wüßter Traum,
 Draußen des Lebens Stut:

Gr. Richterfelde.

Das wilde Ringen, das uns umfliehet,
 Das ich so trohig und jubelnd begrüßet
 In der mutigen Frühlingszeit,
 Deß' ich noch immer nicht müd',
 Solange die Kraft mir noch blühet
 Und der Flug der Seele noch weit!

Horch, wie der Sturm im Kamin
 Wimmernd sich kängt,
 Wie er in endlosem Müh'n
 Schwülst und brandet und drängt!
 Nimmer gab es größere Luß,
 Allen Sturm zu brechen mit starker Brust..
 Oder in Ruhe zu lauschen,
 Wenn an dem sichern Herd,
 Den uns die Liebe besichert,
 Seine Flügel vorübertrauschen.

Hermann Sieglerschmidt.

Frühling.

Treibende Wolken zu Haufen geballt,
 Raßlos geschleudert von Sturmes Gewalt,
 Taumelnde Vögel in flatternder Luft;
 Das ist der Frühling! Er wirbt und er ruft,
 Jauchzend in hoffender Liebe.

Keimendes Licht, Kind sonniger Gut,
 Bringst du Bericht von dem endlosen Gut?
 Ja, du bringst Kunde von Fülle und Glück,
 Das nun der Fez führt, der holde, zurück,
 Jauchzend in hoffender Liebe.

Schauer und Schatten noch jagen dahin,
 Klagendes Rauschen, wie Meiden und Flieh'n,
 Brausendes Rollen, wie grollendes Flieh'n,
 Mutwillig Tollen und lispelnd Geseh'n:
 Frühling voll verbender Liebe.

Celle.

Marie Claudi.

Abendlied.

Wie meine alte Mutter sitzt
 in starrer Qual zusammengekrümmt
 die magern Hände auf den Knien
 die Blicke starr vor sich gesammelt:

mein Sohn, mein Sohn,
 wer dich gebar, lud Schmerz auf dich,
 lud ungeheuren Schmerz auf dich —

und nicht im Traume, wie für sich,
und singt im Traume, wie für sich,
ein ungehörtes Schlüsselied,
das schnell auf ihren Lippen stirbt.

Kampf.

Hier die dunkle Bronzevase,
deren Glanz ein Glanz aus alten Zeiten,
will ich dir zum Schmuck bereiten —
die in steilen Formen aufsteigt aus dem
Grunde,
wo sie in den Ewigkeiten schwimmt
und sich öffnet in vier durstigen Lippen.
Und dann nimm die weißen Chrysan-
die ich dir am Tage brachte, themen,
deren Stengel schmal und schlank sind,
schmal und schlank wie deine Blicke,
schmal und schlank sind wie von edlem
Stamme,
die bei jedem Hauch erschauernd zittern.

Und wenn dann die Nächte kommen,
jene dunklen — weißt du — stummen
Nächte
sollst du deinen Leib enthüllen,
und ich reiche dir den schweren Schlangen-
leuchter,
sollst du deiner Schönheit vor mir leuchten,
hochgehoben mit der wehen Flamme,
bis du in der Luft erschauerst,
bis du wütend deinem Schauern wehrst —
und die Viper zuckt in deinen Händen.

Heilige Weise.

O wie wunderbar, wie ruhig,
löst sich endlich mein Geist in Klarheit,
und ich schwebe, schwebe
über dem, was mich ängstigte.

O wie rein befreit von Lasten
richte ich zu dir die Blicke,
in die ausgestreckten Hände
egst du meine tiefsten Wünsche —

M ü n c h e n .

die ich wunschlos dort begrabe:
alle Sehnsucht will genesen,
Seufzer werden nicht mehr sein
und ich bete:
möge kein Wesen
mehr von Unglück getroffen sein.

E r n s t S c h u r .



Zwei Skizzen.

Von Marie Stöna.

(Schloß Strzebowitz.)



I.

Maria.

Ein Porträt nach dem Leben.

Drei Jahre lang hatten wir uns nicht gesehen, seit sie nach Zürich gegangen war, um Medizin zu studieren, durchgegangen direkt aus meinem Hause, über Wien und ihre Eltern hinweg.

Und nun sollten wir uns zum erstenmal wieder begegnen. Ich machte für Maria Toilette wie die Königin von Saba für Salomo. Mein Gott — drei Jahre! Ich wollte nicht, daß sie mit ihrer bekannten rücksichtslosen Offenheit mir sage: Bist du häßlich geworden!

In fiebernder Ungeduld erwartete ich sie. Biermal sprang ich auf, weil ich glaubte, sie müsse gekommen sein. Einmal hat ein Schneider geklingelt, dann eine Sängerin, dann weiß Gott wer — endlich ist sie es.

Sie kommt direkt aus dem Spital. Ein feiner Karbol und Iodoformgeruch steckt in ihrem grauen Kleid. Wir fliegen uns ans Herz. Sie läßt sich die Wange küssen — genau wie vor drei Jahren, und wieder frage ich mich wie damals: Hat diese Lippen noch kein Mund berührt? Wir schwagen, wir plaudern, wir lachen, wir sind selig. Sie ist viel frischer, viel lebendiger, viel freudiger als früher. Ich erkenne sie kaum wieder. Wie grämlich lag sie damals auf meiner Chaiselongue und verwünschte alles und zerkleinerte und zersetzte alles. Sie nannte das philosophieren.

Nun ist ein fröhlicher Klang in ihr, als wäre sie aus einer Bratsche zu einem Waldhorn geworden. Ist es die Arbeit, die sie so verklärt, frage ich mich, ist es die Liebe?

„Du!“ sagte sie plötzlich. „Du bist viel ernster wie sonst. Ich kenne Dich nicht wieder.“

„Und Du viel lustiger, Maria!“

„Meinst Du?“

„Ja, — aber ich glaube vorderhand noch nicht an Deine Lustigkeit . . .“

„Und ich nicht an Deinen Ernst!“

Wir blüden uns eine Sekunde lang überrascht an, dann lachen wir auf. Die Augen haben sich gegrüßt.

Eines Abends nach dem glänzenden Violinkonzert von Pjatschni-koff war ich mit Maria in ihrem großen Studentensalon. Sie wohne viel zu elegant, warf ich ihr vor. Ein Schlafzimmer und einen Salon — welcher Student kann sich das leisten!

Sie sah verachtend auf ihre Antiken, die rings auf Tischen und Konsolen verstreut waren. Dann setzte sie sich ans Pianino und spielte eine Phantasie von Tschaikowsky, wie sie sie heute zum erstenmal gehört hatte. So genial ist sie.

Meine Blicke überflogen das Gemach und fielen auf ihren Schreib-tisch; dort grinste mich der Totenkopf an.

„Hast wenigstens einen im Zimmer, der immer lacht,“ hatte ich ihr gestern noch gesagt. Heute störte mich der bleiche Schädel. Die schwarzen Augenhöhlen richteten sich auf uns.

„Du — den verträug' ich nicht!“ sagte ich mitten in ihrer Phan-taste. Ich bin nicht sehr musikalisch.

Da sprang sie auf, ergriff das hohle Haupt und schleuderte es in einen dunklen Winkel.

Mir graute.

Dann kreuzte sie die Hände hinter dem Nacken und begann auf- und abzugehen, wortlos, lange. Ihre Gestalt, schlank wie ein asketischer Gedanke, folgte dem langsam schleppenden Gang. Ihr Gesicht wurde immer ernster, immer stiller, sein Ausdruck immer größer, verzweifelter.

Plötzlich begann sie zu sprechen. Das war die lustige Maria nicht, die ich gefunden, das war die alte Maria, die ich vor Jahren gekannt. Daselbe Unbefriedigte, dieselbe Verachtung, der gleiche zerfetzende Geist.

„Es ist nichts, nichts Großes auf der Welt! Alles scheint klein und erbärmlich, und alles läßt sich erreichen, und wenn man's erreicht hat, sieht man, daß es wertlos ist . . . Es giebt auch keine wahrhaft großen Menschen . . . soviel Kleinheit ist in jedem . . . Eure Liebe? Hör' mir damit auf. Man weiß, was dahinter steckt. Ich werde den Ekel nie überwinden, folglich nie sie kennen lernen . . . Die Medizin? Du, welche graulichen Dinge muß ich lernen . . . Nur eins ist wahrhaft groß: die Musik.“

Und wieder setzte sie sich an das Pianino und spielte weiche, sehn-süchtige, wilde, unwirsche Gedanken, mit schmerzvollem Antlitz, als weinte ihre Seele.

Ich trat ganz nahe an sie heran; schmeichelnd streichelte ich ihren Kopf und lehnte ihn dicht an meine Brust und war jeden Augenblick gewärtig, daß sie aufspringen und mich zurückschlagen würde. Aber nichts von alledem. Sie gab sich willig meiner leisen Zärtlichkeit hin und neigte das Haupt fester gegen mich, als hätte sie ihr wohl.

„Wann hast Du am tiefsten geliebt?“ fragte sie mich plötzlich in verschwimmender Weichheit.

„Es ist nicht lange her, vor wenigen Jahren war's . . .“

„Sehr geliebt?“

„O furchtbar. Bei der Erinnerung noch treten mir die Thränen in die Augen. Ich hätte sterben und ich hätte jeden Unsinn begehen mögen um jenes Mannes willen. Glaub' mir, Maria, es ist das Furchtbarste, einen Mann, den man so geliebt hat, wiederzusehen und nichts mehr für ihn zu fühlen. Das ist entsetzlich. Da verzweifelt man an allem.“

„Das ist Dir begegnet?“

„Ja. Er war mir ganz gleichgültig, nur seine Uhr liebte ich noch.“

„Seine Uhr?“

Ich nickte. „Die hatt' ich immer so lieb gehabt. Wir legten sie oft auf den Tisch vor uns hin und sahen den Zeigern zu, damit uns die Zeit nicht so rasch enteile . . . Als ich ihn wieder traf, da sehnte ich mich nach seiner Uhr — sonst nach nichts. Es war sonderbar. Früher, wie ich ihn liebte, fand ich ihn häßlich. Ich hatte hundert Dinge an ihm auszustellen; und als alles erloschen war, da fand ich, daß er eigentlich sehr hübsch sei. Ich entsinne mich genau, daß mir seine Stirn nicht gefallen hatte . . . heute begreife ich das gar nicht. Früher tabelte ich mit Liebe; jetzt lobe ich mit Gleichgültigkeit. Früher stellte ich zu hohe Anforderungen an ihn — jetzt gar keine.“

„Seltsam . . . alles was Du erlebst, ist zart und blumig, und Du erlebst viel . . . Ich erlebe wenig, und das Wenige ist brutal und häßlich.“

Wieder schwieg sie, aber den Kopf ließ sie noch immer an mich geschmiegt. Dann hob sie ihn leicht und sah mich an. „Das Kleid steht Dir gut,“ sagte sie, „dieses matte, verblichene Rosa auf dem Schwarz . . . Du solltest immer so erloschene Farben tragen. Wie eine grande amoureuse aus dem vorigen Jahrhundert, so siehst Du aus . . .“

Ihre jungen, strengen Lippen lächelten eigen . . . so verloren . . . Hat dieser Mund noch nie geküßt? fragte ich mich.

In den nächsten Tagen gab ich mir Antwort darauf.

Maria ist einsam, wie sie es immer gewesen.

In diesem Weibe lebt ein Sehnen, so gewaltig, so über alle Menschen hinweg in den reinen Aether tauchend — was Wunder, wenn sie auf Erden nie ein Wesen findet, das sie solcher Sehnsucht würdig hielte. Um so mehr, da sie alles Wachsen, alles Beginnen aus geringem Anfang haßt und stets das Vollendete vor sich haben möchte, Minerva, die gepanzert Jupiters Haupte entspringt. Daß der Eichbaum einem kleinen Samentorn entkeimte, der Strom in der Quelle seinen Anfang nahm, das weiß sie, aber sie lernt nichts daraus.

Das Leben ihrer Seele ist reich und weit wie das Reich der Musik. Viele Dissonanzen sind darin und wundervolle, urewige Melodien. Aber noch hat sich keinem diese innere Welt erschlossen. Sie verachtet die Liebe, weil sie glaubt, daß sie nur mit begehrtlichen Augen blicken kann. Daß der Weg zur Liebe beim Manne durch die Sinne führt, bei der Frau die Liebe erst zu den Sinnen — das läßt viele nie zusammenkommen und jagt andere rasch auseinander. Denn wenn das Weib Liebe begehrt, begegnet es der Sinnlichkeit; und möchte der Mann sich an Liebe genügen lassen, so trifft er ein Verlangen, das ihn abhört. —

In Maria lebt eine unerlöschliche Sehnsucht.

Mitten im Konzertsaal, im Ballsaal findet sie plötzlich den Kopf eines fremden Mannes, an dem ihre Augen sich festsaugen. Dann berührt sie leicht meine Schulter. „Du — schau den! Der ist schön!“

An seiner Schönheit berauscht sie sich. Sie legt ihr ganzes Empfinden in die Linien des fremden Gesichtes; sie zittert in seinem Schmerz, sie jubelt in seiner Lust. Sie vergißt die ganze Umgebung. In solchen Momenten wird sie selbst wunderbar schön. Ein heiliger Stolz thront auf ihrer Stirn, ihre Augen flammen, ihre feuchten Lippen öffnen sich wie zu einem heimlichen Ruf . . . Sie träumt sich an das Herz des Unbekannten. Die Melodien in ihrem Innern erwachen, wie wenn eine unsichtbare Hand die Saiten berührte . . . Ihr ist, als habe sie endlich die Zwillingseele gefunden, die die ihre versteht, der sie entgegenjauchzt, die sie seit Jahrtausenden sucht . . .

Steht der Fremde auf und mustert gleichgültig die Menge, so ahnt er nicht, daß er für Augenblicke ein König ist in einem wundervollen Reich. Doch treffen seine Blicke die ihren, erlischt der Zauber. Sie sieht nicht mehr den Herrn, den Gebieter in ihm, den Gott, der sie erlösen könnte, sie sieht nur — das Männchen, und traurig senkt sie ihr Haupt.

II.

Die zwei Bettler.

Eine Dorfstudie.

Gallus und Feschar lebten seit Jahren vom Gnadenbrot der Gemeinde, daß sie sich zweimal wöchentlich zusammenbetteln durften.

In ihre Lumpen gehüllt, zogen sie von Haus zu Haus. Doch nie miteinander. Sie vertrugen sich nicht. Es gab immer Reid zwischen ihnen, halb wegen eines Schnäpßchens oder einer Speckrinde oder eines Trunkes Kaffee und was dergleichen Lichtpunkte mehr waren in einem echten, rechten Bettlerleben.

Der alte Gallus war in seiner Jugend landwirtschaftlicher Arbeiter gewesen; da er stets nur soviel verdient hatte, wie er für sein Leben brauchte, trat er an dem Tage, mit dem seine Arbeitsunfähigkeit begann, aus dem vierten Stand in den fünften, den Bettelstand.

Er trug sein Los nicht ohne Groll und doch mit einer gewissen Würde. Er war kein Landstreicher, beileibe nicht! An jedem Montag und Donnerstag morgen machte er vor seinem Mundgange sorgfältig Toilette. Er flichte seinen Rock, wusch sich und strich sogar mit dem Fragmente eines Kammes sein Haar glatt.

Ich bot ihm einmal an, ihm tägliche Mittagskost zu schicken. Doch er schüttelte den Kopf. „Das geht nicht, Frau. Das kann ich nicht annehmen. Die Leute würden mich sonst für einen wirklichen Bettler halten!“

Er gab sehr viel darauf, was die Leute von ihm sagten, und er war ängstlich bemüht, eine geachtete Stellung einzunehmen. Nie würde er Gemeinschaft gehalten haben mit Feschar, der in seinen Augen ein Lump war.

Feschar, obgleich bedeutend jünger als Gallus, war durch jahrelanges Siechtum in der Arbeitskraft gelähmt. Er war der Gebeugte, der Bescheidene. Er kannte keinen Stolz mehr, nur Ergebung und Resignation. Vor langer Zeit, ehe sein Leiden ihn ganz zu Boden gedrückt, hatte er das Amt eines Kuhhirten versehen; später kam er zum Gänsejungen herunter.

In seiner Jugend soll er ein rechter Thunichtgut gewesen sein, ein Trinker und eine Art Roué des Dorfes. Die letztere Sünde verziehen ihm die frommen alten Jungfern nie. Je frömmere so eine Jungfer war, um so erbarmungsloser verurteilte sie ihn.

Ich wunderte mich oft, den armen Feschar nie im Küchenzimmer

zu sehen. Während Gallus stets ein Viertelstündchen lang die erstarrten Glieder auf einem Sessel ruhen lassen und unverfälschten Küchenluft einatmen durfte — eine Art Luftmahlzeit —, erhielt Feschar sein Amosen stehend im Vorhause. Dort richtete er einmal demütig die flehende Bitte an mich: „Ach, lassen Sie mir die Milch herüberreichen, die die Kaze stehen gelassen hat . . .“

Das hätte Gallus nie gesagt. Aber der Hunger des Feschar gab sich natürlicher.

Später erst erfuhr ich, warum der Sieche in meinem Hause so schlecht behandelt worden war. Köchin Marianta, die allsonntäglich zweimal zur Kirche läuft, konnte ihm die Sünden nicht verzeihen, die er vor vierzig Jahren begangen haben soll.

Ja, als er beinahe schon ein toter Mann war, in den letzten Wochen seiner Agonie, umging sie heimlich den Auftrag, ihm Essen zu schicken. „Der schlechte Mensch bekommt nichts von mir!“ rief sie zwischen Altar und Beichtstuhl.

Zum Glück hatte die Erzieherin meiner Tochter keine so streng moralischen Grundsätze. Sie brachte es über sich, an jedem Morgen den Berschlag zu betreten, in dem der Schwerverranke sein Ende erwartete, und ihm die Wartezeit mit Kaffee und Kuchen zu verkürzen. „Die muß eine schwere Sünde abzubüßen haben,“ meinten die Leute.

Manchmal sprach sie auch mit seinen entfernten Verwandten, die stets um seine Erlösung beteten und dabei an die eigene dachten. Sie begriffen nicht, warum der liebe Gott ihn noch immer nicht zu sich nehmen wollte! Das große Versorgungshaus des Himmels ist eine gar so wohlthätige Einrichtung.

Eines Tages ging Fräulein Klara zu einer tonangebenden Persönlichkeit im Dorfe. Sie stellte ihr die trostlose Lage Feschars dar und fragte, ob die Armenkasse ihn nicht mit einem Zuschuß versorgen könne.

„Geben wir dem einen, so werden viele andere böse. Es ist am besten, man giebt keinem, um nicht erst Zwietracht zu säen,“ lautete die verständige Antwort.

Doch hatte die Fürsprache trotzdem einen Erfolg. Es wurde aus den untersten Schichten der Bevölkerung ein Mann gewählt, dem die Pflicht oblag, dann und wann nach Feschar „zu sehen“. Er beschränkte sich vollkommen auf dieses Amt.

Die Wohlthätigkeit sämtlicher Stände dem ehemaligen Gänsejungen gegenüber erweckte den ingrimmigsten Neid des alten Gallus.

So oft er Fräulein Klara als Landgräfin Elisabeth die Dorfstraße

hinabeilen sah, fehlten ihm zum Zähneknirschen nur die Zähne. Ihm brachte niemand Beckerbissen! Er mußte sich von Haus zu Haus schleppen. Und doch, wie gerne schleppte er seine kranken, morschen Glieder von Stübe zu Stübe!

Aber es ging abwärts mit ihm; das erkannte man an der Art, wie er sich vernachlässigte.

Ich erschraf, da ich ihn kürzlich erblickte. Eben fuhren Gäste bei uns vor, als seine verfallene, zerlumpte Gestalt in das Hofthor wankte. Sogleich bedeutete ich dem Diener, ihn zu entfernen. So ein Wahrzeichen lebendigen Elends sieht niemand gern. Es präsentiert sich wie ein Wechsel an die Menschheit, der nicht eingelöst worden ist, und flößt eine Art Grauen ein gleich einer ungeheueren Mahnung.

Am nächsten Tage bestellte ich, um mein Gewissen zu beruhigen, einen neuen Anzug für den alten Bettler. Ich suchte einen warmen, dunkelbraunen Stoff aus und bat den Dorfschneider, sich nur ja zu beeilen.

Er versprach, sein Möglichstes zu thun. In fünf Tagen, Mittwoch, sollte alles fertig sein. So konnte Gallus schon am nächsten Donnerstag, herrlich ausgestattet, seine Besuchstournee beginnen.

Der Greis war überglücklich. Wie er mir dankte! Ich schämte mich. Die Aussicht auf neue Kleider verlieh ihm ein letztes Aufblühen von Stolz und Würde. Er ging selbst mehrmals zum Schneider und gab dies und jenes an. Den Rock wollte er wattiert haben und recht dunkel gefüttert.

Donnerstag früh stand ich lange am Fenster und wartete auf den Alten. Es wurde spät — er kam nicht.

Nachmittags schickte ich zu ihm. Er sei krank, meldete der Diener, habe seine Thür versperrt und lasse niemanden zu sich herein.

Und krank blieb er nun, ein freiwilliger Gefangener. Das bißchen Essen ließ er sich durch das Fenster reichen. Leute, die „nach ihm sahen“, erzählten, daß er den neuen Anzug neben sich ausgebreitet liegen habe, ihn immerfort streichle, betaste. . . . Jeden, den er erblickte, jagte er fort. Am sechsten Tage starb er.

Ich vermutete, daß er anfänglich nicht aufgestanden sei, um die neuen Kleider zu schonen, daß er seine Thür so ängstlich verschlossen gehalten, damit sie ihm nicht geraubt würden, daß er endlich sogar starb, um im Grabe schön und sauber angethan zu ruhen.

Aber bei dieser Rechnung vergaß er die Habgier der Menschen. Er hatte keinen Freund gehabt, aber der Erben besaß er genug. Sie

entrißen dem Toten den so ängstlich gehüteten Schatz und hießen ihn in seinen alten Lumpen der Auferstehung am jüngsten Tage warten.

Nun, da senkten sie wenigstens ein reiches Leben mit ihm in die Tiefe. . . .

Am nächsten Morgen folgte Feschar dem Gallus im Tode, wie aus Neid, als gönne er ihm nicht allein den letzten Frieden.

Merkwürdig übrigens, daß man noch sterben kann, wenn man jahrelang nicht gelebt hat!

Ich war in Wien, als diese Ereignisse eintraten, die die Gemeinde mit einem Male von drückenden Lasten befreite.

Zu Hause angekommen, suchte ich vergeblich zu erfahren, wann die Verstorbenen beerdigt worden seien. Niemand wußte es. Ob der Pfarrer dabei gewesen wäre? Auch darüber konnte oder wollte mir keiner Auskunft geben.

So ging ich denn zum Herrn Lehrer. Dieser, ein freundlicher, gutmütiger Mann, gab mir bereitwillige Antwort.

„Der Herr Pfarrer? Nein, der war nicht anwesend. Das kann man vom Herrn Pfarrer nicht verlangen, die Kirche ist eine halbe Stunde entfernt. . . Wer weiß, ob er überhaupt etwas gewußt hat. . . Die Gemeinde aber kann kein Begräbniß bezahlen, das kann man von ihr nicht verlangen, genug, daß sie die Särge bezahlen mußte. Sechs Bretter? Nein, nur vier waren's und zwei Brettchen zu Kopf und Füßen. . .“

„Also eigentlich Kisten —“

„Übrigens waren beide Verstorbene gottlose Menschen; sie sind nie zur Reichte gegangen und haben sich auch nicht versehen lassen“ — das that dem Gewissen der Gemeinde förmlich wohl — „man war darum auch gar nicht verpflichtet, ihnen ein kirchliches Begräbniß zu geben. . . Wer bei der Beerdigung gewesen? Nun, die vier Männer, die die Särge auf den Friedhof getragen haben, und der Totengräber, der sie —“

„Verscharrte.“

Ich ging auf den Friedhof.

Gleich bei den Selbstmördern, im letzten Winkel liegen die beiden Gräber. Sie sind unschwer zu erkennen an den großen Erdschollen, die in wirrem Durcheinander sie bedecken, als hätte Unmut, wenn nicht gar Haß sie zusammengeworfen.

Feschar war gleich am zweiten Tage nach seinem Tode begraben worden, zugleich mit Gallus. So ging es in einem. Die Armen haben

es eilig, aus den Reihen der Lebenden hinwegzukommen, um im Schoße der Erde dauernde Unterkunft zu finden.

Hier ruhen sie nun Seite an Seite, die beiden Bettler des Dorfes.



Aphorismen.

Von Leo Berg.

(Berlin.)

II.

Von Frauen und Liebe.

1.

Nichts ist charakteristischer für die einseitige und hochgeschraubte Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft, als die übertriebene Vorstellung, welche man sich im allgemeinen von der Liebe, dem Lebensprinzip der Frau, gemacht hat. Der größte Teil der Menschheit kann sich überhaupt nichts mehr ohne Liebe erklären. Sie ist das allgemein Menschliche schlechtweg. Sie erklärt alles, sie rechtfertigt alles, sie giebt für alles mildernde Umstände, sie entschuldigt und heiligt alles. In der Litteratur ist sie das einzige, immer aber das letzte Motiv, das Motiv kat exochen, Ursache und Erklärung aller Dinge. Andere Leidenschaften werden gar nicht mehr allein verstanden, sie müssen durch die Liebe erklärt und gestützt werden. Aber es kann auch das Wahnsinnigste und Überspannteste durch ein Liebesmotiv begründet werden. Und wie in der Kunst, herrscht sie in der Moral. Kein Verbrechen, und das will immerhin in unserer „moralinsaueren“ Gesellschaft schon etwas sagen, das nicht begreiflich, ja, sogar entschuldbar wäre, wenn Liebe das Motiv. Wir haben kein Verständnis mehr für das politische Verbrechen, für das Verbrechen aus religiösem Wahnsinn, für die That aus Born, Rache, Stolz, Ruhmsucht und haben höchstens eine matte Verteidigung für das Verbrechen aus Not. Aber die Verbrechen aus Liebe, Verbrechen, die um das Weib eine Gloriole schlagen, ja, die verstehen wir und würdigen wir vollkommen! z. B.: Wenn einer aus Eifersucht seinen Freund heimtückisch ersticht oder sonst zu

Grunde richtet! Selbst Mord aus gekränkter Liebe, besonders, wenn eine Mörderin vor Gericht steht, wird heute schon von unseren Herren Geschworenen Handschuhmachern freigesprochen! Und nie wird einem Verbrecher sonst so viel Teilnahme entgegengebracht. Es ist dabei immer das Weib das rechtfertigende Motiv. Man ist schon halb entschuldig, weil man liebt. — Alle unsere Tugenden sind von der Natur der Frau abstrahiert. Vor allem das Liebesideal ist vom Weibe genommen.

2.

Frauen beglücken. Die Frauen gleichen den meisten Regierungsvertretern; sie beduzieren: wer uns hat, der ist glücklich, muß glücklich sein. Wer es nicht ist, hat es sich selber zuzuschreiben, dann ist er ein Ruchloser oder ein Idiot. Die dummste und simpelste Frau darf sich unverstanden fühlen, und selbst die häßlichste und niedrigste hört nicht auf zu beglücken, wenn sie liebt; und es hat noch keine Regierung gegeben, welche nicht von der Voraussetzung aus gedacht, geurteilt, gehandelt hätte, daß sie ein Segen sei und eine Himmelsgabe. Wer das nicht einsah, hat ihnen noch immer sittenlos und revolutionär gegolten. —

Die moderne Frau hat also ein völlig ausgebildetes aristokratisches Bewußtsein; ihre Herrinnen-Moral ist es, die den Mann degeneriert hat. Und es ist so wenig wahr, daß Frauen- und Sklaven-Moral identisch oder verwandt seien, daß vielmehr mit ins Programm der modernen Geistererhebung die Emanzipation vom großen Pantoffel aufgenommen wurde. Daß Frauen selbst diesen Kampf mitkämpfen wollen, daß es Damen der Gesellschaft sind, welche sich mit an die Seite der Schopenhauer, Nietzsche, Tolstoi, Zola, Strindberg stellen, ist nicht die kleinste Heuchelei und Verwirrung modernen Geisteslebens, im besten Falle ist es ein niedliches, zuweilen auch lebenswürdiges — Mißverständnis.

3.

Wenn der Apostel Paulus recht hat, daß jede sinnliche Freude am anderen Weibe, jeder fremde ästhetische Genuß schon Untreue des Mannes ist (und er hat recht), dann ist es auch Untreue des Weibes, wenn es sich am Geiste eines anderen, als ihres eigenen Mannes erfreut, geistig wo anders genießt. Eine strenge Monogamie, die sich nicht auch auf den Geist bezieht, wenn nicht die Frau auch intellektuell monogam lebt, ist nichts anderes, als ein weibliches Privilegium.

4.

Im Altertum wurde die Frau unterdrückt vom Manne, der ihre Natur nicht verstand; im Mittelalter von der Moral, die ihre Natur nicht gelten ließ; heut' wird sie unterdrückt von der — Frau selbst. Denn sie negiert sich und will selber Mann sein. Dabei aber wird es ihr am schlimmsten gehen. Denn da ihr dies edle Bestreben nicht gelingt, sie aber nun ihrerseits in heiligem Unverständnis (das Unverständnis ist immer heilig) die Natur des Mannes zu negieren sucht, so wird ihr schließlich das wichtigste fehlen, was sie zu ihrer Erfüllung braucht: der Mann.

5.

Die Kritik des Weibes ist die Kritik der Erwartung, und gewöhnlich — der Enttäuschung; und deshalb ist es die anspruchsvollste, hoffnungsvollste, die stechendste, die unglücklichste und gefährlichste Kritik. Unsere Theater- und Litteraturkritik ist zum guten Theile vom Weibe genommen, sie ist feministisch und deshalb schwer zu befriedigen. Es ist die Kritik der Erwartungen, der Lust-Erwartungen, mit denen un-künstlerische Naturen an die Kunst herantreten.

6.

Die meisten modernen Frauen wollen keine Frauen mehr sein, aber sie wollen alle Vorteile und Vorzüge des Frauentums für sich in Anspruch nehmen.

7.

Eine Frau, die schreibt, malt, meißelt und sonst in die Öffentlichkeit tritt, hat schon ihre zarteste Scham und Keuschheit verloren. Das ist zunächst nicht gegen die Frau, sondern gegen die Öffentlichkeit gesagt. Wie kann ein Weib intakt bleiben, das sich in den Kampf und den Schmutz unseres öffentlichen Lebens begiebt? Schließlich war die Öffentlichkeit nie eine reine Jungfrau, — und öffentliche Weiber hießen ehemals die Dirnen. Die Öffentlichkeit ist immer, und also auch heute noch, die weibliche Gefahr schlechthin. Sich persönlich aber verstecken hinter seinen Werken, ist nur eine Unwahrheit, und folglich eine Gemeinheit mehr im öffentlichen Leben. Denn der Künstler giebt sich preis, sich und seine Scham, seine Tiefe und sein Geheimnis. — Nicht das wissende, sondern das öffentliche Weib ist das unkeusche Weib, es ist sogar die Unkeuschheit selber, wenn es nicht etwas noch Schlimmeres ist, nämlich die Berlogenheit selbst. Gleich hinter der Schwelle des

Hauseß liegt die Fuhangel, in der sich des Weibes Ehre und Scham verirrt, es sei denn, daß ein Wunder wirkt, in welchem Falle aber das Weib gleich an der nächsten Straßenecke strauchelt.

8.

Die modernen Frauen verachten vielleicht am tiefsten den Philister, aber sie verlangen von ihrem Manne oder Liebhaber, daß er sich für sie verphilistere.

9.

Das Kind ist der beste Schild der Frau, und an ihm prallen alle Angriffe der Welt ab.

10.

Das Weib ist so lange Kind, bis es liebt; erst durch die Liebe wird es zum Weibe und erst durch die Mutterschaft zum Menschen.

11.

Wohl sind die Frauen treuer als die Männer, im Leben wie in der Liebe, dafür sind die Männer aber auch nicht so treulos.

12.

Die Frau, die keine Kinder liebt, ja, die im Kinde nicht ihre Reinigung und Erhebung sieht, ist um ihre letzte Scham gekommen. Alle Weiber mit der Kinderscheu sind Entartete oder gar Verbrecher. Ein Weib, das zum Kinde keine Beziehung hat, ist um sein bestes Menschthum betrogen und immer um sein Glück. Im Kinde erholt sich das Weib vom Manne. Das Kind ist sein Feiertag nach dem großen Kriege, den man Liebe nennt.

13.

Die Kultur der Alten ging hervor aus einem starken Vater- und Autoritätsgefühl, die der neueren Zeit aus einem starken Liebhaber- und Anbetungsgefühl; die der Zukunft vermutlich, die ja unter dem Zeichen der großen Pantoffeln stehen wird, aus einem erweiterten Mutter- und Fürsorglichkeitsgefühl.

(Schluß folgt.)





Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

V.

Dickens und kein Ende.

Die in Charles Dickens nicht nur einen liebenswerten, sondern einen der tiefsten und reichsten Künstler überhaupt verehren — und ich bekenne mich selber zu dieser Gemeinde —, befinden sich neuerdings in der Gesellschaft des Katholizismus. Seit den Anfängen der litterarischen Inferioritätsdebatte ist der große Humorist, wer weiß, wie oft, von der klerikalen Journalistik zitiert worden; die „*Köln. Volksztg.*“ durfte uns offiziös verraten, daß die Patres von der S. J. nichts heißer ersehnen, als einen deutschen Dickens. Man thut also den Katholiken bitteres Unrecht, wenn man meint, ihre belletristischen Bedürfnisse gingen über Karl May und die Brackel nicht hinaus. In aufrichtigen Stunden geben sie zu, daß diese Leuchten das litterarische Dunkel doch nur recht matt erhellen und ergehen sich in dem wonnigen Vorgefühl, wie schön alles werden könnte, wenn das deutsche Volk die Kraft hätte, einen Dickens hervorzubringen; oder, mit Herrn J. Ming christlich zu sprechen: wenn der Himmel uns einen solchen Dichter bescheren wird.

Der Wunsch macht an und für sich dem katholischen Gottvertrauen ebensoviel Ehre, wie er das katholische Kunstverständnis kompromittiert. Wieder lehrt in der Kulturgeschichte nur der Durchschnittsmensch; starke Persönlichkeiten, ob Politiker, Denker oder Künstler, sind zum Glück einzigartig, und wenn sie in einer anderen, als eben ihrer Klasse, Sphäre oder Zeit sich wiederholen, so handelt es sich ausnahmslos um allergrößtes Epigonentum. Im Genie ist das Charakteristische so sehr das Wesenhafte, daß es gar nicht wegzudenken ist; denn was dann als Typisches noch zurückbliebe, hätte sicher mit der genialen Zeugungskraft nichts mehr zu thun, sondern würde auf die allgemeinsten Lebens-

verrichtungen beschränkt sein. Aber sehen wir davon selbst ab. Geben wir zu, daß in einer so wenig rosigten Lage, wie es die der katholischen Litteratur ist, Wünsche und Hoffnungen sich leicht über die Schranken des nach aller Erfahrung Möglichen und Errechnungswerten hinwegsetzen: was steckt dann wohl dahinter, wenn gerade an Dickens — den Protestanten — sich die kunstmessianische Sehnsucht hängt? Es kann doch unmöglich nur die Thatsache sein, daß Dickens' Schöpfungen für Glauben und Sitte in jeder Beziehung unanständig sind; es muß doch neben diesem Negativen, das ja zweifellos stark mitwirkt, auch etwas Positives, etwas zu der künstlerischen Eigenart Gehöriges sein, denn andernfalls verzichtete die katholische Kritik und Kunstbetrachtung völlig auf jeden höheren Gesichtspunkt, außer den dogmatischen und moralischen, und es wäre nicht verständlich, warum sie nach einem Vorbilde so weit außer Landes auf die Suche gehen sollte. Diesem Positiven ein wenig nachzuspüren, kann für die Psychologie des katholischen Kunstgeschmacks nicht ohne Wert sein; vielleicht auch stürzt dabei noch die letzte Sänke, auf die der Katholizismus seine Hoffnungen und Ansprüche auf literarische Parität im deutschen Kulturleben gestützt hat.

Eine Deutung des Humors hat bis heute noch niemand zu geben vermocht — abgesehen natürlich von der über alles unterrichteten hegelianischen Ästhetik. Unter den Haupttitel des Komischen läßt er sich keinesfalls ohne Rest einstellen; vielfach scheint es gar nicht die Komik, sondern die Tragik kleineren Stiles, die „Eintagstragik“, wenn ich es so nennen darf, zu sein, die ihm als Vorwurf dient. Vielfach, nicht immer; und gerade Dickens hat diese Enge durchbrochen, um das ganze soziale Leben und Leiden dem Humor zugänglich zu machen; durch ihn erfuhr der Humor eine derartige Ausweitung und Vergeistigung, daß nach ihm keiner der alten Deutungsversuche mehr paßt. Jedensfalls scheinen Sphäre und Zeitpunkt verhältnismäßig wenig die humoristische Lebensansicht zu verrücken, während die Klasse, das Volk, als stärkstes Bestimmungsstück hervortritt. Die Ansicht ist nicht so selten, daß die Antike und auch das Romanentum mit ganz vereinzeltsten Ausnahmen überhaupt keinen Humor besitzt, daß dieser vielmehr etwas Germanisches sei. Bei aller Übertreibung steckt viel Wahrheit darin. Aber innerhalb dieses großen Kreises sondern sich wieder zahllose kleine: Mark Twain langweilt uns oft dort, wo die Yankee's ihn entzückend finden, die von uns am meisten geliebten Schöpfungen Dickens' stehen den Engländern fast durchgehend's erst in zweiter Reihe, und in Oesterreich steht man nicht nur Reuter, sondern auch Raabe und Fontane einfach ratlos

gegenüber. Der Humor ist also recht partikularistisch, innerhalb dieser Enge aber wieder klassen- und ständelos; der Junker, der Bourgeois, der Bauer, der Arbeiter sind im übrigen durch unermessliche Klüfte getrennt — einen wesentlich verschiedenen Humor haben sie nicht, und wer ihn recht reichlich besitzt, ist immer der bei allen populäre Mensch.

Eine Weltanschauung ist der Humor nicht. Weltanschauungen entsafalten sich am reichsten in der Einsamkeit der Natur oder im Zusammensein mit geliebten Wesen. Zur humoristischen Betrachtung aber gehören vor allem Menschen, und Menschen, die uns nicht unmittelbar, nicht durch Wahlverwandtschaft, nahe stehen. Es ist kein Zufall, daß die großen schöpferischen Geister in Philosophie und Religion: Buddha, Moses, Platon, Jesus, Mohammed, Spinoza humorlos waren. Sie alle wollten den Menschen als Glied eines Höheren, dem er sich einzuordnen habe, gesehen wissen, alle Dogmatiker und Idealisten zugleich. Die Weltanschauung, innerhalb deren der Humor meistens sich bewegt, ist das gerade Gegenteil, ein skeptischer Realismus; d. h. eben der Rückzug auf die Lebens- und Menschenbetrachtung. So überraschend es aber scheint: die Kirche steht Skeptikern und Realisten immer noch mit der größten Duldung, ja, Sympathie gegenüber. Goethe hat das haarscharf getroffen: „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.“ Die dogmatischen Geister, sofern sie nicht wie Leibniz mit der Kirche paktierten, ja, auch die erkenntnistheoretisch-dogmatischen, wie Kant, sind einfach Atheisten. Der Skeptiker, dessen Erkenntnistheorie damit endigt, daß alle Erkenntnis sich im Kreise der Erfahrung bewegt, und darüber hinaus eben nur die Spekulation ist, legt — konsequent — der religiösen Lehre nichts in den Weg; sie steht ihm theoretisch so hoch wie alle Metaphysik, und praktisch steht sie ihm als Realisten jedenfalls sehr viel höher. Was könnte eine theologische Dialektik nicht für die Offenbarung alles ableiten aus Humes Kausalitätslehre, in der die notwendige Kausalverknüpfung zur gewohnheitlichen aufgelöst wird?

Merjüngst hat D. J. Bierbaum — in einer gelegentlichen Bemerkung — unter den Kriterien des Künstlerturns auch den „Humor als Weltanschauung“ aufgezählt. Begreiflich genug bei jemandem, der zum mindesten glaubt, ein Humorist zu sein. Dennoch wird jene Phrase unhaltbar, sowie man darauf verzichtet, mit dem Worte „Weltanschauung“ beliebig herumzuwirtschaften. Wer freilich — wie unsere Tagespresse leider vielfach — von liberaler oder antisemitischer Weltanschauung redet, dem mag auch die humoristische gegönnt sein; wer

aber philosophische Worte nicht gedankenlos benützt, wird angeben müssen, wie er die Einbeziehung des Kosmos in eine humoristische Betrachtung sich vorstellt. Doch wohl einzig auf dem Wege der völligen Subjektivierung, der Widerspiegelung in einer humoristischen Figur, wie Jean Paul im Walle seiner „Flegeljahre“ es gethan; aber selbst das ist ein Wagnis, das nur der geniale Takt des Volkünstlers bewältigen konnte — und auch Wall streift mehrfach die Grenze, an der das Humoristische ins Lächerlich-Berrückte umschlägt. Das Objekt des Humors ist eben der Mensch in seinen sozialen Beziehungen, und das Objekt par excellence jene Gruppe, die man kommentarlos als die der „kleinen Leute“ bezeichnen darf. Menschen, die keinen Kampf großen Stils führen, die sich mit den Eintagskleinigkeiten abradern, die bei kleinen Leiden und kleinen Freuden Thränen vergießen, große Freuden kaum je kennen lernen und über großem Leid zu Säufern werden oder sich — aufhängen. Freytags Humor sprudelte in diesem Kreise, wo man sich „wie des Färbers Gaul nur im Ring herumdreht“, und versagte, sowie er ihn überschritt. Dickens ist aus ihm herausgetreten; allein uns Deutschen ist er da der größte Humorist, wo er kleinbürgerlich ist, und für die „Dickwickier“ mag daran eriuert sein, daß es auch ein geistiges Kleinbürgertum, so gut wie eine geistige Aristokratie, Bourgeoise und Proletariat giebt. Von dem einzigen humoristischen Roman, den die deutsche Moderne uns geschenkt hat, von Bierbaums „Stilpe“, kann man sagen, er sei geradezu der Roman der geistig-künstlerischen Kleinbürgerei, und Daubet hat in seiner „Stütze der Familie“ den ökonomischen und den geistigen Kleinbürger nebeneinander gestellt — nicht eben zum Vortheile des letzteren. Und wenn Dickens so oft der Dichter des Mitleids genannt wird, so stimmt das trefflich mit allem bisherigen zusammen; denn das Mitleid ist der kleinbürgerliche Hauptaffekt; die Religion des Mitleids, das Christentum, ist die Religion der kleinen Leute, und wenn das Kleinbürgertum eine Philosophie brauchte, so würde ihm — ich wage die Behauptung — der Mitleidsphilosoph Schopenhauer am nächsten stehen.

Was aber der Kirche ganz besonders am Herzen liegen muß: Glaube und Sittlichkeit — im orthodoxen Sinne — wurzeln am tiefsten in den kleinbürgerlichen Schichten. Ein atheistisches Kleinbürgertum ist noch nie dagewesen. Höchstens in einer letzten Entartungsform, die man als Lumpenproletariat bezeichnet hat. Der Kleinbürger ist skeptisch aller Geisteskultur: Wissenschaft, Philosophie, Litteratur, Kunst gegenüber; an Religion und Moral aber tastet nicht so leicht sein Zweifel.

Er ist fromm und anständig. Denn in diesen beiden Eigenschaften gipfelt die Ausübung des überkommenen Glaubens und der überkommenen Sitte. Frömmigkeit und Anständigkeit sind der sichere Paß fürs Himmelreich. Und so ist es leicht begreiflich, daß der Kirche eine Litteratur sympathisch sein muß, die sich die Darstellung — und zwar nicht die verspottende, sondern gerade die verklärende Darstellung des Kleinbürgertums zum Vorwurf nimmt und die darum, ebenso wie ihr Objekt die frömmste und anständigste Gesellschaftsschicht, naturgemäß auch die frömmste und anständigste Litteratur ist: die humoristische.

Danach scheint unsere Erörterung doch wieder nur zu jenem eingangs erwähnten Negativen zurückzuführen: der Unanständigkeit humoristischer Schöpfungen. In der That liegt aber die Sache anders. Die Humoristen, und Dickens allen voran, sind nicht fromm und anständig, weil Glaube und Sitte in ihren Werken nicht verletzt werden, sondern sie sind es in dem eminent positiven Sinne, daß ihre Dichtungen eine wahre künstlerische Verklärung von Glauben und Sitte bedeuten. Und zwar, was eben den feinspürigen Patres der S. J. nicht entgangen ist, bieten sie Frömmigkeit und Moral nicht in Form einer äußerlich angequälten Tendenz, sondern als das innere Lebenselement und Lebensideal, als den tiefsten und beständigsten Lebenswert der von ihnen dargestellten Menschen. Diese Verinnerlichung ist natürlich beim größten humoristischen Dichter am vollendetsten; Frömmigkeit und Moral, bei den Koryphäen der deutschen katholischen Belletristik meist sehr periphere Garnierungen, sind bei Dickens die Brennpunkte geworden, in deren Felde sich die übrigen Kunstmittel bewegen, die der Künstler in so reichen Schätzen und so feinen Abstufungen besitzt.

Man könnte sich also der katholischen Dickensverehrung nur freuen, als eines Anzeichens dafür, daß der Kunstgeschmack der deutschen Katholiken doch noch nicht ganz den instinktiven Takt verloren hat, der trotz aller Gelehrsamkeit und Belesenheit schließlich immer wieder die sicherste Zauberrute zur Sonderung des künstlerischen Goldes von minder echten Schätzen bleibt. Allein, die Freude trübt sich bedenklich, wenn man die Formen betrachtet, die jene Verehrung angenommen hat: das Ausspielen Dickens' gegen die ganze klassische und moderne Weltlitteratur und die brünstige Sehnsucht nach einer Kopie des gestorbenen Originals.

Wenn jeder Vergleich zweier künstlerischer Individualitäten von vornherein mißlich und selbst für den feinsten kritischen Takt gefährlich ist, so potenziert sich die Bedenklichkeit einfach zur Unmöglichkeit, wo

man etwa versucht, humoristische und andere Künstler nebeneinanderzustellen. Die humoristische Form der Menschenbetrachtung ist vielleicht die allersubjektivste, die sich denken läßt — natürlich nicht hinsichtlich des Alltagshumors, sondern des künstlerischen gesprochen. Sie ist so wenig einer Objektivierung fähig, daß eben nicht nur jeder bisherige Versuch, den Humor ästhetisch zu abstrahieren, mißglückt ist, sondern daß sogar Leute kommen konnten, die dem Humor künstlerische Vollwertigkeit absprachen: unter anderen Goethe, der Zeitgenosse eines Jean Paul. Nun mag man über diese Stellungnahme urteilen wie man will — mir beweist sie, wie schwer Goethe das Verständnis anders gearteter Naturen fiel —, so unterliegt sie doch immer noch der ernsthaften Diskussion. Aus der scheidet aber ganz erbarmungslos aus, wer im Humoristen den Normalkünstler, den Vertreter eines vorbildlichen Schaffens, sozusagen den Künstler erblickt. Wenn zwei sich darüber streiten, ob Goethes oder Schillers Menschengestaltung die richtigere sei, so beweisen sie allenfalls nur einen Defekt an Kunstverständnis, wie aller Personenkult ihn aufweist; wenn aber ernste Leute ernsthaft versichern, nicht Goethe und nicht Schiller, sondern Dickens sei der ideale Menschenformer, so ist denen eben überhaupt noch nicht der leiseste Schimmer über das Wesen der Kunst aufgegangen. Das mag schmerzlich sein für die Patres S. J. und alle, die ihre Melodie nachpfeifen — aber es ist wahr.

Und es wird noch schmerzlicher dadurch, daß auch dieser Irrtum kein vorübergehender, kein symptomatischer, sondern eine notwendige und ohne Seitenprünge nicht zu umgehende Konsequenz der katholischen Weltanschauung ist. Auch hier sind die Jesuiten nicht der rückständigste Teil der katholischen Welt, sondern im Gegenteil der fortgeschrittenste, der ohne Scheu die Folgerungen zieht, vor denen der „gebildete“ Katholik aus Sorge um sein kulturelles Renommee Halt macht.

Wenn wir nämlich früher bereits uns erinnert hatten, daß die skeptisch-realistische Lebensbetrachtung dem Katholizismus sympathisch, und die humoristische ihm am aller sympathischsten sei, so wird sich weiterhin ergeben, daß sie eigentlich die einzige von allen künstlerischen Lebensanschauungen darstellt, die in der katholischen Weltanschauung ungezwungen Platz findet.

Man kann im allgemeinen zwei Möglichkeiten der Lebensführung unterscheiden: die nichts-als-praktische und die im Dienste einer Idee stehende. Dabei bietet vornehmlich die letztere zahllose Abstufungen, von politischen oder sonstwelchen Märtyrern an bis zu jenen Leuten, deren Lebensidee einfach darin besteht, sich einem Berufe aus reiner

Neigung zu widmen. In dieser Stufenreihe kommt der bewußten christlichen Lebensführung — von ihrer thatsächlichen Seltenheit sei hier abgesehen — die Sonderstellung zu, daß ihr Ideal jenseits des irdischen Lebens liegt; und der Katholizismus wiederum scheidet sich in allgemeinsten Hinsicht vom Protestantismus dadurch, daß er den Weg zur Erreichung jenes Ideals dogmatisch von der Verehrung Gottes bis zur Wahl des Mittagessens herab vorschreibt; daß er ebenso auch genau festlegt, welcher Ausgang denen bestimmt ist, die vom dogmatischen Wege abweichen. In dem geringen Spielraum, der dann noch für persönliches Ausleben gelassen wird, hat jedenfalls eine große Idee keinen Platz mehr. Der theoretischen Folgerung giebt die katholische Kirche Recht: in unserer Zeit hat die katholische Kirche sowohl die parlamentarische wie die sozialreformerische Idee ihren letzten, — ach! nicht einmal den letzten! — Zwecken untergeordnet und damit der Selbständigkeit beraubt. Das Recht auf große Freuden, die Bedeutung großer Leiden, das Ziel großer Kämpfe, die Lösung großer Konflikte ist für den Katholiken durch Theorie und Praxis seiner Kirche einformig geregelt; wofür ihm noch Freiheit im Sinne des Freistuns von kirchlicher Vorschrift bleibt, das sind die kleinen Nebendinge, jene Episoden des Eintags und Alltags, die keiner von uns entbehren möchte, die dem Leben den nötigen Wechsel sichern, in denen wir uns aber schließlich doch mehr mit dem Leben abfinden, als daß wir es selber erleben. Dieser Rest des Lebens — der allerdings für nicht wenige Leute, z. B. den größten Teil der besitzenden Frauen, das Leben selber ersetzt — unterliegt aber nur einer künstlerischen Erfassung: der humoristischen. Den Versuch einer ernsten Verarbeitung hat mit zäher Beharrlichkeit seit einem halben Jahrhundert die „Gartenlaube“ gemacht — mit welchem Erfolge, braucht nicht erst diskutiert zu werden. Daß geniale Humoristen, ein Dickens, ein Reuter, jenem Rest ganz hervorragenden menschlichen und künstlerischen Wert zu verleihen vermögen, ist ohne Einschränkung freudig zuzugeben; nur muß man sich bewußt bleiben, daß dem Humoristen die Darstellung des Höchsten, der Lebensidee und der ihr entspringenden Quellen, versagt bleibt, und daß er damit zwar nicht auf den Lorbeer des Volkünstlers, wohl aber auf die Möglichkeit verzichten muß, den vollen Lebenswert der Kunst zu erschöpfen. Darum trägt auch keine humoristische Kunst den Stempel ihrer Zeit, wenn wir Zeit im großen Sinne, und nicht nur in Bezug auf die kleinen äußeren Lebensformen verstehen, und noch weniger hat je eine ihrer Zeit einen Stempel aufgeprägt. Klassizismus, Romantizismus,

Moderne; Realismus und Akademiekunst; Naturalismus und Neurorantik — sie stellen jede neue Kunst für sich als Ausdruck großer Zeitbedürfnisse, großen Sehnsühs oder auch großer Sathheit dar; dagegen giebt es immer nur einzelne Humoristen über oder unter die geschlossenen Kunstepochen zerstreut. Sie berührt das Größte an ihrer Zeit nur wenig. Das Allgemein-Menschliche ist der wesentliche Inhalt ihrer Kunst — eben das, was übrig bleibt, wenn die Note der großen Persönlichkeit fehlt oder von ihr abgesehen wird. Verkehrt wäre es freilich, sich das Große ohne jenes Kleine als vollwertig zu denken: eine humorlose Zeit streift stets aus Doktrinäre, ihr fehlt die Lebenswärme; aber viel schlimmer wäre doch die Beschränkung auf eine Humorkunst, denn sie bedeutete einfach, daß der Zeit das große Wollen verloren gegangen ist, der heiße Drang, neue und höhere Entwicklungsstufen zu erklimmen. Nur das Gleichgewicht zwischen Lebenskraft und Lebenswärme, zwischen dem epischen Vielerlei und der epischen Einheitslichkeit verleiht einem Zeitalter Bollwert für die geschichtliche Evolution und ihren stets gleichen sozialen Zweck — der metaphysische ist Bedürfnisschöpfung des Einzelnen — : in einer möglichst glücklichen Masse möglichst hohe Persönlichkeitswerte zu erzielen.

Und nun mag man sich vorstellen, was es heißt, einen einzigen, wenn auch den größten humoristischen Künstler gegen die ganze Kunstentwicklung eines Jahrhunderts, gegen Lessing und Goethe, Schiller und Kleist, Zola und Ibsen, Freytag und Hauptmann auszuspielen! Hätte der Katholizismus gesagt: Karl May und die Bradel genügen uns — wir haben keine höheren Bedürfnisse: nun freilich, es wäre beklagenswert gewesen. Aber ein Trost bliebe doch: daß ein derartiger Flachstand des litterarischen Lebens nur vorübergehend sein kann, weil er die Betroffenen binnen kurzem berart in ihrer Kulturminderwertigkeit blamirt, daß sie es mit Schrecken merken müssen. Die Inferioritätsdebatte und Veremundus' Schrift waren Symptome einer solchen Selbstbestimmung. Allein, die ehrgeizigen Patres S. J. mochten kein litterarisches Defizit zugestehen. So gaben sie die Dickens-Parole aus, und bald ergriff ein Freudentaumel die katholische Welt, daß aus dem Inferioritätsdilemma ein Ausweg gefunden sei. Ganz richtig hatten die klugen Jesuiten erkannt, daß in der humoristischen Kunst die einzige Zuflucht des Katholizismus liege; daß sie es aber als offenes Feldgeschrei proklamirten, war so unsagbar unklug, wie man es diesem denkenden Haupte der katholischen Welt — denn das ist die Gesellschaft Jesu — nicht hätte zutrauen sollen. Sie lieferten damit ja selbst nur ein neues,

und nicht das schwächste Argument für unsere Deduktion, daß die literarische Inferiorität des Katholizismus in seinem Wesen begründet und darum angesichts der modernen Weltanschauung unheilbar sei. Fände das modernste katholische Gebet seine Erhöhung; käme heute ein deutscher katholischer Dicens, ausgestattet selbst mit der ganzen Künstlerschaft seines großen Urbildes; vermöchte — was sehr zu bezweifeln ist — ein mit May und der Brackel aufgefütterter Hause ihn zu erkennen und zu verstehen: es würde doch nur der tatsächliche Beweis für das geliefert, was wir hier theoretisch zu folgern versuchten, für die literarische Enge, innerhalb deren sich zu bewegen der Katholizismus verurteilt ist. Der höchste künstlerische Wert, den der Katholizismus noch zu schaffen vermag, eben eine humoristische Kunst, müßte aufs grellste die Inferiorität beleuchten, die dazu gehört, ihn gegen die unermesslichen Werte der nichtkatholischen Weltliteratur auszuspielen. Allein so weit-schauend ist man in der Angst des litterarischen Todeskampfes nicht. Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalme; und nahezu auf die gleiche, lächerlich unzweckmäßige Reflexbewegung reduziert sich schließlich die Psychologie der neuesten katholischen Dicensanrufung.



Giovanni Segantini †.

Von Georg Hermann.

(Berlin.)

Es war in den ersten Oktobertagen 1897, als ich die Dresdener Kunstausstellung besichtigte. Reich, herrlich, gewählt war diese Ausstellung; das vornehmste Schaffen der zivilisierten Völker kam hier zur Sprache. Alles, was moderne Technik errungen, was heute die verschiedensten Richtungen erstreben, das Kolorit der Völker, die Entwicklung der Massen, das Ringen des Einzelnen — hier ward es klar; scharf hob es sich ab, wie die Linie eines Profils. Da waren die mächtigen, breiten Blamen und die Schotten mit ihrem wehmütigen Stimmungszauber; da waren die sensiblen Landschaftler Frankreichs, die bittere Philosophie eines Degas, die lichten Klänge eines Besnard, so gut wie die leuchtenden holländischen Tulpensfarben eines Gari Melchers und Hitchcock, wie die kulturellen Karrikaturen eines Laermans, die pantheistischen Symbole eines Frederic. Genau besichtigte ich Bild für Bild — kaum zwei Sätze täglich — und immer reicher und glücklicher wurde ich im Genuß, immer froher über die unendliche Vielgestaltigkeit der modernen Kunst.

Ich war interessiert, angeregt, in alles — auch zuerst Fremdartiges — suchte ich mich einzuleben, ihm technisch, geistig Vorzüge abzugewinnen. Ich freute mich über jeden neuen Weg, den man einschlug, in der Hoffnung, daß er zu Zielen führte. Ich ließ all die zitternden Nervenreize der modernen Künstleresele auf mich wirken, gab mich ganz ihren Suggestionen hin, folgte bis in die feinsten Verästelungen ihres Empfindens. Wohl war hier und da ein Bild, das mich tiefer ergriff, aber immer wieder, war es das Sehnen nach neuen Sensationen, das meine Schritte weiterlenkte. Da plötzlich stand ich vor einem Werk Giovanni Segantini's. Ich sah nicht, wie es hieß, ich sah kaum, wer es geschaffen hatte; ich sah nur blauen Himmel, so klar, so rein, wie wir Leute der Ebene ihn nie erblicken, ferne Schneeberge, vor denen dünne Luft zitterte; einen Weg sah ich, der durch ein Feld von Alpenrosen führte, von jenem herrlichen Rot, wie sie es nur dort oben an der Schneegrenze haben. An einer Quelle sitzt ein Genius mit großen, weißen Flügeln, und den Weg entlang zu der Quelle schreiten leicht, wie schwebend, ein Jüngling und ein Mädchen. „Die Liebe an der Quelle des Lebens“. Und im Augenblick kam es über mich wie eine heilige Ergriffenheit, als hörte ich Gesang und Orgelbrausen; und ehe ich es mich versah, rollten mir zwei Thränen über die Waden. Und da merkte ich, daß sich schon lange tief in mir eine bange Frage geregt hatte, und mich immer nach neuem, nur nach neuem forschen ließ: „Was thut meine Seele bei alle dem?“

Hier sprach meine Seele. Hier war eine Kunst, die aus dem Innersten gequollen mit elementarer Macht und die mich aufrüttelte bis ins Innerste. Nur ganz Große haben diese Gewalt über unsere Herzen; und wir lieben und verehren sie. Heute aber, wo Giovanni Segantini dahingegangen ist, da ist es mir, als müßte ich ihm noch einmal danken für das, was er mir geschenkt, was er Tausenden geschenkt hat und schenken wird. Er ist jung gestorben, kaum 42 Jahre alt; eine heimtückische Krankheit hat ihn überfallen und niedergeworfen, ehe Hilfe gebracht werden konnte. Und so traurig dies alles ist für den Menschen Segantini, für den Künstler Segantini ist es von keinerlei Bedeutung. Er wird nichts mehr schaffen, seine Thätigkeit ist abgeschlossen — aber werdendes wird hier nicht zerstört, und das Gewordene ist unzerstörbar, unsterblich. Die Persönlichkeit des Künstlers steht so fest umrissen, so ehern und gewaltig da, so in sich abgeschlossen, daß man kaum mutmaßen kann: was hätte sie uns noch neues bieten können? Welche neuen Wirkungen hätte sie noch ihren technischen Mitteln, die alles zu geben vermochten, abgetrozt, welche neuen Töne für die großen Faktoren unseres Lebens gefunden? Wenn ein Talent von uns geht, ehe es sein Werk vollendet hat, dann mag man klagen. Aber wenn ein Genius, wie dieser Künstler, uns verläßt, da müssen wir uns an dem aufrichten, was er gegeben, und für all das danken.

Giovanni Segantini wurde 1858 zu Arto geboren. Er verlor früh die Mutter. Der Vater zog nach Mailand. Dort war der Kleine in einer himmelhohen Dachkammer mit einer jüngeren Schwester völlig sich selbst überlassen. Siebenjährig lief er fort, um nach Frankreich zu wandern. Bald fanden ihn Bauern, halbtot vor Hunger und Kälte; sie hatten Mitleid mit dem Kleinen Kerlchen; man nahm ihn auf, und siebenjährig wurde er Schweinehirt. Eines Tages zehnete er das schönste Tier seiner Herde mit Kohle an seine Stallthür; man wurde auf seine Vergabung aufmerksam, nahm sich seiner an und ließ ihn die Kunstschule zu Mailand besuchen. All das ist keine Künstlerlegende, sondern durch Memoiren des Malers verbürgt. Aber von Mailand zog es ihn wieder zurück zu seiner zweiten Heimat.

Er lebte mit den einfachen Menschen — ein Bauer unter Bauern — jenes ruhige, ernste Dasein, dessen Einteilung und Interessen die Zeiten des Jahres bestimmen; die Ackerbestellung, die Pflege des Viehs: — das ist die Thätigkeit; und die großen, ewig wiederkehrenden Jüge des Daseins, Arbeit, Ruhe, Träume, Tod, Schmerz, Liebe, Mutterschaft: das ist das Schicksal. In patriarchalischer Einfalt leben diese Menschen dahin, tief die klare Luft atmend; Wesen, die aus dem Boden gewachsen zu sein scheinen, fest in ihm wurzeln wie die Bäume; ein Stück Natur sind sie mitten in der weiten Natur. Wie in geheimem Einklang steht mit ihnen die Umgebung, es scheint, als hörten sie da Dinge, die unser Ohr nie vernimmt, als spännen sich unsichtbare Fäden hinüber, herüber; alles, Mensch, Tier, Pflanze, Fels, fühlt sich als Kind einer Mutter. Und im Winter, wenn draußen sich Schnee und Eis türmen, dann sind Mensch und Tier schweigend unter einer Decke versammelt, erwärmt von gleichem Feuer. In dieser Umgebung lebt Segantini, hier gewinnt er mehr und mehr den großen, starren Ernst, die heilige Einfachheit seiner Schöpfungen; er erkennt in der Sonne die spendende Kraft; und immer höher treibt es ihn hinauf in die klare Luft, in die reine, helle Sonne. Sein Herz begreift die inneren Zusammenhänge des Seins und steht wie beidend vor den Mysterien; in ihm entstehen Welten, und er ist wie gebendet von all der Kraft des Lebens und der Fülle des Lichts, aber in dieses Verstehen da mischen sich ihm eigentümlich schwermütige Klänge von der großen Einsamkeit, die uns ewig bedrückt, von den unwandelbaren Mächten, denen wir unterliegen, von dem ewigen Wechsel, dem Steigen und Sinken. „Die Natur war mir ein Instrument geworden, auf dem ich alles spielen konnte, was mir im Herzen sang; und in mir sang es besonders von den ruhigen Harmonien der Sonnenuntergänge, dem intimen Wesen der Dinge. Meine Seele war wie gebadet in großer Melancholie und von unendlich süßen Empfindungen erfüllt!“ schreibt er selbst über seine erste Thätigkeit. Höher und höher trieb es ihn hinauf, wie einen Icarus vor Sonne, und hinauf in die unendliche Einsamkeit; dort, wo die Menschen angeführt der gewaltigen Berge das Sprechen fast verlernen und schweigend ein dämmerndes Innenleben führen, wo sie kämpfen und ringen mit dem Boden und der feindlichen Natur, um sich in prometheischem Trotz ihr Dasein zu erzwingen. Von Brianza nach Savognino (2500 m), von dort nach dem Maloja, von dort nach Soglio, von dort ins Ober-Engadin — zog er.

Segantini hat die Strenge, die Tiefe alter Meister, ihm ist seine Kunst heilig, ihm ist sie Glauben, ihm ist sie Trost. Sein Antlitz gleicht dem eines Mantegnesken Heiligen, mit dem dichten Haar, dem langen Bart, den klaren, tiefen Augen voll Lebensmuth und ernster, inniger Versunkenheit. Er hat etwas von den Sehern, die in die Einsamkeit flüchten, um sich selbst zu finden, und dann herniedersteigen zu den Menschen und zu ihnen sprechen in wunderbarer, nie gehörter Weise. Nur in schweigender Weltabgeschiedenheit konnte eine solche Kunst wachsen; hier ist alles Gefühl, alles inneres Erlebnis, alles Gefühl — herb, klar, rein quillt es hervor wie Quell aus dem harten Felsen und erquilt den müden Wanderer. „Als ich den Eltern eines gestorbenen Kindes den Schmerz lindern wollte, malte ich das Bild: Der durch den Glauben getrübete Schmerz; um das Liebesband zweier jungen Menschen zu weihen, malte ich: Die Liebe an der Quelle des Lebens; um die ganze Seligkeit der Mutterliebe fühlen zu machen, malte ich: Die Frucht der Liebe. Ich malte die Arbeit und die Ruhe nach der Arbeit, die Tiere mit den Augen voller Sanftmut. Die Menschen sollen die guten Tiere lieben, von denen sie Fleisch, Milch

und Zell erhalten. Wir lieben den, der uns nützt, und deshalb lieben die Menschen die Tiere mehr als ihresgleichen und mehr denn alles die Erde" — und später: „Alles, was Laster, Gemeinheit, oder auch nur eitle Lust wiedergiebt, möge sich der erhabenen Kunst fern halten. Die Arbeit, die Liebe, die Mutterschaft, der Tod mögen in Beziehung zum Leben stehen, und all dieses zur Tröstung und Erhebung des Geistes.“

Das ist sein künstlerisches Glaubensbekenntnis, es deckt sich mit dem des Menschen Segantini ganz, vollkommen. Sie sind untrennbar, und seine Technik, seine Auffassung wächst daraus empor.

„Kunst ist ein Ich, verbunden mit der Natur; ein Kunstwerk das Zeugnis eines reinen, des Produzierens würdigen Wesens — — — in mir sang es von dem intimen Wesen der Dinge.“

Dem intimen Wesen der Dinge spürte er nach und so kam er ganz von selbst ohne jede Theorie zur reinen Farbzerlegung; in unendlich feinen Partikeln setzt er die Farben pastos, unvermischt nebeneinander, so daß seine Werke, von nahe betrachtet, aussehen, als wären sie aus bunter Wolle gestrickt. Aber tritt man zurück, so verschwimmen diese Teilchen ineinander, und alles ist umflossen von Licht und Lust; Luft so klar, daß man sie zu atmen glaubt, Luft, in der selbst die fernsten Schneeberge farbig, scharf sich zeichnen mit jeder Kunse, jedem Bruch, jeder Zacke. Und Sonne, so hell, so flimmern, so ganz Licht, wie wir sie kaum in klarsten Wintertagen kennen, ist darüber ausgegossen. Die Struktur des Gebirges, das zähe Geflecht der Grasnarbe, die Wälder schwarzer Tannen in den Senkungen, die kleinen einsamen Ortshäuser, deren Häuser sich so eng um das Kirchlein drängen, wie die Schafe um den Hirten. Menschen, Vieh, alles ist hier in Licht und Lust, und doch nicht wesenlos, sondern fest, bestimmt im Raum. Selbst wenn es über weiten Schneeflächen flimmert und gleißt, dann stehen doch die Menschen klar, plastisch in diesem Spiel von tausenden von Widerscheinern. Und so ist Segantini der einzige Impressionist, dessen Art voll, bestimmt, selbstverständlich wirkt. Man merkt es, seine wissenschaftlichen Untersuchungen haben ihn hierzu geführt; er malt so, gerade so, weil er nicht anders malen könnte. Monet giebt nur das farbige Bild der Dinge, den Schein, den augenblicklichen Eindruck, aber Segantini giebt sie in ihrer ganzen Wesenheit, erfährt sie im Kern.

Gerade wie er die Dinge sieht in der klaren Lust: archaisch, streng, auf großen Linien; wie er einen Menschen erfährt in der Bewegung; ganz, kräftig; wie er die Ruhe giebt: in sich gefestigt; wie er einen Zug von Bergen hinschreibt: mit Schroffen und Zinnen, aber doch eine riesige, zusammenhängende Mauer; wie er einen Wald giebt: mit all' seinen Bäumen doch eine schwarze Kette; wie er eine Herde giebt: hunderte von Tieren, die sich drängen, — all das zeigt, wie fest, wie kompakt seine Persönlichkeit ist; das läßt uns in ihm den heiligen, inneren Ernst sehen, wie ihn die Meister der früheren Zeit haben, denen das erste Mal die großen Offenbarungen der Kunst wurden. Und wie ihm das wechselnde Leben des Jahres Ereignis wird, so bedingt es auch die Stimmungen seiner Menschen; wenn des Abends der Himmel flammt und sich im Wasser spiegelt, wenn Glockenläuten vom fernem Kirchlein her überkönt, dann senkt sich gläubige Andacht in die Herzen; in Frühlingssonne juchzt die Mutter mit ihrem Kind; oben auf einsamer Weide, wo zwischen braunen Schollen und grauen Blüten keine Pflänzchen sprießen, wo die letzten Bäume verkrüppelt und verbogen kriechen, da stehen einsame Hirteninnen und erblicken wie im Halbtraum, in sich versunken, in heller Mittagshunde wunderbare Gesichter. Wenn der

frühe Herbstabend über den Boden schleicht, und die Sonne hinter Bergen zur Ruhe gegangen, dann sitzt eine Frau und blickt trübe in ein Feuer, das sie auf dem Felde angezündet hat, und ihre Dieblingskuh steht bei ihr, reckt den Kopf und brüllt kläglich. Oder wenn der Schnee in dichten Fladen rieselt, stehen weinende Gestalten vor einem kleinen Grabe. Oder, wie in dem wunderbaren Bild mit der gewaltigen öden Winterlandschaft: Rechts ein Wagen mit einem Sarg, langsam schreitet das Pferd, von einem Manne geführt; im Hintergrund gewaltige Berge und ganz links aus einer Fadenförmigen der Kirchturm. Dorthin wollen sie. Alles bis dahin kahl, trastlos, jammervoll. Eigenartig ist die Weise Segantinis, das Bild zu komponieren, einen Ausschnitt der Natur zu geben. Hier fast Aussicht, weite, wellige Ebene, ferne Schneeberge und nur eine Kinnung des Himmels, der sie überspannt. Dort schneiden die Konturen in den Himmel, stehen gegen das Licht, und wie eine ungeheure Kuppel wölbt sich das Firmament fast bis zum Scheitel. Dort teilt ein Jaun im Vordergrund das Bild in zwei horizontale Hälften, und hier ist ein winkeliges Gehöft, in dem sich eine Herde drängt; nur unter ein niedriges Dach dringt hier das Abendlicht; aber da öffnet sich wieder ein Blick über eine blumige Alm, die hinauszieht, sanft steigend, bis zu leuchtenden Schneefeldern. Immer ist der Ausschnitt wie selbstverständlich, er könnte nicht anders gewählt sein, denn gerade so besitz er die innere Harmonie der dargestellten Dinge.

Alles Schaffen Segantinis hat eine hohe Idealität. Sein Genus des Lebens kann fliegen mit den großen Schwanenfittichen, seine Bauernmadonnen sind heilige Mütter mit dem Bland ihrer Liebe. Und wenn er auch eine andere Tendenz in ihrer Darstellung verfolgt, — keine christliche, sondern eine buddhistische; nicht die unbefleckte Empfängnis, sondern die Empfängnis, die Jartpflanzung, die Mutterchaft ist ihm ein heiliges Mysterium, rein, makellos, ein Bild der Welt — wenn er auch aus einer andern Tendenz schafft, seine Madonnen sind ebenso rein wie die alter Meister, und es liegt ihnen eigentlich der gleiche Gedanke, die gleiche Lehre zu Grunde, wie sie in den Werken des Francesca Francia von Assisi ausgesprochen ist. Denn Segantinis Kunst hat nicht nur die Kraft des Gemüts, sondern die Tiefe des Geistes; oben in der Einsamkeit ist der Mann zum Grübler geworden, der über das innere Wesen der Dinge, über den Beruf der Menschheit, die Stellung der Kunst, die Gottheit unablässig forscht und sucht. Und in seine Einsamkeit da klingen aus dem Gebrause der großen Welt die klaren, hellen Töne heraus, buddhistische Lehren, darwinistische Erkenntnis, sozialistische Tendenz, christliche Mese. Alles dringt bis zu ihm, erregt ihn; und wunderbar spiegeln sich hieroon die Reflexe in seinen Bildern und seinen kühnen und klaren Kunstauffäßen. Den „schlechten Müttern“ liegt eine buddhistische Sage zu Grunde. Als Quelle des Übels erscheint ihm recht christlich die Eitelkeit u. s. f. — aber alles fügt sich ein in seine eigene Anschauung, jenen Pantheismus, den Sang von der Erde und ihrer unendlichen zeugenden Kraft. Und so ist Segantini ganz Eigener, ganz er selbst. Keine fremden Einflüsse kennt seine Kunst. Nur bedingungsweise ist sie mit der eines François Millet oder Bastien Lepage zu vergleichen. Diese beiden sind Söhne der Ebene. Millets Bauern schreiten schwer dahin auf dampfender Scholle; Segantinis Menschen atmen die freie Luft der Höhe, sind der Sonne näher.

Achtzehnhundertachtundachtzig hat London eine Gesamtausstellung seiner Werke. In Berlin waren zweimal größere Kollektionen bei Schulte und Cassirer zu sehen. Die Berliner Nationalgalerie besitzt die „Trübe Stunde“, die Münchener

Vinakothek, Pfleger". Die Sammlung Königs, Berlin, "Abendbläuten", vielleicht die schönste Schöpfung des Künstlers; Rom „An der Barriere". Besonders viele Gemälde gingen in englischen Privatbesitz, andere in österreichischen über.

Das Jahrhundert hat in Segantini einen seiner ersten Künstler verloren; Italien seinen größten Künstler begraben. Er war der feinsinnigste Schilderer der Alpenwelt, und niemand hat wie er so groß und ernst das Verhältnis des Menschen zur Natur erfasst, fast niemand mehr eine gleich starke suggestive Macht über den Beschauer ausgeübt. — — — „Und die Suggestivität eines Kunstwerks steht im Verhältnis zur Kraft, mit der es während der Konzeption vom Künstler empfunden; und diese wieder im Verhältnis zur Reinheit und Verfeinerung der Sinne" — — so schrieb Segantini.



Die Goethe-Feier in Frankfurt a. M.

Stetig ward die Trommel gerührt — monatelang — für ihn, den großen Goethe. Akademiker und Autodidakten, Gebildete und Ungebildete, Patriotier und Plebejer, alle sollten sich zusammenthun zu einer würdigen Feier des 150. Geburtstags. Wie lobenswert die Absicht! Wer sollte etwas dagegen einzuwenden haben? Im Gegenteil. Es war ein schöner Gedanke und hätte, wenn die Ausführung ihm nichts schuldig geblieben wäre, ein guter Gedanke sein können. Unzweifelhaft, wenn immer auch nörgelnde Geister meinten, es sei etwas an den Haaren herbeigezogen, gerade den 150. Geburtstag zu feiern; den 200. ließe man sich schon eher gefallen. Man kann Goethe nicht oft genug feiern, ganz gewiß; aber man muß ihn dann würdig feiern.

Trotz der pompösen Festberichte hiesiger und auswärtiger Blätter frage ich: Ist dies in Frankfurt gelungen? Nein und abermals nein. Es war einfach unmöglich. Denn man wollte Goethe volkstümlich feiern, „volkstümlich“ gar in Frankfurt am Main. Es giebt nichts Widerspruchsvolleres. Die Feier hat es augenfällig bewiesen.

In diesen Blättern bedarf es wohl keines Nachweises, wie sehr Goethe leider außerhalb des Volkes stand und über demselben. Das als Mensch, als echter Frankfurter Aristokrat, als Sohn einer hochangesehenen Patriotierfamilie.

Und als Dichter? Man sage uns ehrlich: Wie viele Gedichte und welche Dramen und sonstigen Werke Goethes sind wirklich populär geworden? Von den Dramen populär im ganzen Sinne des Wortes keines, von den Gedichten wenige, eine auffällig minimale Zahl im Vergleich zu den reichen Gaben Goethe'scher Volkunst. Von den Romanen und wissenschaftlichen Werken brauchen wir wohl nicht zu reden. — Und doch wollte man des großen Meisters Geburtstag feiern, fürs Volk die Feier präparieren. Man hätte es auch thun können, doch davon später.

Zunächst wieder zur Feier selbst. Vor allem war sie in maßgebenden Kreisen eine Finanzfrage. Der Magistrat bewilligte eine größere Summe, und wohlhabende Einwohner zeichnete namhafte Beträge: Eine Subscription für . . . Goethe . . .

Mit schwerem Herzen gab mancher sein Scherflein, aber das Geld kam zusammen. Frankfurt konnte — stolz auf seine Wohlhabenheit und seinen „hohen Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne“ — sagen: Wir können es. Wenn ich an die Goethe-Feier zurückdenke, klingt mir's immer und immer wieder ins Ohr: Wir können's! Denn dieser Stempel war dem sogenannten volkstümlichen Teil der Veranstaltung aufgedrückt.

Geld und Gemüt, Poesie und Progenium haben aber nur die Anfangsbuchstaben gemein; darum konnte es keine gemütvolle, poetische, erhebende Feier werden. Und böse Jungen nannten sie — mit mehr als einem Schein Berechtigung — einen . . . Goethe-Kummel. Man vergeihe das harte Wort, und Goethe möge es im Grabe verzeihen und denen vergeben, die es verschuldet.

Tausende und Abertausende von Glühlämpchen (ein gewissenhafter Reporter zählte 25 000 Lämpchen und fünf mächtige Gas-Flambeaus), sehnhaft strahlend in allen Farben, Säulen, Randelaber von Holz und Gyps, golden überluchtet, und anderer Schnickschnack machten den wesentlichen Schmuck des Goethe-Platzes aus. Wirklich märchenhaft, märchenhaft wie das Märchen von dem Verständnis des Volkes für Goethesche Dichtung. Und dann die Hauptsache: es war mindestens doppelt so schön wie die herrlichsten Veranstaltungen, die „man“ in Deutschland oder Italien je gesehen, und dabei kostete es . . . Die Kränze allein, welche am Denkmal niedergelegt wurden, stellten einen Wert von ungefähr 10 000 Mark dar! Am nächsten Tage waren sie dahin, die Kränze — 10 000 Mark — sinn- und zwecklos. Aber billiger hätte unwürdiger scheinen können.

Seelenvergnügt drängte das Volk nach dem Goethe-Platz, durch die geschmückten und zumest festlich beleuchteten Straßen, und dachte an den großen Goethe, den größten Dichtergehen Deutschlands — — — kaum einen Augenblick. Man möchte mir vielleicht einwenden, dem Volke sollte der Held näher gerückt werden durch den Glanz und die Pracht äußerlicher Veranstaltungen. Aber, mein Gott, man feierte den toten Goethe wie etwa den Einzug eines Fürsten oder wie 1870/71 die Siege der Deutschen. Was für ein Leben war das in unseren Großstädten; Zapfenstreich, Fahnen- und Guirlandenschmuck, Fackelzug, Illumination der Straßen, Bläse und . . . Köpfe. Ich erinnere mich noch genau des Vergnügens und Jubels anlässlich des blutigen Sieges und der Errungenschaften von Sedan. Man konnte meinen, es handle sich um eine glänzende Feier von Sedan.

Über Goethes Frankfurter „Kollegen“ und das, was sie — abgesehen von ihren Festberichten — zur Würdigung des Tages beigetragen, möchte ich lieber schweigen. Außer dem 81jährigen Ridelungen-Dichter Wilhelm Jordan, der sich selbst so bescheiden mit Goethe vergleicht, giebt es hier noch eine ganze Reihe „Kollegen“ Goethes. Wenigstens darf man sie in einigen Exemplaren im Schriftsteller- und Journalisten-Verein vermuten . . . Wissen Sie, wer dort die Festrede hielt? Ein . . . es ist bitterer Ernst . . . ein Schauspieler . . . Daß die Kollegen für eine Festrede nichts aus eigenem Fond boten, bewies mindestens eine — sagen wir — große Un — kollegialität.

Was sonst noch gesehen zu Ehren des Tages, haben die Zeitungen ausführlich genug berichtet: von der Goethe-Feier der Arbeiterschaft, die nicht zurückstehen wollte, der Festführung des Physikalischen Vereins zu Ehren der wissenschaftlichen Forschungen des Dichters, dem Festzug und Fackelzug, bei welchem hunderte aller nur denkbaren Vereine, Gewerkschaften, Innungen u. s. w., sowie Schüler aller

Bildungs-Anstalten mitwirkten, ferner von der Huldigung am Denkmal, der Rede des Oberbürgermeisters, dem Volks-Konzert, der akademischen Feier im „Saalbau“, der Festvorstellung im Opernhaus, dem Schmause im Palmengarten, von dem Fest der Sänger-Vereinigungen und — damit ich ja nichts Wichtiges ver-
gehe — von allerlei Kommercen. Die Stadt hatte eine Goethe-Medaille in be-
schrankter Zahl prägen lassen. Dem Goethe-Museum waren von mehreren Privat-
personen drei mit Künstlerschaft ausgeführte Büsten Goethes und seiner Eltern
gestiftet worden. All dies und — last not least in allerbestem Sinne — der
Goethe-Cyklus in den vereinigten Stadttheatern. Man merkte gleich, wessen sichere
Hand ihn vorbereitet hatte. In die Freude ob der vornehm künstlerischen, abge-
gerundeten Leistungen und ganz besonders der Gesamtwirkung mischte sich das aus-
richtige Bedauern, daß Intendant Claar so überaus selten die tatsächlich
künstlerische Leitung des Schauspiels in die Hand nimmt. Aber das hängt mit
den hiesigen Theaterverhaltnissen zusammen, über die ich mich schon früher hier
ausgesprochen habe.

Aber — ich dränge zum Schluß — was hätte man zum Feste an Volks-
tumlichem leisten sollen! Diejenigen Presseleute, die hier so eine Art privilegierte
Aktien-Gesellschaft für großartige Ideen zu bilden glauben, konnten sehr wohl in
der „Branche“ bleiben. Aber sie thaten's nicht. Der Gedanke, Goethe einigermaßen
„volkstümlich“ zu feiern, so wie man ihn in allererster Linie verständigerweise
hätte feiern müssen, wurde nicht verwirklicht. Mir meinen die Schaffung einer
billigen Volks-Ausgabe. Das Buch hätte zu Goethes 150. Geburtstag heraus-
kommen und zu einem ganz minimalen Preis verkauft werden müssen. Da die Her-
stellungskosten bei einem derartigen Preis nicht gedeckt werden konnten und
sollten, wären die gesammelten Gelder zu diesem gewiß hier nicht näher zu er-
luternden Zwecke zu verwenden gewesen. *)

Aber hat denn gar niemand etwas Zweckmaiges für eine Popularisierung
Goethes gethan? Doch ja; aber wer? Nun, lachen Sie nicht ob der Antwort! Sie
klingt spahaft, aber ich behaupte, daß den italienischen Gypsfiguren-Händlern
eigentlich dieses Lob gebührt, mehr als den teuren Veranstaltungen. Aus Idealis-
mus ist's gewiß nicht geschehen, aber in all den Wirtschaften, Aneipen u. s. w., wo
das Volk verkehrt, haben sie in ihrer halb zudringlichen, halb liebenswurigen Art
— Goethe feilgeboten! „Kauf Sie Goethe, sehr billig, 40 Pfennig. — Woll'
Sie nicht?“ „Zu teuer“. Und sie setzten den Preis auf 20 Pfennig herab. Und
wenn man selbst das noch zu viel fand und zum Scherz noch weniger bot, sagten sie
lachend: „Da nehm' Sie!“

*) Vergleichend Sie hierzu meinen Aufsatz „Wollte Goethe populär werden?“ in der letzten Nummer
der „Gesellschaft“. Auf Grund solcher Erfahrungen bin ich grundsätzlich gegen literarische Unter-
nehmungen volkstümlicher Art, die sich nicht selbst erhalten! Das Volk will nichts geschenkt
haben. In seinen Augen hat nur das Objekt Wert, was es selber kauft. Das ist ein durchaus gesundes
Gefühl. Dagegen fehlt es an Geldmitteln, die Injenerierung dieser von mir geplanten Kolportage-
Hefte zu bezahlen. Um beispielsweise 5000 Hefte meiner Goethe-Kritikologie an alle kleinen Zeitungen zu
versenden, hat man folgende Ausgaben zu tragen: Porto 250 M., Schreibegebuhren 25 M., Rouveris
15 M., Befendung ca. 40 M., d. h. Ca. 330 M. Wenn die Kolportage-Firma diese Kosten zu den
Herstellungskosten hinzufügen muß, verteuert sich der Preis für das Exemplar deraut, daß eine Her-
stellung zum Preise von 4—6 Pf. pro Stück nicht möglich ist. In diesem Sinne wünschte ich mir
wohl ein paar Mecene. Bis jetzt hat sich nur ein Herr aus Frankfurt gefunden, der mir für meine
Zwecke 200 M. zur Verfügung stellte. — Ich wohne Berlin, Wilhelmstraße 141.

Vermochten sie — diese italienischen Händler — auch die Werke Goethes nicht zu popularisieren, so darf man ihnen doch das Verdienst zusprechen: Sie haben geholfen, das Bild Goethes in weite Kreise des Volkes zu tragen!
D. Wehr.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Aufgewärmte Reste aus der vorigen Saison, ein paar Neueinstudierungen alter, sicherer Stücke und hier und da eine schüchterne Premiere: es ist Jahr für Jahr das selbe Bild, das der Berliner Theaterbetrieb den heimkehrenden Sommerfrischlern im Monat September bietet. Aufregende Ereignisse finden in dieser friedlichen Zeit der Halbferien nicht statt.

Der denkwürdige Abend des 9. 9. 99., an dem ein lärmendes Heer von Extrablattgängern in den Straßen Berlins das Urteil des Dreyfusprozesses verbreitete, brachte uns die ersten größeren Theaterereignisse der beginnenden Saison. Das Hoftheater beruhigte die Nerven seiner Gönner mit dem vaterländischen Schauspiel „Taub“ von Walter Bloem, im Schillertheater übte die „Ehre“ zum erstenmal ihre volksergießigerische Wirkung, im Thalia-theater debütierte die neue Direktion René Schönefeld mit einer im Hause gearbeiteten Gesangspoffe „Der Plakamajor“, und die unermüdlige Direktion des Lessingtheaters brachte bereits die dritte Novität in dieser Saison heraus: das vieraktige Schauspiel „Reizung“ von F. J. David, dem bekannten Wiener Dichter und Journalisten.

Das letztgenannte Drama ist bereits vor Jahr und Tag am Burgtheater — der neue Direktor Schlenker hoffte damit die ihm widerstrebenden Gemüter der Wiener zu erobern — ohne nennenswerten Erfolg in Szene gegangen und vermochte auch bei uns trotz der ausgezeichneten Darstellung im Lessingtheater keine tiefere Wirkung zu erzielen. Die Handlung ist zum Teil altmodisch rührselig, zum Teil herb possenhaft, und zur Erreichung der szenischen Wirkungen werden oft allzu grobe Mittel angewandt. Dabei ließ sich der Autor allenthalben in die Karten sehen, und wenn er zu überraschen und zu packen glaubte, so lächelte man über seine Harmlosigkeit. Denn selbst der naivste Olympbesucher durchschaute klar, mit welchen Kunstmitteln der Dichter seine Schlager vorbereitete, seine Steigerungen konstruierte, seine Klischees baute. Herr David ist offenbar ein geistvoller, reblich wollender und ernst strebender Autor, der sich Mühe giebt, von der Schablone frei zu werden und neue Gestalten zu schaffen. Aber im Grunde sind alle seine Charaktere altbekannte Bühnenfiguren, und das Neue und Originelle, das der Dichter uns zu bieten scheint, besteht lediglich in äußerlichen Nuancen. Der größte Mißgriff aber, den der Wiener Autor begangen hat, war meines Erachtens die Wahl des Theaters. Die Besucher des Lessingtheaters erwarten von modernen Autoren eine gehaltvollere und pikantere Kost. Ein rührendes Familiendrama mit moralischer Nuhanwendung wird hier nie sein Publikum finden. Solche in der Tendenz hausbackenen, in der Technik groß gehauenen Volkstücke, wie sie das Lessingtheater zuweilen aus Wien

importiert — ich denke auch vor allem an die Stücke von Karlweiss, — gehören, wenn sie in Berlin überhaupt möglich sein sollen, auf die anspruchsfreieren Bühnen zweiten und dritten Grades.

Die Aufführung der „Reigung“ war eine der glänzendsten, die das Lessingtheater zu stande gebracht hat, und die treffliche Darstellung vermochte auch die drei ersten Akte über Wasser zu halten. Der fade, platte und verworrene Schlusssatz entschied aber das Schicksal der Premiere zu Ungunsten des Stückes.

Nachdem das Drama Davids seine beiden Anstandsweiterholungen erledigt hatte, feierte das Lessingtheater die 300. Aufführung des „Weißen Adl“, und am Tage darauf zog die Duse mit ihrer Truppe ein. Sie hat unter dem wachsenden Jubel ihrer Berliner Verehrer die Kameliendame, die Magda in der „Reimat“, das Weib des Klaudius und die Kleopatra in Shakespeares „Antonius und Kleopatra“ gespielt. „Die Gioconda“, die sie versprochen hatte und mit der sie ihren Schübling D'Annunzio auf der Berliner Bühne einführen wollte, wurde in letzter Stunde vom Programm gestrichen. Das interessante Stück soll aber, wie es heißt, bei einem zweiten Gastspiel der Duse um die Weihnachtszeit herum doch zur Aufführung kommen.

Das tüchtige Ensemble des Neuen Theaters, das in der vorigen Saison seine Kräfte in dem geiststügenden Stumpfsinn der Leutnantskomödie verzetteln mußte, hatte am 12. September bei der ersten Aufführung des dreiaktigen Schauspiels „Die heilige Frau“ von Hugo Ganske einmal Gelegenheit, sich an ernstere schauspielerischen Aufgaben zu erproben. Die Handlung des Stückes baut sich auf einer interessanten Charakterstudie auf. Frau Hilba Helbig, die lebenswürdige und vermögende Gattin eines reichen Fabrikbesizers, die das erste Jahr ihrer Ehe in gefelligen Zerstreungen froh und glücklich verlebt hat, wird plötzlich durch einen herben Schicksalschlag, den Tod der Eltern, aus den gewohnten Gleisen ihres bisherigen glückbegünstigten Lebenspfades gedrängt. Zwar ist es zunächst nur die konventionelle Trauerzeit, die auf das Gemüt der kleinen Frau einwirkt; aber des Kammers Kleid und Her wird ihr schließlich zur lieben Gewohnheit, und die lebenslustige Hilba verwandelt sich in eine „heilige Frau“. In schwarzen Trauergewändern, mit ewig gleicher Duldermiene schleicht sie durch die Zimmer. Den Bettlern, die jetzt nicht mehr unbeschenkt von ihrer Thür gehen dürfen, mag diese Umwandlung willkommen sein; höchst fatal aber ist sie für den leichtblütigeren Gemann, den das graue Gespenst der Langeweile auf Schritt und Tritt verfolgt und der unter dem Druck des heiligen Pantoffels schwer zu leiden hat. Denn die harmlosesten Vergnügungen, die er sich zuweilen gönnt, werden teils als unmoralisch, teils als gesundheitschädlich betrachtet. Zwei Jahre duldet der Gatte schweigend, aber eines Tages reißt dem Wackern die Geduld und er beschließt, sich endgültig von dem Klosterleben zu emanzipieren. Zum erstenmal seit seiner Hochzeit verlebt er eine Nacht in Gesellschaft leichtsinniger Freunde außer seinem Hause. Dieser kühne Schritt bringt die Gattin zur Besinnung; ein kluger, alter Oheim redet ihr noch zum Überfluß ein wenig ins Gewissen, und die Keuige beschließt, mit dem Gatten ein neues Leben zu beginnen. Den erstaunten Eheherrn begrüßt am Morgen eine fröhliche Gattin in farbigem Kleide, die ihm eigenhändig die bisher als gesundheitschädlich verpönten Zigarren auf den Arbeitstisch stellt. Aber das Glück ist nicht von Dauer. Der Pantoffelheld hat bei seinem ersten Ausflug in die Freiheit gar zu arg über die Schnur gehauen: er hat seiner

Gattin die Treue gebracht. Ein raffiniert unglücklicher Zufall muß es überdies zufügen, daß das niebliche Kottäppchen, mit dem er den aerhängnisvollen Maskenball mitgemacht hat, die Braut seines Werkmeisters ist, den er gerade an jenem Tage mit Schimpf und Schande entlassen hat. So kommt alles ans Tageslicht: große Szene zwischen den Eheleuten — oergeblicher Sühneverfuch des Oheims — Schlaganfall und Tod der armen Heiligen.

Das Schauspiel des Herrn Ganske ist weit davon entfernt, ein Meisterwerk zu sein, aber aus ihm spricht das ehrliche Streben eines mehr als durchschnittlich begabten jungen Autors, der sich an ein Problem gewagt hatte, zu dessen dramatischer Ausgestaltung freilich eine ungleich reifere dichterische Kraft erforderlich gewesen wäre. Der Verfasser hat es nicht verstanden, mit der originellen und fruchtbaren Grundidee seines Stückes hauszuhalten. Was vor allem die Aufmerksamkeit der Zuhörer zersplittert und das Verständnis erschwert, ist das dilettantische Bestreben des Autors, alles, was er gerade auf dem Herzen hat, in irgend einer Form in seinem Drama zur Sprache zu bringen. Zahllose Fäden, die sich in das dramatische Gewebe nicht schiden wollen, werden angesponnen und wieder fallen gelassen. Schlimmer als dieser Fehler des Anfängertums ist die unfeine Vorliebe für spannende Verwickelungen und grelle szenische Effekte, die naive Leichtfertigkeit, mit der schließlich die Lösung des Problems umgangen wird und der kraftvolle Wortreichtum des Dialogs. Traß allem verriet die Rasität eine beachtenswerte Begabung, und die Darsteller des Neuen Theaters zeigten sich der ungewohnten Aufgabe, einmal statt Trathoscher Theaterleutnants halbwegs menschenähnliche Wesen zu verkörpern, durchaus gewachsen.

Dem Repertoire des Neuen Theaters aber war mit einem solchen Stücke nicht gedient, und am 29. folgte die Erstaufführung eines französischen Lustspiels „Colinette“ von G. Lenatre und Gabriel Martin (übersetzt und bearbeitet von Alfred Palm), das von dem Stammpublikum der Frau Ruscha Buge mit einer Begeisterung ausgenommen wurde, die der Rasität wohl die Würde eines Zug- und Kassenstücks für diese Saison garantieren dürfte. Das literarisch völlig wertlose Stück ist ein historisches Anekdotenlustspiel, zu dessen Abfassung die französischen Verfasser wohl vornehmlich durch zwei Umstände angeregt worden sind: Erstens durch den zur Zeit in Paris herrschenden Napoleonkultus, und zweitens durch die tantümegewürzten Lorbeeren der „Madame Sans-Gêne“. Die Handlung spielt im Jahre 1815 und dreht sich im wesentlichen um ein heitere Intrigue, die die napoleonisch gefärbte Marquise Colinette de Mowray, eine urwüchsige Dame von bürgerlicher Abkunft, am Hofe Ludwigs des Achtzehnten anzettelt. Der Hauptreiz für das Berliner Spießbürgerpublikum besteht in den unfreiwilligen Späßen von ein paar abligen Halbhidiaten, dem Auftreten eines Königs im Régligé und der Däpierung der hohen Polizei. Frau Ruscha Buge ließ in der Titelrolle alle ihre Künfte sprühen und funkeln und trug nicht wenig zu dem Erfolge bei.

Die skandinavischen Werke, deren Bekanntheit uns das dramatische Impartgeschäft des Herrn Kammerrats Emil Jonas zu vermitteln pflegt, haben uns schon öfters den Beweis geliefert, daß das ernste Land der Ibsen, Heiberg und Strindberg-Jauch seine Radelburg und Schöndthan besitzt und daß der Geschmack des nordischen Publikums auch Weiße Röhl-Jubiläen ermöglcht. Das dreiatlige Lustspiel „Dolly“ von Christiernssen (deutsch von Emil Janas), mit dem das Berliner Theater sein Repertoire bereichert hat, gehört zu dem leichtesten Genre

faber dramatischer Unerhaltungslitteratur. Die Heldin des Stückes ist ein holdes, geschlechtsloses Wesen von achtzehn Jahren, das in der keuschen Atmosphäre der großstädtischen Künstlerbohème aufgewachsen ist und hier dank der Freigebigkeit eines edlen, geschlechtslosen Malers eine gebiegene Erziehung genossen hat. In ungetrübtem Glück verlebt das schöne Kind seine Tage unter Malern, Bildhauern und Modelisten und ahnt nicht, was Liebe ist. Anmutig kimpert sie auf der Guitarre, die keuschen Musenföhne singen spanische Lieder dazu, und niemand schaut sie an, ihrer zu begehren. Das Jdyl erleidet eine Störung, als eines schönen Nachmittags eine fromme Gräfin auf der Bildfläche erscheint, die sich als die eheliche Gattin von Dollgs unehelichem Vater zu erkennen giebt. Sie hat das Bedürfnis, ein christliches Werk zu thun, und entführt die jammernde Kleine, die sie in den Krallen des Teufels wähnt, aus dem lustigen Maleratelier in die strenge Zucht eines frommen Pensionats. Vergebens hat das kluge Mädchen, um das Verhängnis abzuwenden, ihren bisherigen Wohlthäter gebeten, sie um Gottes willen zu heiraten: er lehnt bedauernd ab; denn der Ärmste weiß im ersten Akt noch nicht, daß er die Kleine leidenschaftlich liebt. Sobald sie aber fort ist, kommt ihm sein Gemütszustand zum Bewußtsein, und die Qualen der Sehnsucht machen ihn, wie es scheint, geisteschwach. Denn als Dollg, die den Mißhandlungen der bigotten und tyrannischen Gräfin glücklicherweise sehr bald entlaufen ist, im dritten Akte wieder im Atelier erscheint und dem Geliebten Modell steht, erkennt er sie nicht; auch als sie ihm sein Lieblingelied zur Laute singt, verriecht er sich jammernd hinter seine Staffelei und ahnt nicht, wer vor ihm steht. So ist das Leben. Schließlich aber kommt es zur freudigen Entdeckung und Verständigung zwischen den Liebenden. Und da die böse Gräfin zufällig gerade zur Stelle ist, wird sie zur Befriedigung aller Gutgesinnten tüchtig ausgeholten.

Das Publikum des Berliner Theaters hat dieses Stück bei seiner Erstaufführung am 16. September mit lebhaftem Beifall, ohne Widerspruch, aufgenommen! Wer ein paar Jahre hindurch die Schicksale der Berliner Premieren beobachtet hat, der hört auf, sich noch über irgend etwas zu wundern.

Das königliche Schauspielhaus brachte am 23. ein älteres Schauspiel von Hermann Faber, betitelt „Ewige Liebe“, auf die Bretter. Das Stück ist bereits in der vorigen Saison an mehreren Provinzbühnen zur Aufführung gekommen und kritisch gewürdigt worden. Vor der Iden, verlogenen Gartenlaubenspoesie dieses Opus versagten selbst die erprobten Handflächen unseres Hoftheaterpublikums.

Die verständige Kritik hat es sich längst abgewöhnt, über das litterarische Niveau des königlichen Schauspielhauses ernste Worte zu verlieren. Aber wenigstens einmal, beim Beginn der Saison, mag man wieder darauf hinweisen, daß von all den künstlerischen Fortschritten und Errungenschaften, die der deutschen Dramatik das seit Jahrzehnten verlorene Ansehen bei den europäischen Kulturvölkern endlich wieder errungen haben, die Hofbühne der deutschen Reichshauptstadt ganz unberührt geblieben ist! Während die moderne Dramatik sich bereits anschießt, von dem Naturalismus zu einer neuen, höheren Stilgattung sich zu erheben, gelten für die Leiter des Berliner Hoftheaters Hauptmann, Halbe und Schnitzler noch als unaussprechbare litterarische Revolutionäre. Und während die kritischen Vorkämpfer der litterarischen Entwicklung sich bemühen, unser Publikum für den Genuß Martenslindischer Poesie empfänglich zu machen, kündigt das königliche Schauspielhaus als nächste Premiere — Gottschalks „Rahab“ an!

Einen interessanten Theaterabend — interessant freilich weniger vom künstlerischen, als vom litterarhistorischen Standpunkt aus — bereitere uns die neugegründete Deutsche Volksbühne am 28. September mit ihrer Eröffnungsvorstellung im Rendtheater.

Auf einen etwas trockenen und schulmeisterlichen Prolog von Felix Dahn folgte das einaktige Trauerspiel „Der Paria“ von Michael Beer. Das Stück galt vor fiebzig Jahren, als es erschien, für das Meisterwerk seines Verfassers, unsere Väter und Großväter haben sich daran erbaut, Goethe hat ihm Beifall gesendet und Heine sagte, dieses Werk erst habe ihn bestimmt, Michael Beer „die echte Dichterpürbe zuzusprechen“. Das Drama hatte seiner Zeit die Bestimmung, gegen die Zurückerhebung und Unterdrückung des Judentums zu kämpfen. Dem Publikum unserer Tage dürfte diese Tendenz kaum noch zum Bewußtsein kommen: denn die Mißhandlungen, die der stolze Veneskar, der Angehörige einer vornehmen indischen Kaste, an dem edlen Paria Gadhi verübt, vermögen wegen ihrer Ungeheuerlichkeit heute niemanden menschlich zu rühren. Die gepreizte Theatralik, die melodramatischen Effekte und die überhöhte Sprache, die schon Heine trotz aller Anerkennung zu der Bemerkung veranlaßte, daß dieser Paria „mehr unter Berlinerischen Koulissenbäumen, als unter indischen Banianen ausgewachsen“ sei, widern uns teilweise geradezu an.

Die zweite Darbietung des Abends war Ibsens dreiaktiges Schauspiel „Das Fest auf Solhaug“. Das Stück ist im Jahre 1855 entstanden, zu einer Zeit, wo der Dichter die Stelle eines Dramaturgen am Norwegischen Theater zu Bergen inne hatte und verpflichtet war, jedes Jahr ein bühnengerechtes Drama zu liefern. Eine dieser kontraktlichen Lieferungen war „Das Fest auf Solhaug“, ein im 14. Jahrhundert spielendes Versdrama mit romantisch verwickelter Handlung, spannenden Vorgängen, bunten Szenenbildern und ergötzlichen Theaterkarikaturen. Nur im Dialog kündigt sich hier und da der spätere Meister an.

Die Aufführung der beiden Schauspiele war ein verdienstvolles Werk, wenn auch der künstlerische Erfolg nur ein bescheidener blieb. Mit der Darstellung des Festes auf Solhaug, das in Berlin noch nicht gegeben worden war, ist übrigens die Zahl der auf Berliner Bühnen erschienenen Ibsen-Dramen auf neunzehn gestiegen. Den „Peer Gynt“ entbehren wir leider noch immer!

Charlottenburg.

Dr. John Schifowski.





Neue Lyrik.

Aus Herzens Grund, von Konstantin Masurin. Aus dem Russischen von Richard Zoozmann. Leipzig, P. Friesenhahn.

Deutsche Dichtung. Herausgegeben von Karl Weiß jun. I. Band. Dresden-Leipzig, C. Piercon.

Afchel! Neue Gedichte von Hermann Sango. Wien, K. Hartleben.

Lebensstut. Gedichte von Leonore Frei. Berlin, F. Dümmler.

Traum und Wahrheit. Gedichte von Anna von Krane. Lyrik-Verlag, Berlin.

In einer der letzten Nummern der „Blätter für literarische Unterhaltung“ (Nr. 42) hat Ludwig Jacobowski die Vermutung ausgesprochen, daß der russische Dichter Konstantin Masurin, den Zoozmann in „Die Jugend“ und „Aus Herzens Grund“ zu übersetzen vorgab, nur eine Maske Zoozmanns sei. Diese Vermutung hat viel für sich: denn erkens ist Zoozmann bekanntlich von einer Produktivität, der selbst die glühendsten Bewunderer mit dem Lesen nicht recht folgen können — so ist das Decorum durch diese Maske gewahrt; und dann, glaub' ich, ist es wohl auch ehrenvoller, diese zahlreichen, spielend geschwätigen und konventionell-gleichgültigen Gedichte selbst gemacht, als die Kritikallosigkeit besessen zu haben, sie erst aus dem „Russische n“ zu übersetzen. —

Der erste Band der „Deutschen Dichtung“, herausgeg. von Karl Weiß jun.,

der in friedlicher Eintracht die Gedichte von vier wenig talentierten Damen der Gesellschaft (parbon! nicht etwa: der „Gesellschaft“) enthält, mag als Kuriosum erwähnt sein! —

Ein stilles, feines Talent, ein Mensch mit warmem, pulsendem Herzen ist Hermann Sango. Er weh dem alten Stil seitfame lyrische Wirkungen abzurufen und tritt dem Leser menschlich nahe. Eine leise, melancholisch-verträumte Form ist sein eigen; aus ihr heraus spinnt die Stimmung ihr zartes Netz. So in „Zwei Wonnen“, „Winternebel“, „Neujahr“ und in dem kraftvolleren, schönen Gedicht „Genefung“. Allerdings bei Stoffen, bei denen der alte Stil überhaupt versagt, versagt auch Sango's Können; einen neuen, eigenen Weg weh er nicht zu finden. So ist „Fatter und Fet's“ leider mißlungen: hier trägt ein Falter, das „Eintagskind“, einem uralten Fetzen recht schön, aber im „Munde“ eines Schmetterlings immerhin komische Philosophie vor. Der leichte Schmetterling, der unbewußt sein kurzes Sommerleben lebt, vertiert wirklich seine eigenste Poesie, wenn man ihn denken und phitosophieren läßt. —

Eine künstlerisch noch recht unfertige, jedoch kräftig und charakteristisch veranlagte Natur ist Leonore Frei. Sie hat Temperament! Aber sie hat noch kein Maß, keine Konzentration gefunden, obwohl ihre Gedichte im Sinne früherer Zeiten als „gut gebaut“ zu bezeichnen sind. So bedeutet der Band „Lebensstut“ an sich noch nichts. Ihr schönstes, von wirklicher Empfindung zeugendes Gedicht, „Worte der Nacht“, tehnt sich übrigens stark an Eichendorff an. —

Unsere Zeit ist eine Zeit der Charaktere. Und mehr noch als die Genannten interessierte mich die künstlerisch weniger beanlagte Anna von Krane, wohl dieselbe Freilin Anna von Krane, der Villenron seine „Ausgewählten Gedichte“ widmete. Ihre künstlerischen Fähigkeiten reichen kaum darüber hinaus, uns gerade von ihrem Seelenleben noch wissen zu lassen. Aber dieses Seelenleben ist so reich, so voll stiller, entsagender Güte und so selig im Weben, daß wir diesen fargen und meist farblosen Mittelungen begierig wie den Worten eines Lieben, verehrten Menschen lauschen. Solche Charaktere sind Kulturträger für ihren Kreis, und auf solchen Charakteren beruht es schließlich, daß unsere Weiskultur zum Segen wird; denn sie vermögen unsere Kultur zu verstehen und an ihrem Herde die heilige Flamme zu entzünden für die ihnen nahenden. Wie selten wissen wir von einem dieser stillen Menschen, denen wir so herzlich Dank schulden! —

Wilhelm von Scholz.

Carl Buschhorn, Jugendstürme. Gesammelte Dichtungen. Paderborn, Westfalia. 8°. 144 S. M. 2,—.

Eine der bösesten Schmierereien, die mir je vor Augen gekommen! Ein Tertianer hat mehr Jugend, mehr Sturm, als diese „Jugendstürme“, freilich, auch nicht die Eitelkeit, sein Porträt dem Leser vor die Nase zu halten. So ein Konterfei ist schon fast zum Kriterium für Dilettanten geworden. Wenn die Sprache für einen Mann schlecht dichtet, hält er sich schon für einen Poeten. Dilettantischer kann der „Abend“ gar nicht angebet werden, als hier:

Stiller Abendheim
Über Stur und Galm
Und im Thale liegt —
In den Zweigen wiegt
Sich ein Vögelein.

Dieser selbe Jüngling giebt jetzt eine

Zeitschrift im eigenen Verlag heraus „Die Neue Dichtung“. Hier kann Schutt abgeladen werden! Etwas Nichtsagenderes als des Verfassers Leitartikel „Die literarische Kritik“ ist kaum zu finden. Er schließt mit dem großen Gedanken: „So wie in der Kritik, so herrschen auch auf anderen Gebieten des literarischen Lebens arge Mißstände, die dem Ansehen der ganzen Litteraturbewegung der letzten Jahre sehr geschadet haben. Natürlich giebt es eine ganze Reihe von Ausnahmen zu obigen Regeln, aber hier wie überall beständigen wieder die Ausnahmen die Regel.“ Dann folgt eine Heerschau meist biederer Dilettanten, Zoogmann (mit Porträt!), W. Friedmann, O. Webdigen u. s. f. Nachbarin, euern Papierkorb!
L. J.

Mallarmé.

Stéphane Mallarmé. Poésies. Bruxelles, Edm. Deman. 1900.

Ein Jahr nach des Dichterkönigs Tode erscheinen seine Gedichte und ein Teil seiner Dichtungen in einer Pracht Ausgabe, die an Ausstattung ihresgleichen sucht. Er o h dem wird Mallarmé leben unter uns, die wir ihn geliebt haben in seiner Einsamkeit und in der Stille seines künstlerischen Empfindens. Von jenen ernstesten Gebieten des Lebens, die über dem Tagesbedürfnis schimmern gleich den hängenden Gärten der Semiramis, bis zum hofenden Spiel der Faune und Nymphen zog seine seine Hand eine ruhige und vorsichtige Linie. Als Aristokrat ein Verächter alles Groben, alles Aufdringlichen und Lauten, schuf er sich eine Prägung des Ausdrucks, die in ihrer überraschenden Kürze sein eigenstes Verdienst war. Je kürzer aber der Ausdruck war, um so mehr mußte er in sich aufnehmen, und so kam es, daß selbst Franzosen den gekrönten Dichter oft nur schwer verstanden. Die schweizer

Somains littéraires stellte ihren Lesern die Preisaufgabe, eines der schwerst verständlichen Gedichte Mallarmé's, jenes seitfame Sonett à la nue accablante tu, in verständlichem Französisch wiederzugeben. Daß dergleichen Scherze dem Dichter nichts anhaben können, liegt auf der Hand. Seine Mission, innerhalb des lärmenden Literaturgetriebes das Recht des Künstlers auf Verachtung alles Banals zu betonen und durch sein Muster die Einsamkeit als notwendig für das Suchen und Finden des genialen Menschen zu proklamieren, hat er erfüllt. Hat er für „Liebhaber“ gedichtet, nun gut, er befißt sie. Und sind seine Verse dunkel, so entstanden sie doch aus einer tieferschauenden Lebensphantasie, die abseits in stillen Gärten die Geheimnisse einer blütenartigen Seele zu erkennen wußte. Sein Rächeln war Schwermut und die Ironie seiner Stimme zitterte unter ihrer eigenen Last. Er war ein Dichter, wie sie nur zu Zeiten höchster geistiger Kultur auftreten mögen, ausgestattet mit den feinsten Empfindungsbedürfnissen und den geheimsten Kenntnissen der künstlerischen Seele; er war als Dichter ein kulturelles Phänomen, und doch war seine Bedeutung für diese Zeit nicht das, was ihn zum Dichter aller Zeiten machte. Lita Meuter.

Poetik.

Poetik. Die Gesehe der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Ein Grundriß von Eugen Walff. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung (H. Schwarz). 1899. W. 4.—

Lange Zeit hindurch ist der rein wissenschaftliche Charakter der Poetik nicht völlig erkannt worden. Noch bis in unsere Tage hinein finden sich Darstellungen, deren Ziel es nicht ist, das vorhandene dichterische Material zu untersuchen und seine inneren Gesehe zu

ergründen, deren Zweck vielmehr ganz oder teilweise praktischer Natur ist. Diesen Standpunkt, auf dem die Poetik dogmatisch, wesentlich vorwärts blickend, Regeln für zukünftige Poesie aufzustellen befreht ist, verwirft Walff mit vollem Recht. Seine Absicht ist, nicht Regeln für die Dichtung der Zukunft, sondern Gesehe für die der Vergangenheit zu suchen. Die allein zutreffende Methode zur Erreichung dieses Zieles ist die geschichtlich zusammenhängende Betrachtung des litterarhistorischen Gesamtmaterials. So werden die poetischen Gesehe aus dogmatischen Formeln zu Ergebnissen wissenschaftlicher Induktion. Inkonsequenter Weise ist das vorliegende Werk getreu diesem Grundsatz durchgeführt. Es stellt sich somit als eine Wanderung durch das Gebiet der Weispoesie dar, deren mannigfache Erscheinungen auf ihre gemeinsamen psychologischen Grundfaktoren geprüft werden. Der Verfasser erweist sich hierbei als ein kundiger und geschickter Führer. Er hebt aus dem unendlichen Reichthum des vorhandenen Stoffes die am meisten charakteristischen Werke hervor und weiß das dichterische Wesentliche scharf und klar zu analysieren, ohne weilschweifig zu werden.

Die wissenschaftlich wertvollsten Abschnitte des Buches dürften die ersten Kapitel sein. Nach einer kurzen Einleitung über die bisherigen Methoden der Poetik — denen Walff die eigene als die „entwicklungsgeschichtliche“ gegenüberstellt — folgt eine gehaltreiche Erörterung über das Wesen der Poesie. Daß weder der Nutzen noch das Vergnügen Zweck der Poesie sein können, wird klar nachgewiesen und so der alte Horazische Satz: „aut prodesse volunt aut delectare poetas“ ein wenig entkräftet. Mit Recht wird auch die Nachahmungstheorie als äußerlich und unzureichend abgelehnt. Angesichts des

plotten, geistlosen, „konsequenten“ Naturalismus in der jüngsten Poesie ist — wie Wolff äußert — die geschichtliche Erinnerung heilsam, daß der deutsche Poetiker, der in der Kunst nichts anderes als pedantisch genaue Naturwiedergabe sah, — Gottschub hieß! Dieser Rächternheitsapostel und seine Schüler sind es, die das Vergnügen, soweit es ihnen Endzweck der Kunst ist, hauptsächlich aus Wahrnehmung der Ähnlichkeit zwischen Abbild und Urbild herleiten. Die geschichtliche Entwicklung führt zu der Wahrnehmung, daß das Erhabene, das Schöne und das Charakteristische auseinanderfolgende Stufen des Kunststils sind. In der ältesten uns erreichbaren Poesie kann von einer Tendenz zur Schönheit noch nirgends eine Rede sein. Die Erhebung über das Irdische ist hier das Wesen der Dichtung, die Vergöttlichung irdischer Erscheinungen geradezu die Hauptmethode der Poetisierung. Der in geschichtlicher Zeit meist klar verfolgbare Gang der Entwicklung geht vom Göttlichen durch das Heroische zum Menschlich-Bürgerlichen. Die Entwicklung der Poesie ist zugleich eine Differenzierung in ihre einzelnen Gattungen; denn diese bestanden keineswegs, wie eine ungeschichtliche Auffassung vermuten könnte, immer in gleicher Monnigfaltigkeit wie heute, sondern entwickelten sich noch oder vielmehr auseinander. Für die ältesten bekannten Gattungen der Weltpoesie steht fest, daß epische Elemente an erster Stelle stehen: aus ihnen entwickelte sich die Lyrik, während das Drama bei den antiken wie den modernen Völkern vor allem durch epische und in zweiter Linie durch lyrische Voraussetzungen bedingt ist.

Die entwicklungs geschichtliche Betrachtung dieser drei hauptsächlichsten Dichtungsorten nimmt billigerweise den größten Raum im Buche ein. Selbstverständlich mußte sich der Verfasser bei

der Auswahl unter den Werken der Weltliteratur eine gewisse Beschränkung aufzulegen: er hat eben keine Literaturgeschichte, sondern eine auf literarhistorischer Forschung beruhende Portifschreiben wollen. Aber es ist doch mehr als eine bloße Beispielsammlung, was er bietet: es ist eine Revue der typischen Erscheinungen in systematisch zusammenhängender Betrachtung. Die Poesie der Naturvölker wird von vorn herein als nicht in Betracht kommend ausgeschlossen: nicht „die Unnatur der ungeschichtlichen Wilden“, sondern „die Naturzustände der geschichtlichen Kulturvölker“ haben wir nach Wolffs Meinung aufzusuchen, wenn wir die Grundlage für die Entwicklung der uns bekannten Poesie geminnen wollen. Dies Verfahren dürfte wohl radikal sein; vielmehr scheint die Dichtung der Naturvölker für die psychologische Analyse der epischen und lyrischen Dichtungsarten in nicht geringerem Maße bedeutungsvoll zu sein. Schon Thomisso hat darüber ältere Bemerkenswertes gesot, was man im zweiten Bande seiner Gesammelten Werke, herausgegeben von Max Koch, nachlesen kann.

Wolff führt uns in wohl disponierter Weise vom Orient nach Griechenland, von der antiken Literatur zu den römischen Völkern und endlich zu den germanischen. Er weiß überall das Charakteristische des Kunststils, insbesondere die für die Entwicklung maßgebenden Faktoren, noch und besitzt in hohem Grade die Fähigkeit, aus der Summe der Einzelercheinungen die Gesetze der Poesie und ihrer Gattungen klar zu abstrahieren und in knapper, anschaulicher Form zum Ausdruck zu bringen. Er besitzt die Kunst der Definition, deren Meister Aristoteles und Lessing sind und die man sonst gerade in ästhetischen Werken oft schmerzlich vermissen muß. Als Beispiel mögen folgende Sätze über

die Lyrik dienen: „Die Lyrik ist Kundgabe und Vermittlung lebhafter Empfindungen über einen dargestellten, allgemeiner Teilnahme würdigen Gegenstand.“ Ihr Ziel wird: „die Vermittlung von Gefühlen durch vollendet objektive Darstellung der gefühlserregenden Momente“. Die bewußte Hervorkehrung der „objektiven“ Seite der Lyrik — die man sonst selten findet — scheint mir besonders glücklich zu sein. Eine Einzelheit sei hier noch angemerkt: wünschenswert würde es gewesen sein, wenn gemäß dem Sprachgebrauch der neueren Psychologie, wie er besonders von Wundt durchgeführt ist, eine strengere Scheidung zwischen den Begriffen „Empfindung“ und „Gefühl“ vorgenommen wäre.

Am die Erörterung der einzelnen Dichtungsarten schließt sich ein interessantes Kapitel über das Seelenleben des Dichters; ein näheres Eingehen darauf verbietet leider der Raum. Die wesentlichen Charakteristiken der Dichterseele: die potenzierte Energie der Anschauung, der Empfindung und des Ausdrucks, das erfinderische Spiel der Phantasie, die Ausdrucksformen des Dichtergeistes und ähnliche Probleme werden von Wolf einer eingehenden Analyse unterzogen.

Den Schluß des Wertes bildet ein kurzer Überblick über die Entwicklung der Verskunst: die Metrik mit Einschluß der künstlerischen Prosaform.

Wenn dem trefflichen Buche zum Abschied noch ein besonderes Lob gespendet werden darf, so sei es dies, daß sich in ihm philologische Genauigkeit und philosophischer Scharfsinn in glücklicher Weise vereinigen.

Heinrich Brämsc.

Romane.

Rosa Mayreder: „Ibole“.
S. Fischer, Berlin, 1899.

Dieses Buch wird auf dem Umschlag ein „Roman“ genannt. Die Verfasserin nennt es auf der inneren Titelseite „Geschichte einer Liebe“. Aber beide Bezeichnungen treffen nicht ganz zu. Die einfache, sehr innerliche, in der Ichform geschriebene Erzählung ist kein Roman, denn es fehlt nicht nur jede eigentliche Handlung, sondern auch ein wirklicher seelischer Konflikt; andererseits ist sie auch keine „Geschichte einer Liebe“, denn die hier geschilderte Liebe ist so subjektiv, so völlig imaginär, daß sie zu gar keiner „Geschichte“ führen kann. Ein junges Mädchen verliebt sich in den Arzt, der ihren kranken Vater behandelt. Sie sieht den vielbeschäftigten Geliebten nur bei der täglichen Krankenvsichte und wechselt während der ganzen Erzählung nur wenige Worte mit ihm. Aber ihre Gedanken und Phantasien beschäftigen sich unaufhörlich mit ihm, schaffen aus dem nüchternen, kalten und pedantischen Doktor einen romantischen Helden, umweben ihn mit dem Nimbus eines tiefen Welt Schmerzes und malen um sein Haupt eine Heiligengloriole. Dieses Phantom allein liebt sie, bis endlich dessen sehr reales Substrat durch eine Berufung nach einer entfernten Stadt ihren Augen entzogen wird. Sie erfährt, daß er sich mit einem gesunden, durchaus gewöhnlichen Mädchen verheiratet hat und sehr glücklich ist. Langsam zerfließt das Phantom in ihrer Seele, das das Idol ihrer ersten Liebe war. Die „Liebe“ des romantischen Mädchens ist in ihrer ganzen Reiveltät und Weltunerfahrenheit geschickt und drastisch zum Ausdruck gebracht. Der Leser wird gezwungen, mit der Heldin an die Realität ihres Idols zu glauben und merkt die Pointe erst am Schluß, voll Bewunderung für die große technische Routine, welche das Gelingen eines solchen Tones voraussetzt.

Max Meffer.

Ausländische Romane.

Marcel Prévost. Die Sünde der Mutter (Thonchette). Aut. Übers. a. d. Franz. München, Albert Langen. 1898. 304 Seiten.

Franz Verzege. Die Brüder. Erzählung. Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig, J. F. Neuperts Nachf. 197 S. (Samml. mod. Belletristik in- und ausländ. Autoren. III. B. 10.)

Gustaf af Geijerstam. Das Haupt der Medusa. Roman aus dem Schwed. von Francis Maco. 2. Aufl. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1899. 284 S.

J. M. Barrie. Der kleine Pastor. Roman. Aut. Übers. von M. Barnewitz. 1899. Gr. Richterfeld, Edwina Runge. 343 S.

Holger Draehmann. Hamburger Schiffergeschichten. Mit Autorisation des Verfassers in plattdeutsche Art und Sprache übertragen von Otto Ernst. Hamburg, W. Slogau jr. 1899. VIII und 156 S.

Koloman Mikszath. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 3 Bände. I. Das Gespenst in Lébtau. Aut. Übers. a. d. Ungarischen von Kedor v. Szoner. 141 Seiten. II. Intimes aus dem Menschenleben. Erzählungen und Skizzen. Aut. Übers. a. d. Ung. v. Josef Julian Graf Jamojski. 2. Aufl. 156 S. III. Die Kavaliere. Aut. Übers. a. d. Ung. von Kedor v. Szoner. 136 Seiten. 1899.

Als Goethe das Ideal vertrat, Deutschland zu einem Markte zu machen, wo alle Nationen das Beste ihrer Literatur zum Kaufe anbieten, da dachte er natürlich nicht an die Jahrmarkts- und Schleuderware, die auch schon vorher Deutschland überschwemmte. Leider vermehrt sich jetzt wieder das Angebot jener Überfluthungen, die Werke zweifelhaften Wertes den deutschen Lesern vermitteln.

Von den oben genannten Büchern hätten drei recht gut und überseht bleiben können. Prévost z. B. hat Besseres geschrieben als seine Thonchette, Interessanteres und Wahrscheinlicheres als diese Geschichte der Folgen, die ein Ehebruch für den unschuldigen Sprossen der wirklichen oder vermeintlichen Schuld haben kann. Prévost arbeitet mit den ganz gewöhnlichen Romanmitteln; wenn er sie auch mit Geschick und Pikanterie verwendet, so lag doch kein Grund vor, sie deutschen Lesern in Übertragung aufzutischen. Am ehesten läßt man sich noch die geschickte Zeichnung des Umschlages gefallen. Bei Verzege's Erzählung einiger lustigen, freilich unmöglichen Streiche hat der Übersetzer wenigstens die Ausrede, daß die ungarische Sprache für Deutschland ganz fremd ist; es wäre aber verfehlt, aus dieser schlecht komponierten Harmlosigkeit mit ihren Plattbelten und Hochheiten einen Schluß auf den Zustand der ungarischen Literatur zu ziehen. Weshalb läßt man eine so unbedeutende Leistung, die gewiß auch in Ungarn rasch vergessen sein wird, auf dem Weltmarkt erscheinen? Doch nicht etwa aus Haß gegen die Magyaren? Wer recht bescheiden ist und sich begnügt, eine kurze Eisenbahnfahrt zum Lachen über ein paar drollige Szenen zu verwenden, der greife zu dem Bändchen. Kopfzerbrechen wird es ihm nicht verursachen. Da gibt Geijerstam schon eine recht harte Nuß auf. Es ist eine technisch merkwürdige Doppelerzählung, indem wir zunächst durch Sixten Ebeling und dann durch Lore Sam so ziemlich dieselben Erlebnisse erfahren. Wir erhalten eine psychologische Studie, werden mit einem Entgleiten bekannt, den uns Ebeling von außen, er selbst in Tagebuchblättern von innen schildert. Manches Räthelhafte, Spul und Fernsuggestion kommt vor. Einiges ist dämmerig, besonders die Einleitung, daß man sich schwer zu-

recht findet. Aber das Buch macht doch wenigstens den Eindruck, daß es ein moderner, geistreicher Schriftsteller geschrieben habe. Wir hätten zwar nicht viel verloren, wenn es uns unzugänglich geblieben wäre, aber wir lassen es uns gefallen, da es einmal deutsch vorliegt. Einen höheren Rang nimmt *Warrie's* Roman ein, wenngleich in ihm die abenteuerlichen Ingredienzien der englischen Erzählungen nicht fehlen. Wenigstens stehen im Mittelpunkt zwei Menschen, deren Wesen, Verschiedenheit und Schicksal uns lebhaft beschäftigt, während die anderen Personen, besonders der Erzähler, uns zum mindesten interessieren. Der „kleine Pastor“ *Gavin Dishart* in seiner rührenden Weltunerfahrenheit, Unverbundenheit und seinem mächtigen Idealismus neben der prächtigen, abenteuerlichen, halbverderbten Irwishnatur *Hobbie's* ist ein beachtenswerter dichterischer Vorwurf. Dazu gesellen sich nun die zahllosen Bewohner von *Thrums* in Schottland, deren schwerfälliges und doch leidenschaftliches, trübes und doch rasch parteinehmendes Wesen in einer Reihe von sehr gelungenen Episodenfiguren zur Entfaltung des Geschehens beiträgt. Dazu nun manche Szenen, die fast offianisch anmuten, Naturschilderungen voll Kraft und Bedeutung für die Menschen, plastisch trotz aller Verschwoommenheit. Die Fülle von austretenden Personen hat freilich etwas Verwirrendes, aber die Hauptfachen sind klar und scharf herausgearbeitet. Auch die Übersetzung ist zu rühmen, da sie mit Geschick das Plattdeutsche für die Dialektreden des Originals einführt. Am meisten Freude machen aber die Geschichten, die *Otto Ernst* nicht nur in plattdeutscher Sprache, sondern auch in plattdeutscher Art übertragen hat. Diese heiteren und ernstesten Skizzen, Fremdes und Heimisches, Großes und Kleines paarend, nehmen den Leser ganz gefangen; er folgt den

tolle Einfällen der Halbtrunkenen, wie den trockenen Auseinandersetzungen an der Leiche des Stadtschäfers mit gleichem Behagen, nimmt manche Verbtheit ruhig in den Kauf, weil alles so selbstverständlich erscheint. *Drachmann* darf seinem Bearbeiter danken, daß er ihn mit solcher Liebe bearbeitete. Das ist nicht die Arbeit eines Übersetzers, sondern die Leistung eines Dichters. Beachtenswert sind auch die Schriften *Mikszath's*, der deutschen Lesern längst kein Fremder mehr ist. Was er bietet, könnte man am besten Studien des ungarischen Volkscharacters nennen. Sein Ton gleicht dem heiteren Plaudern, das Ernstes und Romisches, Rätselhaftes und Selbstverständliches mit guten Tönen, in wechselnden Formen leicht und amüsant erzählt. Neben dem kulturhistorisch interessanten Prolog über *Michael Kasparek*, neben einzelnen Skizzen ungarischer Typen verdient besonders die Schilderung der *Sarosfer Gascogner* hervorgehoben zu werden. Eine Fülle von Abstufungen einer einzigen Charaktereigenschaft begegnet uns in der Schilderung der Hochzeit zwischen *Andreas Czajciczky* und *Katharin Bajnóczy*; alle Personen vertreten mit echt aristokratischer Grazie den gesellschaftlichen Schein, hinter dem aber wenig Sein steckt. Kavaliere durch und durch, freilich ohne die Mittel zur aristokratischen Lebensführung; Erben einer großen Tradition, leider arme Teufel, die einen Tag voll Glanz mit wochenlangen Entbehrungen erkaufen; großartig, elegant, Künstler der Selbverachtung, dabei aller Glanz erbort, Grandseigneurs ohne Mittel. Der Wiener hat dafür einen unübersehbaren Ausdruck: Alles Plittri! Diesen Typus hat *Mikszath* von der lebenswürdigen Seite gezeigt und dadurch etwas an *Taubert's Tarascon* erinnert. Man degreift, daß er ein großes Publikum in Ungarn besitzt, weil er auch die Schwächen im günstigsten Lichte zeigt

Man kann all diesen überfäumenden, drolligen Vurschen nicht gram sein und hört von ihren Streichen gern, was der Verfasser so unterhaltend verrät. Einige Skizzen des zweiten Werkes lagen übrigens schon in Reclams Universalbibliothek überseht vor, so die originelle Gestalt des bekannten Märchens vom nackten König („die Kleider des Königs“).

Leipzig. R. M. Werner.

Dramen.

Die Giocanda. Eine Tragödie von Gabriele d'Annunzio. Berlin, S. Fischers Verlag. 1899.

Eine neue Art von Dramatikern erscheint um die Wende unseres Jahrhunderts. Sie ersehen die Jahrtausend alte Forderung nach τὸ ἀπαρὰ δ. ἡ. Handlung oder (wie Nietzsche überzeugt ist, vielmehr:) Geschehen durch Darstellung von Gefühlen, durch psychologisch-lyrische Kunststücke, welche eingehüllt sind in ein wunderbares Gewand leuchtender Worte. Woher diese Wandlung? Ist der Grund wirklich nur ein physiologischer? Haben unsere Dramatiker nicht mehr die Kraft und das Blut zum Schaffen eines wahren Dramas? Hier ist nicht Platz, dieses ernste Problem ausführlich zu erörtern. Jeder Leser, der dieses neue Werk von Annunzio, welches „Eleonore Duse mit den schönen Händen“ gewidmet ist, ausgekostet hat, wird irgendwie, wenn auch nur unbewußt, mit seinem Organismus, zu diesem Problem Stellung nehmen.

Diese neue Art des „Dramas“ ist kein Zufall der Poesie. In allen modernen Literaturen taucht sie auf, ein bißchen präpotent und von eifrigen Klüngen gefördert. Das D'Annunzio in Italien, das ist Maeterlinck in Frankreich und in unserer Poesie Hugo von Hofmannsthal. Die stärkste dramatische Ader von diesen dreien hat gewiß Maeterlinck. Die

Liese der Hofmannsthalschen Poesie ist unantastbar; Annunzio überragt beide an artistischer Genialität.

Max Meffer.

Vermischtes.

Die Rechtsunsicherheit der Volksschullehrer und der Schulbureaucratismus. Beleuchtet durch den Fall Jilbig in Würzburg. Von F. A. Schröbter. (Verlag von Alfred Zahn, Leipzig.) M. 1,20.

Das hochinteressante Buch behandelt auf prinzipieller Grundlage skizzenmäßig die merkwürdige, größte Mißregelung des Würzburger Volksschullehrers Peter Jilbig — eines Mannes, der ein Vierteljahrhundert hindurch mit rastloser Hingebung an der eigenen Fortbildung und an der Förderung des Volksschulunterrichts mit anerkanntem Erfolge arbeitete. Jilbig ist auf pädagogischem Gebiet eine Autorität, ein philosophisch geschulter Kopf, ein gründlicher Beobachter und Kenner der seelischen Natur des Kindes, ein uner müdlicher, selbstloser, gewissenhafter, treuer Arbeiter in der Schule, ein leuchtender Charakter im Leben. Das vermögen auch seine Feinde nicht zu bestreiten.

Und diesen Mann züchtigte die vorge setzte Behörde mit doppelten Ruthen: mit strengem Verweis und Sperren einer Gehaltszulage im Betrage von 240 Mk.! Den charaktertätigen Lehrer straft man an seiner Ehre, dem berufseifrigen Arbeiter entzieht man das Brot! Ja, warum denn? Weil Jilbig der Schulbureaucratie nicht das Szepter küßte, weil er sich nicht der von der „Fach-aussicht“ erstrebten widersinnigen „Einheitslichkeit der Methode“ rückgratlos beugte, weil er als Mann mit einer selbsterarbeiteten pädagogischen Überzeugung seines Amtes am Kinde und am Volke waltete, weil ihm das Unmögliche

nicht möglich schien: innerhalb einer Frist von acht Tagen seine pädagogische Überzeugung abzulegen, seinen Charakter aufzugeben, seine Freiheit und seine Manneswürde zu opfern.

Nicht politischer Reaktion entsprang die Maßregelung eines hingebenden Lehrers, nicht politische Reaktion beraubte eine brave Familie eines Teiles ihres Brotes, nein, pädagogische Reaktion, betrieben durch den „Fachausschuss“, lud diese Schuld auf sich. Das ist das Beskrübende und Gefährliche an der merkwürdig tollen Geschichte. Was Jülig in Würzburg passierte, kann jedem Lehrercharakter im Lande passieren. Was soll unter solchen unsicheren Rechtsverhältnissen aus dem Lehrerstande werden? Was ist mehr wert: überzeugungstreues Wirken für Kind und Volk, oder der gefällige Dienst für nutzlosen Prüfungskram im Bunde mit einer schmiegsamen Verneigung vor der Person des augenblicklichen pädagogischen Machthabers? Der Bureaucratismus haßt jede selbstbewußte Individualität, jede schöpferische Kraft, jede eigenartige Idee. Schablone ist sein Ideal. Melchodenzwang bedeutet Tod alles pädagogischen Lebens. Pädagogische Freiheit ist für den jähigen, gewissenhaften Lehrer so notwendig wie das tägliche Brot.

Wer es gut meint mit Volk und Lehrer, greife nach dem Buche, nehme teil am Kampfe gegen die Bureaucratisierung der Volksschule. Schulen sollen nicht öde Zuchthäuser, Lehrer nicht trockene Zuchtmeister sein. Möge das Buch der zeitgemäßen Lösung: Mehr Recht, mehr pädagogische Freiheit dem Lehrerstande! überall im Lande neue Kämpfer und Zeugen erwecken!

XYZ.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Polen. Die „Poinische Rundschau“ (Przeegląd polski, bespricht) J. Döllan-

ders „Kryes Blut“ sehr anerkennend. — In der „Bibliotheka warszawska“ spricht Martin Offcha über den „Modernismus in Deutschland und St. Prązbyzjewski“, den er den talentvollsten des heutigen Jungdeutschland nennt. In dieser Studie wird Prązbyzjewskis Rolle in der deutschen Moderne als dominierend hingestellt. Wie ein glänzender Komel sei er über die Deutschen hingegangen und habe Bewunderung und Schrecken erregt u. s. f. Aber auch — unbändige Heilerkei, hätte Herr Offcha hinzusetzen müssen. Die Führerrolle des Herrn Prązbyzjewski existiert wohl nur in seiner polnischen Einbildung. Thatsache ist, daß er auf einen Musiker von der Bedeutung R. Ansforges, auf jugendliche Kritiker wie Müller-Brud stark gewirkt hat, sein poetisches Schaffen hat aber nur den Wert einer grotesken Manieriertheit, die ihre produktive Dynamik hinter Stilziffern zu verbergen sucht. Für mich der größte unstreiwilige Humorist, den ich kenne. Wenn eine Persönlichkeit muß in diesem Mann doch stecken, der jezt in Warschau und Lemberg die polnische Litteratur bis auf den Grund aufrührt und Litteratur wie Litteraten überall durch die Aneipen schleift.

L. J.

Frankreich. Im „Journal des Débats“ (21. Aug.) charakterisiert J. Reyffé die Poesie Johannes Schlops.

Die „Humanité Nouvelle“ (10. Okt.) bespricht deutsche Lyriker. Zuerst Ludwig Jacobowski, den sie neben Villenon und Desmet stellt, dann Karl Henckell, den „Dichter der Kwansgarde“, den Bergmann Heinrich Raempchen,*) ein Wert W. v. Wagers „Die Bücher Rains“, die Schule der Holz-Poeten, die nur „litterarische Kuriositäten“ geschaffen hätten, schließlich die „Poetischen Fing-

*) über diesen referierte ich in Walde. L. J.

blätter* Wiens und H. Menners „Lyrisches Wien“.

Nordamerika. Im „Criterion“ würdigt Hrl. W. J. Colbron das Schaffen Max Galbes. Sie gedenkt des Erfolges der „Jugend“ und bebauert das Schicksal des Verfassers, der das Publikum durch sein Erklärungswerk so verwöhnt hat, daß er es nicht mehr befriedigen könne.

Armenische Litteratur.

Arçay Tschobanian hat soeben in Paris eine Monatschrift mit dem Titel „Anahit“ begründet. Wir hoffen, daß dieses ausschließlich literarische und künstlerische Unternehmen mit dem Zweck, zwischen östlicher und westlicher Kultur und Litteratur zu vermitteln, bei den Armeniern großen Anklang und gute Aufnahme finden wird. Tschobanian leitet die Zeitschrift mit einem Artikel „Die Aera“ ein, der eine sehr interessante gedrängte Darstellung der armenischen Revolution, ihrer Ursachen, Richtung und Nachwirkung giebt. Er weist nach, daß das Volk durch Meere von Blut waten mußte, um aus dem Schlaf, den es seit mehr als fünf Jahrhunderten schlief, wieder zum Leben zu erwachen. Schon steht man unter den Trümmern der Nation den Nationalgeist sich regen; die zersprengten Volksteile sammeln sich

und muhten, wie die Welt begriffen, sich sammeln, um den Kampf gegen den Jahrhundert alte Feind aufzunehmen. Inzwischen gründete man eine Reihe von Schulen, machte außerordentliche Anstrengungen, um die erhaltenen Wunden zu heilen. „Unsere Stärke beruht einzig und allein auf unserer moralischen und intellektuellen Kraft, die um so mächtiger ist, da es sich darum handelt, ein Element zu bekämpfen, welches aus unbekanntem Gründen seinen Geist jeder freien Bewegung verschließt und konsequent jede geistige Entwicklung aller benachbarten Nationen hindern möchte.“

Die Heroisität Armeniens, von Dr. Colonian (Anahit Nr. I). Der Autor setzt auseinander, daß die erbliche Wirkung des Alkoholismus, sowie die Jahrhunderte währenden Plakereien aus den Armeniern eine nervöse Rasse gemacht haben. Alle die Mergelien und der dauernde Todesstreben haben diese Nation, welche seit langem in der Degeneration begriffen, erschöpft: die Mütter, sagt Colonian, gebären in Ängsten . . . , sodann ziehen sie ihre Kinder in der Sklaverei auf oder von Schwermut und Trübsinn gebeugt. Diese nervöse Veranlagung schafft extravagante Erscheinungen, reizt zu maßlosen Gewaltstreichen, die bald zu den Alltäglichkeiten gehören, und zerrütet die Gesundheit der Nation.

Jabel Ohaneffian. (L'Hum. nouv.)



Büchertisch.

Bard, E., les Chinois chez eux. Paris, Armand Colin et Cie. 8°. 360 S. 4 fr.

Barthelemy, Adolf, Der dumme Teufel. Satirisch-fomisches Epos. 2. Aufl. Leipzig, Eug. Dieblichs. 8°. 200 S.

Bernheim, Dr. Benedikt, Der ambulante Gerichtsstand der Presse. München, Knorr & Pösch. 8°. 22 S.

Eulenberg, Herbert, Anna Walewska. Trag. in 5 Akten. Berlin, Joh. Sassenbach. 8°. 120 S. M. 2,—.

Flachs, Adolf, Römische Hochzeits- und Totengebräuche. Berlin, Georg Minuth. 8°. 68 S. M. 1,50.

Gregori, Ferdinand, Das Schaffen des Schauspielers. Berlin, Ferd. Dümmler. 8°. 155 S. M. 2,—.

Großheim, Emil v., Lexikon zur Goethe-Litteratur. Quakenburg, Selbstverlag. 8°. 78 S.

Grunwald, M., Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkstunde. Heft IV. Hamburg, Selbstverlag. 8°. 154 S.

Krieger, Hermann, Willi Meier. Ein Zeitspiegel. Hamburg-St. Georg, W. Reith. 8°. 192 S.

Larfen, Erich, Entehrende Arbeit. Drama in 4 A. Dresden, E. Pierfon. 8°. 146 S. M. 2,—.

Losehradu, Em. Sl. Z., Krety Samoty (Gedichte). Prag. 8°.

Lewinstein, Gustav, Warum die Juden nicht Christen werden können. 8°. Selbstverlag. 24 S.

Maerlinck, Maurio, Weisheit und Schicksal. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit Schmuckleisten von Alart du Hameel und den Totentanz-Initialen v. Hans Holbein. Leipzig, E. Diederichs. 8°. 229 S. M. 4,50.

Martens, Kurt, Aus dem Tagebuch einer Baronesse von Treuth und andere Novellen. Mit Zeichnung von B. Caspari. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 178 S. M. 2,—.

Menge, Prof. Dr. Hermann, Die Oben und Epoden des Horaz. 2. Aufl. Berlin, Langenscheidtsche Buchhandl. 8°. 505 S.

Moeller-Bruck, Arthur, Moderne Litteratur: Bd. V, Mythen. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 47 S. M. 0,50.

Müller, Marx, Lieber und Legenden. Berlin, Freund & Jodel. 8°. 144 S. M. 2,—.

Kaleca, Irene de, Bencimen bei Tisch. Regensburg, C. Pahl. 32 S. M. 0,50.

Kanke, J. Fr., Erziehung und Beschäftigung kleiner Kinder. 9. Auflage. Elberfeld, Baedeker'sche Buch- und Kunsthandlung. 8°. 338 S. M. 3,—.

Reimar, F. L., Schwere Bürde. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 8°. 109 S. Brosch. M. 0,50, geb. M. 0,75.

Salomon, Simon, Im Lande der Quellen. Sage und Dichtung. Trier, F. W. Linh. 127 S. M. 1,50.

Schwabe, Jenny, Frauen-Briefe: Die Kontoristin. Leipzig, C. Kempe. 8°. 44 S. M. 0,50.

Silling, Marie, Die Familie Schröter. Erz. f. junge Mädchen. 2. Aufl. Berlin, D. J. Weidinger. 8°. 207 S. M. 3,—.

Söhnkorff, Alfred, Im bunten Rock. Novellen aus den österr.-ungar. Garnisonen. Dresden, E. Pierfon. 8°. 232 S. M. 3,—.

Steffen, Gustav F., England als Weltmacht und Kulturstaat. Stuttgart, Kolbing & Bückle. 8°. 432 S.

Strauß, Emil, Don Pedro. Tragödie. Berlin, S. Fischer. 8°. 174 S.

Sutiner, Bertha von, Im Berghaufe. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 121 S.

Sierck, Erna, Gedichte. Dresden, E. Pierfon. 8°. 94 S. M. 1,50.

Sierordt, Heinrich, Neue Balladen. 2. Auflage. Heidelberg, Carl Winter. 126 S.

Japp, Arthur, Lilien auf dem Felde. Roman. Dresden, E. Pierfon. 8°. 311 S. M. 3,—.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt von **Arnold Strauß** in Leipzig bei, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowksi in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
 Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Brunst in Minden i. Westf.



Donnerstag



Band IV. * 1899. * Heft 4.

Sittlichkeit!?!

Von Mathieu Schwann.

(Gausen.)



Die lex Heinze wurde vor nicht langer Zeit im Reichstag beraten. Von Eindämmung der Prostitution und der Erhöhung der Sittlichkeit war wieder einmal viel die Rede. In Berlin tagte am 9. Januar 1899 eine Frauenversammlung, welche sich mit der Schutzlosigkeit der Frauen und ebenfalls mit der Sittlichkeit befaßte. Man hat auf allen Seiten das Gefühl, hier sollte etwas geschehen. Aber was? — Was?

Frau Schulrat Dr. Tauer erzählte, der Chef der Berliner Kriminalpolizei habe ihr und einigen anderen Damen einen Einblick in die Verhältnisse der Prostituierten gestattet. Sie hätten Frauen und Mädchen jeden Alters, elegant und ärmlich gekleidet, mit frechem, aber auch mit verzweifeltstem Gesichtsausdruck gesehen. Selbst Mädchen von 11¹/₂ und 12 Jahren sünden bereits unter sittenpolizeilicher Kontrolle.

Frau Rechtsanwältin Bieber-Böhm forderte Polizeimatronen. Alles sei zu thun, um die gefallenen Mädchen wieder auf bessere Wege zu bringen und sie erst nach mehrmaliger vergeblicher Verwarnung auf die Sittenliste zu setzen. Vielfach treibe die Not die Mädchen dem Vaster zu.

Ich las das alles und schüttelte den Kopf. Einen guten, schönen Willen zeigen, einen tapferen Willen, und diesen Willen Sturm laufen lassen gegen Phantome, ist für mein Empfinden mehr als naiv, es erinnert mich ein solcher Anblick an Cervantes. Nur lache ich nicht, sondern ich werde ernst und traurig.

Was heißt denn Prostitution? Was ist denn Laster? Was ist Sitte und Sittlichkeit?

Unter Prostitution verstehe ich und kann nur verstehen die gezwungene Hingabe eines eigenen Wertes gegen äußeren Lohn. Ob ich das nun mit meinen leiblichen oder geistigen Fähigkeiten, ob ich es unter den Formen der Ehe oder außer der Ehe thue, ist für mein Empfinden vollkommen gleichgültig. Die Frau, welche für ihren Sohn oder ihre Tochter nur eine „gute Partie“ sucht, ist für mein Empfinden eine Stupplerin. Sie erzieht ihre Kinder zur Prostitution. Der Begriff der Prostitution hört aber für mein Empfinden augenblicklich da auf, wo ein gegenseitiges Wohlgefallen ausschlaggebend ist. Und da möchte ich doch fragen, ob wir ein Recht haben, diesen ethischen und ästhetischen Faktor, der, wie mir jeder ehrliche Mensch bezeugen kann, gar keine kleine Rolle in der sogenannten Prostitution spielt, so ohne weiteres zu unterschlagen? Prostitution ist es, wenn ich als Schriftsteller auf Anfrage einer Zeitung, eines Verlegers eine Schrift verfasse und liefere, die meine Überzeugungen nicht ausspricht, sondern dieselben unterdrückt oder ihnen geradezu widerspricht. Ich prostituire mich nur dann, wenn ich einen Eigenthum da in Kauf gebe, wo mich keine Neigung, kein Wohlgefallen, keine Liebe huzieht. So wird z. B. in meinem Gefühl die Hingabe eines Gatten an die Gattin oder umgekehrt zu einem Acte der Prostitution, wenn sie nicht der Neigung, sondern lediglich dem Zwangsgebote der ehelichen Pflicht entspringt. Und zwar ist dies nicht nur dann der Fall, wenn die Ehe nicht auf Neigung und Wohlgefallen aufgebaut ist, sondern auch dann, wenn sie dies im allgemeinen wohl ist, aber Neigung, Wohlgefallen, Liebe augenblicklich bei einem Teile stumm sind und trotzdem aus irgend einem äußerlichen Grunde eine Hingabe erfolgt.

Wo dagegen Neigung, Wohlgefallen, Liebe die treibenden Faktoren sind, wird eine Hingabe niemals zur Prostitution, auch dann nicht, wenn eine der beiden Personen der anderen ein Liebesgeschenk in Form einer größeren oder geringeren Geldsumme macht. Denn Geld allein macht die Prostitution nicht aus. Wenn ich einer für Fortschritt und Freiheit eintretenden Zeitung eine Arbeit liefere und dafür Geld empfangen, so ist das keine Prostitution für mich, weil hier einfach meine eigene Neigung und Überzeugung den Ausschlag giebt. Wenn ich aber gegen ein Honorar meine schriftstellerischen und geistigen Fähigkeiten in den Dienst einer Zeitung stelle, deren allgemeine Tendenz ich nach meiner Überzeugung nicht vertreten kann, wenn ich also meine Neigung unter-

drücken muß, um nur Geld zu bekommen, so prostituiere ich mich genau in dem gleichen Maße, wie sich ein Mädchen prostituiert, das sich einem Manne hingiebt, den sie sich, von der Not nicht gedrungen, lieber tausend Schritte vom Leibe hielte. Wer dieses Übel treffen und aus der Welt schaffen will, ist auf dem rechten Wege, aber so im allgemeinen von Prostitution reden, wo keine vorliegt, ist falsch, ist weder sittlich, noch zeugt es von hohem Verstande. Und so sage ich ruhig: je mehr Sittenpolizei, je mehr gesetzliche Bestimmungen, je mehr Zwang und Aufsicht über die Menschen hier geschaffen wird, um so weniger Sitte und Sittlichkeit kommt hinein, um so mehr wird alles in die allgeringste Zone des menschlichen Empfindens hinaabgezogen.

Das Laster! Was ist das? Ich will es einmal definieren als die Unfähigkeit eines menschlichen Organismus zum Widerstand gegen einen seiner Triebe. Ob ich trinke, weil ich trinken muß, weil ich mir durch fortwährende Reizung der betreffenden Nerven einen nie zu stillenden Durst angezueht habe, ob ich geschlechtlich aus demselben Grunde keine Ruhe habe, ob ich geistig auf alles reagieren muß, was mir vor die Augen kommt, ist ganz einerlei. Alles entspringt demselben Mangel an Gesundheit, an Gleichgewicht in meiner eigenen Konstitution. Wer also das Laster treffen will, müßte es in seinem jedesmaligen Grunde treffen wollen und nicht nur in einer seiner Erscheinungen.

Nun ist aber gar keine Frage, daß diese furchtbare Überreizung auf geschlechtlichem Gebiete nicht zum mindesten Teil von der absolut falschen und widernatürlichen Auffassung herrührt, welche den geschlechtlichen Verkehr geradezu verbietet, welche das Natürliche als das Verwerfliche an sich betrachtet und die Jugend in diesem Geiste erzieht. Ein junger Mensch, mit dieser verächtlichen und verabscheuungswürdigen Anschauung durchseucht, verliert das Gleichgewicht sofort, wenn er diese Anschauung vom Leben selbst desabouiert findet. Er sagt sich: man hat mir etwas vorgelogen! und mit diesem einfachen, seiner Jugend durchaus entsprechenden radikalen Urteil wirft er nun alles über Bord, was er bisher für richtig betrachtet hatte, was ihm Halt und Rückhalt bot. Die bisherige Zurückhaltung des geschlechtlichen Triebes rächt sich nun durch freiesten, wildesten Ausbruch. Und Hunderte und aber Hunderte von jungen Menschen bilden sich so einfach zu Virtuosen des Geschlechtstriebes aus, das heißt, sie vermögen in dem Leben nichts mehr anderes zu sehen, als in Bezug auf diesen Trieb. Mit ihm bringen sie alles in Verbindung, von diesem einen Standpunkt geht ihr Urteil über alle Gebiete des Lebens. Mit der Mächtigkeit dieses Triebes steht diese

Wirkung, welche er vollbringt, in vollstem Einklang. Aber der Mensch ist nicht nur Geschlechtsstier, und deshalb empfinden wir die gewaltige Ausdehnung dieses einen Triebes und der von ihm erzeugten Anschauungen über alle Gebiete des Lebens als Verberstärkt, als Verkehrtheit.

Wer darum diese verhindern will, müßte die unnatürliche Spannung zu allererst zu verhindern suchen, in welche unsere Jugend durch eine falsche Erziehung versetzt wird. Auf dem Lande sind alle Kunststücke des Geschlechtsgenusses genau so ausgebildet, wie in der Stadt, aber auf dem Lande fehlt eins: die unnatürliche Spannung. Es giebt sich alles natürlicher, es ist ein fröhliches, gesunderes Genießen; der Verlust des Gleichgewichtes ist hier bei weitem nicht so verbreitet, wie in den Städten. Mädchen, die nicht viel älter waren, als solche, welche in Berlin unter Polizeiaufsicht stehen, habe ich „Mutterles“ und „Vaterles“ spielen sehen, aber sie spielten nicht mit Erwachsenen, sondern mit ihren eigenen Altersgenossen, und als ich stehen blieb, mir das „unzüchtige“ Schauspiel zu betrachten, lachten die Kinder, wie eben Kinder lachen, die sich bewußt werden, eine Dummheit gemacht zu haben. Von Vaster war hier auch nicht die Spur zu entdecken. Diese Kinder werden nun mit dem Fortschreiten ihrer normalen natürlichen Entwicklung und mit der allmählich eintretenden Klarheit über den Zusammenhang zwischen Zeugung und Geburt etwas zurückhaltender werden, aber eine Verberstärkt wird nicht eintreten, welche sie das Natürliche als unnatürlich empfinden ließe. Und aus diesem Grunde allein werden unsere rechten Bauerngegenden, wie die vom Abgeordneten Spahn im Reichstag erwähnten Länder Bayern und Mecklenburg, eine höhere Durchschnittsziffer an unehelichen Geburten aufweisen, nicht weil sie sittlich tiefer stehen, als andere Gegenden, sondern weil ein natürliches Sehnen hier noch mit natürlichen Augen betrachtet und auf natürliche Weise befriedigt wird. Uneheliche Geburten gab es in Bayern stets viele. Die Zunahme derselben aber erkläre ich mir aus dem einfachen Zusammenfluß zweier Elemente: 1. der natürlichen Auffassung des Geschlechtsverkehrs selbst, 2. aus einer gerade diesen Punkt betreffenden freieren Denkungsart, welche namentlich durch den Aufenthalt der jungen Männer in Städten und Garnisonen erzeugt wird. Es ist gar nicht zu vermeiden, daß dieses zwei- oder mehrjährige Herausreißen der männlichen Jugend aus ihrer bisherigen Umgebung, Beschäftigung und Lebensweise auch die Anschauungen derselben beeinflusst, daß also die Heimkehrenden die vorsichtslösere Bethätigung des Geschlechtstriebes, wie sie sie in den

Städten gesehen und gelernt haben, weiter auszuüben gesonnen und gezwungen sind.

Laster! Jedenfalls ist Heuchelei keine Tugend, sondern eine der widerlichsten und verderblichsten Erscheinungen im heutigen Gesellschaftsleben. Und da frage ich doch, ob die sogenannte Prostituierte mit „frechem Gesichtsausdruck“ — eine vorurteilsloser und objektiver sehende Frau würde hier vielleicht nur einen „offenen Gesichtsausdruck“ bemerkt haben — ich frage, ob eine solche Prostituierte nicht trotzdem hier etwas vor den sogenannten anständigen Mädchen und Frauen voraus hat, welche mit allen List und Chikanen auf den Männerfang ausgehen? Der Gesichtsausdruck jener thut wenigstens offen dar, daß sie aus ihrer Beschäftigung kein Hehl macht. Wenn Ehrlichkeit eine Tugend ist, die Tugend, nicht etwas anderes scheinen zu wollen, als man ist, so haben die sogenannten Prostituierten zum großen Teil diese Tugend, und das Laster der Heuchelei ist anderswo zu suchen. Und wenn die Ehrlichkeit zur Frechheit, zur Schamlosigkeit wird, so frage ich ferner, ob das sittliche Nasenrumpfen und Achselzucken der sogenannten anständigen Frau, diese zwar nicht schamlose, aber unverschämte Demütigungs-, Befehrs- und Bevormundungssucht, ob nicht die hochmütige Borenthaltung in menschlicher Achtung, deren sich die „gebildeten“ Kreise den Mädchen der Freude gegenüber schuldig machen, die Frechheit dieser notwendig züchten muß? Ist diese Frechheit nicht fast die einzige Waffe, mit der solche Mädchen der menschlichen Unverschämtheit ihrer Mitschwester und Mitbrüder gegenüber sich zu verteidigen vermögen? Damit ist diese Seite der Sache allerdings erst als Erscheinung erklärt. Im Prinzip bleibt die Frage offen, und im Prinzip fällt sie zusammen mit der Frage: was ist denn Sittlichkeit?

Beantworten wir diese Frage wortgemäß, so wäre Sittlichkeit das, was der Sitte entspricht. Damit kommen wir nicht aus. Denn die Sitte ist etwas sehr Wandelbares, und so könnte es auch sein, daß die wirkliche Prostitution, daß Mord und Totschlag Sitte würde. Wir müssen tiefer greifen. Sagen wir einmal etwas metaphysisch: Sittlichkeit ist die reine Blüte am gesunden Wachstum eines Volkes, des einzelnen, der Menschheit. Wie weit kommen wir damit? Theoretisch vielleicht sehr weit, aber in der Praxis des Lebens stolpern wir mit dieser Erklärung sofort bei der allerersten wirklichen Erscheinung. Denn hier tritt uns eine Individualität gegenüber, welche von der Natur so geschaffen ist, wie sie ist, welche gar nicht anders sein kann, als sie ist, welche darum auch verlangt, daß wir an ihr Denken und

Thun absolut keinen anderen Maßstab anlegen, als den, den sie selbst uns bietet.

Nehmen wir z. B. einmal an, jener Satz habe irgend eine andere, als eine spekulative Bedeutung, als die Bedeutung eines höchsten Wunsches, den wir erfüllt sehen möchten, so stehen wir mit diesem Maßstabe der einzelnen Persönlichkeit doch ganz ratlos gegenüber. Bleiben wir auf dem geschlechtlichen Gebiete, so wäre die praktische Auflösung jenes Satzes die, daß sich der Mensch seiner Fähigkeit zu zeugen eben in voller Seelenruhe und mit freudiger Erwartung bediene. Er weiß, was er thut, wenn er sich geschlechtlich bethätigt, und er weiß, was er von dieser Bethätigung zu erwarten hat. So müßte es sein, hätte jener Generalsatz Bestand vor der Wirklichkeit. Es ist aber nicht so. Hunderte, Tausende von Frauen begegnen uns, wo uns der erste Blick lehrt, daß sie zum Gebären nicht geschaffen sind. Tritt ihnen gegenüber der Wunsch des Mannes nach Verbindung zum Zwecke der Wiedererzeugung seines Wesens in einer dieser Frauen sofort soweit zurück, daß er sein Denken gar nicht einmal mehr streift, so tritt vielleicht gerade einer solchen Frau gegenüber der andere Wunsch nach einem solchen, geschlechtlichen Ausgang besonders scharf hervor, und je einseitiger er ist, um so heißer. Das beruht nicht auf Berechnungen, sondern der Instinkt sagt dem Manne hier, daß er gerade bei einer solchen Frau eine Höhe der geschlechtlichen Lust finden werde, wie selten anderswo. — Und forschen wir nun im Wesen dieser Frau, so verkündet uns die Furcht, die mehr oder weniger vorhandene Abneigung vor der Geburt, welche sich bis zum schauernden Ekel zu steigern vermag, daß die Natur in diesem Wesen ein Element ausgeschaltet hat, was die sogenannte Sittlichkeit des Alltags bei jedem Weibe unbedingt voraussetzt und auf welches sie den höchsten Beruf des Weibes basiert: die Fähigkeit und die Sehnsucht, Mutter zu werden. Hier tritt also ein festes Gebilde der Natur der sogenannten höchsten Sittlichkeitsforderung ebenderselben Natur ablehnend gegenüber. Was nun?

Offenbar wird oder sollte kein Mann ein solches Weib zu seiner ehelichen Gattin machen, es sei denn, daß er den natürlichen Zweck der Ehe, die Erzeugung gesunder Nachkommenschaft, von vornherein aus seinen Absichten ausschheidet. Aber ist es nun auch sittlich, diesem Weibe die Bethätigung jener Fähigkeit zu untersagen, welche die Natur ihr in doppeltem und dreifachem Maße verliehen hat, die Fähigkeit, die Freuden der Liebe anzutheilen nach dem Maße ihres Könnens und Wohlgefallens? Jeder Pfaffe, und nicht nur dieser, sagt hier sofort:

„Ja! Die Bethätigung dieser Fähigkeit muß unterbleiben!“ — Ich aber sage: Nein! Denn hier tritt mir das lebendige Recht der Persönlichkeit vor das Recht der Abstraktion. Die Persönlichkeit hat vor allem das Recht, sich von den Freuden des Lebens diejenigen Blüten zu pflücken, die ihr angemessen und erreichbar sind. Die Persönlichkeit ist ein Wirkliches, keine Abstraktion, und ihr gegenüber hat darum jede Abstraktion zurückzustehen. Wollen wir das nicht, so müßten wir erst das Aussterben solcher Persönlichkeiten bewirken und abwarten, um dann mit dem Normalstadium in der Wirklichkeit den Anfang zu machen. Denn hier liegt wenig an Erziehung und Ausbildung, hier liegt fast alles an der Grundanlage, und die Grundanlage ist die Erzeugung solcher Persönlichkeiten.

Ich schalte ein, daß jene Eigentümlichkeit nicht nur bei gewissen Frauen vorkommt, sondern ebenso bei den Männern. Es ist nicht der absolute Egoismus, welcher den Mann dazu treibt, ein Hagestolz zu bleiben und nicht Vater zu werden, sondern es ist dieser Egoismus und der aus ihm erzeugte Entschluß schon vorbedingt in der natürlichen Anlage eines Menschen selbst. Auch die ökonomischen Verhältnisse sind nicht Ursache der Enthaltung von der Ehe, sondern sie helfen höchstens eine schon vorhandene Anlage bestärken.

Und nun mache ich einen Schritt auf das Gebiet der Physiologie hinans, der vielleicht manchem Physiologen sehr gewagt erscheinen dürfte. Aber das macht nichts. Es handelt sich für mich zunächst um die schematische Feststellung eines Verdens, welches jeder, beobachtet er die Wirklichkeit, selbst bestätigt finden kann, wenn auch diese Beobachtung nicht soweit gediehen sein mag, um in der nur mit greifbaren Größen rechnenden Wissenschaft Anerkennung und Verwertung zu finden.

Die Physiologen haben nach den Bedingungen eines gefunden Menschentums geforscht. Und da hat sich unter vielen anderen auch die Thatsache ergeben, daß ein gewisses Alter der Eltern eine der erheblichsten Vorbedingungen zur Erzeugung gesunder und kräftiger Kinder ist. Unter 45 Jahren erzeuge der Mann mit einer nicht zu jungen Frau die kräftigsten Kinder, sagen sie. Es ist selbstverständlich, daß hier schon wieder eine Normaltafel zu Grunde liegt. Denn der Mann unter 45 Jahren muß ein normaler, gesunder Mann sein. Es ist ebenso klar, daß ein 30jähriger, welcher seine Energie bereits so weit erschöpft, daß sie lahmer und geringer ist, als die eines normalen Mannes mit 45 Jahren, auch keine kräftigen Kinder mehr zu erzeugen vermag. Was aber auf den ersten Blick nicht klar ist, das ist folgendes: der

zeugende Vater, die gebärende Mutter selbst sind keine reinen Naturprodukte mehr; sie bedeuten keinen Anfang, sondern eine Fortsetzung im Schaffen der Natur, und manchmal schon eine gar sehr dem Schlusse zudrängende Fortsetzung. Wenn wir nun auch von einer ewigen Wiedergeburt in der Natur reden, so kann doch nur wiedergeboren werden, was vorhanden ist, und nichts anderes. Hier tritt demnach der Einfluß der Geschlechter, der Volkentwicklung selbst in Sicht.

Hätten wir die reine Inzucht innerhalb der Geschlechter, so würden wir sehen, daß ein solches Geschlecht seine Energie durch Zusammenfluß aller Einzelenergien allmählich bis zum höchsten Punkte steigerte, um dann, sich selbst verzehrend, abzusterben wie ein einzelnes Individuum.

Diese Erscheinung wird dadurch komplizierter, daß wir eben keine reine Inzucht haben, sondern alle Geschlechterbildungen durcheinanderfließen, sich also alle möglichen Potenzen und Komponenten verbinden, und daraus ein Chaos der Einzelorganismen entsteht, in welches Ordnung zu bringen scheinbar rein unmöglich ist. — Ein lange Jahrhunderte der Inzucht ergebendes Volk im großen Spielraum des ganzen Volkslebens hätten wir vielleicht in den heutigen Spaniern zu sehen. Sie sind, kommt keine Bluterneuerung, scheinbar am Ende ihrer Energie angelangt. — Das Chaos jener Einzelbildungen ließe sich an der Vorstellung deutlich machen, daß einmal alle Bäume sich gegenseitig befruchteten. Eine Eiche kreuzt sich mit einem Apfelbaum, eine Tanne mit einer Ulme, eine Weide mit einem Birnbaum u. s. w., dann die Sprossen dieser Kreuzungen wieder alle untereinander, sowohl mit raffe- und artechten, wie mit schon entarteten. Man denke sich dieses Bild aus, und man würde ein Parallelbild zu der Menschenentwicklung erhalten, wie wir sie heute zum Teil schon haben.

Ich kehre zur Entwicklung meines Schemas zurück. Ein Mann im besten Alter verbindet sich mit einem Weibe im besten Alter. Das Kind dieser beiden wird aber nicht nur die Eigentümlichkeiten beider Eltern haben, sondern darüber hinaus die Eigentümlichkeiten der Geschlechterfolgen, denen seine Eltern entstammen. Standen die Geschlechter vor der Entfaltung ihrer eigenen Energiehöhe, so wird das Kind einen Schritt weiter zu dieser Höhe hinaufmachen. Es wird ein lebendiges, mit schöner Gesundheit und Kraft begabtes Kind sein. Stand aber der Mann (oder die Frau) bereits trotz des eigenen kräftigsten Alters über der Höhe der vorangegangenen Bildungen, so kommt ein Mißgebilde heraus: das zur Höhe strebende Wollen des einen Teiles verbindet sich in dem Kinde mit der bereits entsagenden, nicht mehr könnennden Natur

des anderen Teiles, und das Kind wird die Anlage zu einer großen Disharmonie seiner eigenen Natur in seinem ganzen Leben nicht mehr loswerden: der Disharmonie zwischen seinen ihm von der einen Seite mitgegebenen Wünschen und dem von der anderen Seite stammenden Bedürfnis nach Ruhe. Es kann sein, daß das Kind die Lebensbedingungen nicht findet, unter denen sich diese Zwiespaltanlage gleichmäßig zu entwickeln vermöchte; es kann sein, daß nur eine dieser Anlagen zur Entfaltung kommt, daß sich z. B. das Wünschen ganz von der Wirklichkeit ablöst, ein wurzelloses wird und sich begnügt, Wunsch aus Wunsch auf den glänzenden Schwingen der Phantasie zu gestalten, daß die Thatfache dem Menschen niemals sichtbar oder in drückender Weise fühlbar wird, wie nur ein Versuch, die Wünsche in die lebendige Wirklichkeit zu übertragen, mißlingen mußte. Es kann auch sein, daß das Wünschen im Dunkel bleibt, daß es, wie genährt, von alltäglichen Geschäften mit Beschlag belegt, nie zu einem brennenden, verzehrenden Konflikt zwischen beiden Anlagen kommt. Aber wenn weder das eine noch das andere eintritt, wenn die umgebenden Verhältnisse die große Disharmonie im Wesen dieses Kindes gleichmäßig entwickeln, wollen wir dann das Kind dafür verantwortlich machen, wenn es uns nun in dieser großen Disharmonie erscheint? Das geht offenbar nicht, denn hier würde die formale und normale Sittlichkeit zur absoluten Unsittheit, weil sie eine schreiende Ungerechtigkeit wäre.

Nehmen wir nun aber zur Erläuterung noch ein weiteres an. Wählen wir eines der extremsten Beispiele, das uns möglich ist! Der Vater ist nicht nur der Sprößling einer bereits degenerierten Geschlechterfolge, sondern er ist obendrein selbst über die Höhe seiner individuellen Energieentwicklung hinaus und der Erschöpfung unmittelbar nahe. Die Mutter dagegen ist nicht nur ein Sprößling einer erst in ihren Anfängen stehenden, noch mit allen unentwickelten und undifferenzierten Energien in kompakter Masse begabten Geschlechterfolge, sondern sie steht auch selbst in dem Alter ihrer allerkräftigsten Persönlichkeitsentwicklung. Diese beiden erzeugen ein Kind. Wie unendlich mühte nach unserem Schema die Luft im Wesen dieses Kindes werden! Extrem in jeder Beziehung, unfähig, sich irgendwo zu konzentrieren trotz des gewaltigsten Dranges dazu, nur rasenden Impulsen folgend und ebenso ohnmächtig plötzlich zusammenbrechend — so mühte das Wesen dieses Kindes uns erscheinen. Was wollen wir einem also veranlagten Menschen gegenüber mit der Normal sittlichkeit? Er wird sie niederschlagen auf Schritt und Tritt. Ein solches Wesen ist doch z. B. nicht zu dem fähig, was wir

eheliche Liebe nennen, zu trennem Ausdauern an der Seite eines anderen Menschen. Es wird lieben, rasend lieben, auf den ersten Blick; es wird ohnmächtig zusammenklappen vor jeder sein Dasein bindenden Pflicht; es wird mit ebenso wütendem Anlauf diese „Pflicht“ über den Haufen rennen und es wird, liegen die Scherben umher, wieder mit gleich wilder Ohnmacht sich dem Weh überliefern. Da ist nichts, was diesen Menschen äußerlich fesseln könnte, nichts, gar nichts, als das liebende Eingehen auf seine Individualität. Gewinnen selbst, will ich einmal sagen, im Laufe seiner Entwicklung die Entsagungselemente die Oberhand, so ist das doch keine Sittlichkeit. Denn Entsagung ist für mein Gefühl so wenig sittlich, wie Ausschweifung. Beides sind Extreme und können nicht als Faktoren normaler Ethik in Betracht kommen. Und so wären denn anormale Naturen von Natur aus „unsittlich“.

Halten wir an dieser spießbürgerlichen Folgerung einmal fest, so müßten wir doch augenblicklich weiter folgern: Also sind anormale Naturen zu beseitigen. — Gut! Wie denn? — Durch Zuchthäuser, Irrenhäuser, Klöster, Hentersarbeit? — Unsinn! Auf eine solche flichschusterhafte Idee konnte man wohl kommen, als die anormalen Naturen noch eine große Minderheit waren. Heute aber, wo sie die große Majorität sind, sträubt sich unser Sittlichkeitsempfinden gegen diese rohen Mittel einer rohen Zeit. Wie also? — Durch Zeugung normaler Naturen? Das ist eine Illusion, wenigstens, wenn ihre Durchführung von heute auf morgen vollzogen werden soll. Es bliebe also nichts, als der Selbstmord. Wir müßten den Selbstmord begünstigen. Diese Forderung, so klipp und klar ausgesprochen, erscheint uns allen als das Non plus ultra einer Blödsinnsforderung. Über ihre Sittlichkeit oder Unsittlichkeit diskutiert man einfach nicht mehr. Aber ich glaube, gerade unsere Zeit und Gesellschaft hat zu dieser Erhabenheit kein Recht, nicht das geringste, denn sie thut gerade das, was ihr, ins Gesicht gesagt, eine solche entrüstete Ablehnung erweckt. Als Ankläger der hentigen Gesellschaft stehen die Zehntausend von wirklichen Selbstmördern da, welche jährlich auf dem Altare der „Sittlichkeit“ geschlachtet werden. Und nicht nur das. Mordet denn nur der sich selbst oder wird er gemordet — denn der Selbstmörder übernimmt nur das von der Gesellschaft etablierte Henterramt nicht an einem anderen, sondern an seiner eigenen Person — mordet also nur der sich selbst, der, von Not und Glend getrieben, zur Selbstvernichtung greift? O nein! Nicht nur das übermäßige Leid und Weh mordet, sondern in ganz gleichem Maße die übermäßige Lust und Ausschweifung. Die Zehntausende verdoppeln sich.

Und weiter: sehen wir einen Menschen Fiaker, Straßenlehrer, oder was weiß ich, werden; sehen wir Hunderte von Arbeitern, die ihr Dasein hinschleppen müssen, mit dem Gefühl, das Beste, was ihnen die Natur gab, niemals entwickeln zu können; sehen wir die Tausende von Menschen an der falschen Stelle, wo unterdrückt wird, was ihre schönste Fähigkeit bildete; sehen wir diesen Karnevalstrudel, wo keiner mehr sein Kleid trägt, sondern jeder das seinige am Leibe eines anderen sieht; so stehen wir schauernd still und sagen: Lauter gemordete Existenzen! Wandelnde Leichen, Menschen, die niemals zu ihrem Leben gelangten und die nun als Gespenster umgehen und die anderen schrecken. Die Zehntausende verzehnfachen sich. Wer ist ihr Mörder? — Sie selbst! — Wer beauftragte sie mit dem Venteraume an sich selbst? — Die Gesellschaft! Die allgemeine, die normale Sittlichkeit! Ist es nicht ein Hohn, nicht ein Satanspuk, so gräulich und schauerhaft, wie er sich mit der erhabtesten Phantasie nicht toller erdenken ließe? Die höchste Unsitlichkeit, das schauerlichste Mißgebilde menschlicher Gerechtigkeit im Gewande einer Göttin!

Ist es nicht genug, übergenuß damit, daß die Natur solche Disharmonien zuläßt? Müssen wir Menschen dieselben auch noch durch engbrüstige Einrichtungen verhundertfachen? Haben wir ein Recht, dem Menschen, welchem die Natur schon jede Freude an sich selbst, an seiner eigenen Harmonie versagte, auch noch die einzige Freude, die ihm vielleicht beschieden ist, zu versagen, die Freude einer täuschenden Moment-erlösung aus seiner Disharmonie? Müssen wir ihm nicht die Freiheit lassen, da wir seine Natur nicht zu ändern vermögen? Wird hier nicht jede normale Sittlichkeit zur höchsten Unsitlichkeit? Sieht es denn für eine normale Sittlichkeit überhaupt noch einen Platz in einem Volksleben, wenn dieses selbst die Wachstumszone der Einheillichkeit überschritten und in die Zone unendlicher Differenzierung und Individualisierung eingetreten ist? — Nein. Denn hier liegt der Kern der Frage: der Sittlichkeitsbegriff ist ein relativer, kein absoluter. Ist ein Volksleben auf dem Punkte angelangt, von dem aus seine Kräfte auseinanderstreben, so hilft ihm keine Sittlichkeitsrekonstruktion nach dem Schema der abgelaufenen Zeit mehr, da die Konzentrierung den Individuen in größeren Gebilden: Familie, Geschlecht, Sippe, Stadt-, Markgenossenschaft u. s. w. eine fest umschlossene und fast ausschließliche war. Hier hilft uns nur noch die Individualisierung der Sittlichkeit selbst, d. h. wir müssen gerecht sein und jeden Menschen nicht nach einem schematischen Vorurteil betrachten lernen, sondern nach der natürlichen

Anlage seines Wesens. Das ist nun allein Sittlichkeit. Haben wir dieses Wesen erfasst, so werden wir einem Menschen in seinen Drangsalen auch raten und helfen können, so daß er seiner Natur nach sittlich sein kann. Eine Uniformierung und Normalisierung wird hier, da ihr die natürliche Grundlage fehlt, zur rohen Außerlichkeit, und damit ein Verbrechen an der Entfaltung der einzelnen Person sowohl, wie am Volksleben überhaupt.

Und noch einmal kehre ich zu unserem Problem zurück. Ich setze den Fall, daß sowohl Vater wie Mutter eines Kindes nicht nur einer degenerierten Geschlechterfolge entstammen, sondern auch beide mit der letzten Kraft schöpferischer Energie kurz vor dem eigenen Erlöschen das Kind zeugen. Alle Degenerationsfaktoren sind vorhanden. Alle Schwächeelemente fließen zusammen. Nun wächst das Kind heran. Es hat, wie man sagt, seine eigene Natur. Und diese Natur ist selbstverständlich die Normalnatur der Jugend. Aber diese jugendliche Normalnatur ruht auf einem Boden, welcher vollkommen ausgefaugt, ausgelaugt und gegen den Andrang von Krankheitserregern und zu ihrer Bewältigung in keiner Weise mehr stark genug ist. Wir haben in einer solchen Menschenatur gleichsam eine Mischung zweier Lebensperioden vor uns, die Periode der Jugend in dem persönlichen Alter und Wachstum dieses Menschen, die Periode des Alters in den anererbten Qualitäten. Die Jugend giebt ihr alles Wollen und Sehnen und Wünschen, sie treibt zu Leben, Hoffnung und Zukunft; das anererbte Alter durchseht alle dieses Wollen und Sehnen und Wünschen mit den degenerativen Elementen und treibt zu Tod, Entsagung und Vergangenheit. So wird das eine Lebensalter dicht an das andere herangeschoben, sie durchdringen und umschlingen sich gegenseitig, was als Zukunftskeim emporschießt, wird von der Reife der Vergangenheit bedeckt, und so erhalten wir als natürliche Folge ein Schnellleben, einen rasenden Kräfteverbrauch, ein Keimen und Sterben ohne zwischenliegende Entwicklung, ein Hinübergreifen und Vorwegnehmen der Zukunft, die sich, weil sie nicht die Zukunft eines gesunden Werdens ist, nur als die Zukunft des Vergehens, des Greisenalters darstellt. Das Kind betätigt sich bereits in dieser Weise des reiferen Alters, der reifere Mensch zeigt die Natur des Greises. Wir haben den jugendlichen Dekadent; das zwölfjährige Mädchen erscheint vor uns, welches bereits unter Polizeiaufsicht steht; wir haben den Gymnasiasten oder sonstigen jungen Mann vor uns, der seine Manneszeit nicht erwarten kann, sondern in den Bahnen des ausgepichtesten Lebemanns nicht aus kindlicher Großmannsucht, sondern infolge eines

thatsächlich vorhandenen, unbezwingbaren Bedürfnisses seiner Natur einhergelegt.

Was ist nun einer solchen Anlage gegenüber Sittlichkeit? — Polizeiaufsicht etwa? — Es wird wohl keinen geben, der das behauptet. Was also? Gehen wir Schritt für Schritt vor! Eine Mischung von Jugend und Alter, Gesundheit und Morbilität, Kraft und dekrepitesten Auslagen steht vor uns. Die Normalsittlichkeit kommt und sagt: Du sollst — du sollst nicht. Diese Sprüche, die nichts nützen, nie etwas genützt haben und nie etwas nützen werden, kennen wir ja alle. Wir müssen einen anderen Weg suchen. Denken wir uns also eine solche unglückliche Mischnatur einmal in Verhältnisse gesetzt, welche alle und insgesamt die Stärkung der einen, der jugendlichen, gesunden Anlage bewirken; denken wir uns diese Natur verpflanzt auf den Boden einer absolut gesunden Natürlichkeit: sie lebt, spielt und arbeitet in freier, frischer Luft, sie schafft mit ihren jungen Gliedern den lieben, langen Tag; alle halben Anregungen, welche bei ihr nur eine Anreizung falscher Phantasien werden müssen, bleiben fern; und zwar so, daß nicht das Verbot, die Entziehung den Grund der Behandlung bildet, sondern umgekehrt weiteste Gewährung, aber mit der nebenhergehenden Stärkung der eigenen Antipathie, so daß es heißt: Du darfst, wenn du magst, daß also die Erziehung sich lediglich darauf beschränkte, das Nichtmögliche zu entwickeln, durch Pflege des Gesunden und Natürlichen die Begehrlichkeit nach dem Schwachen, Unnatürlichen und Entnervenden zu unterdrücken; denken wir uns, daß jede sich dennoch einstellende geschlechtliche Erregung nicht in der Spannung erhalten bliebe, sondern die Gelegenheit fände zu sofortiger naturgemäßer Auslösung; denken wir uns, das Zusammensein, die Gewöhnung der beiden Geschlechter aneinander von Kindheit auf würde nicht plötzlich zerrissen, sondern bliebe bestehen, so daß es für keines der Geschlechter an dem anderen mehr etwas zu raten gäbe, sondern alles sich vollkommen klar, jedem mystisch reizenden Dunkel, jeder lodenden Dämmerung entzogen darstellte; denken wir uns eine solche Mischnatur in eine derartig gesunde Umgebung verpflanzt, ihre Entwicklung unter solchen Verhältnissen vollzogen, so glaube ich: der Dekadencenatur würde das Feld bis zum letzten Winkel beschnitten, ihre Triebe könnten sich nicht oder nur kümmerlich entfalten, und wir müßten einen Menschen erhalten, der nicht nur für seine Person einer wirklichen Freude fähig wäre, sondern auch der Gesamtheit Freude zu erwecken vermöchte.

(Schluß folgt.)





Der deutsche Multatuli.*)

Von Gustav Landauer.

(Berlin.)

Ich weiß nicht, ob in diesem Jahre, das dem Gedächtnis Goethes, der so nachdrücklich für die „Weltliteratur“ eingetreten ist, geweiht ist, uns Deutschen eine bedeutungsvollere Gabe geboten wird, als dieser erste Band der deutschen Multatuli-Ausgabe.

Multatuli? Sonderbarer Name! Wer ist das? Hieß er wirklich so? Man erinnert sich, ab und zu seit Jahren in Zeitschriften da und dort dem Namen begegnet zu sein. Aber jetzt sollen, wie der Verleger ankündigt, rasch hintereinander sechs oder sieben starke Bände von diesem doch eigentlich Unbekannten erscheinen, und es giebt Leute, zu denen ich z. B. gehöre, die da meinen, damit dürfe es noch nicht genug sein: ein Band Briefe zum mindesten dürfe nicht fehlen.

Multatuli war ein Holländer, und das lateinische Pseudonym hat er sich beigelegt, weil er wirklich übermäßig viel gelitten und getragen hat. Von Hans aus hieß er Eduard Douwes Dekker und hat von 1820—1887 gelebt; seine Jugend verbrachte er in seiner Heimatstadt Amsterdam, von 1839—1856 lebte er in Holländisch-Indien als Verwaltungsbeamter, von da ab als unsteter Vagant, Prediger und Schriftsteller bald in Holland, bald in Deutschland oder Belgien, von 1866 an in Deutschland; in seinem Landhause in Niederlingheim starb er am 19. Februar 1887; in Gotha ist er verbrannt worden — verbrannt, wie es diesem großen Kezer gezieme.

Denn schließlich, wenn ich mich besinne, was er nun eigentlich war? ein Politiker? ein Agitator? ein Forscher? ein Freidenker? ein Dichter? es stimmt alles nicht, ist bald zu viel und bald zu wenig, ich wüßte keine geeignetere Bezeichnung für ihn, als diese eine: er war ein Kezer, ein Kezer in allem und jedem. Ein Kezer gegen den Herrgott, gegen den Staat, gegen die Moral und die Sitten, gegen die Gesetze der Ästhetik wie der Wohlauständigkeit, gegen die Dogmen der Aufklärer ebenso wie der Theologen. Will man ihn rubrizieren und ver-

*) Der Herausgeber begann die Reihe seiner Multatuli-Berdffentlichungen mit dem folgenden, im September 1899 erschienenen Bande: Multatuli. Auswahl aus seinen Werken in Übersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit, seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage. (392 S. gr. 8.) Titelzeichnung von Fidus. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis: broschiert M. 4,50, in modernen roten Weinwandband mit Titelprägung gebunden Mark 5,50.

gleichen, so muß man eine schon Mischung machen: eine Mischung etwa von Lessing, Fichte, Heine, Daffalle und Mabelais, und dann hat man immer noch keine Ahnung von dem Spezifisch-Origineellen und Eindringlich-Erschütternden seines Geistes und seiner elementaren Vehemenz.

Er war vor allem ein Mensch des Lebens; ungehemmte Lust am vollen Ausschöpfen der Lebensmöglichkeiten, der eigenen Anlagen und dessen, was er von den Reichkümern dieser Erde in seinen Daun zwingen konnte, war vielleicht sein stärkstes Erbteil. Als er aber dann in dieser kläglichen Zeit auf gar so viele Hemmnisse, gar so viel Elend und gewaltthätige und hinterlistige Niedertracht stieß, wurde er zum Thakemensch. Das war in Holländisch-Indien in seiner Stellung als Assistent-Resident, d. h. als oberster europäischer Beamter eines großen Bezirks. Da sah er die ungeheuerliche Ausbeutung, deren sich die Holländer und die eingeborenen Fürsten gegen die armen Javanen schuldig machten. Er hatte eine stolze, herrische und gebieterische Seele, aber er konnte Unrecht und Elend nicht sehen: die Macht über die Menschen, nach der ihn verlangte, war die Gewalt, die im Wohlthun und Beglücken liegt. Er trat in seiner Eigenschaft als Beamter gegen die schamlosesten Auswüchse des Raubsystems in den ostindischen Kolonien auf. Mit Feuereifer verfolgt er seine ewige einfache These: Der Javane ist auch ein Mensch. Das leugneten seine Vorgesetzten nicht, wohl aber bewiesen sie, daß sie selbst keine waren: die Unterdrückung und Bergewaltigung wurde doch nicht eingestellt, dem Beamten G. Douwes Dekkers aber wurde der Prozeß gemacht, der schließlich zu seiner Entlassung führte. Völlig verarmt kehrte er mit seiner Familie nach Europa zurück, und nun wurde er im Lauf der Jahre zum Multatuli und zum Schriftsteller. In einem großen Roman „Max Havelaar“ gab er eine authentische Darstellung dessen, was er in Holländisch-Indien erlebt hatte, mit einer Blut, einer schneidenden Satire, einer wundervoll dichterischen Sprache, wie sie in dieser Ursprünglichkeit vorher in Holland, und nicht nur in Holland, noch nicht dagewesen war.

Die deutsche Multatuli-Ausgabe, die von Wilhelm Spohr herausgegeben wird, bringt dieses Hauptwerk schon als zweiten Band*) heraus. Es wird also bald an der Zeit sein, ausführlich darauf einzugehen. Die große biographische Einleitung, die etwa den dritten Teil des ersten Bandes ausmacht, bringt schon eine erschöpfende Analyse des Romans, in der Voraussetzung, daß alle Einzelheiten, die

Max Havelaar. übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. (355 Seiten gr. 8°.) J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis: brosch. M. 4,50, in modernen roten Leinwandband mit Titelpressung geb. M. 5,50.

von Max Havelaar erzählt werden, Deckers eigene Erlebnisse sind. Diese Voraussetzung trifft nach allem, was wir wissen, völlig zu; gut wäre es aber doch gewesen, es im einzelnen nachzuweisen, und auf Grund von anderen Quellen und Nachweisen mehr von Deckers, als von Havelaars ostindischen Erlebnissen zu erzählen. Vielleicht läßt sich das später nachholen.

So war denn aus Decker, dem Lebens- und Thatenmenschen, sehr gegen seinen Willen, das schreibende Wesen Multatuli geworden. Zeit seines Lebens wehrte er sich dagegen, als Formkünstler nach ästhetischen Gesichtspunkten gewertet zu werden. Nie konnte er zorniger werden, als wenn man ihm schamlos sagte — denn er empfand es als Schamlosigkeit —, er schreibe so sehr schön. Am Schluß des Havelaar sagt er darüber:

„Es war mir nicht darum zu thun, daß ich gut schreibe . . . ich wollte so schreiben, daß es gehört würde. Und gerade so, wie einer, der ruft: ‚Halt den Dieb!‘, sich wenig um den Stil seines improvisierten Zurufs an das Publikum kümmert, ebenso gleichgültig ist es auch mir, wie man die Art und Weise beurteilen wird, wie ich mein ‚Halt den Dieb!‘ hinauschiere.

„Das Buch ist bunt . . . es ist kein Ebenmaß darin . . . Jagd nach Effekt . . . der Stil ist schlecht . . . der Autor ist ungeschickt . . . kein Talent . . . keine Methode . . .“

Gut, gut, alles gut! Aber: der Javane wird mißhandelt!“

Er hat es später sogar oft und ernsthaft bedauert, daß er sich das Schwert der That wegnehmen und sich dafür die Feder in die Hand drücken ließ. Er schreibt darüber z. B. in einem Briefe:

„O hätte ich an Stelle des sanftmütigen Weges der Überredung und der Geduld den Weg der Gewalt erkoren! In Lebak hätte es mich ein Wort gekostet, und der Aufstand wäre dagewesen. Eine ganze Nacht bin ich mit mir zu Räte gegangen. Die Entscheidung war: ‚Widerseht Euch nicht, ich werde Euch auf eine andere Art helfen.‘ Ja, ich hatte Mitleid mit den armen Teufeln, die mir gefolgt wären, um ein oder zwei Tage Triumph mit blutiger Niederlage zu büßen. Doch bedaure ich, daß ich es nicht gethan habe. Ich bin zu milde gewesen und werde es nicht wieder sein, sobald ich eine Möglichkeit sehe, Holland auf andere Weise anzusprechen, als mit Schreibwerk.“

Lange Jahre später, drei Jahre vor seinem Tode, äherte er sich im Anschluß an Ibsens „Volksfeind“ sehr skeptisch, mit melancholischer Bitterkeit, über den Versuch, durch das Wort auf die Seelen der Menschen einzuwirken. Diese Stelle ist vielleicht besonders darum inter-

essant, weil wir wohl annehmen dürfen, daß Ibsen selbst sehr ähnliche Erfahrungen gemacht hat und sich heute wahrscheinlich ähnlich äußern würde, wenn er das Schweigen nicht vorzöge. Multatuli schreibt:

„. . . Er scheint noch der Meinung zu sein, daß die Bloßstellung der Gesellschaft etwas nütze. Ach, das meinte ich früher auch! Über 20 Jahre wird Ibsen die Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen einsehen, es sei denn, daß er das Glück hat, verfolgt zu werden. Das hält anrecht, da man zum mindesten sieht, daß die fraglichen Herrschaften einige Notiz von einem nehmen. In Holland ist das der Fall nicht. Alles erstickt im Sumpfe

„Was übrigens so ein Stück wie das von Ibsen angeht: er kann fest darauf rechnen, daß $\frac{1}{8}$ derer, die ihm zujauchzen, zu der Sorte von Menschen gehören, die er geißelt. Hier ist Heuchelei nicht der Hauptfaktor. Das möchten die Betroffenen wohl. Ein tüchtiger Heuchler ist etwas. Dazu gehört etwas! Nein, es ist eine unbewußte Huldigung vor dem Schönen, ohne daß man bedenkt, daß diese Huldigung ein Zeugnis der eigenen Verdammung ist. Wenn du jemals ein Drama im Zuchthaus vorführen willst, so wähle ein Stück, in dem die sentimentalste Tugend geschildert ist. Die Gaudiebe werden ihre Hände entzwei-applaudieren bei dem Triumph des ‚Guten‘. Die Frauen von der Sorte der Clarissas, Harlowes, Pamelas sind die Lieblingsheldinnen der Huren. Darin und im Auktischen von Moralspredigten sieht man die beliebtesten Mittel, um mit Anstand ein Schmierlappen zu sein.

„Noch ein Wort über Ibsen und sein Streben! Ich achte den Mann und beklage ihn, wenn er noch immer glaubt, mit Schreiberereien etwas erreichen zu können. Seine ärgsten Feinde, oder vielmehr seine zähesten Widersacher, sind die, die ihm zujauchzen, die alles schön finden! Meine innige Überzeugung ist, daß es nur eine praktische Waffe giebt: Gewalt! . . .“

Multatuli hat lange gebraucht und hat fast Übermenschliches durchmachen müssen, bis er zu dieser Bitterkeit und herben Entschlossenheit kam, wie sie auch aus dem Bilde aus seinem Alter spricht, das dem Buche beigegeben ist.*) Der Mann, der sich, sowie er nur irgendwelche Mittel an der Hand hatte, im überschwänglichen Wohlthun nicht genug thun konnte, hat das härteste Elend, die schrecklichsten Entbehrungen durchgemacht. Man lese die folgende Schilderung aus der Einleitung Spohrs und behalte dabei im Gedächtnis, daß es sich um einen der größten Geister des Jahrhunderts handelt:

*) Das Bild am Anfange des vorliegenden „Gesellschaft“-Heftes ist nicht gemeint; es ist jünger.

Er wanderte (1866 — 1870, also als nahezu Fünfzigjähriger) ruhelos, obdachlos, mit allem und sich selbst habend, von Stadt zu Stadt. Bald war er in Frankfurt, bald in Koblenz, um dann wieder nach Köln und Mainz sich verschlagen zu lassen. Oft erlaubte ihm der Zustand seiner Schuhe und Kleider nicht, das Haus zu verlassen. Es mangelte ihm an der einfachsten Nahrung. Seine eigenen Werke hatte er nicht im Besitz, und er sah sich deshalb mehrfach in der Verlegenheit, auf Angriffe nicht gebührend antworten zu können. Dann fehlte es an den Pfennigen für Petroleum, an den Groschen, um Briefe zu frankieren oder das Strapporto für eingehende wichtige Sendungen zahlen zu können. In Köln hatte er in dieser Lage die brutalste Behandlung von den Leuten erfahren müssen, kriegte obendrein die Polizei auf den Hals und stand vor der Gefahr, zwei Koffer mit Büchern und Handschriften auf Stadtbefehl auf dem Markte öffentlich verkauft zu sehen. Seinen Schirm versetzte er das eine Mal für 10 Groschen, ein anderes Mal für 1 Thaler, um Brief- und Strapporto aufzubringen. Während einer Fußreise in Deutschland — wohl vagabondierend — war er gezwungen, den Bauern Erbsen und Bohnen aus den Gärten zu stehlen, damit er seinen Hunger stille. Es war wohl damals, daß er ‚während 2½ Monaten bis auf drei Mal kein gekochtes Essen genossen hatte, manchmal Brot und Fleisch, manchmal auch nur Brot‘. Und er empfand es noch als Glück, wenn er nur Brot hatte. Er schreibt nach dieser schlimmen Zeit an seine Frau:

„Findest Du es nicht komisch, ich bin des warmen Essens entwöhnt und vertrage abends nur kaltes gefalzenes Fleisch und Brot.“

Au dieses Elend trug er mit Stolz und einer unbefangenen Würde, die manche Moralphilister vielleicht geneigt wären, schamlos zu nennen. So hatte zum Beispiel der große Kezer im Februar 1862 in drei Tageszeitungen das folgende Inserat erscheinen lassen:

„Ich gebe dem Volk von Niederland bekannt, daß ich vor mir einen Brief liegen habe, in welchem jemand mir mit dem Verkauf meines Hausrats droht.

„Mein Hausrat ist: die Kleider meiner Kinder.

„Anderen Hausrat habe ich nicht.

„Das ist wieder eure Schande, Niederländer, das ist nicht meine Schande.

Amsterdam, 31. Januar 1862.

Eduard Douwes Dekker.“

Dabei darf man nicht vergessen, daß Multatuli in diesen Zeiten

der größten Not vielleicht der berühmteste Mann Hollands war. Freilich war er bei weitem mehr berühmt als verstanden. Als er im Jahre 1873 seine „Millionenstudien“ — seine Schilderungen und Phantasien im Anschluß an das Leben in einem deutschen Badeorte — herausgab, bemerkte er im Vorwort, daß diese Studien ursprünglich im Tageblatt „Noorden“ hätte erscheinen sollen, daß aber der Abdruck dort sehr schnell abgebrochen worden sei, weil nach der Versicherung des Redakteurs die Leser „nichts davon begriffen“. — „Ich hoffe, diesmal glücklicher zu sein,“ fügte er lachend hinzu.

Liebe und Verständnis aber fand er bei denen, denen er selbst mit freudigen Sinnen und tiefster Seelenkunde entgegenkam: bei den Frauen. Freilich kam er dadurch in neue Nöte und Konflikte, aber es ist angenehmer und erfreulicher, von diesen Seelennöten eines reichen und begnadeten Mannes zu hören, als von Hunger und Entbehrung. Denn diese Nöte entsprangen der Fülle und dem Reichtum seines Herzens. In schlichten und ergreifenden Worten, und mit einer Diskretion, die später vielleicht nicht mehr ganz so nötig ist wie heute (denn um Multatuli steht es wie um Goethe: sein Leben und sein Werk gehören zusammen als ein Kunstwerk), erzählt Wilhelm Spohr uns, wie Multatuli als gereifter Mann sich in inniger und leidenschaftlicher Liebe einem feilisch hochstehenden Mädchen zuwendet, dem er durch seine Schriften nahe getreten war. Lange Jahre dauert der Versuch der drei beteiligten Menschen, die sich alle drei achten und ehren, sich in dieser Lage zurechtzufinden. Aus der Zeit des bittersten Seelenkampfes druckt Spohr einen Brief an Nimi ab, den ich hierher setzen will:

„Warum müssen wir geschieden sein, Nimi? Warum lebst, denkst, arbeitest, schläfst und träumst Du . . . allein? Warum nicht mit mir, neben mir? Warum ruht Dein Kopf nicht an meiner Schulter, warum mein Kopf nicht in Deinem Schoß! Warum gebe ich Dir nicht den letzten Kuß, wenn Du einschläfst, warum darfst Du nicht wachküssen? Warum darfst Du nicht anrühren, nicht umfassen, nicht an mein Herz brücken als mein Eigentum?“

„Keine Ausflucht, ich habe Dich lieb und ich habe Dich auch sinnlich lieb, siehe da! Sei nun böse und stoß mich zurück, doch bedenke, daß ich gut gestritten habe, und allzeit anders gehandelt habe, als die Leidenschaft eingab.“

„Nein, werde nicht böse, Nimi, sei menschlich, sei natürlich und begreife, daß ich es auch bin. Wer mehr sein will denn Mensch, ist weniger.“

„O, verfluchte Sitten, die Schande machen aus dem, was so lieb-

lich ist! Ja, ich sage, daß das Lüge und Betrug ist in den Sitten, ich sage, daß es eine schöne, liebliche, natürlich-reine Sache sein würde, wenn Du mir angehörtest . . .“

Schließlich machte Deckers Frau der Lage, die unerträglich geworden war — besonders auch durch die Zwischenträgerereien sogenannter Freunde — ein Ende: sie floh nach Italien, wo sie einige Jahre später gestorben ist. Multatuli und Mimi blieben vereint. Das Nähere findet man im Buche.

Dieser erste Band enthält eine Auswahl aus allen wichtigeren Schriften Multatulis: aus dem „Havelaar“ das wunderbar tragische Idyll „Saidjah und Abindah“, aus den „Minnebrieven“ *) die Geschichten von der Autorität, aus den Ideen eine Reihe von Hoheliedern moderner Toleranz und echtster Menschenliebe: die heiter-graziöse Erzählung von der „Seefrankheit“, „Abele pluribus“, und den grandiosen offenen Brief an eine „Gefallene“: „Wer unter Euch ohne Sünde ist.“ Schließlich noch die bitter satirischen Gespräche mit Japanern, und eine lieblich-feierliche Indianergeschichte, erzählt von einem feurigen Knaben, der „Geschichte des kleinen Walthar“ entnommen, außerdem eine große Zahl Parabeln, Märchen und Aphorismen. Diese Auswahl erscheint mir sehr geeignet, um in Multatuli einzuführen: sie zeigt seinen Geist und seine Ausdrucksweise von den verschiedenartigsten Seiten. Daß die Übersetzung in einem vorzüglichen Deutsch geschrieben ist, geht wohl schon aus den Proben hervor, die ich gegeben habe; und daß der Übersetzer ein Mann ist, der selber etwas zu sagen hat, zeigt seine Einleitung.

Das Buch ist schön ausgestattet und mit zwei Bildern und einer größeren Schriftprobe Multatulis (aus einem wichtigen Aktenstück aus der indischen Zeit) versehen. Das prächtige Titelbild auf dem leuchtend-roten Umschlag stammt von Fidus und wird wohl auch das Wahrzeichen der folgenden Bände bleiben: ein Löwe mit ausgestreckter Läge, der die Psyche, die sich zu ihm geflüchtet hat, verteidigt.

Wahrlich, dies ist das Sigillum Multatulis: er war ein Löwe, der die ewigen Rechte unserer Seele mit grimmiger Leidenschaft gesichert und gefordert hat!

*) Diese sind erschienen unter dem deutschen Titel *Liebesbriefe*. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. (191 S. gr. 8^o.) J. G. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis: broschiert M. 3,—, in modernen roten Leinwandband mit Titelpressung gebunden M. 3,75.



Du saßst ni vun min söte Schwester loaten.

(Du sollst nicht von meiner süßen Schwester lassen.)

Von Dettlev von Liliencron.

(Altona.)

Hat jeder schlimme Tage nicht, wo uns
In allen Menschen, denen wir begegnen,
Ein Feind androht? Hat jeder Tage nicht,
Daß wir ingrimmig jedes Auge mustern:
Was fragst du mich und was erschreckst du dich?
Willst du das bißchen Glück mir kalt ent-
reißten,

Das meine Brust als Heiligthum verwahrt?
Willst du mit deinem knöchernen Verstand
Den letzten holden Frühlingstrug mir
stehlen,

Der heimlich mir, versteckt, im Herzen laßt?

In solcher Stimmung schritt ich durch
die Stadt,

Durch all das Hasen, all das große Drängen.
Und in Gedanken sah ich, wie die Fäuste,
fauß gegen fauß, sich fürchterlich erhoben:
Des Lebens Zwang: daß wir zu kämpfen
haben,

für sich allein ein jeder, ganz allein,
Um die uns allen angeborne Sehnsucht
Nach Lust und Licht, nach Wohlgefühl
zu stillen,

Das unausrottbar in uns allen tiert.

Und eines andern Wunsches Thür sprang
auf,

Ein Wunsch nach Liebe und nach Güt-
lichkeit,

Der Wunsch, mit andern Menschen mich
zu freuen.

Und so nahm dieser plötzlich mich gefangen,
Daß angestrengt nach allen Seiten hin
Mein Blick im Straßenchaos Umschau hielt.

Ich kam an einem Thorweg grad vorüber,
Und während ich vorbei der Durchfahrt ging,

Sah ich im Fluge, kaum vier Schritte
waren's,

In diesem Eingang drei Personen steh'n:
Ein hübsches Mädchen, einen Mann, ein
Kind;

Und von dem Kinde hörte ich die Worte:
Du saßst ni vun min söte Schwester loaten.

Der Mann schien jung, fünf-, sechsend-
zwanzig Jahre.

Er stand mit finst'rer Stirn und abgewandt,
In seiner ganzen Haltung sprach sich aus:
„Jetzt mag ich dich nicht mehr, geh deiner
Wege.“

Das Mädchen zerrte zitternd an der Schürze
Und weinte still, mit tief gesenktem Kinn.
Das Kind, das Schwesterchen der armen
Dirne,

Zupft schüchtern an des Mannes Rock
und bittet:

Du saßst ni vun min söte Schwester loaten.

Vier Schritte waren's nur, und ein Roman
sah hier vor mir den Schluß in vier
Sekunden.

Und wie mit Sturm kam mir der heisse
Wunsch,

Das, was ich liebe, niemals zu verlassen.
Ja, ist das möglich auch? Spielt jede Stunde
Nicht Ball mit uns? Kann jede Stunde nicht
Uns höhnisch an entfernte Küsten werfen,
Daß wir mit ganzer Kraft vergessen müssen,
Was einst uns über alles wert gewesen?

Ich sah des Mannes wilden Drang und
Trog:

Wer hindert mich, das Leben zu genießen,
Es anzuleben bis zum letzten Rest!

Und immer hör ich doch das scheue Stimmen:
chen:

Du saßst ni vun min söte Schwester loaten.





Lyrik der Gegenwart.

Ein Überblick von Rudolf Steiner.

(Berlin.)

III.

Was wir bei manchem unserer bedeutendsten Lyriker der Gegenwart so schwer entbehren, den Ausblick auf eine große, freie Weltanschauung, das tritt uns im schönsten Sinne bei Ludwig Jacobowsk^{*)} entgegen. Er hat sich mit seiner jüngst erschienenen Sammlung „Leuchtende Tage“ in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Dichter gestellt. In diesem Buche liegt der ganze Umkreis des menschlichen Seelenlebens wie in einem Spiegel vor uns ausgebreitet. Die Erhabenheit und Vollkommenheit des Weltganzen, das Verhältnis der Seele zur Welt, die menschliche Natur in den verschiedensten Gestalten, die Leiden und Freuden der Liebe, die Schmerzen und Seligkeiten des Erkenntnistriebes, die rätselvollen Bahnen des Schicksals, die gesellschaftlichen Zustände und ihr Rückschlag auf das menschliche Gemüt: alle diese Glieder des großen Lebensorganismus finden in diesem Buche ihren dichterischen Ausdruck. Jedes einzelne Ding, dem dieser Dichter begegnet, erfährt er mit empfänglichen Sinnen und mit fruchtbarer Phantasie; aber immer wieder findet er auch den Zugang zu dem Wesenhaften der Welt, das hinter dem Fluß der einzelnen Erscheinungen steht. Wie ein Symbol seiner ganzen Geistesart erscheint uns der Titel seines Buches „Leuchtende Tage“. Wie „ewige Sterne“ tröstet ihn die „leuchtenden Tage“ des Lebens für alle Leiden und Entbehrungen, mit denen der Weg zu unserem Lebensziel bewachsen ist. Aus harten Kämpfen heraus hat sich Jacobowsk diese sonnige Weltanschauung gebildet. Sie giebt seinen Schöpfungen einen befreienden Grundton. Zu den höchsten Lebensinteressen drängt sein Gefühl mit einer Wärme und Innigkeit, die im schönsten Sinne persönlich, unmittelbar wirken. Wie den Philosophen seine Vernunft von dem einzelnen Erlebnis ablenkt

*) Ich bin in Verlegenheit, weil ich, entgegen der Selbstverständlichkeit, Besprechungen meiner Werke in der „Gesellschaft“ nicht zu veröffentlichen, nachstehende Zeilen nicht unterdrücken kann. Der Leser wird diesen Ausnahmefall mit Rücksicht behandeln.

und zu jenen hellen Regionen weist, wo das Vergängliche des Alltags nur ein Gleichnis ist für die ewigen Mächte der Natur, so drängt diesen Dichter seine unmittelbare Empfindung ebendahin. Er ist ein Weltempfunder, wie der Philosoph ein Weltdenker ist. Er sieht mit kindlich-lebhaften Sinnen die Dinge in ihren vollen, frischen Farbentönen; und er gestaltet sie im Sinne der Harmonie, ohne deren Anschauung der tiefer veranlagte Mensch nicht leben kann. Wer solche Dichterkraft besitzt, bei dem wirkt höchste Weisheit wie holdeste Naivetät. Die drei monumentalsten Formen des Seelenlebens zeigen sich bei Jacobowski in ihrer innersten Verwandtschaft: die kindliche, die künstlerische und die philosophische. Weil er diese drei Formen in sich in ursprünglicher Weise vereinigt, gelingt es ihm, überall aus dem Leben die poetischen Funken zu schlagen. Er braucht nicht wie so viele der zeitgenössischen Dyrker nach Muscheln zu suchen, um ihnen kostbare Perlen zu entnehmen; ihm genügt das Saatkorn, nach dem er die Hand ausstreckt. Alles Erkünstelte, Ausgetüschelte liegt Jacobowski fern. Die nächsten, einfachsten, die klarsten Mittel sind es, deren er sich bedient. Wie das Volkslied stets den schlichtesten Ausdruck für den tiefsten Empfindungsgehalt findet, so auch dieser Dichter. Er hat das Gefühl für die großen, einfachen Linien des Weltzusammenhangs. Er wird verstanden von dem naiven Sinne und er wirkt ebenso auf den Philosophen, der mit den ewigen Rätseln des Daseins ringt. Ob er uns von den Erlebnissen der eigenen Seele spricht, oder das Schicksal eines Menschen schildert, der vom Lande in die Großstadt verpflanzt wird, um da von dem Leben zermalmt zu werden: es wird uns in dem gleichen Maße ergreifen. In Jacobowskis Natur liegt das Zarle neben dem Kernhaften. Er hat ein festes Vertrauen in seine Seelenrichtung. Alle Schlagworte der Zeit, alle Lieblingsvorstellungen einzelner Strömungen der Gegenwart verschmäht er. Was aus der Kraft seiner Persönlichkeit fließt, ist für ihn allein bestimmend. Wir treffen bei ihm nichts von den abstrusen Seltsamkeiten derjenigen, die sich heute von dem gesunden Weltgetriebe abwenden und in einsamen Winkeln des Daseins nach allerlei ästhetischen und philosophisch-mythischen Schrullen suchen; er saun den Lärm des Tages hören, weil er die Sicherheit in sich fühlt, sich zurechtzufinden.

Ein Dyrker, dessen höchste Kraft in der Gestaltung, in der plastischen Rundung des Bildes liegt, ist Carl Busse. Innerhalb des Rahmens dieses Bildes liegt selten etwas inhaltlich Bedeutendes, aber meist eine vielsagende Stimmung. Dabei zeichnet diesen Dichter ein feines Stilgefühl für das Äußere der Form aus. Er weiß in den Wendungen der

Sprache, in der Harmonie des Ausdrucks die Grundempfindung eines Gebietes sich anleben zu lassen. Nicht um die Vertiefung eines Gefühles ist es ihm zu thun, sondern um seine anschauliche, farbenreiche Prägung. Wenn uns Busse eine Stimmung malt, so werden wir keinen Farbenton vermissen, der sie zu einem runden Ganzen macht, und wir werden auch nicht leicht durch einen fremden Ton gestört werden. Das Übersprudelnde der Empfindung, das Drängen der Leidenschaft erscheint bei ihm nie unmittelbar, sondern stets gedämpft durch das künstlerisch Maßvolle. Wenn er von der Natur spricht, so hält er sich in der Mitte zwischen dem Naiven und dem Pathetischen; wenn er uns die eigenen Affekte mitteilt, so drängen sie nicht im Sturm auf uns ein, sondern in abgemessenen Schritten. Busses Gleichnisse und Symbole sind nicht sinnig, aber prägnant; seine Vorstellungen bewegen sich frei und flott von Ding zu Ding; aber der Dichter weiß den Unkreis immer fest zu umgrenzen, innerhalb dessen sie sich ergehen dürfen. So wird Busses Poesie namentlich diejenigen befriedigen, welche in der Poesie die äußere Form über alles schätzen; die tieferen Naturen, die das Große, das Bedeutungsvolle des Inhalts suchen, werden von seinen Schöpfungen keine starken Eindrücke empfangen.

In einer höchst liebenswürdigen Art findet Martin Boeliß den Ausdruck für die intimsten Naturstimmungen. Die vorübergehenden Erscheinungen, die ein sorgfames Auge fordern, wenn ihre flüchtige, zarte Schönheit erlauscht werden soll, sind sein Gebiet. Naturbilder werden bei ihm nicht zu plastischen, aber zu sinnvollen Gleichnissen. Und abstrakte Vorstellungen kleidet er in ein sinnliches Gewand, daß wir sie wohl nicht zu greifen, aber zu fühlen glauben. So läßt er „alle Wünsche stille steh'n“ und „den Tag träumen“; so personifiziert er die „Sehnsucht“ und die „Einsamkeit“. Er besingt weniger die Seele, die in den Dingen liegt, als diejenige, die wie ein zarter Duft zwischen den Dingen und über ihnen sich ätherartig ausbreitet. Wenn er von sich spricht, so thut er es im Tone einer geistvollen, ernstern Munterkeit. Seine Lebensanschauung ist eine heitere; aber sie entspringt nicht einem tieferen Denken, sondern einer naiven Sorglosigkeit. Er überwindet die Schwierigkeiten des Lebens nicht; er nimmt seine Wege dort, wo keine sind. Nicht die Kraft ist es, in deren Besitz er sich glücklich fühlt, sondern im Träumen von solcher Kraft.

Aus zwei Quellen schöpft Paul Nemer: aus einem feinsinnigen Denken und einer symbolisch wirkenden Phantasie. Eine Sentenz, ein Gedanke liegt immer bei ihm zu Grunde; aber er weiß diese in einen

symbolischen Vorgang so hineinzuweben, daß wir das Hineingeheimnissen vergessen und uns in den Glauben versetzen: er habe das Symbolische aus dem Vorgange herausgeholt. Ob er uns auf diese Weise die Erlebnisse der Menschenseele symbolisch darstellt; ob er von Naturerscheinungen wie von menschlichen Handlungen spricht: er ist gleich anziehend. Wie er in einem Gedichte von einer Blinden sagt: sie lausche „den heimlichen Vertraulichkeiten der Dinge“, so macht er es selbst. Nicht, was für Wirkungen die Dinge aufeinander ausüben, erzählt er, sondern was sich ihre Seelen zu sagen haben. Nicht die bunten Farben, nicht den lauten Ton der Natur schildert Remer, sondern, was die Farben, die Töne für eine tiefere Bedeutung haben.

Scharfe, charakteristische Linien weist die Lyrik Kurt Genders auf. Nicht eine ureigene, individuelle Empfindungswelt hat er uns zu bieten. Tausende fühlten und fühlen wie er. Ein Idealismus, der allgemein-menschlich ist, befecht ihn. Aber er besitzt eine seltene poetische Kraft, diesen Idealismus zum Ausdruck zu bringen. In streng geschlossenen, künstlerischen Formen entläßt sich keine originelle, aber eine gefestigte Weltanschauung. Die Nachtseiten des Lebens zeichnet des Dichters feurige Phantasie in tiefen, ergreifenden Bildern. Immer aber breitet sich über den Leiden und Schmerzen die Hoffnung aus, die in einer Gestalt erscheint, wie sie nur aus der Überzeugung eines echten Idealisten hervorgehen kann. Auch er greift zum Symbol, wenn er das Bedeutungsvolle in der Natur darstellen will; und die Symbole haben stets etwas Männlich-Trefflicheres. Aber auch die mystische Stimmung ist ihm nicht fremd, und er findet stets ein gesundes Pathos, um sie zum Ausdruck zu bringen. Sein Sinn ist dem Schönen und Großen in der Welt zugewendet, um deren Willen er gerne das Kleine, Häßliche und Niederdrückende erträgt.

Ein edler Natursinn und eine freihheitbedürftige Seele spricht aus den Dichtungen Fritz Vienhards. Aber diese beiden Züge seiner Persönlichkeit wirken durch die Einseitigkeit, mit der sie auftreten, wenig erfreulich. Der Dichter wiederholt in ziemlich eintöniger Weise die gesunde Natur einfacher, ländlicher Verhältnisse und die Verkommenheit der Großstadt. Der herrliche Wasgauwald und der „Venusberg“ Berlin: in diese zwei Vorstellungen ist sein Lieben und sein Hassen eingeschlossen. Seinem Enthusiasmus für das frischgebliebene Land entspricht auch eine naive, mit den einfachsten Mitteln arbeitende Technik.

*

*

*

Wer die Triebkräfte der Kulturentwicklung in den letzten Jahrzehnten berechnen will, wird ohne Zweifel den Anteil der Frauen am öffentlichen Leben mit einer hohen Zahl ansetzen müssen. Vielleicht spricht sich aber dieser Anteil auf keinem Gebiete so deutlich aus, wie auf dem der Dichtung. Denn während die Frau auf anderen Gebieten als Kämpfende, Ringende auftritt, ist sie hier eine Gebende, eine Mitteilende. Sonst sagt sie uns, was sie sein möchte; hier spricht sie aus, was sie ist. Große Einblicke in die Frauenseele sind uns dadurch geworden. Zudem die Frau sich gedrängt fühlte, ihr Innenleben künstlerisch zu gestalten, ist ihr dasselbe selbst erst klar vor das Bewußtsein getreten. Wie Einblicke in eine neue Welt erscheinen den Männern Bücher wie Gabriele Reuters „Aus guter Familie“, Helene Böhlau's „Halbtier“ oder Rosa Mayreder's „Idole“.

Es ist begreiflich, daß die intimste Kunst, die Lyrik, uns auch die tiefsten Geheimnisse des Frauenherzens enthüllt. Die hervorsteckendste Eigenschaft der modernen Frauenlyrik ist die Offenherzigkeit in Bezug auf die Natur des Weibes. Die Gegenwart, die rückhaltlose Wahrheit zu einer Forderung der echten Kunst gemacht hat, sie hat auch der Frau den Mund geöffnet. Was sie früher sorgsam verwahrt hat als Heiligtum des Herzens, das vertraut sie heute der Kunst an. Sie hat den Glauben, das Vertrauen in die eigene Wesenheit gewonnen; und während die bedeutenden Frauen früherer Zeiten unbewußt den Idealen und Zielen der Männer nachstrebten, wenn sie sich eine Lebensansicht bilden wollten, bauen die heutigen eine solche aus eigener Kraft auf.

Wie klar und innerlich gefestigt eine solche Lebensansicht sein kann, das zeigen uns die dichterischen Schöpfungen Ricarda Huch's. Sie hat sich einen hohen, freien Gesichtspunkt erobert, von dem aus sie die Erscheinungen der Welt überblickt. Zwar vermag sie von ihrer Höhe herab diese Welt nicht im Sonnenglanze zu erblicken, sondern nur, resigniert sich über die Nichtigkeit des Daseins hinwegzusehen; aber sie findet doch in dieser Resignation jene innere Freiheit, die der selbstständig veranlagte Mensch braucht, um sich im Leben zurechtzufinden. Findet sie auch das Lebensschiff dem Tode, der Vernichtung zuwendend, so zieht sie doch Befriedigung aus dem Bewußtsein, daß es ihr gegönnt ist, das Ziel fest ins Auge zu fassen. Es ist nicht zu verwundern, daß die weibliche Faustnatur nicht gleich im ersten Aufsturm sich Befriedigung ihres Strebens zu schaffen weiß, da doch die männliche trotz jahrtausende alten Ringens über die Zweifelsucht kaum hinausgekommen ist. Wie sollte ein weiblicher Nietzsche heute aus sich heraus das Lebenbejahende

„Überweib“ zum Ideal erheben, da wir doch in diesem Jahrhundert noch die Nirwanabegeisterung Schopenhauers erlebt haben und die Anschauung Novalis', der in dem Tod den wahren, höheren Zweck des Lebens sieht.

Nicht aus den großen Fragen des Daseins, nicht aus tiefen Zweifeln und Qualen, dafür aber auch aus einem echten weiblichen Gefühl heraus, sind die lyrischen Schöpfungen Anna Ritters erwachsen. Etwas Anmutig-Musikalisches ist über ihre Dichtung ausgegossen. Sie ringt nirgends mit der Form; aber sie erreicht zuweilen in dieser Richtung eine Vollenbung, über die jedes kritische Bedenken verstummen muß. Ihre Begabung für Rhythmus und Sprach Wohlklang erscheint in so hohem Maße natürlich, daß sich daneben die Ursprünglichkeit mancher gepriesener Naturdichter und -Dichterinnen wie Gelpreiztheit ausnimmt. Die Liebe erscheint in dem Dichte, das ihr nur das wahrhaftige, offenerzige Weib verleihen kann. Zart und keusch spricht aus Anna Ritters Gefängen die Sinnlichkeit; warm und innig drückt sich das weibliche Verlangen aus. Die Poesie der Mutter erscheint in anmutigem Zauber; das Leben der Natur tritt nicht kraftvoll, aber um so lieblicher aus dieser Dichterseele zu Tage. Ihre echt weibliche Gemütsart kommt in den „Sturmliedern“ zum Vorschein. Es rast in ihnen nicht der große, männliche Sturm; aber dafür das Geheimnisvolle der Frauenseele. Es sind Stürme, die nicht durch das Ewig-Bedeutende, sondern durch einen glücklichen, temperamentvollen Optimismus des Lebens überwunden werden.

Mit klarem Bewußtsein über die Natur der Frau und ihr Verhältnis zum Manne ist Marie Stora begabt. Der Gegensatz der Geschlechter und die Wirkung dieses Gegensatzes auf das Wesen des Liebesgeföhles: das sind die Vorstellungen, die ihre Seele durchzittern. Siebt der Mann dem Weibe ebensoviel, wie ihm dieses entgegenbringt, das ist für sie eine bange Frage. Und muß das Weib dem Manne nicht mehr geben, als er erwidern kann, wenn sie seine Kraft erhöhen und nicht zerstören soll? Wie kann das Weib seinen Stolz, seine Selbstbewußtheit bewahren und doch das Selbst auf dem Altar der Liebe hingebungsvoll opfern? Es sind ewige Kulturfragen des Weibes, denen diese Dichterin nachgeht, und die sie aus einem ebenso reichen wie tiefen Gemüte heraus zu gestalten sucht.

Die Stimmungen, denen das Weib der Gegenwart verfällt, das wegen eines hochentwickelten Freiheits- und Persönlichkeitsgeföhls die soziale Stellung unbefählich findet, die ihm durch die hergebrachten

Anschauungen geboten werden kann, bringen die Dichtungen Thella Dingers zum Ausdruck. In ihnen ist nichts von den Gedanken und Tendenzen zu finden, welche in der modernen Frauenfrage zum Vorschein kommen. Thella Dinger bringt nur zum Ausdruck, was sie individuell denkt und fühlt. Aber gerade dieses Individuelle erscheint wie der elementare Inhalt des Kulturkampfes der Frau, der in den Emanzipationsbestrebungen nur verstandesmäßig gefärbt zu Tage tritt.



Gedichte von Michael Georg Conrad.

(München.)

An meinen Vater.

(Zu seinem achtzigsten Geburtstag.)

Deine blauen Falkenaugen
müde sind sie und zum Sehen
wollen sie dir nicht mehr tangen?

Und zum stinken, strammen Gehen
fehlen dem Pedal die Kräfte
und die Lust zum festen Stehen?

Selbst des Weines Haubersäfte
wollen selten dir noch munden?
Käsig sind dir die Geschäfte,

und im Feld die schönen Stunden
rüst'gen Schaffens mit den Jungen
sind nun auch dahingeschwunden?

Riese du, du bist bezwungen
von des Alters schweren Bürden,
und das Lied ist ausgefungen?

Wenn wir dir das glauben würden!
Sch'n dich wie den Eichbaum ragen,
wipfelhoch, in grünen Würden,

und wie einst in Sommertagen
glüht dein Herz in heißen Schlägen
heldisch Lust und Leid zu tragen!

Deiner Rede niemals tragen
fluß in Scherz und ernstern Dingen,
nichts kann ihn in Fesseln legen.

Deines Geistes wuchtig Wesen
hält den Greis in jungen Ehren,
und zum Vorbild anserlesen —

Heil! Du bist nicht umzubringen!

Liebespsalm.

Ich höre deine Stimme wie flüstern des Schilfes,
wie Zwitschern der Vögel, die im Rohre nisten,
leise begleitet vom Rauschen des Wassers.

Mondschein fällt durch die hohen Wipfel,
in tiefer Sehnsucht erschauert mein Herz,
und ich eile von den Bergen, ich eile —

Meine Augen blicken in leuchtende Träume,
meine Hände tasten nach dem winkenden Glück,
o beschwingt euch, meine Sohlen!

Der Weg ist weit, wo find' ich die Herzliebe?
Wo weilt meine Wonne, die an der Brust mir geruht?
Wie Rosmarin und Myrten duftet ihr Leib.

Komm, daß wieder meine Arme dich fassen!
Daß den Hauch deines Mundes ich trinke!
Dein Atem ist süßer, denn Nebenblüte — —

Fühst du mein Nahen, ei' mir entgegen!
Umhüllt von Rosen, unter Fruchtbäumen
sieht unsere Hütte im Schirme des Himmels.

Öffne, du Süße, dein Freund ist da!

Meine Franken.

Herr Goethe —

Herr Dürer —

Wer kennt nicht die Führer?

Schamvoll erröte

mein pangermanisch Philisteria,
es sind keine besser'n Künstler da,
trotz Hallelujah und Hurrah.

Sie sind die höchsten Meister
trotz Pfaffenwitz und Kleister
von Berlin bis Kalifornien.

Sie sind die Herrlichsten und Größten!
Magst auf Lorenzi Kost sie rösten
oder mit komödiantischen Festspektakeln,

Jubiläumsreden und Professoren-Orakein
von einem Jahrhundert zum andern lärt-
men:

Sie leben und blühen in Ewigkeit
in ihrer olympischen Gloria
zu aller Freien und Feinen Glückseligkeit!

Wer wollte klagen, wer sich härmn
über Verdunklung unserer Schönheits-
Kultur?

Herr Goethe, Herr Dürer,
zwei Franken — die Führer!

Niemals vergeht ihre leuchtende Spur.

Alle Sonnen, alle Sterne,
alle Himmelsfackeln lieb ich,
Lichter, die die Nacht erhellen,
Lichter, die den Tag regieren,
Feuersäulen in der Wüste,
doch vor allen diese beide:
Wolfgang Goethe, Albrecht Dürer.

Helle, selbige Schönheitsaugen
schufen sie der trüben Welt
und der hart bedrängten Seele
einen goldnen Jugendbrunnen,
der mit allen Wonnen labt.

Ewig bleibet mir gesegnet
Wolfgang Goethe, Albrecht Dürer!

An Siegfried Wagner.

(Nach der ersten Bärenhüter-Aufführung.)

Wer könnte fassen mit einem einzigen Wort
deines jungfräulichen Werkes heil'igen Hört?

Das wonnige Weh, die schluchzende Lust,
die jagende Kraft mit dem Schelm in der Brust,
Monsieur Teufels wildkriechliche Kauen,
Gottvaters Himmels-Posaunen,
des Waldes Brauen, das Rauschen der Nacht,
der Morgenfrühe aufglühende Pracht —
unter Malenlaub der Liebe Erwachen,
der Bauern Späße, Tansen und Lachen,
der tölpischen Bosheit Bier und Lücke,
unter tausend Gefahren
und Kriegsfanfaren
der Minnetreue Aufjabeln im Glücke,
nach tobenden Stürmen der Gottesfriede:
Wie tönt mir das alles aus deinem Kiede!

In meinen Träumen klingt's fröhlich fort.
Ich wache und suche nach dem preisenden Wort.

Sprüche.

Die sich im Spiel vergaben und verloren,
das sind die Schwachen und Thoren.
Die sich in starker Lust selbst gefunden,
das sind die Freien und Gesunden.

Wenn ich all die Leiden der Kleinen seh',
wie thut mir das Glück der Großen weh!

„Was Ihr dem Kinde thut,
das thut Ihr mir!“
Der Heiland sprach's,
Mensch, merk es dir!

Groß seid Ihr, reich, berühmt in allen Länden?
Ein einzig hungerndes Kind macht Euren Ruhm zu Schanden.



Aphorismen.

Von Leo Berg.
(Berlin.)



14.

Für Frauen Kunstliebe, sofern sie echt ist, ist nichts anderes als der Pantheismus ihrer Erotik.

15.

Was die Männer mit Leichtigkeit vollbringen, imponiert uns schon am Weibe. Daß es uns imponiert, beweist, wie gering wir eigentlich die Fähigkeiten und Kräfte des Weibes veranschlagen. Daß es uns aber imponiert, wissen die Weiblein trefflich für sich auszunützen. Allerdings werden wir auch durch eines geblendet: nämlich die Anmut, mit der die Frauen ihre Arbeit verrichten, und daß sie es nie ganz ohne Anmut thun. Die aber macht, daß wir hinter der That immer noch größere Fähigkeiten und Thatmöglichkeiten vermuten.

16.

Es ist weder Blindheit gegen die guten Werke der Frauen, noch Ungerechtigkeit gegen ihre speziellen Vorzüge und Fähigkeiten, noch endlich ein Ausdruck eines Interessenkampfes, wie sich die Frauenrechtlerinnen einbilden, schon weil generell die Interessen von Frau und Mann nie auseinandergehen können; und am allerwenigsten ist es Neid, der uns abhielte, den Frauen Gerechtigkeit in ihrem öffentlichen Wirken, sei's Kunst, Politik oder Wissenschaft, widerfahren zu lassen. Das Vorurteil und das Mißtrauen, das wir nun einmal gefaßt haben, basirt auf ihrem Naturell. Zuletzt desavouiert sich noch jede Frau selber, wenn sie es einmal mit einer kühnen That gewagt hat. Und jede, selbst die stärkste Individualität unter ihnen, zerschellt am nächsten Grenzpfahl ihres gesellschaftlichen Milieus, oder vielmehr, wirft sich vor ihm auf die Knie und kehrt um. Und wenn sie es nicht thut, ist das Motiv in fast allen Fällen Liebe — oder Eitelkeit. Noch in jeder stand der Künstler, der Gelehrte unter dem Pantoffel der Frau, und zwar liebevoller beherrscht und friedlicher im Zaun gehalten als in der besten der Ehen der Gemahl. Wo die Frau noch am ernstesten und

thatkräftigsten ist, da ist sie es in einer Eigenschaft, in der sie sich am schlechtesten eignet, fremden Interessen zu dienen, — als Mutter. Sonst ist ihre Litteratur, Kunst, Gelehrsamkeit oder Politik nicht viel anderes, als ein vornehmerer Sport, der darum nicht weniger Sport ist.

17.

Die Frauen sind doch immer klüger, als man glaubt, aber nie so klug, als man hofft.

18.

Die Frauen, die wir am meisten verehren, betrügen wir am leichtesten und mit dem besten Gewissen.

19.

Ein reizvolles, schönes, erotisch begabtes Weib ist wie ein organisirter Genuß.

20.

Überall, wo Militär, Studenten, Künstler hinkommen, verschönern sich die Weiber.

21.

Die Liebe, ja, die Sinnlichkeit ist der Trumpf des Weibes auf Erden.

22.

Es giebt Weiber, die eine wahre, öffentliche Sexual-Gefahr bedeuten, sie sind wie öffentliche Bildsäulen der Sinnlichkeit, überall und jedermann herausfordernd, weil sie durch die Stärke und imposante Größe und Massenhaftigkeit ihrer Weiblichkeit die Blicke auch der Enthaltfamsten und Schüchternsten auf sich lenken. Sie sind wie öffentliche Feuerfäulen, weithinstrahlende Leuchttürme der Sinnlichkeit.

23.

Es ist ein Grundirrtum, zu glauben: Sinnlichkeit und Liebe seien kongruent, müßten sich notgedrungen berühren oder lägen auch nur parallel. Oft haben sie nicht das geringste miteinander zu thun. Die Sinnlichkeit verlangt ihr Recht, auch wo Liebe fehlt, oft gerade, weil Liebe fehlt; und die Liebe kann sich sehr gut über die Sinnlichkeit erheben, sie nur streifend, oder auch völlig über ihr hinaus setz.

24.

Nicht das Mitleid, sondern die Bewunderung ist die Quelle der weiblichen Liebe. Verwundern, sich begeistern, erziehen, leiten, emporführen lassen, an der geistigen und überhaupt jeder Arbeit ernsthaften Anteil nehmen, ist schon der Ausdruck der weiblichen Liebe. Das Mitleid ist nur der Hebel, der die latente Erotik des Weibes auslöst, der ihre Geschlechtsliebe in Aktivität setzt.

25.

Einmal sah ich zwei Kinder auf einer Bank sitzen, im Park, einen Knaben und ein Mädchen, in jenem Alter, in welchem die Sehnsucht und der Drang des Lebens sich leise anfängt zu regen. Da ich das Mädchen näher ins Auge faßte, sah ich, daß es ein unglückliches Geschöpf war: ein Menschentorso, dem beide Arme fehlten. Sie schmiegte sich ganz nahe an ihren Spielkameraden und ich hörte, wie sie halb in bittendem Tone, halb kokett und wie leise triumphierend sagte: „Nicht wahr, Hans, Du hast mich doch lieb? Du mußt mich doch lieb haben, ich habe ja auch keine Arme!“

Lang gestalte mir der Liebesruf der Hilflosen in den Ohren.

O, Herz des Weibes, wie verriest Du Dich hier! Selbst aus ihrem Unglück und ihrer Hilflosigkeit folgert Frauennatur und Frauen-eitelkeit ihr Recht auf Liebe. „Du mußt mich lieb haben, ich hab' ja auch keine Arme!“ Die ganze Liebeslogik des Weibes steckt in diesem Wort.

26.

Die Liebe hat eine organisatorische Kraft, und wie sie deshalb ewig verschieden ist, ewig ungleich macht, so ist sie auch diejenige Lebensmacht, die Gleichheit und Freiheit schlechthin ausschließt. Von Kamaraderie und Freundschaft in der Liebe und Ehe reden, heißt den Stumpfsinn, heißt die Philistrosität auf die Spitze treiben. Das Gleiche eben liebt man nicht, weder das Gleichartige, noch das Gleichwertige. Unsere Ehen sind deshalb unglücklich, weil sie sich auf den gleichen gesellschaftlichen Verhältnissen der Eheleute aufbauen. Man liebt seinen Sklaven, man liebt seinen Hund eher als seinen Freund. Der Besitz verpflichtet, man wird Sklave seines Sklaven, sein Wohl liegt einem am Herzen, während man den Freund verrät. Der abhängige Mensch ist noch kein unglücklicher, kein ungeliebter Mensch, es sei denn, daß eine Herren-Natur in ihm lebt oder daß ihn sein Herr verlassen. Den

Skaven verraten ist deshalb auch niederträchtiger als den Freund, denn der Sklave hat größere Ansprüche an unser Herz, gegen ihn haben wir zartere Verpflichtungen. Freundschaft in der Ehe ist ein schöner Name für die kalte Indifferenz moderner Seelen. Wen ich liebe, dem muß ich Herr oder Sklave sein. Denn wer nicht herrschen und nicht gehorchen kann, der kann auch nicht lieben; das ist das Grundgesetz aller Liebespsychologie. Untreue in der Liebe giebt es nur auf Seiten des Teils, der herrscht. Liebe und Treue giebt es heute daher auch nur dort, wo noch das reine Naturverhältnis besteht: zwischen Eltern und Kindern. Das Kind, das sich mir vertrauend in die Hände legt, bludet mir die Hände; die Frau, die sich mir als eine Freie, Gleiche antrauen läßt, verlasse ich in der ersten Minute, in der sie mich langweilt, wie den Freund, der mir unbequem geworden ist. Mit dem Verluste der Herrschaft ist der Mann aller Verpflichtung auf Treue bar. Nicht die Ehe, der der Priester den Segen versagt, die der Staat nicht anerkennt, sondern die Ehe, in der es keine Herrschaft, keine Mannesherrschaft mehr giebt, ist ein — Konkubinät. Das Weib prostituiert sich, indem es sich der Herrschaft des Mannes entzieht, oder, um gerecht zu sein, der Mann prostituiert das Weib, wenn er es nicht mehr beherrschen will oder kann. Welch ein Recht habe ich denn auf den Leib des Weibes, dem ich nicht Herr bin, das ich nicht erobern und halten kann, dem ich nicht Schicksal bin?

27.

Reichtum und namentlich Machtstellung des Mannes ist in der Erotik des Weibes, was die Toilette des Weibes in der des Mannes; seine Kraft aber ist, was ihre Schönheit. Ehren und Frauenputz sind die leuchtende Hülle von Kraft und Schönheit; hinter ihnen lockt der Kraft und Schönheit Fülle. Darum spielt namentlich die naive Erotik (man vergleiche etwa die Märchen) mit diesem Schimmer verborgener Pracht, Ehren und Pukreizen, sogar noch mehr als Kraft und Schönheit selbst, weil sie der Phantasie Spielraum geben zu noch höheren Träumen. Sie sind sozusagen die Diskretion der Erotik. —





Gedichte von Hans Leuß.

(Behlendorf - Berlin.)

I.

Vaterland! nun öffne Deinem Sohne
Deine Pforte, daß er bei Dir wohne;
Sieh ihm, wo er Deine Scholle pflügt!
Nicht mit leeren Händen kehrt' er wieder;
Vaterland, nimm hin das Buch der Lieder,
Das er Deinen Schätzen beigelegt.

Hinter Gittern ward er, hinter Mauern
Hingerafft von einer Brandung Schauern,
Und ihm riß die Seele auf das Leid.
Sieh, es wuchsen nach des Wetters Tosen
Ans dem Boden diese Blüten; Rosen,
Mannigfach an Duft und Farbenkleid.

Ja, sie werden leben, werden dauern,
Und die schönsten Herzen werden trauern,
Weinen hinter meinem Leidenspfad;
Und die Stirne, welche Buben höhnen,
Werden Edle mit dem Lorbeer krönen,
Preisend diese angebeugte That.

Aber laß mich, Vaterland, in Frieden
Wohnen, einsam und weltabgeschieden;
Ich begehre nicht den Gassenkrei.
Einsam fanden mich die hehren Mufen,
Einsam nimm Du mich an Deinen Basen;
Einsam laß mich schaffen, aber frei!

Wartend auf die Freiheit, den Entbinder,
Atmen in mir ungebor'ne Kinder,
Die zum Licht die Schönheit selber drängt,
Oft mich über diese Mauern hebend,
Oft an meinem Hirne nagend, bebend,
Rüttelnd an dem Kerker, der sie zwingt.

Vaterland, nun öffne Deinem Sohne
Deine Pforte, daß er bei Dir wohne;
Höher Tag um Tag mein Flug mich trägt,
Spähend nach den höchsten Regionen,
Wo in Wolken Adler einsam thronen,
Ruhend auf dem Fittich, unbewegt.

II.

Woher dies Zittern, dies unernbare Entsetzen,
Wenn mich Dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil Dich ein Eid, den auch schon Wallungen verlehnen,
In fremde Fesseln zwang.
Weil ein Gebrauch, den die Befehle heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht.
Nein! unerschrocken trotz' ich einem Band entgegen,
Dem die erröthende Natur breunt.
O, zitt're nicht! Du hast als Sänderin geschworen;
Ein Meineid ist der Neue fromme Pflicht.
Das Herz woe mein, das Du voo dem Altar verloren;
Mit Menschenhänden spielt man nicht.

fr. v. Schiller, Freiheitslied der Leidenenschaft.

„So wahr mir helfe Gott!“ — ich hab's geschworen;
Die halbe Wahrheit war's, die ich bezeugte;
Und doch, ich glaubte, daß ich kein Recht beugte;
Und Gottes Beistand gab ich nicht verloren.

„So wahr mir helfe Gott“; — nicht frevlen Mutes
 Hab' ich zu falschem Eide mich entschlossen;
 Dem Übermute ist er nicht entsprossen;
 Nicht dacht' ich Gott zu höhnen kalten Blutes.

Das Ziel darf nicht die Mittel heilig sprechen;
 Doch unverföhnt bestreiten sich die Pflichten,
 Und ihren Zwiespalt kannst Du nimmer schlichten;
 Der einen treu, mußt Du die andere brechen.

Durch volle Wahrheit ganz der Lüge dienen;
 Aus Wahrheit helfen, daß die Lüge siege;
 Aus Wahrheit, daß die Wahrheit unterliege;
 Zur Frage, Wahrheit, wandeln Deine Mienen: —

So glaubt' ich meinen Streit, und zur Empörung,
 Zu heissem Grimm erhob sich all mein Wesen!
 Das Weib, das mich und ganz nur mich erlesen,
 In dem mein tiefstes Sehnen fand Erhörung;

Dies Weib, so zart, so liebend mir ergeben,
 So mein; das Weib all' meiner Seligkeiten,
 Das Weib, um das mit einer Welt zu streiten
 Mich lästete, mir werter als mein Leben;

Dies Weib zur Hölle stoßen, es den Hunden
 Zum Fraße geben, allen Viperzungen
 Zur Beute: — Hölle, wär' Dir je gelungen
 Dies Rubenstück in Deinen besten Stunden?

Bekennst, Ihr Teufel, daß Eu'r frevles Denken
 So weit sich nicht verstieg; Ihr seid geschlagen;
 Den Plan, mit dem kein Satan sich getragen,
 Will Euch zum Hohn der Menschen Wiß Euch schenken!

Der Menschen Recht, das formenstarre, kalte,
 Hat dieses Ungeheuer ausgeborn,
 So blind auf eigenem Wege sich verloren;
 Erfordernd, daß Verruchtheit sich entsalte,

Um darauf seines Urteils Grund zu bauen,
 Den Sieg der Säkung eifrig zu verkünden,
 Ob auch mißtönig aus der Hölle Schlünden
 Ein Lachen bellt, daß Steine packt ein Grauen.

~~~~~

So gab mein Herz mir Antwort auf mein Fragen,  
 Und das Gewissen schwieg. Ich hab's geschworen,  
 Doch Gottes Bündnis gab ich nicht verloren.  
 Er packte mich und lehrte mich entsagen.

~~~~~

Nun schleppte man den Frevler vor die Schranken;
 Hoch trug sein Haupt er, sicher, ohne Wanken,
 Und höher, sah er sie, durch Haß verschworen,
 Die, welche seinen Untergang erkoren.
 Doch sollt' er nicht der Niedertracht erliegen;
 Gott selber griff hinein, ihn zu besiegen.
 Nun steht er bloß! Nun, rechter Richter, richte i
 — Der Göttin fällt die Binde vom Gesichte;
 Gereizt, doch nicht erhaben sind die Züge,
 Als sie verkündet seines Frevels Rüge.
 Die Ehren mögt ihr nehmen, nicht die Ehre;
 Kein Büttel ist, der ihr ein Haar verkehre.
 Verachtend sieht er auf der Menge Gassen,
 Der Bildung Pöbel, wohlherzog'ne Affen;
 Und weit hinweg zu hohen Götterreichen
 Vermag die Seele stille zu entweichen.
 Aus dunklen Tiefen streckt er seine Hände
 Zu Gott; er steht an seines Schicksals Wende.
 Wo alles um ihn her zu Staub zertrümmert,
 Da sinkt er heischend nieder, tief bekümmert.
 Wo alles, das er war und schien, zersplittert,
 Da atmet er den Morgen, den er wittert.
 Im Äther dehnen sich die trunk'nen Nüstern;
 Die Seele badet sich, nach Reinheit lästern:
 „Hier bin ich, Herr, voll Schuld und schon entündigt,
 Vertrauend dem, was einst Dein Mund verkündigt.
 Ich sehe Deine Spur an meinem Wege;
 Ich irrte, doch mir folgte Deine Pflege;
 Ich sah Dich nicht, wie Du zur Seite gingest;
 Der Abgrund kam, an dem Du mich umfingest.
 Da sah ich Dich i in Deiner reinen Schöne,
 Den Blick, verheißend, daß er mich versöhne;
 Den Blick, den alle Kunst nicht hat ermessen,
 Den niemand, wen er traf, jemals vergessen,
 Den Blick ersah ich, um in Deinen Armen,
 Mich lösend von dem Niedern, zu erwarmen.“
 Zerschmettert und gebeugt und doch erhoben,
 Hier ausgestoßen, landet' ich dort oben.
 Weit von mir warf ich die geheimen Kasten,
 Als Gottes Hände bei der Hand mich faßten.
 Was mich gedrückt und was mich schwer gebunden,
 Was ich geschleppt durch so viel schwere Stunden,
 Was mich gefesselt, ob ich mich empörte,
 — Der Hauch von oben alles mild zerstörte.
 Der neuen Kraft zu trauen kaum ich wagte;
 Mich ihr zu lassen ganz und frei ich zagte;
 Doch als ein Frevler schien mir bald dies Jagen,

Und jauchzend gab ich mich in frohem Wagen,
 So wie ich einst zum erstenmal den Wogen
 Mich hingab, als der Kleinmut war zerfloßen,
 Als ich die weißen, grossenden umarmte,
 In heller Luft mich badete, erwarmte.
 Und trug's mich nun hinauf bis zu den Sternen,
 Zu Himmelshöh'n, zu unermess'nen Fernen,
 So fand mein Fuß gefühlt die Erde wieder;
 Ein and'rer, als ich ging, kam ich hernieder.
 Vor Gott erniedrigt: tief mich vor ihm beugend,
 Hinschüttend all mein Wesen, eins bezeugend:
 Vor Dir dies Nichts, in Ohnmacht hingegossen,
 Gen Himmel dringend, ganz in Glück zerfloßen;
 Erkennend, daß mein Fuß den Weg verfehlte,
 Als für Entfagung ich Besitz erwählte.

Um großes Lieben habe ich gesündigt
 Vor Gott; doch üblen Feinden sei verkündigt:
 Ich lebe nun; nim leb' ich, um zu schaffen;
 Weit von mir leg' ich altgewohnte Waffen,
 Und, aus dem Kampf des Tages gern geschieden,
 Erwähle ich der Kunst erhab'nen Frieden.
 Doch noch vermag die Tahe ich zu recken,
 Und muß ich's, soll man noch den Len entdecken
 An meinen Spuren, an dem Druck der Pranken.
 Noch fühl' ich Kraft, zu rütteln an den Schranken,
 Wenn sie beengend meiner Flugbahn wehren;
 In züchtigen die meinen Stolz verkehren;
 Ward ich gerichtet, bin ich doch ein Richter;
 Den Spruch der Nachwelt schaffend wirkt der Dichter.

III.

Sonett.

Nun jauchze, Lied, in schwellendem Ertönen!
 Frohlockend suche am erhab'nen Thron,
 Zur Rechten Gottes Ihn, des Menschen Sohn,
 Den Gott mit Seiner Krone wollte krönen;
 Da Gott und Staubgeborene sich versöhnen.
 Aus Tiefen quelle auf zum höchsten Ton: —
 Ihm, unserm Urbild, unserm ewigen Lohn,
 Ihm branse Du die Huldigung des Schönen!

Aus Seinem Lichte trinke Harmonie,
 Du der das Mannigfache hier gedieh,
 Du der hier aller Widerstreit geschlichtet.

Sauft, doch gewaltig dringe an Sein Ohr!
 Du Ihm in heiliger Schwingung trag' empor
 Was meine Seele strömet, atmet, dichtet!

IV.

Danf.

Dank Euch, daß Ihr mich verjagt
 Aus dem Kärmen, aus dem Schwall.
 Süßen Einsamkeiten sagt
 Kust und Leid die Nachtigall,
 Doch in Herden schwahen
 Die gemeinen Spahen.

V.

Zuchthausfriedhof.

Du Statt des Grauens! Zwiefach ausgeschieden
 Vom Meer des Lebens an den öden Strand
 Und zwiefach modernd; still verscharrt im Sand,
 Im Tode noch verachtet und gemieden,
 In diesen Gräbern bleichet ihr Gebein;
 Mehr als von Würmern von der Schmach zerfressen,
 Begehrend kein Gedenken, nur Vergessen,
 Und von sich wehrend Mal und Kreuz und Stein!
 Trostloser Anger! Öde gleich der Wüste,
 Vergeblich von der Sonne Glanz erhellt; —
 Doch, nein! Auch hier ist Gottes Ackerfeld,
 Auch hier ist eines andern Reiches Küste!
 Er, den um einer dunklen Stunde Plan
 Ein harter Spruch von allen Freuden bannte,
 Stieß glaubend ab von dieses Ufers Kante —
 Verlangend nach dem schwarzen Ozean,
 Dem andren Ufer. Deß er längst geharrt
 In seines Daseins traurigem Geleise,
 Willkommener Tod rief ihn zur letzten Reise,
 Willkommener Ferge ihn zur letzten Fahrt.
 Einß ruft ein Ruf begnadigte Verbrecher
 Und sie allein aus allen Gräbern auf;
 Aus den vier Winden ruft er sie zu Hauf
 Von jenem ersten Heiligen, dem Schäfer.
 Kein Stellvertreter war es, kein Vikar,

Der heilig den Gerichteten gesprochen;
 Er war's, der Einzige, der nichts verbrochen,
 Der einzig schuldlos unter Sündern war.
 Er, der aus Höllnern seine Freunde wählte,
 Nicht aus den Männern der Gerechtigkeit,
 Die prunken mit dem fleckenlosen Kleid,
 Er ruft zu Ehren den zertretenen Staub,
 Zum Throne den sie hier als Räuber kannten,
 Zermalmet den die Blinden König nannten;
 Und er entlarvt den ungestraften Raub.
 Welch ein Gericht! Verbrecher mehr als Richter
 Im Buch des Lebens aufgezeichnet steh'n;
 Begnadigt sieht man die zur Rechten geh'n,
 Die man verachtete als Bösewichter.
 Ja, daß man sie verachtet und verdammt,
 Gilt diesem Stuhl als tödtliches Verbrechen.
 „Ich war gefangen,“ also hör' ich sprechen,
 „Und Euer keinem ward das Herz entflammt;
 Ihr war't bei denen nicht, die mich besuchten!
 Ich war gefangen: was Ihr nicht gethan
 An diesen hier, habt Ihr mir nicht gethan;
 Hinweg Ihr Harten, fahrt zu den Verruchten!“

VI.

Die Mutter.

Mit den zarten Händen, mit den blassen Wangen,
 Mit dem stillen Stolz im schönen Angesicht,
 Mit dem See von Liebe in dem Augenlicht
 Hält zum erstenmal sie ihren Sohn umfangen.

Schweigt! Aus Ehrfurcht sollt Ihr und aus Armut schweigen,
 Wo der Prunk der Worte nur vergebens rauscht.
 Wie man schlichten, großen Gottesworten lauscht,
 Also sollt Ihr Euch vor diesem Wunder neigen!

VII.

Bild.

Es schlüpfert in alten Gassen
 Wundersich still und stumm,
 Und seitfam übermächtig
 Geht ein Schweigen um.

Don alten Siebeln redet
 Stark die Vergangenheit;
 Die Schranken des Werdens fließen
 Und grüßen die Ewigkeit.

Und ineinander dämmern
Wachen und Schlaf vereint
Zu sinnendem Gedenken;
Ein Lächeln weint.

Und nur ein dünner Schleier
Birgt und verhüllt
Was Raum und Zeit und Schranke
Überwältigend erfüllt.

VIII.

Offenbarung.

Dort, wo die alte Burg zerfällt,
Sah ich zur Nacht auf Trümmern;
Da wollte mich das Weh der Welt
Zu Tode schier bekümmern.
Woher? Wohin?
Ich sah und sann
Hinab, hinan
Und tief in meinen Sinn.

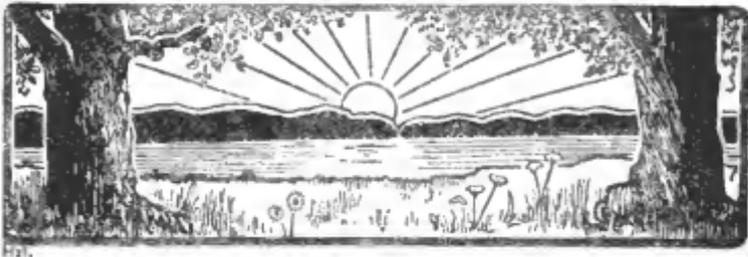
Durch das Gemäuer, wunderbar
Zerküsstet und zerfallen,
Mit dunklem Ton ein Schweigen strich,
Erstarrend in den Hallen.
Woher? Wohin?
Ich sah und sann
Hinab, hinan
Und tief in meinen Sinn.

Wie unverhand'ne Inschrift sah'n
Und funkelten die Sterne;
Die Wolken zogen ihre Bahn
In graue Nebelferne.
Woher? Wohin?
Ich sah und sann
Hinab, hinan
Und tief in meinen Sinn.

Vorüber zog im Silberlicht
Der Strom voll tiefer Sagen;
Die Wellen rauschten ihr Gedicht,
Wie Mär' aus grauen Tagen.
Woher? Wohin?
Ich sah und sann
Hinab, hinan
Und tief in meinen Sinn.

Im Manneston ein Schiffer sang
Gar starke, fromme Weise,
Und mir das Lied zu Herzen drang: —
Der kennt das Ziel der Reise!
Da las mein Sinn
Das Dokument
Am firmament
Und las woher, wohin.





Der Tod im Schulzimmer.

Eine wahre Begebenheit von Walt Whitman.

Sing—ling—ling—ling! ertönte eines Morgens nach der Frühstückspause die kleine Glocke auf dem Pulte des Dorfschullehrers. Alle Schüler wußten, daß sie bei diesem Zeichen ruhig zu sein und aufzuhorchen hatten. Sobald Schweigen eingetreten war, nahm der Lehrer, ein kleiner, untersehter Mann, Namens Lugare, das Wort:

„Jungens,“ sagte er, „es ist eine Beschwerde bei mir vorgebracht worden. Es sollen welche von Euch in der letzten Nacht in Mr. Nichols' Garten Obst gestohlen haben. Ich glaube auch, ich kenne den Stehler . . . Tim Barker, komm 'mal hierher.“

Der Aufgerufene trat vor. Es war ein hübscher, schlanker Junge von beiläufig dreizehn Jahren und mit einem freimütigen, gutherzigen Gesichtsausdruck, den in diesem Augenblick selbst der gegen ihn erhobene Verdacht und der harte, drohende Blick des Lehrers nicht völlig verwischen konnten. Die ganze Erscheinung aber war zu unirdisch zart, um den Eindruck der Gesundheit zu machen. Es lag ein unbestimmtes, beklemmendes Etwas in seinem Aussehen, was auf ein inneres Leiden hinzudeuten schien.

Run stand er vor seinem Richter, auf demselben Fleck, auf dem sich schon so mancher herzlose und brutale Auftritt abgespielt, wo so manche schüchterne Unschuld verwirrt, manche hilflose Kinderseele vergewaltigt, manche zarte Empfindung geknickt worden war. Mit gerunzelter Stirn, die deutlich genug seine böse Stimmung verriet, sah Lugare den Knaben an.

(Glücklicherweise hat nachgerade ein aufgeklärteres und philosophischeres Erziehungs-system den Beweis geliefert, daß Schulen besser geleitet werden können, als mit Hilfe von Ruten, Thränen und Seufzern, und man kommt immer mehr zu der Überzeugung, daß der Ohsenziemer, die Birkenrute und all die anderen sinnreichen Folter-

werkzeuge als die Attribute einer barbarischen, grausamen und überwindenen Zeit der unsrigen nur eine abschreckende Warnung sein dürfen.)

„Bist Du gestern abend an Mr. Nichols' Gartenzaun gewesen?“ fragte Ungare.

„Ja,“ antwortete der Junge, „ich war dort.“

„Na, — wenigstens gut, daß Du nicht erst lange lägst. Du glaubst wohl, Du kannst stehlen und Streiche machen, wie's Dir paßt, ohne daß mau's merkt und Du Deine Strafe dafür wegstriegst, wie?“

„Ich habe nicht gestohlen,“ erwiderte der Junge heftig, und sein Gesicht verfärbte sich, ob vor Zorn oder Angst war schwer zu sagen. „Ich habe keine Strafe verdient.“

„Unverschämter Lämmel!“ schrie ihn der Lehrer wütend an und griff nach seinem langen, dicken Rohrstock: „gieb mir keine von Deinen frechen Antworten, rat' ich Dir, oder ich dresche Dir den Buckel, daß Du heulst, wie ein Hund!“

Der Junge wurde noch einen Schein blässer, seine Lippen zitterten, aber er erwiderte nichts.

„Also heraus mit der Sprache!“ fuhr Ungare fort, indes die äußeren Anzeichen seines Zornes wieder zurücktraten, „was hattest Du bei dem Garten zu thun, he? Wahrscheinlich hast Du das Zeug nur in Empfang genommen und einem Spießgesellen die gefährlichere Arbeit überlassen?“

„Ich muß immer an dem Garten vorbei, weil er an meinem Wege nach Hause liegt. Gestern bin ich später noch einmal hingegangen, um einen Bekannten zu treffen, und . . . und . . . Aber ich bin nicht in dem Garten selbst gewesen und habe auch nichts daraus mitgenommen. Stehlen würde ich nie etwas, — und wenn ich verhungern müßte.“

„So, gestern scheinst Du etwas anders gedacht zu haben, Tim Barker! Kurz nach denn bist Du an Mr. Nichols' Garten gesehen worden, mit einem vollen Sack über der Schulter. Allem Anschein nach war Obst in dem Sack, und heute morgen fand man alle Melonenbeete geplündert. Also, was hattest Du in Deinem Sack?“

Das Gesicht des kleinen Angeklagten erglühte über und über, aber es kam kein Wort über seine festgeschlossenen Lippen. Aller Augen im Klassenzimmer waren auf ihn gerichtet. Heller Schweiß stand ihm in großen Tropfen auf der Stirn.

„Antworte!“ schrie Lugare und ließ das spanische Rohr auf sein Pult niedersausen.

Der Knabe schien einer Ohnmacht nahe. Aber der unbarmherzige Lehrer, fest überzeugt, einem Verbrechen auf der Spur zu sein, schwelgte bereits in dem Gedanken an die exemplarische Züchtigung, die er über den Übeltäter verhängen durfte, und arbeitete sich dabei in eine steigende Erregung hinein. Hülflos stand ihm Tim Barker gegenüber. Die Zunge klebte ihm am Gaumen fest. Entweder hatte ihn die Angst so völlig bestürzt gemacht, oder er fühlte sich wirklich unwohl.

„Gieb Antwort, sag' ich!“ donnerte Lugare noch einmal und schwang den Stock in nicht mißzuverstehender Weise drohend über seinem Haupte.

„Ich kann jetzt nicht,“ erwiderte der arme Kerl in schwachem Tone. Seine Stimme klang belegt und rau. „Ich will es Ihnen — ein ander Mal sagen. Bitte, lassen Sie mich sitzen. Es ist mir — nicht gut.“

„Ja, das will ich glauben,“ schnaubte Mr. Lugare und blies verächtlich die Nase und die Backen auf. „Aber bilde Dir nicht ein, mein Jungchen, daß Du mir Wind vormachen kannst. Dich kenn' ich nun schon, aber gründlich. Du bist mir ja ein Hallunke, wie er im Buche steht! — Aber ich will Dir noch eine Stunde Galgenfrist lassen. Dann werde ich Dich wieder heraufrufen. Und wenn Du mir dann nicht die ganze Wahrheit sagst, so sollst Du was von mir bekommen, daß Du Mr. Nichols' Melonen so leicht nicht vergessen wirst: — jetzt marsch, auf Deinen Platz!“

Froh über diese wenn auch noch so unsreundlich erteilte Erlaubnis, ohne einen Laut, an allen Gliedern zitternd, schlich der Knabe nach seiner Bank zurück. Ein Gefühl des Schwindels, wie er es noch nie gehabt hatte, betäubte ihn, ließ ihn vergessen, wo er sich befand. Er legte beide Arme vor sich auf die Bank und vergrub sein Gesicht darin.

Die Klasse kehrte zu ihrer gewohnten Beschäftigung zurück. Seit Lugare in der Dorfschule regierte, waren gewaltthätige und rohe Szenen derart an der Tagesordnung, daß sie höchstens noch als kleine Unterbrechungen betrachtet wurden.

Während der Unterricht seinen Fortgang nimmt, wollen wir aufklären, welche Bewandnis es mit dem Saß gehabt, und welche Veranlassung Barker am vorhergegangenen Abend an den Gartenzaun

geführt hatte. Die Mutter des Knaben war Witwe und lebte mit ihrem einzigen Sohne in äußerst kümmerlichen Verhältnissen. Im Alter von sechs Jahren hatte Tim bereits seinen Vater verloren. Damals war er ein durch Krankheit völlig ausgemergeltes Kind, und wer ihn sah, hätte sein Leben nur noch nach Wochen geschätzt. Zur allgemeinen Überraschung jedoch blieb das arme Wurm am Leben, kam zu Kräften und schien sogar im Heranwachsen völlig zu genesen, dank der Bemühungen eines ausgezeichneten Arztes, der in der Nachbarschaft seinen Band Sitz hatte und sich für die kleine Familie der Witwe warm interessierte. Es wäre möglich, hatte der Arzt gemeint, daß Tim seine Krankheit auswachse, etwas Bestimmtes könne man nicht sagen. Es sei ein unberechenbares, heimtückisches Leiden, und es könnte sogar geschehen, daß der Knabe bei anscheinend völliger Gesundheit plötzlich hinweggerafft würde. Insolgedessen kam die arme Witwe in der ersten Zeit aus der Sorge und Unruhe nicht heraus. Als aber mehrere Jahre vergingen, ohne daß eine der bösen Prophezeiungen eingetroffen war, glaubte seine Mutter zuversichtlich, daß er nun am Leben bleiben und die Stütze und der Stolz ihrer alten Tage werden würde. Und so schlugen die beiden sich zusammen weiter durch, eines glücklich im anderen, ertrugen Kummer und Armut, ohne zu klagen, eines um des anderen willen.

Tim hatte sich durch sein liebenswürdiges Wesen viele Freunde im Dorfe erworben. Unter diesen war auch ein junger Farmer, Namens Jones, der mit seinem älteren Bruder zusammen eine große Farm in der Nachbarschaft auf Teilung bewirtschaftete. Nun geschah es nicht selten, daß Jones den kleinen Tim mit einem Sack voll Kartoffeln, Korn oder Gemüse aus seinem eigenen Vorrat beschenkte. Aber da sein Bruder eine überaus sparsame und reizbare Natur war und schon öfters Tim für einen faulen Burschen erklärt hatte, der keine Unterstützung verdiene, weil er nicht arbeite, übermittelte er seine Gaben immer auf solche Art, daß niemand darum wußte, als nur er und die dankbaren Empfänger. Es mag auch sein, daß es der Witwe peinlich gewesen wäre, wenn die Nachbarn erfahren hätten, daß sie sich von jemand Schwaren schenken ließ. Menschen in ihrer Lage besitzen oft eine begreifliche Scheu davor und empfinden es fast wie einen Schimpf, als Almosenempfänger betrachtet zu werden.

An dem bewußten Abend nun hatte Tim von Jones Nachricht erhalten, daß er ihm wieder einen Sack Kartoffeln senden wolle, und daß er sich an Mr. Nichols' Gartenzaun einfinden solle, um den Sack

in Empfang zu nehmen. Dies war die Last, mit der man Tim hatte wegschleichen sehen und die es veranlaßte, daß der bebauernswerte Knabe jetzt von seinem Lehrer des Diebstahls geziehen und anscheinend überführt wurde. Lugare war auch nicht im geringsten für die wichtige und verantwortungsvolle Aufgabe eines Kindererziehers geschaffen. Viel zu übereilt in seinen Entscheidungen und von einer unbefangenen Strenge, war er der Schrecken der kleinen Welt, die er so despotisch beherrschte. Für ihn schien es ein wahres Labsal zu sein, strafen zu können. Von den reichen Quellen, die in jeder Kinderbrust verborgen liegen und die durch Güte und sanfte Worte so leicht zu erschließen sind, wußte er nichts. Seiner großen Härte wegen war er von allen gefürchtet und von niemandem geliebt. Wenn er wenigstens eine Ausnahme in seinem Berufe gewesen wäre!

Die Stunde, die der Lehrer Tim noch als Gnadenfrist gewährt hatte, war zu Ende und die Zeit herangerückt, wo er seinen Schülern gewöhnlich die mit Freuden begrüßte Entlassung gab. Ganz verstohlen war hin und wieder ein mitteilidiger, oder gleichgültiger, oder fragender Blick zu Tim hinübergewandert. Man wußte ganz genau, daß er auf Milde nicht zu rechnen hatte. Alle hatten den kleinen Burschen gern, trotzdem erregte sein Gesicht kein sonderlich lebhaftes Mitgefühl: Prügel waren eben etwas zu Alltäglichen. Aber alle die fragenden Blicke blieben unbefriedigt, denn Tim sah noch immer, den Kopf auf der Bank, das Gesicht auf den Armen, genau in der Stellung, die er bei der Rückkehr auf seinen Platz eingenommen.

Gelegentlich sah auch Lugare auf den Knaben, und sein böser Blick kündigte deutlich an, daß er diese Halsstarrigkeit gebührend strafen werde.

Eublich war die letzte Abteilung überhört, die letzte Lektion hergesagt. Lugare nahm hinter seinem Pult, das auf einem erhöhten Tritt stand, Platz und legte sich den längsten und kräftigsten Stock zurecht.

„Also, Barke,“ sagte er, „jetzt wollen wir mal unser kleines Geschäft in Ordnung bringen . . . Komm mal hierher.“

Tim rührte sich nicht.

Im Schulzimmer herrschte Grabesstille. Nicht der leiseste Ton war zu hören, nur hin und wieder ein tiefer Atemzug.

„Thu', was ich sage, Bursche, oder es geht Dir nur noch schlechter. Augenblicklich komm' hierher und zieh' Deine Jacke aus!“

Der Junge sah regungslos, wie aus Holz geschnitten. Lugare

zitterte vor Wut. Eine Minute saß er schweigend. Er schien zu überlegen, auf welche Weise er sein Nachwerk am besten ausführen könnte. Diese Minute tödlichen Schweigens wirkte auf einige der Kinder wahrhaft lähmend. Ihre Gesichter erblaßten vor Angst. In ihrem peinvoll langsamen Verstreichen glich sie der Minute, die dem Höhepunkt in einer vollendet dargestellten Tragödie vorausgeht, wenn ein Meister der Schauspielkunst die Bühne betritt und man, gleich der Menge rings herum, mit angespannten Nerven und unterdrücktem Atem auf das Eintreten der Katastrophe wartet.

„Tim schläft, Herr Lehrer,“ sagte nach einer Weile der Knabe, der neben ihm saß.

Bei dieser Mitteilung schwand der wilde Zornesausdruck in Lugares Zügen, und sie verzerrten sich zu einem Lächeln, einem Lächeln, das erschreckender anzusehen war, als vorher seine Wut. Ob er sich an dem Entsetzen weidete, das sich auf den Gesichtern rund um ihn her spiegelte? Ob er schon in dem Gedanken schwelgte, wie er den Schläfer wach bringen werde?

„So so, — also schlafen kannst Du, mein Söhnchen!“ sagte er. „Da wollen wir doch mal sehen, ob es nichts giebt, womit man Dich wach kugeln kann. Sehr Ihr, Jungens, es ist nichts so wichtig, als ✓/ daß man auch einer schlechten Sache immer noch die beste Seite abgewinnt. Der gute Tim hier ist entschlossen, sich um so ein bißchen Prügel nicht weiter zu beunruhigen. Der Gedanke daran kann den kleinen Spighuben noch nicht mal wach halten. . . .“

Wieder lächelte Lugare, als er diese Bemerkung machte. Dann griff er nach seinem Stock, faßte ihn mit fester Hand und stieg von der Estrade herab. Mit leisen, unhörbaren Schritten schlüch er durch das Zimmer. Nun stand er neben dem unglücklichen Schläfer. Der Knabe schien nichts von der über ihm schwebenden Gefahr zu ahnen. Vielleicht träumte er gerade einen goldenen Traum von Jugend und Glück. . . . Vielleicht war er gerade weit, weit weg in der Welt der Phantasie, sah Bilder und empfand Wonnen, wie sie die rauhe Wirklichkeit uns niemals bieten kann.

Lugare erhob seinen Stock hoch über sein Haupt und ließ ihn dann mit einer durch lange und fleißige Übung erworbenen Treffsicherheit und mit einem Aufwand an Kraft auf Tims Rücken niederfallen, der genügt hätte, einen halb erstarrten Menschen aus seiner Lethargie herauszureißen.

Schnell und sicher folgte Schlag auf Schlag. Ohne auch nur die

Wirkung des ersten Hiebes abzuwarten, bearbeitete der brutale Wicht mit seinem Folterinstrument zuerst die eine, dann die andere Seite von Tims Rücken. Erst nach zwei oder drei Minuten, aus bloßer Müdigkeit, gönnte er sich eine Pause.

Aber Tim rührte sich auch jetzt noch nicht.

Gereizt durch diese Schläfrigkeit stieß Lugare den einen Arm, auf dem des Knaben Haupt ruhte, mit rohem Griff zur Seite. Dumpf aufschlagend fiel der Kopf auf die Bank, das Gesicht nach oben gekehrt, so daß es allen Blicken ausgesetzt war.

Bei diesem Anblick stand Lugare wie von einem Basilliskensbild getroffen. Sein Gesicht ward bleigrau; der Stock entglitt seiner Hand; sein Blick erweiterte sich und er starrte auf den Knaben, wie auf ein ungeheuerliches Schauspiel des tödlichen Entsetzens. Der Schweiß perlte in dicken, schweren Tropfen aus jeder Pore seines Gesichts; seine dünnen Lippen verzerrten sich und ließen die Zähne zum Vorschein kommen; und als er schließlich einen Arm ausstreckte und mit einer einzigen Fingerspitze eine Wange des Knaben berührte, zitterte jedes Glied an ihm so heftig, wie die Zunge einer Schlange. Es schien einen Augenblick, als wollte ihn seine Kraft verlassen.

Der Junge war tot.

Wahrscheinlich war er es schon eine ganze Weile, denn seine Augen waren gebrochen und sein Körper schon kalt.

Der Tod war im Schulzimmer eingekehrt und Lugares Stock hatte einen Toten geschlagen.

(1841.)

Deutsch von Thea Kraus-Ettlinger.



Der Fährich.

Novelle von Fr. von Oppeln • Bronikowski.

(Berlin.)

Wenn es wieder Frühling wird, und Narzissen und Flieder duften, so süß und ungesund wie Totenkränze, dann kommt mir immer ein Begräbniß in den Sinn, dem ich im Frühjahr einst beiwohnte.

Es ist lange her. Ich war damals in meinen Wertherjahren, wo

ich nur eine Frage kannte: Sein oder Nichtsein und nur zwei Bücher: Hamlet und Werther. Ich betäubte mich damals förmlich in ihrem irren Todenduft; und wenn ich am leuchtenden Frühlingmorgen an den fettbuntnigen Küchenräumen und riechenden Kloaken der Kriegsschule vorbeischiß, hätte ich weinen mögen über die Sonne, die Maden in einem toten Hund ausbrütet, eine Gottheit, die Nas küßt . . .

Ich war nämlich dazumal Kriegsschüler; und wäre mein Herz nicht schon vordem wund gewesen, wund und überwund von allen Enttäuschungen der Jugend, so wäre es dort verwundet worden: Rohheit und Cynismus schossen dort wie üppiges Sumpfkraut auf. Da war vor allem ein Fährich Graf Platen, von dem sie sagten, er hätte es schon im Regiment „ein bißchen wüßt“ getrieben und stände etwas auf der Spitze; sein Haupthaar, das täglich dünner wurde, legte wohl das beste Zeugnis für diese Behauptung ab. Allerdings hinderte ihn das nicht, lustig weiter im Sumpfe zu patzchen, und die Kameraden quakten ihm Beifall. Nur mir that er damit weh; jede neue Rohheit, jede neue Bote war mir wie die Geburt eines neuen Mephisto . . .

Und in diesem Zustande mußte ich es noch erleben, daß unser Kapitän, der uns im Planzeichnen und Aufnehmen unterwies, ein Mann von vornehm-mildem Wesen, sich plötzlich erschöß. Zehn Minuten vorher hatte er uns noch unterrichtet, hatte mir noch eine Zeichnung für das nächste Mal aufgetragen und war dann gegangen, so ruhig, als wollte er zu Bette gehen; nach einer Viertelstunde wußten wir, daß er nicht mehr war. Mir war, als wär' ich ahnungslos an einem Abgrund vorbeigeschlendert und fühlte nun die Gefahr nach, als krachte noch einmal neben mir der Schuß, der ihn ins Nichts beförderte. Warum hatte er sich das Leben genommen? Niemand wußte es. Er war in guter Affiette gewesen; seine Karriere war gut und hoffnungreich; jedermann wußte, daß er wieder in den Generalstab käme und dies Kommando nur zur Erholung erhalten hätte. Und nun erschöß er sich und warf das Leben fort wie ein altes Kleid — dieser Mann, der das Leben kannte, der kein tastender Jüngling mehr war, wie ich! Hatte er vielleicht alles gewogen, seine gute Lage, seine gewisse Zukunft, seine glänzende Herkunft, sein ganzes Leben — gewogen und zu leicht befunden? Aber was wollte ich dann noch hier? Was für einen Sinn hatte es dann noch für mich, zu leben? Es endigte ja doch mit der Einsicht: „Es ist alles eitel,“ endigte ja doch, früher oder später, mit dem Tode. Warum also später? Warum nicht früher? So früh wie möglich — sogleich? Wahrhaftig, dieser Selbstmörder steckte mich an!

Hatte mich schon der süße Blütenhauch der erwachenden Erde an Grab und Totenkränze gemahnt: wie viel eindringlicher mußte mir da der Finger des Todes aus einem Selbstmord zuwinken: „Kommt!“ Von nun an hielt ich es für mein Recht, ja, für meine Pflicht, jenem Manne gleich zu denken, — gleich zu thun. Ich wunderte mich jeden Tag, daß ich noch lebte — und kam doch gleichwohl nicht zum Selbstmorde. Es klingt lächerlich, das zu sagen, aber es war so. War es Feigheit, die mich zurückhielt? War es Lebenslust, die sich immer wieder betrügen läßt und doch nie klüger wird? Ich weiß es nicht. Aber ein Etwas hielt mich mächtig zurück, und der Zwang des Dienstes und die vielen jungen Leute um mich bekräftigten mich darin; ich that nach, was sie thaten, und trat in der großen Tretmühle mit — so kam ich vom Selbstmord ab und über ihn hinweg . . .

So erlebte ich denn auch noch das Begräbniß des Hauptmanns. Es war ein dumpfer, regnerischer Frühlingstag, der mich fast wahnstunig machte. Wir zogen alle in die Wohnung des Selbstmörders, wo der Sarg unter Blumenpenden verschwand. Ein betäubender Duft von Totenkränzen und schwelenden Wachslöchtern erfüllte das Zimmer, und der flackernde Lichtschein verbreitete einen wunderlichen, rothigen, flirrenden Schimmer über Menschen und Raum. Dann zogen wir mit den Garnisontruppen der Leiche nach; die Musik spielte Trauermärsche und von den Thürmen läuteten die Glocken. Es war ein ehrliches Begräbniß. Sie hatten gesagt, er hätte sich in geistiger Umnachtung erschossen, wiewohl er noch zehn Minuten vorher uns kühl unterrichtet hatte. Sie hatten es gesagt, weil sie ihm die Ehre der Grabsalven nicht nehmen wollten, und die Trauerparade durch die ganze Stadt; was weiß ich, warum!

O dieser Trauermarsch! Mit wahrer Wollust trank ich seine dumpfen Trommelwirbel und seine süßen, kranken Töne auf; mir war, als ginge ich zu meinem eigenen Begräbniß. Es war ein langer, langer Zug, in dem ich schritt, lauter schwägende, lachende Menschen, die durch Schmutz und Sprühregen ihre neueste Kleidung zur Schau trugen. Neugierig gafften die Leute sie an, sonderlich die Weiber, die mit hochgehobenen Rücken nebenhin liefen und ihre Beine zeigten. Vielleicht wollten sie das nicht, aber mich verwunderte es dennoch, diese aufgehobenen Röcke zu sehen; es schmerzte mich eben alles — Schmutz, lauter Schmutz, durch den ich patzte!

So zogen wir denn über die alten Stadtwälle hin, wo der Schleeborn blühte, nach dem Kirchhof draußen, und die Leichenrede begann.

Geitönig fielen die Worte des Pfarrers wie die rieselnden Tropfen; auch die Natur weinte über dieses Begräbniß. In den Cypressen des Kirchhofs stöte eine Nachtigall ihr wehmütiges Klage lied und bestürmte mein Herz mit neuer Schwermut. Hätte sie doch einer unterbrochen, wie sie die Rede des Pfarrers! Es war zu viel! Sie machte mein Herz zerspringen. Sie würgte mir an der Kehle . . . Da plötzlich — klangen Kommandos. Ein kurzes Knallen — und eine Salve krachte über das Grab hin — noch eine — und noch eine. Da schwieg die Nachtigall. O, das that wohl! Dieses Krachen that meinen zuckenden Nerven wohl! Es zerriß sie förmlich. Hätte ich doch vor diesen Büchsen gestanden und wäre da niederkartätscht worden — dann war es überstanden! Aber mir selbst den Tod zu geben — das vermochte ich nicht, nicht mehr . . . Mechanisch trollte ich mich im Zuge heimwärts. Über die alten Stadtwälle hin, wo der Schleedorn blühte, kroch der schwarze Heerwurm zur Stadt zurück. Mir war, als verlöre ich bei jedem Schritte etwas Inniges, Heiliges; als ich unten anlangte, war eine fade Ode in meinem Herzen. —

Auf der Kriegsschule war bald alles wieder beim Alten. Für den toten Hauptmann war Ersatz gekommen und der Vorgänger war bald vergessen. Es wurde sogar sehr lustig auf der Kriegsschule. Der neue Hauptmann war ein braver, aber komischer Herr; er trug eine Perrücke auf dem Haupte und auf den Lippen ebenso beständig den praktischen Feldsoldaten. So gab es immerfort Gelegenheit zum Lachen. Graf Platen verfehlte nicht, ihn immer neu zu karrikieren, parodieren, variieren und wie die schönen Fremdwörter alle heißen. Auch bei mir war die bleierne Apathie einer leichtfertigen, lüsternten Stimmung gewichen, die ich sonst nicht kannte. Zur großen Freude der anderen betrank ich mich mit ihnen in eifigen Bowlen, die zur Hälfte aus Benediktiner, zur Hälfte aus Sekt und Wein gemischt waren; ich schaffte die Betrunknen nach Hause oder gab Veranlassung, daß man diesen Samariterdienst an mir vollzog; ich lachte und machte mit, wenn Platen eine Zote riß oder den Hauptmann nachmachte, und näherte mich auch sonst den anderen zusehends. Wahrscheinlich wollte ich mich damals abbrähen.

Platen war mir eigentlich noch der Liebsten einer. Er gab den anderen zwar nichts nach, wenn es sich um einen Waffengang auf Zoten handelte, er war darin sogar ein erfinderisches Genie; aber er ging doch nicht in diesen Dingen auf und hatte noch wirklichen, unangefressenen, urwüchsigsten Humor — wenn es auch manmal nur Galgenhumor zu sein schien. Ich sehe ihn noch, den Platen — wir waren gerade

mit Meßtischplatten, Karten und Instrumenten ausgerüstet und warteten auf den Hauptmann — wie er da ein ganzes Auditorium um sich gebildet hatte, dem sich auch die Ordonnanzen, unsere Padesel, grinsend beigefellten. Er erzählte gerade, wie der Kapitän beim Liebesmahl gehänselt worden, und, da er leicht zu necken war, in der Wut seine Perrücke abgerissen und sie dem bösen Kameraden an den Kopf geworfen hätte. „Hoho,“ schrie ein blauer Husar dazwischen, „du hast's auch nicht mehr weit bis zur Perrücke!“ und ein Dragoner, der mit beiden sehr intim that, suchte einen Wortwitz auf Platen und Platte zu dreheln. „Ich werde dir gleich mit meiner Platte,“ fuhr Graf Platen auf und riß der nächsten Ordonnanz die Meßtischplatte aus der Schmutzpfote, um den Spasmacher damit zu strafen. Dann aber nahm er plötzlich die würdevolle Miene des Hauptmanns an, ließ die Platte sinken und sprach, als ob er einen Klob im Halse hätte: „Was glauben Sie wohl, meine Herren, wo ich meine Perrücke her habe?“ Alles lachte über die gute Imitation. „Von 'ner Leiche natürlich,“ riet der witzige Dragoner. „Natürlich von 'nem Weißbilib, das sich aus Kindsnot ersäuft hat,“ vervollständigte der Husar. „Nein,“ schrie der Graf mit rollenden Augen, „an der Kolik ist sie eingegangen. Und zum Andenken daran habe ich mir aus den Kopshaaren meine Perrücke bauen lassen. Zehn Mark hat sie mich gekostet.“ — „Kopshaaren?“ fragte der Dragoner näselnd. „Ist wohl vom Kopfarzt behandelt worden?“ — „Na, von wem denn?“ schrie der Graf in erheucheltem Zorne. „Ein Pferd, das drei Rennen in Karlsdorf verloren hat“ . . . „Ein Pferd“, wiederholte der Dragoner ungläubig; „ich dachte“ — „Ja, was dachten Sie denn,“ fuhr der Fährlich Graf Platen auf. „Natürlich ein Pferd, ein Rennpferd, vom Karrengaul aus der Magerkeit . . . Was glauben Sie wohl, was mich das Tier gekostet hat?“ — „Zehn Pfennig,“ riet der Dragoner. — „Was!“ plakte der Graf heraus. „Fünfzig Mark hat mich die Stute gekostet und die Doktorkosten dazu. Sie hätten mich auf dem Tier mal vor meiner Kompagnie sehen sollen — ich sage Ihnen!“ Und dabei zog er aus seinen Reitstiefeln eine Gerte und hieb damit auf die nächste Ordonnanz ein, wie auf ein Pferd. „Was glauben Sie wohl,“ wiederholte der Graf prügelnnd und schrie dazu „toi toi“, wie ein Indianer, daß alles herausplakte und auch die Ordonnanz mit breitem Grinsen zu den Schlägen herhielt. „Wiehern Sie nur, meine Herrn,“ fuhr der Graf unbekümmert fort, „mein Rennpferd hat auch gewiehert, und alle Pferde haben so gewiehert, wenn sie meine Kompagnie sahen — und die Menschen dazu: so gut war die Kompagnie. Die Kerls

hätten mir im Nachtweid den Mond heruntergeholt. Aber das ist noch gar nichts. Was glauben Sie wohl, wie gut ich die Kompagnie im Zug hatte?" Und ohne eine Antwort auf diese rhetorische Frage abzuwarten, fuhr er fort: „Komme ich da eines Tages auf den Exerzierplatz und sage mir: heute wirst du die Kerls mal ordentlich vom Gaul 'runterkanzeln“ — „Von dem Rennpferd natürlich,“ unterbrach der Dragoner. — „Ja, glauben Sie denn, meine Herren, ich ginge zu Fuß?“ antwortete der Spaßmacher entrüstet. „Ich bin immer geritten, bin als Adjutant schon eingetreten.“ — „Und zur Welt gekommen,“ vervollständigte der Dragoner. „Die arme Mutter,“ lächelte der Husar. „Aber meine Herren, lassen Sie mich doch zu meiner Kompagnie kommen,“ fuhr der Graf fort. „Was glauben Sie wohl: als ich auf den Platz komme, stehen nur zwei Kerls da mit Gewehr über und gloken mich an. Und dann kommt der Feldwebel und meldet: Kompagnie zur Stelle! Feldwebel, sag' ich, sind Sie verrückt geworden? Nein, Herr Hauptmann, sagt er. Die Kompagnie ist ja gar nicht da, sage ich. Zu Befehl, Herr Hauptmann, sagt er. Kompagnie zur Stelle. Da will ich denn meinem Rennpferd die Sporen in den Bauch hauen und den Kerl in den Dreck reiten — ich trage nämlich immer Kasensporen mit stumpfen Nädern,“ setzte er halblaut hinzu — „da machte der Schinder einen Satz, daß ich ihm als praktischer Feldsoldat um den Hals falle und beinahe 'runterfliege — und plötzlich steht die ganze Kompagnie vor mir und ich mitten vor der Front, und die Kerls lachen mir alle ins Gesicht . . . Ich war nämlich vom rechten Flügel herangeritten und die Kompagnie war so schuurgrade gerichtet, daß man nur die beiden Flügelleute sehen konnte —“

„Fährlich Graf Platen,“ erscholl plötzlich die Stimme des Hauptmanns in tänzschendem Gleichklang. „Was halten Sie da für Vorträge?“ Wir wollten schnell ins Glied springen, rannten uns aber dabei gegenseitig vor den Leib, und als wir endlich standen, konnte keiner sich das Lachen verbeißen und alles schaukelte hin und her wie ein Kornfeld im Winde. „Rechts um, Bataillon marsch!“ kommandierte der Hauptmann. Und nun ging es über ein Brachfeld, daß uns bald das Lachen verging. Wie eine Hammelherde mit ihren Böcken, trollten und klapperten wir mit Instrumenten, Karten und Säbeln querfeldein; nur der Graf watschelte wie eine Ente außer dem Takte und schimpfte jedesmal ganz laut, wenn ihm einer auf die „taktlosen“ Sporen trat. „Fährlich Graf Platen,“ begann der Hauptmann wieder, „machen Sie keinen Lärm und bleiben Sie im Gleichschritt. Sie nehmen sich immer

am meisten heraus und leisten am wenigsten.“ — „Zu Befehlen, Herr Hauptmann,“ entgegnete dieser mit bösem Lächeln und watschelte weiter. „Wenn man wie ein Schuljunge behandelt wird, beträgt man sich auch so,“ brummte er vor sich hin. Endlich kamen wir am Orte der That an. „Platten!“ schrie der dienstleifrige Hauptmann den nachschleudenden Ordonnanzen entgegen. „Hier!“ schrie der Fähnrich Graf Platen ebenso laut und trat stramm vor. „Was wollen Sie denn?“ fragte der Hauptmann verlegen. „Herr Hauptmann hatten mich doch gerufen.“ — „Unflun,“ entgegnete der Hauptmann zornrot. „Ich nenne Sie immer bei voller Charge, Fähnrich Graf Platen — und ich verbitte mir Ihre Wige.“ — „Zu Befehlen, Herr Hauptmann,“ entgegnete Platen, machte kurz kehrt, marschierte in Paradeschritt in das Glied zurück und machte dann wieder kehrt, daß seine Rebeulente fast umflogen; — von diesem Tage an hatte er den Spitznamen „Fähnrich“ weg. Inzwischen kamen die Ordonnanzen, und der Hauptmann zog sich auf freiem Felde den Rock aus. Natürlich lachte ihm alles ins Gesicht, wie die angebliche Kompagnie des Grafen, und dieser sagte ganz laut, daß Sachen mehrend: „Jetzt schmeißt er 'n mir an den Kopf.“ Dieses aber that er nicht, sondern ließ sich von einer Ordonnanz einen Dreßrock geben, den diese bei den Instrumenten mitgeschleppt hatte, und zog ihn an. Nachdem hieß er uns die Platten in Empfang nehmen und die Tische aufstellen. Platen lotste mich an den seinen, denn ich zeichnete gut und er hatte keinen Schimmer. Das war dem Hauptmann auch ganz recht. „Wer sie zeichnet, ist ganz egal,“ hatte er einmal gesagt, „wenn wir nur gut damit abschneiden.“ Und der Fähnrich stimmte darin mit ihm überein — wohl seine einzige Übereinstimmung mit ihm — und ließ mich zeichnen. Inzwischen hielt er halblaute Vorträge über Aufnehmen frei nach dem Original — und es war wirklich ein Original! — so daß wir uns alle mit den Bleistiften in die Rippen stießen und lachten. Nur das Opfer dieses Spottes, das sich an den dritten Meßtisch von uns zurückgezogen hatte, merkte nichts davon, oder wollte sich doch nichts merken lassen. „Na, Fähnrich Graf Müller,“ hub der Fähnrich an, „was malen Sie denn da für Krähenfüße?“ — „Erlauben Sie mal,“ gab ich zur Antwort, „ich korrigiere hier Ihre Platte und Sie nennen das Krähenfüße?“ — „Korrigieren,“ wiederholte der Fähnrich in gespreiztem Französisch. „Ganz verrückte Punkte haben Sie da angeschnitten, Fähnrich Graf Müller. Und als praktischer Feldsoldat sollen Sie doch keine Punkte anschneiden, die verrückt sind.“ — „Sich verrücken, meinst wohl,“ rief der Dragoner vom nächsten Meßtisch herüber; er

hatte mit gespitzten Ohren zugehört. „Natürlich, meine Herrn,“ fuhr der Fähnrich fort. „Feste Punkte muß man anschnneiden als praktischer Feldsoldat, z. B. den Bauern, der da p—flügt“, sagte er spuckend, — „angeschnitten! Grüner Bauer im roten Klee, plus 9,3. Oder das alte Weib, das da über'n Weg läuft — jetzt seht sich's sogar hin — von hinten angeschnitten. Altes Weib in grünen Kartoffeln, plus 15,7. Wenn ich übers Jahr wiederkomme, sieht das alte Weib immer noch in den grünen Kartoffeln“ — — „Fähnrich Graf Platen,“ schrie der Hauptmann von drüben, „arbeiten Sie gefälligst. Ich sehe mir gleich Ihre Platte an.“ — „Zu Befehlen, Herr Hauptmann!“ schrie der Fähnrich ebenso laut zurück, „ich habe eben ein altes Weib angeschnitten.“ Der Hauptmann wurde puterrot und biß sich auf die Lippen, sagte aber nichts und kam auch nicht herüber, um die Platte des Fähnrichs zu „korrigieren“. Das aber reizte diesen erst recht. „Nun, meine Herren,“ fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, „wie würden Sie die Straße da oben bezeichnen?“ Er wies mit dem Blei auf einen Feldweg. „Feld-, Wald- und Wiesenweg,“ antwortete der wichtige Dragoner von drüben. „Unsinn,“ schrie der Fähnrich mit rollenden Augen, „das ist eine Römerstraße, zwanzig Meter breit. Führt von Berlin bis Rom schnurgerade ans über die Alpen weg. Wenn man darauf steht, kann man in Berlin sehen, wie der Papst sich Eier kocht.“ — „Fähnrich Graf Platen,“ schrie der Hauptmann in höchster Wut, „ich werde Sie dem Direktor melden.“ — „Zu Befehlen, Herr Hauptmann,“ entgegnete dieser.

Am nächsten Tage erhielt der Fähnrich vor versammeltem Kriegsvolke einen strengen Verweis, aus dem er sich übrigens nicht viel zu machen schien. Bei der nächsten praktischen Übung mit dem Hauptmann — es war eine Krozierübung — zeigte er sogar nicht übel Lust, ihn noch mehr zu hänseln. „Toi toi,“ schrie er ganz laut aus dem Glib heraus, als dieser auf einem Kriegsschulfläpper mit abgepreizten Beinen angesprengt kam und in der Rechten eine Haselgerte schwang. „Toi toi! Gleich geht ihm Hut und Berrücke zum Teufel.“ Natürlich lachte alles und dachte an das Rennpferd, und der Hauptmann wagte nichts zu sagen. Er war eigentlich ein guter Kerl und bedauerte jetzt schon, daß der Graf seinetwegen bestraft worden war; zudem hatte er etwas Angst vor ihm im besondern und der Blüte der Ritterschaft in Kavallerieuniform im allgemeinen — so daß er nicht recht wußte, was er anfangen sollte, ohne sich zu dupieren oder dupiert zu werden, und ziemlich ratlos die Übung begann. In kurzem hatte der Fähnrich ihn

schon verwirrt gemacht; irgend einen wunden Punkt, an dem der Unglücksmanu zu fassen war, wußte er immer herauszufinden, mochte der nun Perrücke, Sonntagstreiter, Römerstraße, praktischer Feldsoldat oder sonstwie heißen. Endlich fand der Hauptmann einen rettenden Ausweg: er schickte den Störenfried fort, ein Geländestück abzuschreiten. Der Fähnrich watschelte das Stück denn auch wirklich ab, mit viel zu großen Schritten natürlich, obwohl der Hauptmann ihm fortwährend nachrief, er sollte kleinere Schritte machen. Nach einiger Entfernung sahen wir ihn blank ziehen und nach irgend etwas stehen. Mit gezogenem Säbel kam er zurück und meldete prustend: „Zweihundert Doppelschritt.“ — „Was haben Sie denn da an Ihrem Säbel?“ — „Eine Mühe zur Stelle,“ meldete der Fähnrich mit strahlendem Antlitz. „Drei Meter lang und zwei Meter breit; ich habe sie abgeschnitten und krochert.“ Unwillkürlich wieherte alles los, und der Hauptmann öffnete den Mund zu einem großen Fluche, brachte aber nichts heraus. Plötzlich — die Gruppe stand noch — kam der Direktor auf seinem Goldfuchs angebraust — er kam immer wie Ziehen aus dem Busche. Der Gaul des Hauptmanns schrak auf, machte einen Satz und feuerte hinten aus, so daß sein Reiter vornüberkippte, die Bügel verlor und ihm um den Hals fiel; wir mußten natürlich alle an die Geschichte von der Kompagnie denken und bekamen das Lachen. Endlich hatte er das Tier am Zaume und stammelte verwirrt eine Meldung, während der Fähnrich mit seinem Rübensäbel immer noch wie angewurzelt da stand und wir anderen uns vergeblich mühten, dem gefürchteten Direktor Dienstgesichter zu machen. Es war eine unglaubliche Szene! Der Direktor prüfte erst die Meldung des Kapitäns und bewies ihm, daß sie nicht stimmte, erkundigte sich dann eingehends nach dem Anlaß des Rübenmordes und diktierte dem Fähnrich eine empfindliche Arreststrafe zu; wir anderen bekamen ein Ausgehverbot von acht Tagen. „Sie verlangen, meine Herren, daß man Sie nicht mehr als Schüler behandelt,“ sagte er mürrisch, „aber Sie betragen sich wie Schuljungen!“ Nachdem er jedem so sein Teil gegeben, ritt er ab. „Sie schicke ich das nächste Mal ins Regiment zurück,“ hatte er noch beim Abreiten zu Platen gesagt. Dieser blickte ihm höhnisch nach, wir anderen standen stramm, und der Hauptmann grüßte. —

Nach ein paar Tagen feierten wir im Garten der Kriegsschule — ausgehen durften wir ja noch nicht — die „Freilassung“ des Fähnrichs, als plötzlich wieder der Direktor, wie aus der Erde gewachsen, auftauchte. Mit griesgrämigen Blicken musterte er unsere Flaschenbatterien, in denen sich die Maisoune brach, und dann uns. „Nun, meine Herren,“

fragte er mürrisch, „was wird denn hier gefeiert?“ Keine Antwort. Wieder blickte er jeden in der Runde an, bis er den Fähnrich gewahrte, der ihn vorschriftsmäßig, vielleicht zu vorschriftsmäßig, anglokte; da wußte er Bescheid. Er sah dem Fähnrich scharf ins Gesicht und dann nach der Nüße, als wollte er da eine Fliege fangen. „Platen,“ sagte er mit Grabesstimme, und blickte dabei auf einen Eisenring, den er am rechten Zeigefinger trug, der Himmel weiß, warum — „Platen,“ sagte er, „ich verbot doch erst gestern solche Nüßen, wie Sie da eine tragen. Daß weitere werden Sie noch hören.“ —

Als er fort war, brach ein Entrüstungssturm unter uns aus. „Solch ein Kommißknüppel!“ näselte der Husar. „Er kann uns Kavalleristen eben nicht leiden,“ erklärte der Dragoner. Nur der Fähnrich war ganz still geworden; er war leichenblaß. „Proßt Fähnrich!“ ermunterte der Dragoner, „die Sache wird ja so schlimm nicht werden!“ — „Nun schickt er mich ins Regiment zurück,“ sagte der Fähnrich tonlos, „und dann schieße ich mich tot.“ — „Unfinn,“ lachte jener, „wegen solcher Vappalien schickt er Dich nicht zurück.“ Gleich darauf kam eine Ordonnanz, die den Fähnrich aufs Bureau zitierte. Nach ein paar schwülen Minuten des Wartens, die uns wie eine Ewigkeit vorkamen und lautlos verrannen, wußten wir, daß der Fähnrich wieder Arrest bekommen sollte; seine Rücksendung zum Regiment verstand sich damit von selbst. — Der Fähnrich verlor nun völlig seinen alten Humor und betrank sich diesen Abend total. „Kinder, es ist das letzte, letzte Mal,“ lallte er, als er wie ein kleines Kind zu Bette gebracht wurde, und auch im Bette noch. Nachdem brachten wir anderen uns ins Bett, wobei die Hülfbedürftigsten immer am hülfreichsten waren. „Er hat“, lallte der Husar, „schon im Regiment viel böses Blut und Schulden gemacht. Wenn er jetzt zurückkommt, dann schicken sie ihn in ein untabliges — wollte sagen, unabliges Infanterie-Regiment“ — Infanterie sprach er französisch aus — „und dann wird er sich wohl tot-schießen.“ „Warum?“ fragte der Dragoner pikirt; er war von bürgerlicher Abkunft. —

Am nächsten Mittag marschirten wir nach der Bahn, um eine Fahrt nach einer Festung der Provinz zu machen, wo eine Übung stattfand. Nur der Fähnrich blieb zurück — um Arrest zu bekommen. Kurz vor der Abfahrt bat er mich noch in schauerhaft verkatertem Zustande um Farben, mit denen er die Zelle ausmalen wollte. Ich hielt das für Galgenhumor, zumal er seine Bitte ziemlich cynisch vortrug, gab ihm aber die Farben und fuhr dann fort. Was er gemalt hat, habe ich

erst später gesehen. Einstweilen erprobten wir an der Festung unsere taktischen Kniffe — und den Satz „Andre Städtchen, andre Mädchen“. Sie schleppten auch mich in ein Bordell; es war das erste Mal . . . Aber was half es? Einmal mußte ich doch wissen, was gut und böse ist. Und es paßte auch zu meiner Gemütsstimmung. *Vogue la galère!* Nach ein paar Tagen zeigte der Dragoner, der immer gern die Briefe seiner abligen Freunde produzierte, eine scheinbar höchst fidele Karte des Fähnrichs, worin es hieß, er hätte seine Strafe nun abgefessen und führe zu seinem Regiment zurück; da er aber die Festung passieren mußte, hoffte er uns noch zu sehen; des näheren erführen wir noch. „Also war es neulich doch nicht das letzte Mal, daß wir uns zusammen besoffen,“ sagte der Husar. „Und vom Totschießen scheint er auch abgekommnen zu sein,“ setzte der Dragoner hinzu, „es wäre ja auch zu kindisch gewesen, sich deshalb abzumeheln!“

Am nächsten Nachmittag — wir kamen eben staubheiß von unserer Schlacht zurück — empfing uns ein Dienstmann mit einer Karte des Fähnrichs, wir — d. h. die Kavalleristen und einige bevorzugte Artilleristen und Garbisten, die zu diesem Kreise gehörten — möchten doch gleich nach dem Grandhotel kommen; der Fähnrich erwartete uns dort. „Hoffentlich giebt er uns auch was ordentliches zu saufen,“ sagte der Husar. In diesem Sinne zogen wir uns rasch um und eilten nach dem Hotel. Ich war einer der letzten. Eigentlich ging ich nur gezwungen zu diesem Saufgelage. Mein Herz war mir wieder so wund wie ehemals; das ekelhafte Treiben im Bordell hatte die alten Narben wohl wieder aufgebrochen. Mir war, als wäre diese Atmosphäre von Weindunst, Zigarettenrauch, schlechten Parfüms und odeur de femme mir in die Poren eingedrungen — und in die Seele; als klebte mir etwas Uureines an, das kein Wasser mir wieder abwaschen könnte . . . Und nun wieder trinken! Und mich freuen, daß der Selbstmordkandidat wieder umgekippt war! Und gerade das mit Wein begießen! Ich spuckte aus und nicht nur wegen des Staubes, der mir an der Zunge klebte und die Zähne kitzeln machte. Pfui Teufel, endete das sad und falsch und feige — ich konnte nicht „f“s genug finden, um meinen Ekel auszudrücken. Da war der Hauptmann doch ein anderer Kerl gewesen. Der hatte nicht geredet, aber gehandelt, wie ein Mann gehandelt. Aber dieser unreife Jüngling . . . Ich konnte den Unterschied nicht groß genug machen und nicht genug die Nase rümpfen — und rümpfte sie doch schließlich nur über mich, daß ich es nicht besser gemacht hatte als der Fähnrich . . .

Als ich ins Hotel eintrat, blickten mich die Bediensteten feindselig an, als verschünche ich ihnen die Kunden, was mich natürlich sehr erstaunte, da ich immer das Gegenteil gewohnt war. Als ich nach dem Fährnich fragen wollte, kam mir der Husar und Dragoner von innen entgegen. Dieser hatte den anderen eingeholt und klapperte gleich ihm mit dem Säbel; beide waren leichenblaß. „Was ist?“ stieß ich in plötzlicher Ahnung hervor. „Der Fährnich hat sich eben totgeschossen,“ sagte der Dragoner kalt. — „Eben, als wir uns für ihn umzogen,“ vollendete der Husar. „Er sitzt vor'm Spiegel und hat sich kaltkläselnd einen Bolzen durch die Schläfen gejagt; den Revolver hat er noch in der Hand. Gehen Sie aber nicht hinaus. Die Polizei ist schon da und läßt keinen mehr hinein. Kommen Sie lieber mit uns, Ihren Durst zu löschen,“ fuhr er unvermittelt fort. „Ihnen wird die Kehle wohl auch kleben“ . . .

Ich sagte nichts; ich dachte auch nichts, ich schüttelte nur ablehnend den Kopf und saß einen Augenblick nieder. Durch die Glasthür sah ich die beiden verschwinden und nach dem Puff klirren — ich sah sie ganz fern, ganz klein, ganz mechanisch. Von dem Tage an lebte ich wieder wie nach dem Tode des Hauptmanns in dumpfer Betäubung; weshalb ich lebte, wußte ich nicht. Ich wußte nur, ich lebte unter Toten. Und mein unglückseliges Wissen war stark, stärker als einst, der Kontrast zwischen den letzten beiden Tagen und diesem Blitzschlag in den Sumpf krasser, die Stimmung gewitterschwül.

Nach ein paar Tagen begruben wir den Fährnich. Wir waren schon in die alte Garnison zurückgefahren, und ich hatte dort mit Schaubern die Totenköpfe und all die wüsten, wahnwitzigen Gebilde gesehen, die der Fährnich mit meinen Farben in der Arrestzelle gemalt hatte. Da war z. B. ein Fährnich in Ulanenuniform, der auf einem Stuhle schlafend gen Himmel fuhr. Vier Sektprospen, die aus vier Sektflaschen sprangen, bewerkstelligten diese Himmelfahrt; andere geflügelte Flaschen schwirrten herum; ein Revolver flog zu Boden; er rauchte noch . . .

Zum Begräbniß bekamen wir Urlaub nach der Festung; es waren aber nur Wenige, die dazu Geld hatten. Ich wunderte mich sogar, den Husaren und Dragoner, die sich beide Monoeles aufgesetzt hatten, unter den Leidtragenden zu sehen; meine letzten Erfahrungen gaben mir einiges Recht dazu . . .

Es war ein lachender, leuchtender Maitag, an dem wir den Fährnich begruben. Die Welt hatte sich verändert seit dem letzten Begräbniß; der Schleedorn war verblüht und die Weilschen; aber der ganze Kirchhof

war ein Blumenmeer von Flieder und Goldregen, darin die Vögel fangen und zwitscherten. Einen furchtbareren Kontrast zu unserem Werke konnte die Natur nicht ausfinden; mir war, als jubelte die Welt zu dieser Grablegung.

O sie war bescheiden! Dem Fährich war kein ehrliches Grab geworden; seine That ward nicht als Unfall von Irrsinn beschönigt; keine Trauermusik, keine Behörden folgten dem schwarzen Kasten des Selbstmörders. Nur drei Kränze lagen darauf; hinterher schritt nur ein Angehöriger, ein armes Kadettchen, des Toten jüngerer Bruder, und ein paar Fähriche. Es schienen noch weniger, als ich vorhin gesehen. „Wo sind denn die beiden Monoclehelden?“ fragte ich meinen Nebenmann, „sie sind doch mitgefahren.“ — „Die haben sich mit zwei Weibsbildern verabredet,“ gab er zur Antwort. „Das mit dem Begräbnis war nur Vorwand, um Urlaub zu kriegen“ . . .

Mich rührte das alles nicht mehr — es war zu viel des Guten. Apathisch schlich ich dem Sarge nach, bis wir das aufgeschaukelte Grab erreichten. Ein Leichenbitter stümperte sein Vaterunser herunter; wir nahmen die Kopfbedeckung ab, und leise schlurzte der schwarze Kasten an den weißen Leinentüchern hinab. Dann warf ein jeder etwas Erde nach, die dumpf aufschlug. Sie schoben auch mir die Schaufel hin; ich trat an den Rand des Grabes und warf meine drei Hände voll Staub hinein. Kalter Erdgeruch und Totenblumenduft quoll mir entgegen, daß ich aufschauerte — und doch stand ich wie gebannt und bohrte meine Blicke in den dunkeln Schoß; mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich herab. Und nun stieß mich noch einer von hinten an, als wollt' er mir helfen, herabzustürzen. Der Boden bröckelte mir schon unter den Füßen; ich fühlte, wie sich immer mehr löslöste — da plöcklich — polterte es unten laut auf, daß ich jäh zurückfuhr. Die erste schwere Schaufel Erde schlug hart auf den Sargdeckel und klatschte mitten in die Blumen hinein. Eine zweite und dritte schlug hinterher, und ehe ich mich's versah, hatten mich die Totengräber vom Grabe abgedrängt und stießen den Rand ein, den die anderen schon längst verlassen hatten. „Wo gehen wir nun hin?“ fragte einer von ihnen. „Ich schlage vor,“ riet ein zweiter halbblaut, „wir ziehen in das Lokal, wo die beiden anderen sind. Wir werden sie da wohl treffen“ . . . „Kommen Sie mit?“ fragte mich ein dritter. Ich wandte mich stumm ab und verließ allein den blühenden Gottesacker; mir war, als würgte mir einer an der Kehle. —

Seitdem vergaß ich den kindischen Troß des Selbstmörders und sein knäbliches Theaterspiel mit dem Tode; ich vergaß auch den alten

Griesgram mit dem eisernen Ringe, der ihm dazu verholfen; aber nie werde ich die Stunde vergessen, wo die harten Schollen auf den Sarg des Selbstmörders polterten. Und immer, wenn es Frühling im Lande wird und der Flieder blüht, weht es mich an, wie Duft von Totenblumen und Grabgeruch. —



Stuttgarter Kunstleben.

Der erste Abend des Schauspiels im Kgl. Hoftheater (2. Sept.) war dem Gedächtnis Goethes gewidmet. Zur Erinnerung an die 150. Wiederkehr seines Geburtsstages (28. April 1749) hatte die Intendanz „Tasso“ zur Aufführung bestimmt. Der Aufführung selbst ging zunächst die symphonische Dichtung „Tasso“ von Franz Liszt voraus. Auf der Szene des ersten Aufzuges sprach dann Olga Doppler einen von dem Dramaturgen Adolf Gerstmann verfaßten Prolog, welcher, inhaltlich nicht ohne Schwung, in der Form oft allzu sehr an den Partizipienstil des ganz alten Goethe erinnernd, der Bedeutung des Abends weisevollen Ausdruck zu verleihen bestimmt war. Die Darstellung selbst war über Tabel, aber nicht über jedes Lob erhaben. Ein ähnliches Urtheil wird im Durchschnitt bei allen Tassoaufführungen und überall sich herausstellen. Die Dichtung ist für die groben Verhältnisse unserer heutigen Bühnen zu intim, Inhalt und Form sind für das Verständnis des größeren Theils unseres Theaterpublikums zu poetisch und für das Können vieler Künstler zu vornehm. — Mit dem Fallen des Vorhanges nach dem fünften Aufzuge leitete eine nach Lisztschen Motiven von E. Vassen stimmungsvoll komponierte Musik zu dem im Jahre 1800 von Goethe zu Ehren der Herzogin Amalie gedichteten kleinen Festspiels „Paläo-phron und Neoterpe“ über, wuher den jedensfalls — Gott sei Dank! — leicht zu zählenden „Göttereisen“ innerhalb des hiesigen Publikums dürfte dies Gelegenheitsgedicht den Wenigsten vorher bekannt gewesen sein. Goethe machte damit den Versuch, unter Zuhilfenahme der antiken Maske in Form einer dramatischen Vorstellung die Vermittelung des Antiken mit dem Modernen zu symbolisieren. Der Schluß war mit Bezug auf die Gegenwart von Adolf Gerstmann umgedichtet, und dies hat mit Recht seine wohl zu beachtende Bedeutung. Höre man doch am Schluß des Jahrhunderts endlich einmal auf mit dem widerwärtigen Gezänke zwischen „Alten“ und „Jungen“, „Klassisch“ und „Modern“; schäme man sich der eingerissenen Stilllosigkeit in Dichtung und Darstellungskunst; sei man ehrlich gegen sich selbst und gestehe, daß die dramatische Ausbeute des Jahrhunderts, sofern sie etwas für den dauernden geistigen Befstand der Nation abzugeben hat, eine beschämend geringe ist. Bescheiden wir uns etwas mehr in unserm Wollen und stellen dagegen wieder etwas mehr Ansprüche an unser Können; erniedrigen wir nicht ferner die Kunst zum Vehikel irgend welcher sozialen oder politischen Parteitendenzen, zur Magd irgend einer sogenannten

Wissenschaft, prostituierten wir sie nicht weiter durch bloße Rücksicht auf Rassen-erfolge, Verlegergewinne und Lantienen.

Von denjenigen Stücken, welche hier eine Neuheit bedeuten, erwähne ich die drei Schnitzerschen Einakter, „Die Gefährtin“, „Paracelsus“ und „Der grüne Kakadu“. „Paracelsus“ hat von den dreien am ersten poetischen Wert und zudem die gefälligste Form. Aber auch „Die Gefährtin“ und „Der grüne Kakadu“ haben trotz des Problemsüchtigen dort und des oft etwas allzu Grotesken hier als bloße Unterhaltungsstücke, wie sie nun eben eine Bühne einmal nicht entbehren kann, weit mehr theatrale Daseinsberechtigung, als die lendenlahmen Narrheiten der Blumenthal, Nabelburg, Schönthan u. a. m.

Im Ballet kam als Premiere „Das Schwäbische Lied“ heraus. Den betreffenden Abend zu füllen, wurde zum Schluß „Das Versprechen hinter dem Herd“, zum Beginn Schneiders „Kurmärker und Picarde“ ausgegraben. Die letztere Harmlosigkeit mag in der Zeit deutsch-französischer Annäherungsversuche eines aktuellen Reizes nicht ganz entbehrt haben. —

Im Festsaal der Liederhalle hielt die Gesellschaft „Stuttgarter Liederkranz“ ihre Goethefeier ab. Professor L. Straub hielt dabei die Festrede, welche nach Form und Inhalt als eine außerordentliche Leistung zum Verständnis wie zur vernünftigen Würdigung Goethes und seiner Bedeutung bezeichnet werden darf. Der übrige Teil des Programms bewegte sich in den hergebrachten Formen einer Feier, welche man dem Gedächtnis eines großen Mannes und berühmten Dichters schuldig zu sein gelernt hat.

Die in ihrer sinnigen Einfachheit gelungenste Goethefeier veranstaltete am letzten Sonntag des Septembermonats Herr Rechtsanwalt Hugo Faust, indem er im Konzertsaal der Liederhalle vor einem geladenen Kreise eine mit künstlerischem Verständnis gewählte Anzahl Goethescher Gedichte in den Kompositionen von Franz Schubert und Hugo Wolf zum Vortrag brachte, wobei ihn Herr Karl Friedberg aus Frankfurt a. M. am Klavier aufs trefflichste begleitete. Der unglückliche Wiener Ländlicher verdankt sein siegreiches Durchdringen nicht nur in Stuttgart und Württemberg, sondern auch außerhalb der schwarz-roten Grenzpfähle in erster Linie dem rastlosen und aufopfernden Fleiße Herrn Fausts. Die Pflege und Verbreitung der Wolffschen Ländlicher wird sich Hugo Faust nicht zum Undank der Nachwelt als seine Lebensausgabe gestellt haben. Denselben Platz, welchen in der Geschichte der deutschen Philosophie z. B. neben Arthur Schopenhauer Julius Frauenstädt, in der Geschichte der deutschen Dichtung neben Friedrich Schiller Christian Gottfried Körner einnehmen, wird sich in der Geschichte der deutschen Musik neben Hugo Wolf Hugo Faust verdient haben. Der innere Grund für die von Tag zu Tag wachsende Anerkennung Wolfs liegt in dem persönlich-originellen Reiz seiner Liederkompositionen, in erster Linie soweit es sich dabei um Goethe handelt. Diese Töne offenbaren den tiefsten Wesensgrund der Lyrik, besonders der deutschen Lyrik. Beim Vortrag von „Grenzen der Menschheit“ „Anakreons Grab“, und dem im Hinblick auf Wolfs ergreifendes Schicksal tragisch stimmenden „Prometheus“ empfinden wir geradezu mit, wie es Goethe zu Mute war, als diese Lieder sich seiner Seele entzogen. Daß die lyrischen Dichtungen Goethes immer tiefer eindringen werden in das Gemüt des deutschen Volkes, dazu hat Hugo Wolfs Tonwelt weit mehr und Tüchtigeres beigetragen, als gewisse übergewissenhafte philosophische Kommentatoren oder eine über jeden aufgefunde-

nen Papierschnitzel in hysterische Verzückung geratende Goetheschnüffelei. Für derartige Goethepaffen empfiehlt es sich, zur Goethefeier die ihnen vom alten Schariemayer gewidmeten Verse einmal wieder durchzulesen. Die ergötzlichsten davon mögen auch hier stehen:

„War es vor, was's noch dem Essen,
Als bei Lotten er geessen?
Was des Welters dann geschehen,
durfte, fragen wir, es sehen
Der Geliebten Kleiner Feig?“

„Wie war's mit Corona Schröter?
Kosensdöllch oder edler?
Was ist Sage, was Geschichte?
Kuch auf diesen Streitpunkt richte
Sich die Nase scharf und spitz!“

„Mariane — wer es wüßte,
Ob er nur die Säure küßte,
Ob er, um nicht bloß zu nippen,
Rühmlich Lippen brüdt' auf Lippen,
Amors älterer Nothg.“

(Friedrich J. Wichter: Gesang der Grafen.)

Schließlich hätte ich noch auf ein neues, mit dem etwas stolz klingenden Namen „Wir-Verlag“ bezeichnetes Unternehmen aufmerksam zu machen. Der Verlag (Ernst Krauß) hat den lobenswerten, wenn auch nicht mehr ganz neuen Grundsatz, für jeden Buchinhalt zugleich die ihm entsprechende Ausstattung zu finden und so eine künstlerische Harmonie zwischen Inhalt und Gewand herzustellen. Das erste Büchlein, welches aus diesem jungen Geschäft hervorgegangen ist, hat den in der Litteratur gleichfalls noch unbekanntem, in Stuttgart lebenden Friedrich Vennar zum Verfasser und nennt sich „Mit dem Eselskinnbuck, nebst andern Slossen, ein Promemoria fürs sinkende Jahrhundert.“ Letzteres ist es auch, insofern sein Hauptinhalt eine frische, fröhliche Protestlyrik gegen das diaferte Fin-de-siècle-Gegehrle darstellt und den Beweis liefert, daß Lebensmut und Kampfesfreude, gesunde Sinnlichkeit und Thatenlust denn doch auch noch ins nächste Jahrhundert mit hinübergenommen werden dürfen. Freilich zeigt das Büchlein auch andererseits, daß die hierzu erforderliche Lebensstimmung den wenigsten modernen Menschen in die Wiege gelegt oder von der Schulweisheit anerzogen zu werden pflegt, daß sie vielmehr in harter Arbeit und strenger Selbstauchi dem Leben selbst abgerungen sein will. Freig Vennar hat allem Anschein nach in rühmenswerter Ausdauer mühevoll mit sich selbst und mit der Außenwelt gekämpft und thut dies wohl auch heute noch, um sich einen festen Pol zu gewinnen, von welchem aus er, gerettet aus dem Wirrwar des Alltäglichen und dem lärmenden Streite der Meinungen, die Welt sich einmal wieder in ruhiger Anschauung betrachten und ihres Treibens sich mit souveränem Spotte erfreuen kann. Aber nicht dies ist das in erster Linie Wertvolle seines Werthens, das Erfreuliche und Erquickende daran ist vielmehr, daß ein Zug durch das Ganze weht, welcher jener unruhigbaren Weltverachtung und Freude an souveräner Verspottung menschlicher Thorheiten selbst wieder Herr wird in der Erkenntnis: eine freie und freudig selbst gewollte That überwindet das quälend grüdelnde Ich und mit ihr die Welt — „wenn diese Flammen ins Vaterland schlagen“. —

Der Inhalt der sieben Abteilungen ist nicht überall gleichwertig. Am reichhaltigsten ist die erste Abteilung „Mit dem Eselskinnbuck“, welche dem Ganzen seinen Titel verliehen hat. Da fliegen die Verse schonungslos nach links und rechts, nach unten und oben, und die Abfuhr, die sie dringen, sitzen oft tief bis auf die Knochen.

Unter anderem findet sich darin eine vorzügliche kurze Charakteristik von Sudermanns „Johannes“:

„Doch voneinander nichts auf Erden,
Zeigt der jüngste Schabernack;
Nuch der Grad kann bannisch werden,
Aber bleibt doch freis ein Grad.“

Die Abteilung „Ich“ kennzeichnet sich durch ihr Motto:

„Kriecht nur in Herden das Ich und schmeißt es
Mit Heber und Seisang,
Ach! überall ein Unterdrücktes — ein Unterdrücktes,
Nirgends ein voller Klang!“

Die Abteilung „Mischstrafenraub“ wäre am besten ganz weg-
geblieben. Sie enthält philosophisch empfundene, oft auch eine an- oder nach-
empfundene, selten zu verständnisvollem und dabei persönlich originellem Ausdruck
gereifte Anmerkungen mit hin und wieder präventiossem Inhalt. Aber die Liebe?
wird man bereits fragen. — Die Erstlinge eines jungen deutschen Dichters und
nichts von der Liebe! — Nur gemacht! auch die findet sich, und ihr Kapitel ist eines
der besten und gesundesten im ganzen Büchlein:

Ja, Liebe, es ist der alte Haß,
Ich kam vom Stieb geküßt.
Sie fragten noch meinen Sünden all' —
Du fragtest nur, was ich gelitten.

Leb wohl! Ob's ein' auch trübe Klang,
Run klagt's gelassen weiter!
Trag' ich doch all' deinen Herzenssang
Indeß im Herzen weiter!

Jedes Wort hierüber wäre unnötig und würde das Vergnügen an dieser erfreulich
naiven Auffassung der Liebe nur stören.

Das Büchlein ist einem Freunde gewidmet als frischer Trunk auf die Wander-
schaft. Möge es auch vielen anderen zu einem solchen Trunkte gereichen auf der
Wanderschaft ins kommende Jahrhundert, welches menschlicher Voraussicht nach
für die Völker wie für die Einzelnen unter dem Zeichen stehen wird, unter welchem
Fritz Lennar das reizende und ethisch wertvollste Gedicht seiner Sammlung geschrieben
hat, unter dem Zeichen der

Dira necessitas.

„Mit dir zu rechen, regt sich im Tiefsten mir
Urkünfte Nacht! Des Irdischen Schranke
Lud'st du auf's Herz auf, sein Sehnen knicken
Dira necessitas!“

Mein ganzes Leben, dem Schönen angelobt,
Wußt' ich dir weis's, — auf deinem Altare
Häßt' ich's verdennen, der Lufte gedöhre,
Dira necessitas!

Tu aber seider wandelst verlorenen Schritts
Zu Häupten uns, die nimmer Berührt,
Spottest der Nothe und dühst um Gantz nicht
Dira necessitas!

O, wo der Weg, der dir aus den Klauen mich fñhet?
Ich kenn' ihn, sieh! Dir gleich an Berührung,
Händ' ich nun: selber Gemüths wollend!
Dira necessitas!

Theodor Rauch.





Goethe-Litteratur.

Goethe. Von Karl Heinemann.
2. verbesserte Aufl. Illustriert. Leipzig,
E. K. Seemann. 8°. 774 S. Heg. geb.
M. 14.—.

Karl Heinemann gehört zu den Schülern Fr. Jarndes. Man braucht nur diesen Namen dem W. Scherers gegenüberzustellen, um die zwei Richtungen zu erkennen, die unsere Litteraturgeschichte zur Zeit beherrschen. Unzweifelhaft hat die Schule Scherers durch den Anschluß an die zeitgenössische Produktion — vergl. die Arbeit Brahm-Schlenthers für Hauptmann — in höherem Maße das Interesse des weiteren Publikums auf sich gelenkt als die gebiegene strengsachliche Richtung Jarndes. Es wäre verfehlt, beide gegeneinander auszuspielen, denn beide haben in ihren extremen Verfechtern unerquickliche Erscheinungen hervorgezufen. Aber in ihrer reinen wissenschaftlichen Form ergänzen sie sich auf das trefflichste, und das Gemüt, das in der einen Richtung zu weit gegangen, findet tröstliche Rost in der anderen.

H. Heinemanns Goethe-Werk zu rezensieren ist nicht möglich. Das hieße den Stoff so wie er beherrschen, und das können nur wenige. Aber ich muß gestehen, daß der Poet in mir seine Rechnung fand wie der prüfende Kritiker. Nichts sachlicher als die Analysen der Werke und ihr Zusammenhang mit Goethes Leben, nichts vornehmer und unbefangener als seine Darlegung des Verhältnisses Goethes zur Christiane Vulpius — gesegnet sei das Andenken dieser schlichten Frau, die im Stande war, einen Goethe jahrzehntelang zu

beglücken, und die unerhörte innere Tragödien in aller Stille durchlebt haben muß! — und ergreifend die Schilderung des Goethe, dem es Abend wird.

Bei der Darstellung des Lebens eines großen Mannes kommt es mir sehr auf die Distanz zwischen Objekt und Biographen an. Der eine läuft mit seinem Geist um Goethe herum, der andere bewaffnet sich mit Bibliotheken, ehe er den Namen Goethe ausspricht, ein anderer speit erst aus, ehe er des großen Heiden gedenkt, Heinemann steht in Ehrfurcht still, um dann gefaßt und schlicht ein Bild seines Lebens zu entrollen. Und es ist nichts Kleines, ein Buch über Goethe geschrieben zu haben und den eignen Geist in seiner schlichten deutschen Art liebenswürdig erscheinen zu lassen, der sich um Goethe so sehr bemüht hat.

Eine neue Folge seiner „Goethe-Forschungen“ hat Woldegar Freiherr v. Bieder mann erscheinen lassen. (Leipzig, F. W. v. Bieder mann. 8°. 271 S.)

Das Bild des Verfassers schmückt dieses vornehm ausgestattete Buch. Ein feines, kluges Gesicht eines 81jährigen Herrn, desselben Mannes, der, wie man mir aus Leipzig schreibt, seiner Zeit die „Gesellschaft“ aus der Akademischen Lesehalle verbannt hat. Wir regen uns heute nicht mehr darüber auf. Um so weniger als der alte Herr für seinen Liebling Goethe so klug, so kenntnisreich plaudert, für meinen Geschmack freilich zu mikroskopisch-waschzettelhaft. Aber seine Studien über Goethes Zeitgenossen u., die nur für den Goethe-Forscher ganz genießbar sind, werden abgelöst durch

eine hochbedeutende Studie über „Entwicklung äußerer Formen der Dichtung“. Mit ungeheurem folkloristischen Material ausgerüstet, unter Berücksichtigung des genetischen Gesichtspunktes, hat Wiedermann hier eine Studie gegeben, die fast alles überwiegt, was in letzter Zeit mit soviel Temperament und Ignoranz über Arno Holz und seine neue Form geschrieben worden ist. Mit Recht rühmt Goethe die französischen Dichter, die darnach trachteten, ihr Wissen zu vermehren, indes die deutschen Dichter schon meinten, ihre „Ursprünglichkeit“ zu verlieren, wenn sie sich Kenntnisse erwürben. Um wie viel mehr gilt das von der literarischen Kritik Deutschlands!

L. J.

Dramen.

Dramatische Handlungen von Felix Lorenz und Ernst Viktor Bunzendorf. (Heilige Liebe. Sommerfesten. Lügen. Ein Testament.) Berlin, Feyl & Co. 147 S.

Die Spinne. Ein Blättlein Liebe. Zwei Einakter von Johannes Rusigl. Berlin, Verlag des dramatischen Instituts. 60 S.

Menschwerdung. Schauspiel in 4 Akten von August Streicher. Ebenda. 67 S.

Das höchste Gut. Schauspiel in 4 Aufzügen von Theo Seelmann. Halle a. S., C. K. Rümmerer & Co.

Verbant. Trauerspiel in 5 Akten von Karl Zinnow und Wilhelm Klemm. Dresden und Leipzig, G. Pfersons Verlag. 132 S.

Euphorion. Eine Liebestragödie von Curt Michaelis. Erlangen, Kommissions-Verlag von Fr. Junge. 36 S.

Delila. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Marie Therott. Straßburg, J. D. Ed. Heig. 64 S.

Fridolin, der Bettlerkönig. Maiennar von Hermann Wette. Köln, Hübscher & Teufel. 87 S.

Das Walderpiel. Ein deutscher Weihegesang von Karl Fiescher. Wien, Friedrich Schalk. 100 S.

Musotte. Drama in 3 Akten von Guy de Maupassant und Jacques Normand. Deutsch von Adolf Heilborn. Berlin und Leipzig, Schuster & Voeffler. 131 S.

Es ist ein vielleicht nicht bedeutungsloser Zufall, daß unter den 13 deutschen dramatischen Arbeiten just die kürzeste und scheinbar anspruchsloseste an erster Stelle genannt zu werden verdient. „Sommerfesten“ nennt Felix Lorenz den zweiten von drei Einaktern, die er unter dem gemeinsamen Titel „Schicksale“ zu einer „dramatischen Trilogie“ ziemlich willkürlich zusammengesetzt hat. Zwar weist das Stück keinerlei Momente auf, aus denen sich vorläufig eine individuelle Begabung des Verfassers erkennen ließe. Er steht noch viel zu unmittelbar unter dem Einfluß hauptmannscher Frühkunst und ihr verdankt er gewiß nicht das Wenigste von dem Guten, das in seiner Arbeit zu finden ist; vor allem die knappe Lebendigkeit des Dialogs und die eindringliche Wirksamkeit der Stimmungsmalerei. Das soll keineswegs ein Vorwurf sein. Was Felix Lorenz giebt, wirkt viel zu wahr, um nicht gesehen zu sein. Mit ein paar klüchtigen Strichen werden die Charaktere hingezeichnet, es sind Skizzen, aber sie geben sicher und einfach das Wesentliche. Es will nicht allzuviel sagen, aber es ist auch nicht zu viel gesagt: In diesen 11 Seiten steckt mehr Beobachtung, als in den 12 übrigen Stücken zusammen. Um so peinlicher wirkt darum die ganz unmotivierte und unlogische Schlusswendung, daß Anna unter der zermalmenden Wucht des über sie hereindrechenden Unglücks

den Verstand verliert. Diese Ophelia-Reminiszenz giebt einen so „wirkungsvollen“ Abschluß, daß man beinahe an der Ehrlichkeit des Ganzen irre werden könnte. — Die beiden anderen Stücke des Verfassers stehen weit hinter dieser kurzen Arbeit zurück. Der Akt „Lügen“ weist in der Idee auf Ibsen, jedoch fehlt es an klarer Pointierung; die Charakteristik ist umständlicher und weniger sicher, als im „Sommerregen“. Völlig verfehlt muß der erste der drei Einakter, „Heilige Liebe“, genannt werden. Was wir einem Dramatiker, besonders wenn er uns in die Heimat der Iphigenie und der Medea führt, am wenigsten verzeihen, sind unschöne Verse. Wer den feinfühligsten Lyriker Felix Lorenz kennt, muß sich über den Mangel an Selbstkritik wundern, der die Veröffentlichung dieses Versdramas zuließ. Übrigens hat das Stück einen Fehler mit dem „Sommerregen“ gemein. Die Katastrophe ist nicht durch die Handlung innerlich und notwendig bedingt; sie greift, gleichsam als die „Hand des Schicksals“, willkürlich in die Handlung ein. Durch den zusammenfassenden Titel „Schicksale“ lenkt der Verfasser selbst die Aufmerksamkeit auf diesen Fehler. Grillparzer hat in seinen Studien zur Dramaturgie mit wunderbarer Klarheit dargelegt, wie die Schicksalsidee in der modernen Tragödie — im Gegensatz zur antiken — einzig angewandt werden könne: nämlich gerade entgegengesetzt der Art, wie Lorenz es thut.

Warum diese drei Einakter mit dem fünfaktigen Drama „Ein Testament“ von E. B. Bunzendorf zusammen in einem Buch veröffentlicht wurden, ist nicht recht verständlich. Ein geistiges Band ist zwischen den beiden Verfassern zum Glück nicht ersichtlich. Zum Glück für Lorenz. Einige kleine Züge mögen vielleicht darauf hinweisen, daß auch Bunzendorf bei seiner Arbeit von künst-

lerischen Instinkten geleitet wurde. Es scheint, daß er Besseres zu geben bestrebt war, als er zu Stande brachte. Das sei zu seiner Ehre gesagt. Leider aber geht das wenige Gutgemeinte in einem unerfülllichen Meer von Geschmacklosigkeit, Unwahrheit und Unbeholfenheit jämmerlich zu Grunde; was übrig bleibt, ist eine verlogene, rührselige und sehr schlecht dramatisierte Erbtscheihergeschichte. — Nicht viel höher sind die beiden Einakter „Die Spinne“ und „Ein Blättlein Liebe“ von Johannes Rusig anzuschlagen. Auch hier ist ein Streben nach künstlerischem Ernst unverkennbar. Aber das Können reicht nicht entfernt aus; Rusig hat nicht sehen, nicht künstlerisch arbeiten gelernt. Hauptmann giebt ihm zu seiner „Spinne“ den Stoff, den Menschen Ibsens guckt er ab, wie sie sich „symbolisch“ gebärden. Natürlich vermag diese flache Nachahmung niemals einen Schein von Leben zu erwecken, ebensowenig wie die erkünstelte Volkstümlichkeit des Einakters „Ein Blättlein Liebe“, dessen Titel selbst nicht einmal das geistige Eigentum des Verfassers ist. In einem undefinierbaren, weil nicht der Wirklichkeit abgelauften Dialekt wird uns hier die weinerliche Moral einer ganz unglaublich rührenden Wilderergeschichte aufgetischt. Nirgends auch nur ein leiser Anseh von Charakteristik; überall tiefen-der Edelmut vom reinsten Wasser. Ohne Zweifel: das Gespenst der seligen Birch-Pfeiffer hat den Verfasser noch stärker beeinflußt, als der „Gespenster“-Dichter selbst.

Auch in August Streichers Schauspiel „Menschwerdung“ findet sich viel Unnatürliches und Konstruiertes. Aber man hat bei dieser Arbeit deutlich die Empfindung, daß der Autor etwas Erlebtes zu gestalten sich bemüht. Das stimmt verständig. Vielleicht beruht die Hauptschwäche des Stückes in der allzu

großen Begeisterung des Verfassers für seine freilich etwas unklare Idee. Seine Menschen sprechen so viel darüber; wir hören viele Worte und fühlen wenig innere Handlung. Da ist von den „neuen Ideen“ vom „Erdbellsaben der Konvention“, von „Aposteln der Menschheit“, vom „großen Menschenwert“ und vielen anderen schönen Dingen die Rede, unter denen man sich alles und nichts vorstellen kann. Neben diesem tödlichen Pathos wirkt an anderen Stellen ein frischer, lebendiger Dialog, neben vielen psychologischen Unwahrscheinlichkeiten manch gut beobachteter Zug sehr erfreulich. Vor allzu effektvollen Klitschlüssen und gewissen anderen Geschmacklosigkeiten hätte der Verfasser sich hüten sollen. Wenn z. B. im 4. Akt der alte Lehrer in großer Befürzung fragt: „Um Gottes willen, Herr Förster, ist Ihnen übel geworden?“ und Leo darauf erwidert: „Nein, ich habe mich losgesagt“ (von seinem Vater nämlich), so würde das von der Bühne herab gewiß einen Sturm von Heiterkeit erregen. Es wäre übrigens Sache des dramatischen Instituts, das seinen Ankündigungen gemäß nicht nur den Verlag, sondern auch die „Bearbeitung“ der ihm überwiesenen Stücke „unter Mitwirkung bewährter Fachleute“ übernimmt, derartige Ungeheuerlichkeiten zu verbessern oder zu entfernen; wie denn auch die Klienten dieses Instituts billigerweise verlangen könnten, daß bei der Bearbeitung ihrer Werke alle stilistischen und die noch weit fataleren sprachlichen Fehler getilgt würden, was in den beiden vorliegenden Bändchen leider nicht überall geschehen zu sein scheint. —

Über das sogenannte Trauerspiel „Verbant“ von Karl Zinnow und Wilhelm Klemm, sowie Theo Seelmanns Schauspiel „Das höchste Gut“ nur zwei Worte. Beide sind von Kunst ebensoweit entfernt, wie von Natur.

Der Unterschied besteht nur darin, daß Theo Seelmann über eine gewisse Art von „Mache“ verfügt, mit der er geschickt den Schein eines gewiegten Theaterschreibers zu erwecken versteht, während die Herren Zinnow und Klemm mit naiver Kaltblütigkeit das Hintertreppendeutsch eines Kolportageromans in fünf-süßige Jambenverse zerhacken. Es hieße den Herren Verfassern unrecht thun, wollte man eine Probe ihres Dichtens und Trachtens zum besten geben. Verse,

„Es schläßt die Welt, nur das Verbrechen wacht,“
oder:

„Denn ehe noch die Sonne unterfinkt,
So wird Gerechtigkeit dir widerfahren,“

können nur im Rahmen des Ganzen mit ihrer unverfälschten Romik zur Wirkung gelangen. —

Von den Versdramen sei weiterhin die Liebestragödie „Euphorion“ erwähnt. Ihr Verfasser, Herr Curt Michaele, ist gewiß noch sehr, sehr jung; es ist ein Vorzug, daß man das seinem Charakter von weitem ansieht. Wer schreibt in dem Alter keine antiken Liebestragödien! Mancher Altersgenosse des Herrn Michaelis versteht vielleicht sogar schon bessere Verse zu schmieden. Aber das beweist gar nichts. Vielleicht ist Michaelis kein Dichter: dann wird er später einmal über seinen „Euphorion“ lächeln; vielleicht ist er ein Dichter: dann wird er später erst recht einmal über seinen „Euphorion“ lächeln.

Einen rechten Gegensatz zu diesem jugendlichen Versuch bildet Marie Jherotts dramatisches Gedicht „Delila“. Ein satter Duft von üppiger Reife quillt aus dieser Dichtung empor. Hier schöpft ein liebendes Weib aus der Tiefe ihres reichsten Erlebens. Die Verse sind nicht auf dem Boden der jungen Dichtkunst erblüht, sie weisen nicht verheißungsfroh in die Zukunft, — aber

sie sind schön: es ist Musik in ihnen und Farbe. Vielleicht wäre die etwas matte letzte Zeile besser weggeblieben. Bei einer Aufführung würde ohne Zweifel der wunderschöne vorletzte Vers:

„Ich will dich fühlen, wenn ich schlafen gehe“ weit besser abschließen. Schade, daß das Wunder der Tempelfürzung nicht innerlich motiviert ist. In dem alttestamentlichen Mythos nehmen wir das Wunder einfach als solches hin, — auf der Bühne muß es uns glaubhaft gemacht werden, wenn wir es glauben sollen. „So überzeugt wir auch immer von der unmittelbaren Wirkung der Gnade sein mögen,“ sagt Lessing einmal, „so wenig dürfen wir sie uns auf dem Theater gefallen lassen.“

„Fribolin, der Bettlerkönig,“ betitelt Hermann Wette einen neuen Operntext, den er für den Komponisten des „anderen“ Wärenhäuters, Arnold Mendelssohn, gedichtet hat. Wenn auch hier „gut“ gleichbedeutend mit „zweckentsprechend“ ist, so verdient Wettes Arbeit ganz gewiß dieses Prädikat. Seine Dichtung ist so sehr Operntext, daß man den handelnden Personen sogar ihr zukünftiges Stimmfach ansieht, und wenn Fribolin schon im voraus das „Nordlieb“ für eine Gelegenheit ankündigt, bei der Nichtberufsfänger am wenigsten ans Singen denken würden, so ist das sicher so opernmäßig als möglich. In den vielen eingestreuten Liedern ist, wie auch sonst, der Volkston oft recht glücklich getroffen. Manchmal freilich verirrt sich der Verfasser über die gefährliche Grenze, die das Volks-tümliche vom Gewöhnlichen scheidet; so z. B. läßt er den Fribolin singen:

„Ach, aus deinen schönen Augen
Darf ich holde Sonne saugen,
Admet! ich doch vom Rosenmunde
Müssen dir die süße Kunde u. s. w.

Auch Karl Fieischers dramatische Dichtung „Das Walderpiel“ ver-

langt nach Musik. Der Verfasser hat das offenbar nachträglich selbst empfunden. „Mögen Darsteller und Liedichter selbst sinnen,“ sagt er in der Vorrede, obgleich das Drama in seiner Anlage kaum für eine musikalische Ausgestaltung berechnet gewesen ist. Man wird Karl Fieischer gewiß beipflichten, wenn er es für das Recht und die Pflicht des Dichters hält, „den ihm anvertrauten Schatz umzuschmieben, die Sage der Urväter den gegenwärtigen Bedürfnissen des Volksempfindens anzupassen, auf daß sie im Volke, dessen Eigentum sie ist, fruchtbar weiterlebe und wirke“. Nur ist zu bezweifeln, ob die von dem Neugestalter des Walder-Mythos gewählte Form den gegenwärtigen Bedürfnissen des Volksempfindens auch wirklich entspricht. Richard Wagner hat seine Nibelungendichtung gleichsam „aus dem Wesen der Musik“ heraus geschaffen. Nur so will und kann sie verstanden werden. Karl Fieischer, der Nichtmusiker, hätte einen anderen, eigeneren Weg eingeschlagen müssen. Gleichviel: das Werk entbehrt keineswegs der dichterischen Schönheiten und wird bei der Gelegenheit, die der Verfasser für eine Aufführung besonders im Auge hat, gewiß einen nachhaltigen Eindruck machen. Zu einem kraftvollen Stimmungsgebilde vertieft sich die leidenschaftlich-düstere Szene zwischen Loge und Sigun (2. Abteilung, 2. Schaubild). Dagegen erscheint manches andere, besonders was die Bühnenwirkung anbetrifft, weniger glücklich. Die Szene, in der die Aesen den wehrlosen, weniglich gefelken Walder als lebende Zielscheibe benutzen, bis ihn schließlich Höders Speerwurf tötet, wirkt unendlich peinlich. Der erfahrene Theaterpraktikus Schiller wußte sehr wohl, warum er mit Vorbedacht die Aufmerksamkeit der Zuschauer von Tells Apfelschuß ablenkte.

Endlich möge hier noch kurz die

wohlgelungene Übertragung der Mau-
passant-Normandschen „Musotte“
von Adolff Heilborn Erwähnung
finden. Meines Wissens wurde das
Stück erst einmal in Deutschland auf-
geführt. Schon allein um des zweiten
Aktes willen, der die ganze Zauberkraft
Maupassantischer Darstellungskunst aus-
strahlt, verdiente dieses Beispiel recht
vielseitige Nachahmung.

Otto Falkenberg.

Wilhelm von Scholz. Der Gast.
Ein deutsches Schauspiel in drei Auf-
zügen. München 1900, Carl Schimon
& Louis Bürger.

Den Einzug der Pest in eine mittel-
alterliche Stadt hat Wilhelm von Scholz
zu einem eigenartig schönen Iyrischen
Stimmungsbilde verarbeitet, um das
sich freilich nur eine dürftige und wenig
originelle dramatische Handlung schlingt.
Der Held ist der Dombaumeister Ger-
hard Grabherr, ein seltsames Gemisch
von Hauptmanns Glotzengießer Hein-
rich und Carmen Sylvas „Meister Ma-
noli“: der Mann zwischen den beiden
Weibern — der frommen, schwind-
süchtigen Gattin Genoveva und der
wilden, sinnlichen Leonore. Aber es
ist ein Held, der nicht selbst handelt,
sondern mit dem alles geschieht, der
Mittelpunkt der rein-Iyrischen Stim-
mungen oder dramatisch bewegten
Szenen des Werkes. Das handelnde
Prinzip dagegen steht über dem ganzen
Drama: das Schicksal, die Pest, die als
Gast einzieht in die Stadt, mitten in die
fastnachtfröhliche Menge. Es geht ein
mythischer Zug durch diese drei Szenen,
der schon durch das Motto angedeutet ist:

„Denn wir sind Götter,
1928te Amb wir alle.“

Das Drama mit seinen eigentümlichen
Iyrischen Vorzügen und großen drama-
tischen Mängeln dürfte nur von einer
auserlesenen Hörfachar und auf einer

ganz intimen Bühne zu der Geltung
kommen, die es als reines Kunstwerk
verdient. G. Macasq.

Kindererziehung.

Die Erziehung und Beschäf-
tigung kleiner Kinder in Klein-
kinderschulen und Familien.
Von G. Fr. Ranke. Baedeker'sche Buch-
handlung, Elberfeld.

Das Buch will Gutes und hat auch
viele Gutes. Es ist seiner ganzen An-
lage nach wohl geeignet, bei der Er-
ziehung kleiner Kinder als Wegweiser
zu dienen. Daß ich es trotzdem nicht un-
bedingt empfehlen kann, liegt an seiner
einseitig konfessionellen Grundlage, vor
allem an der tendenziösen Behandlung
religiöser Dinge.

Sehr gut sind die Kapitel über die
leibliche Pflege, wenn mir auch die Ein-
leitung über „die Nahrung der Kinder“
etwas wunderbar vorkommt. Da heißt
es nämlich: „Die erste Nahrung hat
Gott selbst zubereitet.“ In dieser Weise
Gottes Namen gebrauchen, nenne ich,
ihn mißbrauchen. In den Abschnitten
über die Erziehung im engeren Sinne
sind wirklich schöne Gedanken enthalten.
Besonders beherzigenswert ist die An-
weisung über die Erziehung zur Wahr-
heit, da dies wohl die schwierigste Er-
ziehungsaufgabe beim modernen Kultur-
menschen ist, in dessen Leben ja die kon-
ventionelle Lüge allein schon eine große
Rolle spielt. Einverstanden bin ich auch
mit der Art und Weise der Beschäftigung
kleiner Kinder, ebenso mit den Angaben,
wie man durch Unterhaltung und An-
schauung ihren Wissensdrang befriedi-
gen und ihre geistigen Fähigkeiten ent-
wickeln kann. Desto unverständlicher ist
es mir, wie ein Mann, der soviel tüchtige
und gesunde Gedanken über die Kinder-
erziehung in klarer und leicht verständ-
licher Form giebt, sich so vergräßen, ja

— verständigen kann in der Behandlung religiöser Vorgänge (Erziehung zur Frömmigkeit, Lehre von Gott u. s. w.). Diese Art und Weise, Kinder über hohe und heilige Dinge zu unterweisen, ist nach meiner Ansicht Blasphemie und muß zur Heuchelei führen. So sollen die kleinen Kinder Bibelprüche, geistliche Lieder, biblische Geschichten auswendig lernen, auch wenn sie sie nicht verstehen. Dagegen protestierte ich entschieden trotz des „erfahrenen Schulmannes“, der sagt: „Das Memorieren gut gewählter Bibelprüche ist eine Übung, die Kindern notwendig und nützlich ist.“ Ich meine, daß es sich mit der Heiligkeit der Bibel nicht verträgt, sie zum Memorierstoff herabzuwürdigen. Wie oft kam mir auch beim Durchlesen des Buches der Gedanke an das zweite Gebot, denn das nenne ich den Namen Gottes unnützlich führen, wenn man ihn stets auf den Lippen hat. „Wenn die Arbeit des Erziehers Früchte schafft, so wird der christliche Erzieher nicht sich das Verdienst zuschreiben, sondern Gott die Ehre geben und ihm danken; in sich wird er aber den Grund suchen, wenn seine Arbeit nicht den gewünschten Erfolg hat.“ Warum auf diese Weise immer göttliches und menschliches Thun in Gegenfah bringen? B. Bl.

Ausländische Lyrik.

„Gedichte“ von Eug de Maupassant, Deutsch von F. Steinig. Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.

In der billigen und netten Volksausgabe von Otto Hendel liegen die Gedichte („Des Vers“) Maupassants, sein Erstlingswerk, in deutscher Übersetzung vor. Jetzt, nachdem wir alle Werke und den tragischen Schlußlauf des großen Dichters und Psychologen kennen, ist es wirklich von bedeutendem Interesse, die Werke seiner Jugend zu lesen. Wir erwarten, daß sich in ihnen die Grundzüge

seines Wesens, wenn auch nur leimhaft, zeigen werden. Darin werden wir nicht enttäuscht. Das Weib ist das Grundthema dieser Gedichte, d. h. die heiße, unstillbare Sehnsucht des Mannes nach dem Weibe. Während Maupassant diese Sehnsucht in seinen großen epischen Werken objektiv gestaltet und variiert hat, verrät seine Lyrik, wie tief in ihm selbst die passion d'amour wurzelte, die wohl in tiefer Beziehung stand zu der Genialität und Eigenart seiner Kunst wie zu der Tragik seines Lebens.

M. Messer.

Deutsche Litteratur im Auslande.

* Das polnische „Ateueum“ bringt eine Studie von K. Nowaczynski über die „Litterarische Anarchie in Deutschland“, in der sehr seltsame Urteile aufgestellt werden: Die jungen Dichter seien sehr unzufrieden mit ihrer Lage und durch die Bourgeoisie „degoutiert“. Sie wenden sich daher Frankreich zu, seien voll frankophiler Bewunderung, und lehnen mehr und mehr den herrschenden Ideen ihres Landes den Rücken zu. Da möchte man doch wirklich ausrufen: Bitte Namen nennen!

* In der argentinischen Revue „Mercurio de America“ (Buenos Ayres, Aug.) findet sich eine interessante Studie von K. Montevano über „Werther und Ophelia“.

* Die „Revue de Paris“ (1. Oktober) analysiert das Lebenswerk D. v. Treitschkes (von K. Suißland). Er ist ein Apostel des Hohenzollernthums und erinnert an Carlyle, aber er ist ein Carlyle von mehr gesundem Menschenverstand, weniger entflammt, aber frischer und kenntnisreicher.

* Die „Revue Blanche“ (1. Okt.) veröffentlicht eine Reihe Aphorismen, aus Max Stirners Werken gezogen.

* In „Mercurio de France“ be-

spricht Henri Albert die „Leuchtenden Tage“ L. Jacobowski ausführlich. Er sei ein Poet, der über das Leben triumphiere, weil er sich seiner Kraft und seines Stolzes bewußt sei. Dann vergleicht er seine Eigenart mit der N. Dehmels.

* Im „Rozhledy“ (1. Sept.) analysiert der tschechische Dichter J. Karafel ausführlich Ludwig Jacobowski „Leuchtende Tage“. „Nur mit Mühe erkennen wir den herben und kraftvoll

ehrlichen Erzähler des Schicksals Lokis, der seine Figuren mit schwerem Ernst gestaltet, in diesen Blättern, soviel Glanz und Sonne, soviel glänzenden Optimismus hat Jacobowski in die Seiten seines Buches ausgegossen.“

* Im „Studio“ (London, 15. Sept.) widmet Hans W. Singer der „Modernen Lithographie Deutschlands“ und ihren Führern eine ausgezeichnete Studie.
H. T.



Büchertisch.

K... R. G., Monte Carlo. München, Carl Haushalter. 8°. 51 S. M. 0,80.

Bartsoh, R., Worte zur Sache. Philosoph. Erörterungen. Großfenberg i. Schl., Selbstverlag. 8°. 117 S. M. 1,50.

Wiese, Prof. Dr. Alfred, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Berlin, H. Goertner (H. Seyfeler). 8°. 320 S.

Wälow, Frieda Frein v., Im Lande der Verheißung. Ein deutscher Kolonialroman. Dresden, C. Reißner. 8°. 446 S.

Wättner, Rosalie, Frauen-Veruse: Die Lehrerin. Leipzig, C. Kempe. 8°. 63 S.

Dehmel, Richard, Lucifer. Ein Tanz- und Glanzspiel. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 126 S.

Ed, Samuel, David Friedrich Strauß. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 278 S. M. 4,50.

Feinke, Prof. Albert, Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch. Pfg. 1.

Leipzig, Kengersche Buchh. (Gebhardt & Willich). 8°. S. 1—128. M. 2,—.

Vilencron, Detlefon, Mit dem linken Ellbogen. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 172 S.

Nobenberg, Julius, Erinnerungen a. d. Jugendzeit. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 8°. 221 u. 342 S. M. 8,—.

Stifter, Adalbert, Ausgewählte Werke. Ser. o. Rub. Fürst. 6 Bde. in 2. Leipzig, Max Basse. 8°.

Stimme der Freiheit, Blütenlese unserer Arbeiter- und Volksdichter. Nürnberg, Ritterarisches Bureau. Heft 1—3.

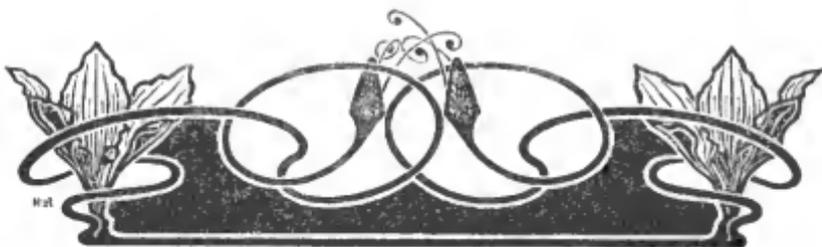
Tolstoi, Leo, Ges. Werke, Bd. IV. Die Kreutzer-Sonate u. a. Übersetzt o. Wilh. Hendel. Leipzig, Kröner Strauch. 8°. 289 S.

Volker, F., Lohengrin, ein Heldengedicht. Arnberg, F. W. Becker. 8°. 181 S. M. 1,50.

Wiener, Oskar, Gedichte. Titel-lithographie von S. Steiner. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 108 S.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt von der Verlagsanstalt J. Brudmann N. G. in München über „Klassischer Wibererschak“ bei, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. G. C. Ernst in Minden i. Westf.



Band IV. * 1899. * Heft 5.

Sittlichkeit!?!

Von Mathieu Schwann.

(Anfang.)

(Schluß.)



Und nun möchte ich die „geneigten Leser“ bitten, sich einmal auszuziehen, ganz nackt, und mit einem kundigen Anatomen, der zugleich positiv schaffender Künstler ist, vor einen großen Spiegel zu treten. Vom Kopf bis zu den Zehen sollen Sie sich nun einmal studieren. Sehen Sie sich an, Ihr Gesicht, Ihre Hände, Ihre Beine, Ihren Leib, Ihre Füße, Ihre Finger und Zehen, Ihre Nase und Ihre Ohren, bis ins einzelne genau. Und da werden Sie fast ausnahmslos entdecken, daß die eine Seite Ihres Körpers anders als die andere ist, und zwar anders nicht nur infolge einer mangelhafteren Entwicklung der einen Seite, sondern durchaus anders, wenn ich so sagen darf, im Prinzip anders, so daß die Vollenbung Ihres Körpers nach dem Schema und der logischen Entwicklung eines seiner Organe ein ganz verschiedenes Gebilde hätte geben müssen, als nun da thatsächlich in Ihrer Person vor Ihnen steht. Nicht nur, daß Ansätze zu zwei ganz verschiedenen Körpern vorhanden sind, sondern ein halbes Duzend Körper könnte man aus den meisten Menschen folgerichtig entwickeln, und bei manchen ist ein solches Chaos, ein solches Sammelsurium von Ansätzen vorhanden, daß es scheint, es habe die Natur hier die „Fliegenden Blätter“ studiert und sich aus den verschiedenen Skarrikaturen verschiedener Jahrgänge zusammengestellt, was ihr nur an grotesksten

Durcheinander zu holen möglich war. Ist das noch Rassebildung? Geschlechterbildung? Einheitsbildung? Und für eine solche absolute Differenz in den körperlichen Anlagen, der ganz genau diejenige der sogenannten seelischen Anlage entspricht, wollen Sie an einer Normalsittlichkeit festhalten?

Ja, wenn es noch irgend eine Zone der Vereinigung für derartige Differenzen giebt und geben kann, so ist es einzig und allein die Einnahme des großen, weitherzigen Standpunktes, daß wir jedem lebendigen Menschen nicht nach ererbten oder anerzogenen Vorurteilen, sondern nach seiner persönlichen und individuellen Anlage gerecht zu werden versuchen. Und das ist, ich betone es, der wahrhaft christliche Standpunkt, den ich hier vertrete. Denn aus einer sich gleicherweise zersehenden Volks-, Völker- und Kulturentwicklung heraus entsprang der Gedanke des Christentums als eine Notwendigkeit: „Liebet euch untereinander!“ — „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“ — „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!“ u. s. w. Diese grandiose Sittlichkeitsforderung ist allerdings etwas anderes, als die sogenannte Sittlichkeit irgend eines beschränkten, verzerrten und nur von Verzerrungen lebenden Kirchentums.

Eine Bemerkung sei hier eingeschaltet: meine Aussage, jeder körperlichen Anlage entspreche eine sogenannte seelische, riecht nach dem Prinzip der Physiognomie. Nur eins ist hier anders: ich schließe nicht aus dieser körperlichen Anlage auf jene seelische Funktion, erkläre nicht diese durch jene oder umgekehrt, sondern ich sage nur ganz allgemein: jeder äußeren Anlage entspricht eine innere, ohne daß ich die Kühnheit hätte, aus der Formation einer Nase z. B. genau diese oder jene geistige Funktion erklären zu wollen. Nehmen wir an, wir hätten eine große Menge von musikalischen Kompositionen, ohne daß wir auch nur das geringste von Tonarten, Modulationen, gesetzmäßigem Bau der Töne und Tonverbindungen wüßten. Jede Modulation aus einer Tonart in die andere bestände für uns dann nur rein äußerlich als Thatsache. Von ihrem inneren Wesen wüßten wir dagegen nichts. Jeder Mensch ist nun eine solche Komposition. Wir sehen die verschiedensten Tonarten in ihm angeschlagen, wir sehen die schöne, die gezwungene Modulation der einen in die andere, ja, wir sehen ein unvermitteltes, schrill dissonierendes Nebeneinander zweier verschiedener Tonarten in seiner äußeren Bildung. Das ist alles. Was jede dieser Tonarten bedeutet, welche Wesensseiten des Charakters sie auszudrücken sucht, ob Gutmütigkeit, Neid, Haß, Liebe, Sinnlichkeit u. s. w.,

daß wissen wir einfach nicht, denn hier hilft eine physiognomische Phantasekunst uns nicht, sondern nur eine lange, fortgesetzte, vergleichende Statistik und Beobachtung könnte uns hier mit der Zeit vielleicht einige feste Wissenskerne liefern. Darauf beschränkt sich meine Aussage. Ich konstatiere nur: jeder äußeren Bildung muß eine innere entsprechen, jede äußere Bildung muß also für die Entzifferung des Charakters eine Bedeutung haben. Welche? Das wissen wir nicht. Es ist nur so.

Und wenn nun jeder erkannt hat, daß er selbst eine solche Komposition, eine Mischnatur ist; daß keiner von uns davor sicher ist, daß nicht einmal eine bisher wenig beachtete Seite unserer Natur plötzlich auf der Bildfläche erscheint und mit groteskem Griff das Bild auseinanderreißt und durcheinanderwirft, daß wir uns bisher so sorgfältig und schön und doch so kümmerlich von uns selbst entworfen hatten; wenn wir einsehen gelernt haben, daß es z. B. absolut nicht schwer wäre, jedem vorgeblichen Freiheitskämpfer eine Gemeinheit, einen, nein, hundert verbrecherische Würgegriffe, die er nach der Freiheit seiner Mitmenschen that, thatsächlich nachzuweisen; daß es ebenso wenig schwer wäre, jeder Vorkämpferin für Frauenrechte die allererbärmlichste, nur aus böhartigem Instinkt entsprungene Handlungsweise gegen eine ihrer kämpfenden Schwestern nachzuweisen; daß es ebensowenig schwer wäre, jedem Offizier, der mit seiner Offizierssehre prunkt, jedem Staatsmanne, der das Wohl des Staates zu verfechten vorgiebt, jedem Volksmanne, der das Wohl des Volkes öffentlich verteidigt, kurz, jedem Menschen, der ein Ideal auf seine Fahne gemalt hat, nachzuweisen, wie schmähsch und schwachvoll jeder einzelne von uns oft und oftmals dieses Ideal verleugnet, aus den eigennützigsten, schmutzigsten Motiven heraus besudelt hat, wüßte man alle Handlungen und Seelenregungen des einzelnen genau so, wie wir die unsrigen kennen, so meine ich: wir sollten die Normal-sittlichkeit in die Ecke stellen, wir sollten sie nicht heuchlerisch verwerten zur Ausstaffierung und Bemantelung unserer eigenen defekten Person, sondern wir sollten demüthig eingestehen: Wir alle sind sterbliche Menschen, der liebevollen Nachsicht kann keiner von uns entbehren, wir können und müssen nur eins: jede erbärmliche Überhebung abstellen, jede, aber auch jede Bemitleidung und Verachtung eines Menschen aus unserem Herzen reißen, und jedem, der ein Menschenantliß trägt, gerecht zu werden suchen nach der Anlage seiner Natur, nicht nach den vermeintlichen Forderungen irgend einer Sittlichkeitsabstraktion. Ich meine damit natür-

lich nicht, daß nun die Selbstdemütigung vor anderen unsere beständige Haltung sein solle, im Gegenteil, stolz und hart sollen wir diejenigen von unserer Schwelle weisen, die uns da als erhabene Richter kommen wollen, denen jenes erste Anstandsgefühl des Menschen gegen Menschen fehlt: das Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit, welches einzig und allein der Ehrlichkeit gegen sich selbst, der Einsicht der eigenen menschlichen Unzulänglichkeit entsiammt. Als Menschen erkennen wir auch diese an und suchen sie zu verstehen, aber als Richter lehnen wir sie ab.

Der Keim zu diesem Werden will ja in uns allen empor. „Vielsach treibt die Not die Mädchen dem Laster zu,“ sagte Frau Dieber-Böhm, und in dieser Erklärung liegt eine menschliche Entschuldigung. Ich aber sage: nicht vielsach, sondern immer treibt die Not die Mädchen zu ihrer Bethätigung, denn Not ist es nicht nur, wenn man nichts zu essen hat, sondern Not ist es auch, wenn ein physischer und psychischer Zwang auf mir lastet und mich treibt. Und ein Zwang ist es, ein fürchtbarer Zwang, dem alle der geschlechtlichen Ausschweifung hulldigende Naturen unterworfen sind. Will man diesen Zwang beseitigen, so kann das niemals geschehen, indem man solche Naturen unter einen anderen Zwang stellt, sondern einzig und allein durch Aufhebung jedes Zwanges, durch Gewährung von Freiheit gelangen wir dahin. Kein vernünftiger Mensch hält doch heute mehr das geschlechtliche Leben an sich für eine Unsitlichkeit. Die Empfindung der Unsitlichkeit kommt uns allein aus der Wahrnehmung, daß eben ein Zwang obwaltet, daß nicht Neigung, Wohlgefallen die Triebfedern sind, sondern daß ein äußerer oder innerer Zwang auf den Menschen lastet, daß eine menschliche Handlung ihrem natürlichen Zwecke entfremdet, daß sie zur Erzielung eines fremden Zweckes vorgenommen wird. Dieser Zwang aber wird erhalten und fort und fort gemehrt durch die Unnatur unserer ganzen Kultur und Lebensweise.

Sechs Stunden am Tage setzen wir unsere Kinder auf harte Schulbänke; sechs Stunden am Tage trägt ohne Entlastung das Rückgrat den in der Entwicklung begriffenen Körper; sechs Stunden am Tage werden die Nerven des Gesäßeß, der Geschlechtsperipherie in Anspruch genommen, und sechs Stunden am Tage wird neben dieser Belastung der Unterleibsnerven nur noch das Gehirn der Kinder geplagt, und da wundert man sich, wenn schließlich ein Mensch herauskommt, der nur noch Gehirn und Unterleibsnerven zu besitzen scheint? Man wundert sich, wenn nun das liebe Spiel beginnt, daß der Unterleib dem Gehirn seine Wünsche telegraphiert und dasselbe zu

geschlechtlichen Phantasieen reizt, so daß umgekehrt die Unterleibsnerven von neuem angestachelt werden durch diese Bilder, welche das Gehirn in gehorsamer Üppigkeit entwirft? Herbert Spencer hat ein Buch über Erziehung geschrieben, aber den Kardinalpunkt hat der keusche Engländer vergessen. Der Kardinalpunkt jedoch ist die kolossale Verbreitung der Onanie der Kinder beiderlei Geschlechts, ein Punkt, der so furchtbar ist, daß es eines Buches allein bedürfte, ihn einmal ordentlich zu beleuchten. Und die Frauen, welche für Emanzipation eintreten, haben keinen anderen Gedanken, als den, ihre Töchter diesem einseitigen Doppelspiel zwischen Gehirn und Unterleibsnerven noch nachhaltiger zu überliefern? Noch mehr soll das Gehirn geplagt, noch länger das Sitzfleisch gequält werden? Ja, einig bin ich mit jedem Kämpfer für eine Emanzipation, aber diese muß eine sein, es muß nicht nur ein Wechsel des Zwanges sein, den man anstrebt. Und so möchte ich alle rechten Mütter anrufen, ohne Zimperlichkeit diesen Kardinalpunkt zu überlegen und ins Auge zu fassen.

Man glaubt vielleicht an diese infame Wirkung des langen Sitzens nicht. Nun, jeder kann sich von ihr in einem halben Tage überzeugen. Er setze sich nur einmal in die dritte Klasse eines Eisenbahnzuges und fahre sechs Stunden hintereinander. Und dann sehe er einmal ehrlich zu, ob nicht trotz aller Keuschheit seiner Gedanken und Empfindungen seine Unterleibsnerven sich zu regen beginnen, ganz von sich aus, ob nicht eine oft geradezu unbequeme geschlechtliche Alteration eintritt, so daß wir uns nach Erlösung sehnen.

„Auf den Schulbänken werden die Kinder doch nicht geschüttelt,“ wirft man mir ein. Nun, nicht gerade, wie in einem Zuge, aber es vibrieren die Bänke fast unausgesetzt. Jedes Vorbeifahren eines Wagens, jedes Auf- und Abgehen des Lehrers oder der Schüler bringt den Boden und damit die Bänke in leises Zittern, jede Bewegung eines der Kinder selbst wird von den anderen Kindern, die mit ihm auf der gleichen Bank sitzen, empfunden, unangenehm empfunden u. s. w. Dazu sind die Nerven der jungen Menschen noch so zart und empfindlich, daß sie auf die feinste Einwirkung reagieren, und wo einem Grobbesaiteten ein derbes Rütteln und Schütteln nichts macht, da empfindet der feiner Besaitete schon die leiseste Vibration. Nun aber denken Sie sich diese Einwirkung fortgesetzt durch Jahre hindurch, durch die Jahre unserer keuschesten und zartesten Entwicklung. Vielleicht wird dann die schließliche Wirkung nicht mehr so unnatürlich erscheinen. Aber auch angenommen einmal, diese Schüttelwirkungen beständen nicht, so ist es das

Schütteln nicht allein, was diesen Effekt hervorruft. Wer eine sitzende Lebensweise zu führen gezwungen ist, wird unfehlbar über kurz oder lang eine solche Wirkung an sich verspüren, und so glaube ich, daß Sitzen allein genügt schon, die Empfindlichkeit der Geschlechtsnerven zu steigern. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, daß Näherinnen einen großen Prozentsatz wenn nicht der Mädchen der Freude, so doch der geschlechtlich überreizten stellen. Aber wundern würde ich mich darüber nicht. Wundern würde ich mich darüber ebensowenig, wenn mir ein Gesundheitsstatistiker sagte, daß Lehrer und Lehrerinnen einen großen Prozentsatz der sogenannten hysterischen Krankheiten stellten u. s. w.

Und diese Wirkung des Sitzens äußert sich manchmal nicht sofort und unmittelbar. Wie überhaupt, so mußte ich doch, als ich für meine Examina arbeitete, noch ganz besonders viel sitzen. Die Arbeit hielt geschlechtliche Regungen gefangen. Aber mitten hinein kam eine vierzehntägige Dienstübung, und da, mit dieser gewaltsamen Änderung meiner Lebensweise, entlud sich über mir ein Gewitter rein geschlechtlicher Regungen, daß ich glaubte, ich müßte verrückt werden. Als ich dann zu meiner sitzenden Arbeit zurückkehrte, als die Arbeit nach und nach wieder vollen Besitz von mir ergriff, stutete auch dieses Gewitter wieder ab. Und noch heute, wo ich das weiß, gehe ich lieber nicht, wenn ich nicht die Zeit habe zu gehen, bis ich körperlich müde geworden bin, denn der Erfolg von wenigem Gehen ist stets eine, wenn auch nicht geschlechtliche, so doch sonstige nervöse Erregung. Ich fühle mich nach kurzem Spaziergange nicht wohl, sondern um mich wohl zu fühlen, frei von allem Zwange, muß ich stundenlang gehörig laufen können. Und eine Fahrt in der Eisenbahn von nur kurzer Zeit ist mir ein Grauel, ebenso das Sitzen in Kneipen, das Biertrinken u. s. w. Ich vermeide das alles, soviel ich nur kann, weil ich mich eben nicht von solchen erbärmlichen Ursachen in eine Zwangslage versetzen lassen will. Könnte ich denn einem Weibe, und wäre es auch ein Mädchen, welches sich diesem Erlösungsberufe widmete, auch nur zumuten, mich von diesem auf solche Weise in mir erzeugten Zwange zu befreien? Ich persönlich sage hier „Nein“, aber nicht, weil ich ein allgemeines Sittenschema aufstellen möchte, sondern weil ich ganz persönlich und subjektiv im Weibe den Menschen sehe, und weil ich insolgedessen nicht vom Mitleid, sondern vom Wohlgefallen erlöst sein will. Wohlgefallen aber kann nach meiner ebenso persönlichen Empfindung kein schon vorher und durch andere Ursachen geschlechtlich erregter Mensch in einem anderen gefunden Menschen erwecken. Ein Weib — ein Mann —

treten sie sich unbefangen gegenüber, und entzündet sich ihre Sehnsucht an der beiderseitigen Gegenwart, ist nichts anderes im Spiel, als die Sehnsucht dieses einen Menschen zu diesem anderen — wohlan! Aber erhitzt durch wer weiß was für äußere und fremde Dinge ein Weib suchen, das konnte mir persönlich trotz sehr geringer Jagdstätigkeit im allgemeinen nicht dreimal im Leben passieren. Anderen passiert es, sie denken sich nichts dabei, sie halten es für in der Ordnung.

Das sind subjektive Erfahrungen, die man nicht verallgemeinern darf. Gewiß nicht! Aber Beobachtung, Aussprechen mit anderen bestätigten mir diese subjektiven Erfahrungen, und ich glaube, sie dürften bei ehrlicher Selbstbeachtung hundert- und tausendfache Bestätigung und Ergänzung finden.

Jedenfalls aber sind das erst ganz wenige von den unendlich vielen Thatsachen, welche im modernen Menschen eine gesteigerte Erregung der Geschlechtsnerven hervorrufen. Diese Thatsachen sind objektiv vorhanden. Werden sie nicht beseitigt oder in ihrer Wirkung gebrochen, so muß jedes Gesetz, welches man gegen diese Wirkung selbst erläßt, wie eine große Verkehrtheit erscheinen. Die Ursache gälte es doch zu treffen. Die Ursache aber ist die überreizte Erregungsfähigkeit des modernen Menschen. Bleibt sie bestehen, und verbletet das Gesetz diese oder jene Handlung, welche die Erregung herbeiführt, so wird eben die Werbung sich Mittel und Wege suchen, dennoch zu ihrem Ziele zu gelangen. Für mein Empfinden ist es z. B. absolut gleich, ob mir ein Mädchen auf der Straße zuzwinkert, ob sie mich flüsternd bittet, mit ihr zu gehen, oder ob ich eine Dame nach der im letzten Sommer üblichen Mode gekleidet sehe, wo das Kleid ziemlich tief ausgeschnitten, der Ausschnitt aber mit einer lieblich durchsichtigen oder durchscheinenden Stückerlei bedeckt ist. Ja, es ist nicht einmal gleich. Berockt man einen jungen Menschen in beide Situationen, so wird er im ersten Falle vielleicht erschrecken und sich zur Seite drücken. Oder er geht auf die Einladung ein, und so kommt es zu einer immerhin noch natürlichen Auslösung seiner geschlechtlichen Spannung. Im letzten Falle aber, dieser Dame mit Ausschnitt, der keiner ist gegenübergestellt, wird er vielleicht nicht zu werben wagen, aber er wird heimgehen mit diesem Bilde vor den Augen, und das Bild wird ihn reizen, bis er zur Selbstlösung greift.

Keinem wird es einfallen, jene Damen mit Ausschnitt der Un-sittlichkeit zu zeihen, noch weniger sie einfach zu den Prostituirten zu zählen. Aber Werberinnen sind sie alle ohne Ausnahme, ob sie wollen

oder nicht. Mag ein Weib sich bis ans Rinn einhüllen, mag sie, wie es auf dem Lande noch vielfach üblich ist, jede natürliche Form im Schnitt ihrer Kleidung unterdrücken, Weib bleibt Weib, sie wirbt, und selbst die Gräßlichste, die Älteste wirbt da noch, wo sie allein auftritt und dem erotisch leicht erregbaren Manne gegenübersteht. Will man das alles nicht, will man dem Weibe aus seiner Natur eine Sünde zurecht-dreheln, wie man sie dem Manne aus der seinigen macht, so schaffe man doch die Weiber, die Menschen ab in toto und in summa. Will man aber dieses liebe, leuchtende und duftende Spiel zwischen den beiden Geschlechtern, wie es in der Natur begründet ist, nicht abschaffen, so lasse man auch jedem Weibe die Freiheit so zu werben, wie sie kann. Vielleicht werden wir dann der Heuchelei wenigstens einigermaßen Herr, wie sie in den Reihen der Zentrums-sclibbatäre gerade am traurigsten erscheint.

Dem Unfug der Prostitution steuern wollen, ja, das lasse ich mir gefallen, dem Unfug, der in der fremden und frechen Ausbeutung der Prostituirten besteht. Das aber ist nur möglich, wenn Ihr die Prostituirten nicht noch mehr in Nacht und Nebel verscheucht, wenn Ihr ihnen nicht Euere Achtung entzieht aus dem Grunde, weil sie sich der Freude ergeben, sondern wenn Ihr sie herausholt aus ihren Schlupfwinkeln und ihnen menschliche Achtung erweist. Nicht ausgebeutet in der schamlosen Weise, wie es heute üblich ist, so daß z. B. eine Prostituirte von jedem Manne, den sie nach Hause bringt, vorab drei Mark der Hauswirtin zu bezahlen hat, daß also ein solch' armes Geschöpf, will es nur existieren, darauf angewiesen ist, mindestens drei Männer jeden Tag zu fischen oder aber zu versuchen, in ganz unmenschlich verzerrter Weise an jener schamlosen Tributzahlung vorbeizukommen, nicht ausgebeutet in dieser elenden Weise, nicht preisgegeben dieser Blutsaugergesellschaft von Aushältern, Hauswirtinnen u. s. w., wird das bedauernswerte Weib im stande sein, die Männer abzulehnen, welche ihr nicht persönlich behagen, sie wird eine Auswahl nach ihrem Geschmac und Wohlgefallen treffen können, und so wird dieses freie Freudewesen einen menschlicheren und damit natürlicheren und damit sittlicheren Charakter gewinnen, als es mit Zwangsgesetzen möglich ist.

Und will man die Aussteckungsgefahr vermindern, so lasse man Einsicht und Belehrung wirken, wo heute Dummheit, Unwissenheit, Unerfahrenheit wirken! Nicht nur das Mädchen der Freude soll einen Einblick gewinnen in das Entsetzliche, was ihr droht, weiß sie sich nicht zu schützen, sondern ich meine, dieses Wissen ist jedem jungen Menschen,

ob Mann, ob Weib, heute absolut notwendig. Ein Mann wie Lassar, wie viele andere, wäre gewiß zu gewinnen, allgemein verständliche Kurse über Geschlechtskrankheiten abzuhalten, und diese Kurse müßten obligatorisch werden für allen und jeden, der ein gewisses Alter erreicht hat. Ich möchte wissen, wenn der Genannte mit seinen Wachsabgüssen und bildlichen Illustrationen vor ein jugendliches Auditorium träte und so anschauungsweise die entsetzlichen Folgen zeigte, welche solchen Krankheiten entstammen, ob das nicht gerade in jugendlichen Gemütern einen solchen Eindruck hervorrufen würde, daß mindestens Vorsicht, peinliche Vorsicht die Folge wäre?

Und weiter müßte die Beschaffung der nötigen Desinfektionsmittel dem Zufall, ob das Mädchen gerade Geld hat oder nicht, dadurch entzogen werden, daß sie auf ihre Vorstellung hin die nötigen Sachen stets gratis geliefert erhielte. Eine Aufsicht könnte sich, wenn sie geübt werden sollte, dann darauf beschränken, daß das Mädchen von Revisoren besucht würde, welche sich nur zu vergewissern hätten, ob alle Desinfektionsmittel vorschriftsmäßig vorhanden sind? Aber ich glaube, daß selbst hier, wenn die Männer erst allgemein davon unterrichtet wären, daß die Mädchen verpflichtet sind, diese Mittel zu liefern, die Kontrolle durch die Männer selbst die ausgiebigste sein und die amtliche Kontrolle überflüssig machen würde.

Zur Kasernierung der Mädchen könnte ich erst dann raten, wenn ich sicher wäre, daß nicht nur rohe Notdurftsanlagen errichtet würden, sondern ein wirkliches, allen sanitären, aber auch allen ästhetischen Anforderungen entsprechendes Heim der sinnlichen Freude. Rohe Untersuchungen der Männer oder Frauen müßten hier von selbst ausgeschlossen sein. Und dann dürften selbst diese von der Öffentlichkeit unterhaltenen Wohnungen nicht obligatorisch für die Mädchen selbst sein, sondern sie hätten nur in Konkurrenz zu treten mit den Privatwohnungen, eine Konkurrenz, welche der Ausbeutung der Mädchen durch ihre Wohnungsgeber sehr bald ein Ende machen würde. Denn wohl keine würde sich dieser Ausbeutung einen Augenblick länger unterwerfen, wäre sie sicher, daß sie anderswo sofort eine bessere und menschenwürdigere Unterkunft finden könnte.

Und wenn trotz alledem noch Revision — dann weibliche! Und zwar eine solche weibliche, welche nicht zugleich ein Geschäft für irgend eine sogenannte Sittlichkeitsinstitution zu machen strebt, sondern nur thut, was ihres Amtes ist: Revision der Desinfektionsmittel, der Wäsche, der Badegelegenheit u. s. w. Selbst die Frage nach der Ge-

sundheit des betreffenden Mädchens dürste nicht in amtlicher Weise geschehen, sonder nur in persönlich vertraulicher Weise. Und wenn sich das Mädchen als krank bekennet, so müßte Überredung sie dahin zu bringen suchen, sich einer ordentlichen Gratispflege in einem Krankenhause zu übergeben. Diese Krankenhäuser aber müssen dann auch in Wahrheit solche sein, d. h. Humanität hätte in ihnen die Oberherrschaft zu führen, und noch viel peinlicher, als in allen anderen Krankenhäusern, wären Pfleger, Wärter und Dienstpersonal dahin anzuweisen, die Kranke mit äußerster Achtung und Milde, mit Fernhaltung jedes quälrischen Bekehrungsversuches zu behandeln. Gerade deshalb bringe ich hier auf ganz besonders humane Behandlung, weil die Natur dieser Krankheiten gern zur Frivolität reizt. Diese aber entspringt stets einer Mißachtung dessen, der uns gegenübersteht, und wenn es sich im allgemeinen Leben vielleicht nur furchtbar schwer und langsam erzwingen läßt, daß man einen Menschen nicht seines Berufes halber mißachtet, so wünsche ich um so mehr, daß im Krankenhause gerade diesen Mädchen das volle, freie Gefühl aufgehe, Mensch zu sein.

Wenn die Menschen je dahin kämen, jeden Menschen an ihr Herz zu nehmen! Wenn es uns gelänge, das Mißtrauen in anderen niederzuhalten, daß wir nicht ein Geschäft irgend einer Kirche, einer staatlichen, einer sittlichen Anstalt an ihnen machen wollen! Wenn wir uns überwinden könnten, daß uns jeder Mensch lieb wäre, wie er ist, daß wir sein Bestes, nach seinen Anlagen, nach seiner Entwicklung zu erreichen strebten! Das Vertrauen würde uns entgegenkommen, das Vertrauen von Mensch zu Mensch, und die Achtung des Menschen würde eine Brücke schlagen selbst zu dem, den wir Verbrecher nennen. Die Weitherzigkeit, die wir selbst hätten und übten, würde auch diesen dunkelsten Seiten des Menschenlebens einen Schein der Schönheit verleihen, wie die Engherzigkeit, in der wir alle noch stecken, alles mit dunkeln Schatten, mit Schauer und Trauer durchzieht.

So — und nur so wäre es möglich, die Folgen einer unglücklichen Anlage, die wir nicht beseitigen können, die Folgen einer unglücklichen Entwicklung, die wir ebensowenig beseitigen können, zu beschränken und sie mit dem wohlthunenden menschlichen Glanze zu umweben, den die Liebe giebt. Bringen wir es so auch nicht zu einer absoluten, positiven Normal sittlichkeit, zur reinen Blüte am gesunden Wachstum unseres Volkes, so brächten wir es doch wenigstens zur Sittlichkeit der Verneinung, welche alles auslöscht, was an Unschönheiten und Verdorbenheiten dem kranken Wachstum des Volkslebens

entspricht und notwendig entsprechen muß, auslöscht, sage ich, aber nicht, indem wir es in noch tiefere Schatten, in noch dunklere Verachtung treiben, sondern indem wir über die Schatten das hellstrahlende Licht unserer Achtung und Liebe spielen lassen und sie so zum Erlöschen bringen.

Und eines möchte ich hier noch allen Männern und Frauen, die nach der Unmöglichkeit der Normal sittlichkeit ringen, vorzustellen suchen: Wäre es nicht ein ungeheurer sittlicher Gewinn, wenn wir es auf diesem Wege dahinbrächten, unsern Söhnen das Bewußtsein zu erhalten, daß ihr Verkehr mit einem Freudenmädchen auch ein Verkehr mit dem Weibe war? Anstatt daß wir sie jetzt mit dem erdrückenden Bewußtsein belasten: dieser Verkehr war ein Verkehr mit einer Verworfenen?

Ist nicht auch das Mädchen der Freude — Weib? Ist sie nicht Mensch, so gut wie wir? Und ist sie es nicht, so wie sie ist? Und wenn sie Mensch ist, wie sie ist, und nicht erst dann, wie sie nach unserer Behandlung werden oder nach unserer engbrüstigen Vorstellung sein sollte, so behandeln wir sie auch menschlich und stellen sie nicht unter Polizeiaufsicht! Den Menschen als Menschen zu achten und zu behandeln, ist die ewige Grundlage aller Sittlichkeit unter Menschen, und jede andere Anschauung ist stets nur die Grundlage einer insamen Heuchelei, einer Unsittheit, die trotz alles frommen Räucherwerkes den Himmel mit Gestank verpestet.



Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gyftrow.

(Leipzig.)

VI.

Marienlyrik.

Wer es einmal unternähme, das verschlungene Gewir von Wurzeln und Würzelchen zu zerfasern, mit dem der katholische Glaube in der Volksseele haftet, der würde nicht die wenigste Arbeit auf den besonderen Kultus der Maria, der mutmaßlichen Mutter des

Jesus von Nazareth, zu verwenden haben. Man darf behaupten, daß zwar nicht für die Gebildeten, desto sicherer aber für die Massen der Marienkult geradezu dem Katholizismus sein auszeichnendes Gepräge verleiht. Das Volk versteht so gut wie nichts von den formalen und materiellen Unterscheidungslehren zwischen katholischer und evangelischer Dogmatik; aber das weiß es, daß die Evangelischen die Marienverehrung schroff ablehnen und mit Spott und Verachtung betrachten. Im Kultus der katholischen Massen wiederum überwuchert die Anbetung Marias immer üppiger alles andere, und nicht zum mindesten — die Gottesidee. Die ganze verwickelte Psychologie nicht nur des Katholischen, sondern des Religiösen überhaupt findet sich in den mannichfachen Nuancen jenes Sonderkultus wieder, von der innigsten und brünstigsten Hingabe bis zum blinden Glauben an die dümmsten und frechtsten Albernheiten, die spekulierende Pfaffenschlauheit zu erdichten vermag. Man wirft dem Marienkult oft vor, er sei in neuester Zeit mehr und mehr entartet. Ich halte das für einen Einzelfall der nie aussterbenden Idealisierung der „guten alten Zeit“. Oskar Panizza hat in einem von flammendem Haß gegen Rom diktierten und darum am Ende des 19. Jahrhunderts natürlich verbotenen Buche den haarsträubenden Schmutz aufgedeckt, der am mittelalterlichen Marienkult klebt — entstand doch damals eine regelrechte geburtschüllich-gynäkologische Theorie über die unbefleckte Empfängnis, mit den erbaulichsten Debatten und Disputen garniert. Aber aus derselben Zeit kündet uns ein wundervolles kleines Lied mystischen Inhaltes den herrlich schlichten und innigen Vers:

Maria, du edler rose,
 Aller saelden ein zwi,
 Du schoener zitelose,
 Mach uns von sünden fri!

Freilich ist richtig, daß in der Poesie fast immer nur die liebliche Seite der Sache wiederkehrt; aber sollte nicht auch die Mariendichtung ein wahreres Abbild der Volksstimmungen sein, als die Mariendogmatik? Ich glaube nicht, daß die Massen sich um die Physiologie oder — Pathologie der unbefleckten Empfängnis jemals viel gekümmert haben. Indes — hier kann es nicht unsere Aufgabe sein, den sittlichen Wert des Marienkults zu untersuchen, sondern seinen poetischen. Und da mögen wir uns zunächst der Thatsache erinnern, daß die Gestalt Marias niemals aus der deutschen Dichtung verschwunden ist, von den ältesten Spuren christlicher Poesie über Goethe und Heine bis auf

unsere Tage, denen Lubwig Jacobowski in seinen „Bier Räubern“ eben erst eine prächtige Marienlegende geschenkt hat.

Die bunte Mannichfaltigkeit der Gefühle und Auffassungen, von der ich bereits sprach, giebt auch der Mariendichtung ihren Charakter. Mir scheint, daß sich ohne Vergewaltigung und Schablonisierung vier verschiedene dichterische Auffassungen des Marienkultes von einander sondern. Die älteste ist die schlicht epische; sie erzählt wesentlich Marienlegenden, Wunder, die von der hl. Frau verrichtet werden. In dem lyrischen Ergüsse zum Preise Marias sich immer umfangreicher einfließen, indem andererseits der Marienkult kirchlich organisiert und fester umgrenzt wird, entsteht die kultische Lyrik. Sie ist es, die, vornehmlich auf kirchlichem Boden gewachsen, den korrekten, gewissermaßen approbierten poetischen Ausdruck der Marienverehrung darstellt. Görres' Buch ist die bekannteste Sammlung in diesem Stile; ungezählte, halbwertige und wertlose Blechlein rechnen hierher, wie katholische Kalender und Flugblätter sie den Massen bieten.

Diesen beiden geneitisch wie auch nach ihrer Auffassung der Mariengestalt verwandten Zweigen stellen sich nun zwei andere gegenüber, die in ähnlich scharfem Gegensatz zueinander wie zu den bereits erörterten stehen. Es ist die ritterliche und die pantheisierende Marienlyrik. Letztere hat ihren größten, ich darf sagen ihren einzigen großen Vertreter in Joseph von Eichendorff gefunden. Eine tiefere und schönere Auffassung des Mariengedankens hat überhaupt kein zweiter Dichter zu geben vermocht. In einzelnen seiner „Geistlichen Gedichte“ löst Eichendorff das Marienbild vollkommen pantheistisch im schwärmerischen Anschauen der Natur auf. Da wird Marias Mantel ihm zum Himmel, dem sternbesäten oder dem im Abendrot glühenden: liegt nicht ein Erwachen germanischer Naturreligion in solcher Umwertung? Ein heidnisches sich Festklammern an die Schönheiten dieser Welt, die man in die jenseitige, unbekanntere hinüberretten möchte? Zu diesem Marienpantheismus bildet nun die ritterliche Anbetung der hl. Jungfrau den kräftigsten Gegensatz. Das Mittelalter hat sie geboren, und Heinrich Heine gab ihr den Giftbecher, indem er sich ihrer bemächtigte. In den Gedichten der Ritterzeit erscheint Maria oft beinahe als eine verführliche Aufwärmung der Walfüregestalten. Das ist noch der erträglichste Fall. Bis zur Widerwärtigkeit entartet aber der Kultus, wo Maria zur angebeteten Dame, zur Himmelsbraut wird. Dann spiegelt sich deutlich die ganze moralische Zerrüttung des höfischen Lebens darin. Die Gelltheit des Sängers zittert zwischen den Versen; man fühlt, wie die

weibliche Hauptgestalt des katholischen Olymps mit Eifer ergriffen wird, um auch in den pflichtmäßigen Stunden kirchlicher Frömmigkeitsübung der zügellosen Sinnenbegierde keinen Zwang auferlegen zu müssen, das Unbequeme, aber Unerläßliche angenehm zu versüßen. Lugte doch auch noch der Vorteil dabei heraus, daß der praktische und poetische Immoralismus sich hier im schneeweißen Kleide einer erhauferten Übermoral präsentierte, daß dasselbe Geschlecht, dessen entartete Gelüste nur noch perverse Befriedigung, vom Ehebruch als Mindeststufe anfangend, suchten und fanden, seine Keuschheit in Stunden der Reue bis zur Sehnsucht nach himmlisch fleckenloser Bräutlichkeit aufgipfelte: alles in allem ein Einzelsymptom der krassen Entartung, der der katholische Glaube damals verfallen war und stets wieder verfallen wird, wo nicht priesterliche Intelligenz im Wunde mit unablässiger Kritik seitens der gegnerischen Bekenntnisse ihn davor behütet.

Daß der ritterliche Marienkult je wiederkehren könnte, kann als ausgeschlossen gelten, denn er erwuchs eben auf dem Boden einer bestimmten Kultur, deren Wiederaufrichtung zwar in der deutschen Romantik versucht ward, aber so kläglich mißlungen ist, daß wir keine Wiederholung in absehbarer Zeit zu gewärtigen, und — wenn sie käme — sie mindestens nicht ernst zu nehmen brauchten. Wohl aber erhebt sich die Frage, ob die drei anderen Auffassungen der Mariengestalt auch in Zukunft noch künstlerisch lebensfähig sein werden, ob auch dem modernen Empfinden, dem Schaffenden wie dem genießenden, noch eine Marienlyrik möglich, oder ob sie ihm durch die Revolution der Weltanschauung etwas Fremdes, Unverständliches geworden ist, das höchstens in den Stunden krankhaften Rückwärtssehens Bedeutung gewinnen kann.

Die Frage ist von größerer Tragweite, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn es ergibt sich dem aufmerksamen Betrachter, daß Marienlyrik eigentlich identisch ist mit — katholischer Lyrik überhaupt. Das gilt uneingeschränkt für die weltliche Dichtung wie fürs Kirchenlied. Die sämtlichen Unterscheidungslehren zwischen katholischer und evangelischer Kirche sind philosophischer Art und kaum einer poetischen Gestaltung fähig. Der weitere und unversöhnlichere Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus ist so geartet, daß er wohl nur in einer protestantischen Trübsalylrik künstlerischen Ausdruck finden kann — die hat Luther geschaffen: „Ein' feste Burg“ ist ihr gewaltigstes Denkmal. Hier ist es aber auch nicht der materielle Glaubensinhalt, sondern die Glaubensform, die Freiheit zu glauben,

das Sichlosreißen vom Glaubenszwange, das den Dichter inspiriert; diese Lyrik ist schlechthin revolutionär, und das war kein schlechter Kopf, der zuerst unter den Katholiken jenen Choral „Die Marschallaise der Lutheraner“ nannte. Die österreichische Los-von-Rom-Bewegung hat einige, freilich recht wenig originelle Neuschöpfungen dieser Gattung gezeitigt; über den großen Lutherchoral hinaus wird kaum je ein protestantischer Dichter kommen. Sowie das protestantische Kirchenlied materiellen Inhalt annimmt, hört es auch auf, spezifisch zu sein und wird christlich in so weitem Sinne, daß die katholische Kirche unserer Tage sich ganz ruhig dazu verstanden hat, die schönsten evangelischen Choräle, z. B. die von Paul Gerhard, dem künstlerischsten aller religiösen Dichter, für ihren Gottesdienst zu adoptieren. Wo davon sich dann noch eine besondere katholische Lyrik abhebt, da geschieht es fast ausnahmslos durch das Einfließen der Heiligenverehrung — und hierbei hat wiederum nur der Marienkult eine dichterisch vollgültige Lyrik erzeugt. Das stärkere Betonen der Engelwelt ist zwar dem evangelischen Choral thatsächlich, aber doch nicht notwendig fremd; thatsächlich allerdings so sehr, daß der schöne katechetische Gesang „Großer Gott, wir loben Dich“, einzig wegen der Erwähnung von Cherubim und Seraphim im evangelischen Gottesdienst nur selten sich findet. In der weltlichen Lyrik gelten die gleichen Grenzen. Des tiefsten und innigsten katholischen Dichters, Eichendorffs, „Geistliche Lieder“ sind zum Teil christlich in weitester Auffassung; der Katholik offenbart sich einzig im Hineinziehen der Mariengestalt. In der That, die katholische Lyrik, soweit sie künstlerische Maßstäbe verträgt, ist Mariendichtung. Und auch da, wo sie längst unter dem poetischen Nullpunkt steht, als Wallfahrtsgesang und Kalenderreimerei, ist sie immer noch zu neun Zehnteln Mariendichtung. Und so weit sie Bestimmung des breiten Volkes werden konnte, ist sie erst recht Mariendichtung. Ein schönes Beispiel für den engen Zusammenhang zwischen Leben und Poesie: hier wie dort ward die Gestalt Marias das wesentlich Unterscheidende zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen.

So sehr aber die Ausetzung dieser Gestalt das religiöse Leben der katholischen Massen beherrscht, so wenig ist sie etwas Notwendiges im Glaubensgerüst der alleinseligmachenden Kirche. Trotz der Dimensionen, die äußerlich wie innerlich im kirchlichen Leben der Marienkult beansprucht, könnte man ihn sich ohne Schwierigkeit fortdenken, nicht für die fast völlig auf ihn dressierte Masse, wohl aber für den bewußt gläubigen Katholiken; er gleicht einem Epheugetränk, das im Laufe der

Jahrhunderte so üppig wucherte, daß es nahezu das Gebäude ganz verdeckt; aber man kann es fortnehmen, ohne das Haus irgendwie zu verletzen. Die schroffe Ablehnung der Mariengestalt durch die Reformatoren entsprang dem Widerwillen gegen die Entartung der ganzen Heiligenverehrung und dem Drange, alles zu beseitigen, was sich zwischen Gott und Mensch eingeschoben hatte, nicht aber einer theologischen Notwendigkeit. Der ganze Marienkult ist eben viel weniger ein theologischer, als ein ästhetischer Faktor des katholischen Glaubens.

Darum hat auch die moderne Weltanschauung eine unmittelbare Beziehung zu diesem Kult überhaupt nicht. Sie wendet sich unversöhnlich gegen das katholische Menschen- und Lebensideal und untergräbt mit ihrem wissenschaftlichen Rüstzeug, mit Biologie und Psychologie vornehmlich, das Grund, auf dem der katholische Bau errichtet ist. Aber, um in meinem früheren Bilde zu bleiben: wenn auch der Bau abbröckelt und allgemach in sich zusammenstürzt — das hindert nicht, daß über den Trümmern der Epyheu fortgebeißt, und daß selbst die Zerstörer ein paar Ranken ins neue Land herübernehmen: die pantheistische und die epische.

Die Mütter großer Menschen zu verehren, wird die Menschheit wohl nie aufhören; und wir alle empfinden die tiefe Berechtigung dieser Sitte. Das Genie im Mutterleibe und an der Mutterbrust getragen zu haben, giebt das Anrecht auf eine besondere Weihe. Warum sollten wir bei dem galiläischen Weibe eine Ausnahme machen, das das große sittliche Genie, Jesus von Nazareth, gebar? Warum sollte der Dichter nicht diese Gestalt künstlerisch anschauen? Die Marienlegende ist ungefährlich, und darum mögen wir uns an ihren Schönheiten erfreuen. Die Jesuslegende, die unsern Kindern den großen Menschen als „Christkind“, das sittliche Genie als — Bescherer von Spielsachen zeigt, ist entwürdigend, und darum sollten wir sie bekämpfen. Der Künstler ist nicht zu widerlegen, und seine Rechte haben nur eine Schranke: wo seine Schöpfung droht, uns um höhere Werte zu bringen. Die Christkindlegende vereitelt im Kluge von vornherein eine edle und tiefe Auffassung des großen Menschen Jesus. Kann aber Marias Gestalt eine wunderbarere Form annehmen, als in der pantheistischen Gestaltung Eichendorffs, in der epischen Jacobowskis? Dort bei der Christkindlegende eine flüsterhafte Armseligkeit, auf die Neuglerde und die Begehrlichkeit zugeschnitten, die uns um eine der größten Menschengestalten bringt; hier in der Mariendichtung eine Bereicherung an Lieblichkeit und Schönheit, die zu der erhabenen Sittlichkeit der Jesusgestalt einen

zauberhaften Hintergrund bildet. Und wenn Nietzsche einmal so unvergleichlich sagt: jeder Mutter höchste Sehnsucht müsse sein, den Übermenschen zu gebären — zu welcher Größe wächst dann für uns das Gefühl der jungen Mutter Maria aus Nazareth heran, die in Armut und Entehrung⁷ einem echten Übermenschen das Leben gab?

Alein, man wird mir einwerfen: es handle sich ja gar nicht darum, ob moderne Poeten die Mariengestalt fruchtbar zu machen vermöchten, sondern vielmehr darum, ob der Katholizismus noch einer besonders katholischen Lyrik, eben einer Marienlyrik, fähig sei? Oder sei dies nicht der notwendige Uebergang dieser Essays, das lyrische Gestaltungsvermögen des katholischen Künstlers zu wägen, nachdem das epische und dramatische als zu leicht erwiesen sei?

In der That aber gehen moderner und katholischer Dichter als Lyriker ein gut Stück Weges zusammen, und auch wo die Strahlen sich trennen, scheint mir die katholische hier noch lange nicht aus dem Gelände echter Poesie hinauszudeuten. Die Ursache liegt in der fundamentalen Verschiedenheit zwischen episch-dramatischer Kunst auf der einen und lyrischer auf der anderen Seite.

Drama und Erzählung stellen Menschen in ihren Beziehungen zur Natur oder zu anderen Menschen oder zu beiden dar. Damit rollen sie, natürlich nicht als Debattenfrage, sondern durch ihr bloßes Dasein, gewissermaßen immanent, das Problem der Kausalität und der Teleologie des menschlichen Thuns auf. Ich habe den Beweis zu führen versucht, daß die moderne Weltanschauung auf dieses Problem eine Antwort giebt, die zur Lösung der katholischen Anschauung im schneidenden und nie zu überbrückenden Gegensatz steht. Da diese Antwort zudem keine nur hypothetische, sondern eine Konsequenz biologischer und psychologischer Wissenschaft ist, so ist sie zwingend und erweist die Antwort der alten Weltanschauung als einen Irrtum. Menschen und Beziehungen zwischen Menschen aber, von denen wir wissen, daß sie unwahr sind, können uns nur noch ein einziges Interesse abgewinnen: das Lyrische. Weil es keine Wesen giebt, wie die alte Weltanschauung sich welche vorstellte, darum ist eine Epik und Dramatik alten Stils unmöglich geworden. Weil es aber noch Millionen Menschen giebt, die in den Illusionen der alten Anschauung leben, darum giebt es auf dem alten Boden noch eine echte Lyrik. Denn die künstlerisch Begnadeten unter diesen alten Menschen haben das Recht, ihre Empfindungswelt künstlerisch zu gestalten.

Der Trugschluß läge nahe: hat aber diese alte Empfindungswelt für den neuen Menschen noch irgend ein Interesse? Doch wohl nein?

— Man findet leicht, wo hier der Irrtum steckt. Im Drama und Roman alten Stils stellt der Künstler unmögliche Menschen, eben frei oder „sittlich“ handelnde, vor uns hin; er objektiviert seine persönliche Anschauung, er stempelt sie zum allgemeinen Gesetz. Im Lyrikon dagegen tritt einzig er selber auf den Plan, und er spricht seine Empfindungen oder Wünsche eben nur als die seinen aus. Sehen wir also selbst ganz davon ab, daß Dreiviertel aller Lyrik die große Frage der Willensbestimmung gar nicht streifen, sondern sich in Gefühlen bewegen, die für den alten und den modernen Menschen völlig gleiche und nur individuell gefärbt sind, wie Liebe und Naturschwärmerei: so bleibt doch auch der kleine Rest, der sich den entscheidenden Fragen nähert, für den alten und neuen Poeten mit gleicher Aussicht auf vollendete Leistungen zugänglich. Denn wenn wir auch Deterministen sind, und darum episch-dramatische Willensfreiheit etwas Unmögliches für uns ist, weil wir die ganze Ursachen- und Folgenreihe eines Geschehnisses als falsch erkennen, so wird uns doch selber im Augenblicke der „That“ die Illusion der Willensfreiheit für alle Zeiten bleiben, weil eben — nach Wundt — diese Illusion in dem Gefühle besteht, daß den Sieg des einen von zwei miteinander ringenden Motiven begleitet. So zeigt uns die neue Psychologie, daß einerseits die Willensbestimmtheit, andererseits die Illusion der Willensfreiheit schlechthin Thatfachen unseres Seelenlebens sind, und beantwortet damit die Frage, die uns hier im Besonderen beschäftigt. Denn wenn der Lyriker sein subjektives Empfinden ausdrückt, so wird es demnach im Sinne der vermeintlichen Willensfreiheit geschehen, er sei ein Mann der alten oder der neuen Weltanschauung. Erst in der reflektierenden Lyrik kann der Gegensatz offenbar werden, weil hier die logisch bearbeitete Erfahrung die Illusion absichtlich abstreift — wie Goethe es in seinen Strophen „ANATKH“ so großartig that. Aber welch' unendlich kleinen Bruchteil der Lyrik bilden die reflektierenden Gedichte! Und auch hier kann uns der alte Poet, der sich trotz aller Erfahrungen für willensfrei hält und diese Überzeugung dichterisch bekennet, in seinen Bann zwingen: denn seine Überzeugung ist eine Thatfache, und es kommt nur darauf an, daß er ihr den rechten Stimmungswert zu geben weiß. Die Lyrik bleibt eben, im geraden Gegensatz zu Epik und Drama, die eigentlich formale Kunstgattung, bei der nicht so sehr der Vorstellungsinhalt, sondern der Gefühlswert der Vorstellungen entscheidend wirkt. Darum konnte Villenron, eigentlich ein völlig unmoderner Mensch — Rudolf Steiner nennt ihn treffend einen feudalen Romantiker — doch zum größten Lyriker unserer Tage werden.

Und ähnlich geht es mit anderen. Ich bekenne, daß Eichendorff — nicht einmal ein großer Lyriker im Stile Goethes — bis heute mein Liebling geblieben ist; und zählen nicht des katholischen Martin Greif Gedichte zu dem Schönsten überhaupt, was die deutsche Dichtung geschaffen hat? Lieben wir nicht Herweghs revolutionäre Poesie, und daneben die gut preussische unseres Fontane? Und so bedarf es nur eines katholischen Lyrikers, um eine künstlerisch vollgültige katholische Lyrik zu schaffen.

Auch eine vollgültige Marienlyrik. Von der epischen und pantheistischen war schon die Rede; wie steht es mit der kultischen? Nun, ich meine, auch hier würde die Souveränität der lyrischen Dichtung sich erweisen. Auch hier ist nicht der Glaubensinhalt, sondern die Glaubensstimmung das Wertprägende. Wir glauben alle nicht mehr an Jahwe, den jüdischen Volksgott, und doch zögern wir nicht, den Psalmen bis heute die Krone unter aller Poesie der Welt zuzuerkennen. Auch der Jude beugt sich vor der schmerzvollen Schönheit eines Chorals wie „O Haupt voll Blut und Wunden“. In der Lyrik steht eben der Dichter allein vor uns und kündigt seinen Glauben. Daß es vielleicht der Glaube einer Kirche, ein Dogmenglaube, ist, vergessen wir und dürfen wir vergessen. Daran denken wir erst, wenn der Glaube objektiviert, allgemeingültig gemacht werden soll. Das aber ist in einer echten Lyrik einfach unmöglich; sie sänke damit zur Dichtung oder banalen Tendenzreimerei herab. Echte Lyrik ist Bekenntnis des Subjektes; in ihr ist jede Religion subjektivistisch und darum auch dem modernen Empfinden vertraut. Wir entfernen uns vom katholischen Menschenideal, denn „Ideal“ bezeichnet einen Typus, etwas für viele Geltendes; ganz unabhängig davon aber besteht die Gewißheit, daß auch der durch und durch moderne Mensch den lyrischen Offenbarungen des katholischen Dichters rückhaltlos sich hinzugeben vermag. Denn es hat eigentlich zu allen Zeiten nur eine Lyrik gegeben; in ihr haben die ältesten Poeten grauer Vorzeit auch zu den spätesten Geschlechtern kommender Jahrtausende geredet.



Deutsche Lyrik.

Gedichte von Cäsar Fleischlen.

(Berlin.)

I.

Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens.

Leb wohl, Kind!.. die Fahrt, die du wagst,
ist weit!

Mein Wunsch, daß es gut dir gehe,
geb' dir ein treulich Geleit,
Leb wohl! den Kopf immer hoch
und fröhlich und unverzagt!
und nie zuviel auch bei ander'n
um Rat und Meinung gefragt!
Raten ist leicht, doch es geht schon
nicht alles im rechten Gleis,
wenn man Rat braucht, Kind, und sich
nicht selbst zu helfen weiß.

Es trägt ein jeder zudem schon
so viel an eigener Last,
daß er sich meist nur ungern
mit fremden Sorgen befaßt!
Es kommt auch selten etwas
dabei heraus und ich mein':
man müsse für Glück und Unglück
Immer selbst verantwortlich sein.

Wer seines Zieles klar ist,
erreicht auch, was er erstrebt,
und wer ein Ziel errungen,
hat nie vergebens gelebt!

Leb wohl, Kind! und wenn es wettet
und Blitze und Wolken dräu'n,
es kommen auch Tage wieder,
die Blüten und Rosen streu'n.
Es ging uns ja beiden im Leben
nie noch besonders gut,
wie erfahren niemals, wie schön es
ohne Sorge sich ruht;
wir haben von früh an in fremde
Läunen uns schicken gemußt
und hatten niemand, zu teilen,
weder bei Leid noch bei Lust;

und gerade in Jugendtagen
ist das wohl der herbste Schmerz,
man träumt da von Wunderdingen
und hat so voll das Herz,
man möchte jubeln und jauchzen
und möchte glücklich sein,
und denkt, das Leben bestünde
aus lauter Sonnenschein.

Es kann ja nun alles sich ändern —
ich glaubte für dich es so gern! . .
es kann vom Himmel fallen
wie ein rotblühender Stern!
es kann auf schimmerndem Flügel
hervauschnen im Windesweh'n,
es kann mit jauchzendem Liede
urplötzlich vor dir seh'n! . . .

Dichter sind's, die das sagen,
auch hört man es sonst dann und wann,
im wirklichen Leben aber . .
ich glaube nicht recht daran!
Ich glaube viel eher, es wird
so sein, wie es bisher war;
von allem, was man sich wünscht,
wird nur das Wenigste wahr!
ja, ich glaube beinahe, das große
Glück, von dem man so träumt
und an das ein jeder so viel
seines besten Lebens verträumt:
daß es das gar nicht giebt . .
als festes, dauerndes Gut!
daß alles Glück nur in kleinen,
ganz flüchtigen Dingen beruht!
Es ist wie Gold, das man auch nicht
in Klumpen und Blöcken hebt,
das man nur staubfein groß
aus Geröll und Getrümmern gräbt.

II.

O, nur nicht müde werden!
alles and're,
nur nicht müde werden!

Ich meine nicht, vom äußeren Lärm des Tag's,
nicht vom Gedränge kleiner Unruhestunden . .
das alles löst sich immer ganz von selbst!
und löst sich's nicht,
so wirf es hinter dich!
das große Ziel nur laß dir's nicht verbiegen!

Es kann ein trüber Tag dich wohl verstimmen,
es kann Enttäuschung mißgemut dich machen,
es kann Verdruß ob so viel plumpem Schwindel
zu jähem Zorn vielleicht dich faßt dir ballen,
es kann dir auf die Nerven fallen:
lohnt sich's dann überhaupt, zu siegen?!

Das alles löst sich immer ganz von selbst!

Das innere Ziel nur laß dir's nicht verbiegen
und laß es dir nicht in die Seele kommen
und dich nicht müde machen,
müde . . in der Tiefe . .
da, wo die Quellen des Lebens liegen!

III.

Ich habe wohl einmal geklagt,
ich habe wohl einmal gezagt,
wie jeder klagt,
wie jeder zagt,
wenn Mädigkeit ihn überkam,
und seine Zuversicht ihm nahm.

Und doch, so viel auch in die Brüche ging,
worauf ich hoffte und woran ich hing,
ein stilles, frohes Lachen in der Tiefe,
ganz fern aus Kinderzeiten her,
hat nichts und niemand noch mir nehmen
können . .
ein stilles, frohes Lachen, ich weiß selbst
nicht wie:
ganz fern, aus Kinderzeiten her,
klingt seinen Klang es in mein Leben,
bald laut, bald leise, bald fern, bald nah,
plötzlich verstummt und plötzlich wieder da . .

Ein Lachen, weißt du, wie's im Walde lacht,
wenn in Hochsommermitternächten
der Herbststurm in seine Wipfel kracht,
ganz fein und fern wo in der Tiefe,
wie wenn ein Sonnenelschen rief
und über die Kiesen sich lustig mache,
die nach ihm lärmten und nach ihm rennen
und nirgends doch es fassen können . .
ein stilles, frohes Lachen, das da weiß,
daß es mächtiger ist als Schnee und Eis,
und das, wenn's ausbricht aus der Tiefe
und in die Thäler niederschritt,
dem rauhesten Wintersturm zu Trost
mit Sonnenpracht
über Nacht
die ganze Welt voll Rosen lacht.
Ich habe wohl einmal geklagt,
ich hab' auch wohl einmal gezagt,

wie jeder klagt,
wie jeder jagt,
und doch dies stille, frohe Kachen,
ganz fern aus Kinderzeiten her,
dies Kachen, weißt du, wie's im Walde lacht,
wenn in Hochsommermittendächten

der Herbftsturm in feine Wipfel kracht,
dies frohe Kachen, das da weiß,
daß es mächtiger ift als Schnee und Eis,
hat nichts und niemand noch mir nehmen
können.

Neue Gedichte von Hugo Salus.

(Drap.)

Botschaft.

An Tagen, da der Schwermut breite Schwingen
Ob meiner Seele eb'nen Planen ſchweben,
Beugt ſich der Stamm des Lebensbaums zur Erde.
Aus ſolcher Zeit trägt meine Stirne Furchen
Und tief're Narben mein empfindſam' Herz,
Als aus dem Schlachtgetöſ' des thätigen Lebens.
An ſolchen Tagen weiß ich mit Entſetzen,
Daß alle Kunſt nur Spiel und Thorheit iſt,
Den Greifenblick zum Kindesblick zu falſchen;
Daß nie das Rauſchen eines Heldenlied's
Aus Memmen Helden ſchuf; daß Böſewichter,
Im Schauſpielhauſe vor der Szene ſitzend,
Des falſchen Pathos lächeln, das ſie feiert;
Daß dieſer Dirne Kachen Eva lachte,
Und Kain, der vor Millionen dunklen Jahren
Den Bruder Abel ſchlug, noch lebt und haßt.
An ſolchen Tagen bin ich ohne Hoffnung
Und flüchte mich zum Kied, wie oft im Kriege
In Gärten das Entſcheidungsmorden wüthet.
Heut' aber, da der Schwermut Schwingenſchlag
Von fernher meiner Seele Halme beugt,
Heut' lad' ich dich, die du voll Sonne biſt,
Zu mir ins Haus: bring' mir die Sonne mit.
Noch lecht mein Herz nach Licht. Kommſt du zu ſpät,
So liegt mein Haus in Nacht. Kommſt du zur Zeit,
So wollen wir die Krüge roten Wein's
Mit Roſen kränzen. Aber ſpote dich!
Ich war zu lang' allein: die Einſamkeit
Schreit ſchon nach ihrer Schweiſter, nach der Schwermut.

Prager Brücke.

Über der alten Brücke in Prag
hängt ein verschlafener Frühlingmorgen.
Über die Brücke in Lust und Plag'
hasten die Freuden und schleichen die
Sorgen.

Nacht und Morgen und leuchtender Tag,
Und kein Zögern und kein Sich-Sputen.
Unter der alten Brücke in Prag
Wälzt der Strom seine träumenden Flu-
ten. . .

Das Segelschiff.

Der Knabe erspähte das Schiff zuerst
Und rief: „Ein Schiff mit weißen Segeln!“
So, wie man etwas Helles begrüßt.
Der Bräutigam sagte: „Ein Segelschiff,
Es paßt nicht mehr in unsere Zeit,
Es ist wie eine Dame im Reifrock.“
Die Braut sah lang die Wellen hin;
Sie sprach: „Ein Schiff mit weißen Segeln. . .“
Als käme endlich das Schiff der Erfüllung
Mit ihren goldenen Träumen befrachtet.
Der Dichter drückte ihr warm die Hand;
Er flüsterte: „Mit weißen Flügeln. . .“
In seinen Worten war Wunsch und Sehnsucht
Und Glück und Dank und Gottesdienst.

Gardasee.

Von all den wunderschönen Sommertagen,
Die mich an deinem Strand so tief entzückt,
Hat mich kein einziger — soll ich's beklagen? —
Im Neuerlebnis eines Lieds beglückt.

Wollt' ich in Verse mein Erinnern gießen,
Wer weiß, was ich von meinem Glück verlier'!
So brauch' ich nur die Keder fest zu schließen,
Und hab' noch all die Pracht in mir, in mir!





Germann Bahr.

Eine Studie von Max Messer.

(Wien.)

„Daß du vom Rahlberg das Land dir rings beseh'n,
So wirft du, was ich schrieb und was ich bin, versteh'n!“

— so schrieb Franz Grillparzer im Jahre 1839 aus dem tiefsten Heimatgefühl seiner österreichischen Natur heraus. Damals stander noch die Mauern und Bastionen und Gräben um die Stadt; wo jetzt die stolzeste und schönste Straße Wiens, die Ringstraße, in weichen Biegungen ihre Runde um den Kern der Stadt macht, erstreckte sich das grüne Glacis, im Frühling und Sommer eine erquickliche Promenade, eine unersiegliche Luftquelle für die in enge, mittelalterliche Gassen eingeschlossenen Bürger, — im Herbst und Winter eine verlassene und schmutzige Ode.

Jenseits des Glacis standen die Vorstädte und leiteten zu den Dörfern hinüber, die am Hange des Wienerwaldes und zwischen den Feldern und Hügeln der niederösterreichischen Ebene in reizvollster Lage verstreut waren. Dies alles wurde nun eine Stadt, ein Meer von Häusern, ein Wirrwarr von Straßen, im Norden, Süden, Westen und Osten umschlossen von jenem rauchenden, starren Großstadtpanzer der Fabriken und Kasernen.

Nun fährt eine Zahnradbahn auf den Wahrzeichenberg Wiens, von dessen Spitze man an reinen Tagen den Blick auf das ganze Wien und die Fernsicht in fünf Kronländer des Reiches genießt. Und drei Dinge schauen wir von da wieder, die sich unverändert im Trubel der Zeiten erhalten haben, drei Dinge, welche die Seele des jungen Dichters vor sechzig Jahren die Einheit seiner Natur mit seiner Heimat haben erkennen lassen, drei Dinge, die noch heute jedes österreichische Herz mit einem innigen Heimatgefühl beglücken: die blaue Donau (noch immer ist sie blau an schönen Tagen), den Stefansturm und den Prater. Diese drei repräsentieren das Wesen des Wienerischen und Österreichischen: der Stefansturm ist der Hang der Volksseele zur Frömmigkeit und Verehrung des Angekommenen, der in seiner Höhe das reinsten Interesse für Geist und Kunst erzeugt, in seinen Niederungen Aberglauben, Vor-

niertheit und Reaktionslust mit sich führt, — der Prater, der den kapuantischen Frohsinn des Volkes, seine Sinnlichkeit, seinen naiven Humor (wohl der Gegensatz z. B. zum Pariser Humor, als dem Übermut der Nerven und des Gehirnes) und den Übermut seines Herzens bezeichnet, — die Donau, die in ihrer raschen Strömung und mit ihrer lieben, blauen Farbe das wienerische Temperament versinnbildlichen kann, wie es sich in dem weichen und tanz-rhythmischen Gang der Frauen, dem hellen und lustigen Ausdruck ihrer Augen, in der Eleganz und Behendigkeit der Wiener Fiaker, in dem ganzen, lässigen, graziösen, hedonistischen Treiben des Volkes kundgibt.

Dieser Fernblick vom Rahlenberg auf die wienerische Stadt und das österreichische Land ist eine ewige Erkenntnisquelle für jeden, der über das Wesen des österreichischen Volkes, seiner Sitten und Kultur, oder über das Wesen jener Persönlichkeiten nachdenken will, welche in diesem Lande Schaden oder Nutzen gestiftet, Großes gefördert oder Verderbliches verschuldet haben. Er ist vor allem mit Grillparzer eine Erkenntnisquelle für das Verständnis der österreichischen Dichtung. Jeder empfindet in den Dramen dieser Meister den heimatischen Ton. Hero und Leander — hinter diesen Masken steckt so vieles Urwienerische, also Verfeinertes, Subtiles, Nervöses, Unantikes, daß nur der naivste Leser sich von der griechischen Fabel und Maske täuschen lassen wird.

Der Wiener liebt die Maske, die Verstellung, das Schauspielersische, die Pose, wenn sie schön und amüsant ist. Diesen Seelenzug finden wir an allen Wiener Dichtern in mehr oder minder scharfer Entwicklung von Nestroy und Grillparzer bis — Hermann Bahr und Hugo von Hoffmannsthal, denen man wohl die führende Stellung in der Wiener modernen Kunst von heute zusprechen muß.

Bahr hat seine Verwandlungsfähigkeit, seine seelische Akrobatengewandtheit und Grazie in allen Schriften und Dichtungen seiner Jugendzeit zur Genüge bewiesen. Als den beweglichsten, vivisten, „festesten“ Geist unter den Kritikern, als einen Menschen, dem kein Sturz und nicht die schroffste Wendung schadet, der immer wieder auf seine beiden Füße fällt und mit ironischer, sich selbst und das Publikum persiflierender Laune von seinen geistigen Sprüngen und Fahrten zu erzählen wußte — liebte ihn die ganze literarische Jugend Wiens. Sie empfand, daß hier ein Mann sei, dem jede Qual des Geistes, jede Hoffnung und Befürchtung anvertraut werden konnte — ein Mann, der nicht mit schweren Ketten an borniertes Charaktertum gebunden

war und darum die Weite, Freiheit und Elastizität des Geistes hatte, alles zu verstehen, was echt war oder doch den Schein und die Möglichkeit der Entwicklung und Bedeutung an sich trug.

Diese Fähigkeit Bahrs, kritisch und menschlich in die geistigen Individualitäten anderer mit einer Feinheit der Erkenntnis und einer Subtilität der durchschauenden Empfindung, die ihresgleichen sucht, sich zu versenken, beruht, wie es sich allmählich immer deutlicher zeigt, auf keiner oberflächlichen Neigung seiner Natur, sondern (so paradox es klingen mag) in einem Kampf gegen das Individuum. Gerade weil Bahr, der mit einer sozialdemokratischen Streitschrift seine literarische Thätigkeit begann, den Individualismus als Ethik und philosophische Weltanschauung bestreitet, fördert er in der Thatsächlichkeit seines Wirkens das Individuum, freilich nicht, damit er das Individuum um seiner selbst willen erhöhe, sondern damit es jenen Gesamtzweck, jenen Gesamtorganismus erhöhe, der sich immer deutlicher als die Dominante seiner geistigen Ziele darstellt: die Kultur seines Landes, seines Volkes.

In den „Neuen Menschen“ wird schon dargestellt, daß der Mensch, auf sich selbst gestellt und nur seiner Vernunft gehorsam, nichts wert ist. Auch in der „großen Sünde“ ist dieses Staunen des Menschen, der etwas „will“ und inne wird, daß um ihn ganz andere Dinge geschehen, als er weiß und meint, und daß er, ohne es zu wissen, in einem unbekanntem Spiele mitspielt.

Diese Grunderkenntnis der Machtlosigkeit und Armseligkeit des Individuums von der höchsten Warte gesehen, wird zum eigentlichen Element des Denkens und Schaffens Hermann Bahrs. Sie ist am besten in einem Prolog zu seiner „Josephine“ formuliert und in einigen Aufsätzen, die nun in der neuesten kritischen Sammlung Bahrs „Wiener Theater“ (Verlag S. Fischer, Berlin 1899) zu lesen sind. Über den Helden sagt Bahrs Muse in diesem Prolog zur „Josephine“: „Helden, was heißt denn das? Niemand oder alle sind's. Jeder aus dem Haufen hat seine Heldenstunde, niemand bleibt ihr treu. Daß du ein Mensch bist, sei dein Ruhm! . . . Dies ist der Sinn des Spieles, das ich mit dem Dichter trieb: er soll lernen, daß die wichtigen Dinge sich bei allen Menschen gleichen; mag einer Kaiser oder Knecht, ein Weiser oder ein Thor, groß oder niedrig sein — alle sind doch Menschen, und das ist das Beste, was sie sind . . .“

Diese Lebensanschauung durchdringt jetzt alle Werke Bahrs. Die „Josephine“ und der „Star“ geradeso, wie im kleinen die entzückende,

meisterhafte Novelle „Yeander“ in dem eben erschienenen Buche „Die schöne Frau“ (S. Fischer, Berlin 1899) dieser Empfindung Gestalt geben soll: daß, während wir etwas zu thun glauben, immer nur etwas mit uns geschieht, daß wir unwissende Organe des Schicksals sind, daß es sich in unserem Leben nicht um uns, sondern um eine geheimnisvolle mit uns waltende Macht handelt. Amor fati, eine der Grundempfindungen Friedrich Nietzsche, ist jenes Wort, mit dem Hermann Bahr seine Weltanschauung besiegelt. „Lerne dein Schicksal lieben!“ das ruft uns Bahr in seinen Werken zu, das ruft er uns als den Spruch seiner Weisheit zu. Er gemahnt uns an Horazio, der „Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Danke hingenommen“. Er schätzt am Individuum gar nicht die Vernunft, sondern nur die Triebe, die Instinkte, das Unbewußte — als die Fäden, an denen uns das Schicksal zieht. In Bahrs Sturm- und Drangdrama „Mutter“ erkennen wir schon alle Ansätze dieser Philosophie.

Die grundlegende Philosophie der Schaffenden entstammt ihrer Jugendzeit. Langer Jahre der Männlichkeit und des stetigen Reisens braucht es bei allen Denkern, um den Übergang zum praktischen Ausdruck, zur Lebensbethätigung ihrer innersten Überzeugungen zu finden.

So gelang dies auch Bahr erst in den Jahren, da aller Jugendentollmut und -Übermut einer nüchternen, bescheidenen, aber unbeugsamen Liebe und Treue weichen mußte, der Liebe zu seinem Stamm und Lande Österreich, der Erkenntnis, daß das Heimatgefühl, welches Grillparzer und mit ihm alle deutschen Dichter Österreichs durchdrang, auch in seiner Seele der beherrschende Trieb sei. Bahr will eine „Polis“, in der das Individuum untergehen kann, ein mächtiges Volkswesen, „dem er Organ, Hand oder Fuß oder vielleicht Nase oder Zunge sein soll“. „Ich allein bin nichts, ich existiere erst in meinem Volke. Mein Volk wird erst in der Menschheit existieren. Die Menschheit streckt die Hände nach den Blumen und Steinen aus, mit denen sie daselbe — wieder Organ, Hand, Fuß u. s. w. eines höheren Wesens ist.“

So ungefähr lautet Bahrs Weltanschauung, der er als Dichter, Kritiker und wirkender Mensch Ausdruck giebt. Und nun verstehen wir auch besser, was er in seinem Abschiedsartikel der Wiener Wochenschrift die „Zeit“, deren Mitbegründer er war und die ihm den Ruf, eines der vornehmsten und weitsehendsten litterarischen Organe Europas zu sein, verdankt — über jene Menschen gesagt hat, die unter seiner Führung das „junge Wien“, das „junge Österreich“ begründeten: „Nicht eine Schule, nicht eine Partei, nicht eine Gruppe wollten sie

bilden, sondern sie waren einer tiefen Sehnsucht nach neuem Blühen voll. Sie meinten, daß der einzelne nichts taugt, wenn er nicht im Kreise seines mächtig aufgeregten und nach Schönheit verlangenden Volkes steht. Aufzuwecken, zusammenzuführen, vereinigen wollten sie. Die Kunst sollte nicht mehr von einsamen Sonderlingen, sondern als das gemeinsame Werk des ganzen Volkes betrieben werden Sie haben es doch erreicht, daß heute schon, wenn irgendwo von Wien die Rede ist, nicht mehr bloß an diesen oder jenen, der zufällig in Wien schreibt, sondern an eine ganz bestimmte Wiener Art des Schreibens gedacht wird. Sie haben es erreicht, daß man heute das „Wiener Stück“ kennt, eine Form, die keinem einzelnen gehört, sondern der Ausdruck eines allgemeinen Wesens, einer Stadt ist. Es ist ihnen zu teil geworden, daß die jungen Maler dasselbe versucht haben: auf unsere Weise, unserem Wesen gemäß, zu schaffen, und daß es wieder eine österreichische Malerei giebt. Es ist ihnen zu teil geworden, daß endlich auch in unseren Provinzen die jungen Leute rege geworden sind, aus dumpfem Schweigen aufstehen und ihr Leben singend, Schildernd oder malend verkünden wollen. Es ist ihnen zu teil geworden, daß viele Menschen, die lange ohne Kunst gewesen sind, nun wieder ihren Geist und ihr Gemüt zum Schönen hinzuwenden froh sind.

Es ist manches nicht recht gewesen, Thorheiten sind geschehen, an Streit, Haß und Neid hat es nicht gefehlt. Aber der Gedanke, der damals vor zehn Jahren unter den Jünglingen lebendig geworden ist, wird es bleiben, weil unser Vaterland ihn braucht: der Gedanke, daß auch in der Kunst der einzelne nichts ist, daß nur das Werk gilt, das als ein reiner Ausdruck aus der Tiefe eines bewegten, gemeinsamen Lebens kommt.

Ihm haben wir als Jünglinge zugeschworen, ihm wollen wir die Treue als Männer bewahren.





Ein Überblick von Rudolf Steiner.

(Berltn.)

IV.

Die moderne Geisteskultur macht es dem Menschen mit tiefen Gemüthe nicht leicht, sich im Leben zurechtzufinden. Die durch Charles Darwin reformierte Naturwissenschaft hat uns eine neue Weltanschauung gebracht. Sie hat uns gezeigt, daß die Lebewesen in der Natur, von den einfachsten Formen bis zu den vollkommensten Formen herauf, sich nach ewigen, ehernen Gesetzen entwickelt haben, und daß der Mensch keinen höheren, reineren Ursprung habe als seine tierischen Mitgeschöpfe. Unser Verstand kann sich fernerhin dieser Überzeugung nicht verschließen. Aber unser Herz, unser Gefühlsleben kann dem Verstande nicht schnell genug folgen. Wir haben die Empfindung noch in uns, die eine Jahrtausende alte Erziehung dem Menschengeschlecht eingepflanzt hat: daß dieses natürliche Reich, diese irdische Welt, die, nach der neuen Anschauung, aus ihrem Mutterchoße wie alle übrigen Geschöpfe so auch den Menschen hat hervorgehen lassen, gegenüber dem, was wir „ideal“, „göttlich“ nennen, ein niedriges Dasein habe. Wir möchten uns gerne als Kinder einer höheren Weltordnung fühlen. Es ist eine brennende Frage unserer seelischen Entwicklung, mit unserem Herzen der von der Vernunft erkannten Wahrheit zu folgen. Wir können nur dann wieder zum Frieden kommen, wenn wir das Natürliche nicht mehr verächtlich finden, sondern es verehren können als den Quell alles Seins und Werdens. Wenige unter unseren Zeitgenossen empfinden das so tief, wie es Friedrich Nietzsche gefühlt hat. Die Auseinandersetzung mit der modernen und naturwissenschaftlichen Weltanschauung wurde für ihn zu einer sein ganzes Gemüthsleben erschütternden Herzenssache. Vom Studium der alten Griechen und von Richard Wagners philosophischer Gedankenwelt ging er aus. Und in Schopenhauer fand er einen „Erzieher“. Das Leiden auf dem Grunde jeder Menschenseele fühlte dieser feingeistige Mensch in besonderem Maße. Und die alten Griechen bis zu Sokrates mit ihren noch nicht von der Verstandeskultur verblähten Trieben und Instinkten glaubte er mit diesem Leiden besonders befaßt. Die Kunst hatte ihnen, nach seiner Ansicht, nur dazu gedient, eine Illusion des Lebens zu schaffen,

innerhalb welcher sie den Schmerz, der in ihnen wühlte, vergessen konnten. Wagners Kunst mit ihrem hohen, idealistischen Schwung schien ihm das Mittel zu sein, um uns Moderne in ähnlicher Weise über das tiefste Lebensleid hinwegzuführen. Dem tragisch ist die Grundstimmung jedes wahren Menschen. Und nur die künstlerische Phantasie kann die Welt erträglich machen. Den tragischen Menschen hatte Nietzsche in Schopenhauers Philosophie geschildert gefunden. Sie entsprach dem, was er durch seine Studien über die Weltanschauung im „tragischen Zeitalter der Griechen“ gewonnen hatte. Mit solchen Gesinnungen trat er der modernen Naturwissenschaft gegenüber. Und sie stellte an ihn eine große Forderung. Sie lehrt, daß die Natur die Stufenfolge der Lebewesen durch Entwicklung hat entstehen lassen. An den Gipfel der Entwicklung hat sie den Menschen gestellt. Soll nun beim Menschen diese Entwicklung abbrechen? Nein, der Mensch muß sich weiterentwickeln. Er ist ohne sein Zutun vom Tiere zum Menschen geworden; er muß durch sein Zutun zum Übermenschen werden. Dazu gehört Kraft, frische, ungebrochene Macht der Instinkte und Triebe. Und nun wurde Nietzsche ein Verehrer alles Starkeu, alles Mächtigen, das den Menschen über sich selbst hinausführt zum Übermenschen. Er konnte jetzt nicht mehr nach der künstlerischen Illusion greifen, um sich über das Leben zu täuschen; er wollte dem Leben selbst soviel Gesundheit, soviel Festigkeit einpflanzen, wie nötig ist, um ein übermenschliches Ziel zu erreichen. Aller Idealismus, so meinte er jetzt, sauge diese Kraft aus dem Menschen, denn er führe ihn hinweg von der Natur und spiegele ihm eine unwirkliche Welt vor. Allem Idealismus macht nun Nietzsche den Krieg. Die gesunde Natur betet er an. Er hatte die naturwissenschaftliche Überzeugung in sein Gemüt aufzunehmen gesucht. Aber er nahm sie in einen schwachen, kranken Organismus auf. Seine eigene Persönlichkeit war kein Träger, keine Pflanzstätte für den Übermenschen. Und so konnte er zwar diesen der Menschheit als Ideal vorsehen; er konnte in begeisternden Tönen von ihm reden; aber er fühlte den grellen Kontrast, wenn er sich selbst mit diesem Ideal verglich. Der Traum vom Übermenschen ist seine Philosophie; sein wirkliches Seelenleben mit der tiefen Mißstimmung über die Unangemessenheit des eigenen Daseins gegenüber allem Übermenschentum erzeugte die Stimmungen, aus denen seine lyrischen Schöpfungen entsprungen sind. Bei Nietzsche ist nicht nur ein Zwiespalt zwischen Verstand und Gemüt vorhanden; nein, mitten durch das Gemütsleben selbst geht der Miß-

Alles Große kommt aus der Stärke: das war sein Bekenntnis. Ein Bekenntnis, das nicht nur seine Vernunft anerkannte, sondern an dem er hing mit seinem ganzen Empfinden. Und wie das Gegenteil von ihm selbst erschien ihm der starke Mensch. Der unsägliche Schmerz, der ihn überkam, wenn er sich im Verhältnis zu seiner Ideenwelt betrachtete, ihn sprach er in seinen Gedichten aus. Eine in sich gespaltene Seele lebt sich in ihnen aus. Man muß das tief Tragische in Nietzsches Seelenschicksal nachfühlen, wenn man seine Dichtungen auf sich wirken lassen will. Man begreift dann das Düstere in denselben, das nicht aus der Lebensfreude stammen kann, für die er als Philosoph solch schöne Worte gefunden hat. Weil Nietzsche die moderne Weltanschauung der Naturwissenschaft zu seiner persönlichen Sache gemacht hat, darum hat er auch persönlich unter ihrem Einflusse namenloses Leid erfahren. Er, der Denker der Lebensbejahung, der jauchzend verkündet, daß wir unser Leben nicht nur einmal leben, daß alle Dinge eine „ewige Wiederkunft“ erleben: er wurde der Lyriker des absterbenden Lebens. Er sah für sein eigenes Dasein die Sonne sinken, er sah den schwächlichen Organismus einem furchtbaren Ende zueilen; und er mußte aus diesem Organismus heraus die Lebensfreude predigen. Leben bedeutete für ihn: Leiden ertragen. Und wenn das Dasein unzählige Male wiederkehrt: ihm kann es doch nichts bringen als nimmer endende Wiederholung der gleichen Qualen.

Verheißungsvoll hat die Dichterlaufbahn Hermann Conradis begonnen. Eine Jünglingspoesie ist alles, was er in der kurzen Spanne Zeit geschaffen hat, die ihm zu leben gegönnt war. Sie steht aus wie die Morgenröthe vor einem Tage, der an stürmischen, aufregenden Ereignissen ebenso reich ist, wie an erhabenen und schönen. Zweierlei lastet auf dem Grunde seiner nach allen Genüssen und Erkenntnissen dürstenden Seele. Das ist die Einsicht in das schmerzliche Los der ganzen Menschheit, deren Blicke hinausgeschweifen bis zu den fernsten Sternen und welche die ganze Welt mit ihrem Leben umfassen möchte, und die doch verurteilt ist, ihr Dasein gebannt zu sehen an einen kleinen Stern, an ein Staubkorn im All. Das andere ist das Gefühl, daß sein eigenes Selbst zu schwach ist, um das Wenige zu seinem eigenen Besitz zu machen, was dem Menschen in seinem begrenzten Dasein zugeteilt ist. Weit muß der Mensch zurückbleiben hinter dem, was sein Geistesauge als fernes Ziel erschaut; aber ich kann selbst die nahen Ziele der Menschheit nicht einmal erreichen: diese Vorstellung spricht aus seinen

Dichtungen. Sie regt in seinem Gemüte Empfindungen auf, die dem ewigen Sehnen der ganzen Menschheit entsprechen, und auch solche, die seinem persönlichen Schicksal tiefergreifenden Ausdruck geben. Mit dämonischer Gewalt stürmen diese Empfindungen durch seine Seele. Der Drang nach den Höhen des Daseins erzeugt in Conrabi ein maßloses Verlangen; aber diese Maßlosigkeit tritt nie ohne ernste Sehnsucht nach Harmonie des Denkens und Wollens auf. Die Gedankenwelt des Dichters strebt nach den Regionen des „großen Weltbegreifens“. Aber immer wieder fühlt er sich in das banale, wertlose Leben zurückversetzt und muß sich der dumpfen Resignation hingeben. Magere Zukunftssymbole malen sich in der Seele dann, wenn diese von glühendem Triebe nach Befriedigung in der Gegenwart erfasst wird. Solcher Wechsel der Stimmungen ist nur in einem Geiste möglich, in dem das Hohe der Menschennatur wohnt und der sich doch auch mutig eingesteht, daß er nicht frei ist von dem Niedrigen dieser Natur. Eine grenzenlose Aufrichtigkeit gegenüber den Instinkten in seiner Persönlichkeit, die ihn herabzogen von dem Edlen und Schönen, war Conrabi eigen. Er wollte das eigene Selbst mit allen seinen Sünden heraufholen aus den Abgründen seines Innern. Ihm ist jene Größe eigen, die in dem Bekenntnis der eigenen Irrwege des Empfindens und Fühlens liegt. Weber die Erinnerung an die Vergangenheit, noch die Hoffnung in die Zukunft kann ihn befriedigen. Jene ruft ihm das quälende Gefühl verlorenener Unschuld und Lebenslust hervor, diese wird ihm zu einem traumhaften Rebelbilde, das sich in Nichts auflöst, wenn er es greifen will. Und von allen diesen Empfindungen in seiner Seele weiß Conrabi in kühnen und zugleich schönen Formen der Dichtung zu sprechen. Er hat den Ausdruck in außerordentlichem Maße in seiner Gewalt. Die Kraft des Gefühles vereinigt sich bei ihm mit echter Künstlerschaft. Ein umfassende Phantasie ist ihm eigen, die überallher die Vorstellungen zu holen weiß, um ein inneres Leben darzustellen, das alle Räume der Welt durchmessen möchte.

In einer ähnlichen Geistesrichtung hat Richard Dehmels Dichtung ihren Ursprung. Auch er möchte die ganze weite Welt mit seiner Empfindung umspannen. Er will in die Geheimnisse dringen, die in den Tiefen der Wesen wie verzauberte Wesen ruhen; und zugleich verlangt er nach den Genüssen, die uns von den Dingen des Alltagslebens beschert werden. Er ist eigentlich eine philosophisch angelegte Natur, ein Denker, der es sich versagt, die Pfade der Vernunft, der ideellen Welt zu gehen, weil er auf dem Felde der Dichtung, des sinn-

fälligen, bildlichen Vorstellungslebens bessere Früchte zu pflücken hofft. Und die Früchte, die er da findet, sind wirklich oft außerlesene, trotzdem man ihnen anmerkt, daß sie jemand gesammelt, dem andere, die seiner Natur besser entsprechen, noch leichter zugefallen wären. Er könnte den Gedanken in reinster, durchsichtigster Form haben; aber er will ihn nicht. Er strebt nach der Anschauung, nach dem Bilde. Deshalb erscheint seine Poesie wie eine symbolische Philosophie. Nicht die Bilder offenbaren ihm das Wesen, die Harmonie der Dinge; sondern sein Denken verrät sie ihm. Und dann schießen die Anschauungen um den Gedanken herum an, wie die Stoffe bei der Bildung eines Kristalls in einer Flüssigkeit. Wir können aber selten bei diesen Bildern, bei diesen Anschauungen stehen bleiben, denn sie sind nicht ihrer selbst wegen, sondern des Gedankens wegen da. Sie haben als Bilder etwas Unplastisches. Wir sind froh, wenn wir durch das Bild auf den Gedanken hindurchsehen. Am hervorragendsten erscheint Dehmel, wenn er in der bedeutungsvollen Ausdrucksweise, die ihm eigen ist, seine Vorstellungen unmittelbar ausspricht und nicht erst nach Anschauungen ringt. Wo er Ideen in ihrer reinen, gedankenmäßigen Form hinstellt, da wirken sie groß und schwerwiegend. Auch gelingt es ihm zuweilen, seine Ideen in herrlichen Symbolen zum Ausdruck zu bringen; aber nur dann, wenn er in einfachster Form einige charakteristische Sinnesvorstellungen zusammenstellt. Sobald er nach einer reicheren Fülle solcher Vorstellungen greift, springt das Seltsame seiner Phantasie, das Unbildliche seiner Intuition in die Augen. Was uns aber auch dann mit ihm versöhnt, das ist der große Ernst seines Willens, die Tiefe seiner Empfindungswelt und die stolze Höhe seiner Gesichtspunkte. Seine Wege führen immer zu interessanten, fesselnden Zielen. Man folgt ihm selbst dann gern, wenn man schon im Beginne der Wanderung die Überzeugung gewinnt, daß es sich um einen Irrweg handelt. Der Mensch Dehmel zeigt sich stets größer als der Dichter. Die große Geste mag bei ihm oft stören; ja, sie kann zuweilen wie Pose erscheinen; aber nie kann ein Zweifel darüber aufkommen, daß hinter dem lauten Tone ein kräftiges Gefühl vorhanden ist.

Eine kernige Natur ist Michael Georg Conrad. Das Gesund-Vollständige lebt in seinem Schaffen. Kraft mit Naivität gepaart findet sich bei ihm. Das einfache Lied gelingt ihm in vollendeter Weise. Er kann eindringlich zu den Herzen sprechen. Eine edle Begeisterung für wahrhaft Erhabenes und Schönes klingt aus seinen Schöpfungen. Seine eigentliche Bedeutung liegt allerdings auf dem

Gebiete des Romans und in den mächtigen Impulsen, die er dem deutschen Geistesleben zu geben wußte, als es in traditionellen Formen zu versumpfen drohte. Der künftige Geschichtsschreiber unserer Litteratur, der nicht nur die Erscheinungen nach ihrer vollendeten Äußerung ansehen, sondern der den wirkenden Ursachen nachspüren wird, muß Conrad einen breiten Raum zukommen lassen.

Ein Dichter, dessen Empfinden wie ein unsicherer Faktor in der Welt umherschwirrt, ist Ludwig Scharf. Er weiß warme, ergreifende Töne anzuschlagen; man muß die Triebe seiner irrenden Seele achten; man kommt ihm gegenüber aber von dem Gefühle nicht los, daß er sich selbst in den Irrgängen wohl befindet, daß er gerne im Labyrinth umherwandelt und gar nicht den rettenden Faden zum Ausgange wünscht. Ein Sonderling des Empfindungslebens ist Scharf. Er fühlt sich als Einsamen; aber seinen Schöpfungen fehlt, was die Einsamkeit rechtfertigen könnte: die Größe einer in sich selbst gegründeten Persönlichkeit.

Zu den hohen Gesichtspunkten, von denen alle kleinen Eigenheiten der Dinge verschwinden und nur noch die bedeutungsvollen Merkmale sichtbar sind, strebt Christian Morgenstern. Vielsagende Bilder, inhaltvollen Ausdruck, gesättigte Töne sucht seine Phantasie. Wo die Welt von ihrer Würde spricht, wo der Mensch sein Selbst durch erhebende Empfindungen erhöht fühlt: da weilt diese Phantasie gerne. Morgenstern sucht nach der scharfen, eindrucksvollen Charakteristik des Gefühles. Das Einfache findet man selten bei ihm; er braucht klingende Worte, um zu sagen, was er will.

Wenig ausgeprägt sind die dichterischen Physiognomien Franz Evers', Hans Benzmanns und Max Bruns'. Franz Evers entbehrt noch des eigenen Inhalts und auch der eigenen Form. Aus vielen seiner Schöpfungen geht hervor, daß er nach den Tiefen des Daseins und nach einer stolzen, selbstbewußten Freiheit der Persönlichkeit strebt. Doch bleibt alles im Nebelhaften und Unklaren stecken. Aber er fühlt sich als Suchenden und Ringenden und er trägt die Überzeugung in sich, daß die Rätsel der Welt nur dem sich lösen, der ihnen mit heiliger Andacht naht. Max Bruns steckt noch in der Nachahmung fremder Formen. Deshalb können seine sinnigen und von einer schönen Naturempfindung zeugenden Dichtungen vorläufig einen bedeutenden Eindruck nicht machen; aber sie erregen nach vielen Seiten hin die besten Hoffnungen. Hans Benzmann ist keine selbständige Individualität, sondern ein Auempfinder, der das Einfache gern mit allerlei buntem

Schmuck umgiebt, und der nicht in dem Geraden, Schlichten, sondern in dem Umständlichen das Poetische sucht. Manches schöne Bild gelangt ihm; aber ohne Überflüssiges und Triviales vermag er sich fast nie auszusprechen.



Wanderlied.

Von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

I.

Wandern! Weiterwandern!
 Aber noch will ich liegen
 In diesem Zwiellicht des anbrechenden
 Tages,
 In dieser Stille mit ihren Ahnungen,
 Und dem leisen Zirpen dieser Vogel-
 stimme lauschen.
 Ein Weilschen noch will ich liegen
 Und lauschen,
 Diesem ersten, leisen, zagen Anfang
 lauschen.
 Schelmisch blinzelt es auf wie ein er-
 wachendes Auge,
 Schlafwonnetrunken in die frische Herr-
 lichkeit
 Geliebten Lichtes;
 Ungewiß fragend und tastend
 Erwacht die ewig rüstige Kraft
 Unendlichen Daseins,
 Mit leisem Weh sich losringend
 Aus den träumenden Tiefen der Nacht,
 Und doch der goldensten Wonne
 Eines nahenden Lentztages sicher . . .
 Abschied!
 Noch immer und immer ein Abschied!
 O keinen Abschied mehr!
 So selig die jauchzende Flut
 Nahender Lichtdore auch lockt!
 Dies Liedchen nur,
 Diese Stimme nur,

Höchstens dieses leise, zage, fragende
 Liedchen,
 Die heimliche Stimme und Seele
 Linden, ahnungsfulgen Zwiellichtes!
 Nur das süße Dämmern dieser Ahnungs-
 fülle!
 Keine Erfüllungen
 Als der stille Reichthum dieses Besitzes! . .
 Welche, weiße Arme hatte die Seele
 dieser Nacht;
 In der Flut goldenen Haares liegt sie
 Von einem bleichen Mädchen
 Genossener Überwonnener umträumt.
 Dies gefüllte Atmen,
 Dieser warme Hauch,
 Der süße Rhythmus ihrer seligen Brüste;
 Die magnetische Wärme und das Pulsen
 der jungen Glieder an meinem Leib,
 Das leise, träumende Flüstern der Lippen
 Und dieser unbewußte Seufzer der Er-
 innerung,
 Dies trauliche Ampellicht,
 Das hier im Zwiellicht verbleibt:
 Noch will ich so liegen
 Und ihrer Sprache lauschen,
 Verloren ganz in diesem seligen Zaudern
 Raftlos vorwärts drängender Zeit,
 Und lächelnd so liegen und warten,
 Einmal noch einen Blick
 In das Erwachen dieser zärtlichen brau-
 nen Lichter zu thun,

Die unter der sanften Wölbung
Der weißen Eider träumen.
Ein Blick noch, ein Kuß, ein Umfassen,
Und dann sei dein golden lachender
Leichtfinn
Der frohe Geleiter und die lichte Seele
Dieser Wanderfahrt
Den dunkleren Zielen entgegen . . .

Die Nachtigallen erwachen;
Rosenlicht des Morgens über weißen
Blütenwolken
Flüßluftdurchraunter Gärten;
Und nun aufstrahlend
Die goldige, junge Kraft des Tages.
Liebes Mädchen!
Sieh, alle Wonnen dieser Nacht lachen
uns an!
Dank! Dank! Dank!
Und frühliches Lebenswohl! . . .
Diese süße, blinkende Thräne noch
Kuß' ich die lachend von deinen Rosen-
lidern,
Dank und Lebenswohl! . . .

II.

Wanderung! Frühlingswanderung!
Wohin? Wohin?
Immer so im Wanderschritt
Durch die sonnige Flut meiner ewig
wechselnden Traumspiele;
Aber auch ihre tieferen Gründe will ich
nicht scheuen . . .

Summendes Mädenspiel in der stiren-
den Sonne.

Hin und her, hin und her
Und immer, immer nur so hin und her
In dieser engen, taumelnden Spirale,
In dem engen Birkel dieses Raufches,
Nach ewig festen Gesetzen bemessen
Und dennoch das Gefühl unendlich schran-
kenloser Freiheit.

Das Spiel einiger kurzer Lichtstunden,
Das trunkene Traumspiel eines Tages:
Was anders könnte in allen Fällen

Gemeinsamstes Lebenslos sein? . . .

Blumen am Weg!

Die lieben weißen Gänseblümchen,
Die wilden roten Nelken,
Weiße Kamillen und Chrysanthemum
und gelbe Butterblumen,
Hohe Königskerzen, rankende, säßduft-
tende Winden,

Wicken, Ehrenpreis und blane Raden,
Selber Steinklee, Rittersporn, Disteln und
weilher Bienensaug,

Wärziger Thymian, braunroter Fuchs-
schwanz und brennender Klatschmohn,
Die lichtblauen Vergißmelnicht in Büscheln
am blinkenden Bach,

Blühende Kirschbäume am Weg mit
wehenden Zweigen,

Die jungen Gräser mit Spizen und zier-
lichen Rispen,

Und in blauen Weiten rings das krause
Wogen der Felder,

Kerchenlied im Blau, Fintenschlag vom
Wegstein,

Häuser und Gehöfte in lachender Gar-
tenpracht:

Ach ja, du! Liebe, goldhaarumschimmerte
Seele dieser Lenznacht!

bleibe noch so bei mir!
Umgrüße, umschmeichle mich noch,

Halte mich noch einmal und küsse mich,
Drücke dein junges Leben noch einmal

so an meinen Leib,

Und deinen Abschied:

Kuß ihn noch wahren! . . .

Denn das bist alles du.

Leichtsohlich schläpfest du mir noch zur Seite
Mit dem leichten, blinkenden Gleiten

dieses Bächleins,
Schaust mich noch an, abschiednehmend,

Mit schelmischen, zutraulich-treuen, dan-
kenden Mädchenaugen;

Und diese gesunden Korndüfte,
Die süßen Gerüche dieser Winde, die ich

in der Hand halte,

Die Würze dieser zahllosen Blüten:

Du! Du! Alles du!

Abschied! Lachender Abschied!

Nedfischer Abfchied, gefund und frei,
Und fröhlich feines Wiederfehens ficher; . .

Nach bleibe noch fo bei mir!
Laß mich noch nicht in die einfame
Schwüle des Tages,
Noch nicht in den Bann
Meiner bedeutfamen Einfamkeiten hin-
ein! . . .

Und durch das Gewirr ihrer Stimmen
Laß auch dann noch
Die Ahnung deines jungen Lachens
flattern! . . .

III.

Hellmütig fing' ich ein Wanderlied in
den jungen Tag,
Aus tiefster Bruft ein Wanderlied;
Mein Wanderlied.

Gelobt, gepriefen fei der große Wan-
derer!

Gelobt, gepriefen fei der Eine!
Bäume, Blumen, Wolken, Kräuter:
Wandrer alle, Wandrer, Wandrer;
Wandrer nach dem einen Ziel,
An einem Ziele doch,
Nach dem fie feit Ewigkeiten
Dunkle Wege gewandert.
Ihr Blühen ihr Ziel,
Ihre Sehnsucht und ihre Wanderung . .
Gelobt, gepriefen fei der große Wanderer!
Gelobt, gepriefen fei der Eine!
Nimmermüde feiner Wanderungen und
Wandlungen,

Bäume, Blumen, Wolken, Krant,
Mensch und Tier und Steingebilde,
Ziellos wandernd, immer am Ziel,
Sich Selbstziel!
Gepriefen fein unendlich, ewig starkes
Selbstspiel!

Indiens uralte Melodien
Leben in meinem Lied.
Auch dies ift eine Wanderung und Seine,
Die an einem Ziele.
Weß, der dem Oft die Hände reicht,
Anfang und Ende. A und O!

Und doch, was weiß ich, was mir noch
bevorsteht?

Was heut' mir noch bevorsteht?

Mein Wanderfang, mein frommes Wan-
derlied!

Mein lachendes Wanderlied;
Der östlichen Veden frommes Bnddhalied!
Neu erwacht;

Nach dunklen Wandlungen, ans Wehen
der Entwicklungen

Neu erwacht, fich wiederfindend,
Wiederfühlend! . . .

IV.

Die hartenden Schicksale dieses Tages:
Das Böse etwa, das verborgen noch
meinem Frohsinn droht;

Der alte Drache, der alles belauert;
Der heilige Drache, alles Seins dunkler,
Trüb-mystischer Grundton,
Der nach Untergang heult,
Nach Ende, Ende, Ende!

Werde nicht schwach, mein liebes Herz,
Wenn seine Schatten dich überschauern!
Erlöse ihn und dich von seiner Überfülle:
Und doch:

Jergendwo lebt in den Tiefen seiner grau-
figen Weisheit

Ein goldnes, lachendes Lichtfeulchen,
Das will erlöft fein und Schwingen breiten,
Selige, sonnentrunkene Schwingen brei-
tent! . . .

O, wie im Grunde alles Lachen ift!
Lachen und Verwandlung!

Zwischen flammenden Blumen,
Unter überhängenden Blütenäften
Steht der Tod an einem Gartenzaun
Und zelchnet, fich selbst zum Spott,
Einen Phallus . . .

Und die Liebenden jaulzen in den Gärten,
Er und fie, das lachende, dunkle, urtiefe
Geheimnis,

Das süßeße und trübße,

Das eine:

Ihre notwendige,

Ewig unlösbare Verküpfung . . .

V.

frei der Weg, frei die Wanderung,
Sonnig noch und durch das Vertraute!
Die helle Ebene durchschreit' ich
Heiteren Herzens.

Genüge ist hier, reisende, lachende Fülle
Um sichere Siedlungen.

Bunte Kinder brüllen von grünen Wie-
sen her,

Silberdurchblitzten, in frohe Fernen ge-
weiteten;

Feldfrüchte, die grünwogenden Breiten
des Getreides,

Befruchtet von goldiger Wärme,
Genährt von den reinen Strömen der
Lüste.

Sicherheit ist hier und Fülle,
Sorglos regt sich und jubelt tausendfäl-
tiges Leben,

Quillt und treibt von Säften,
Unermessliche Fülle freudiger Farben
Unter den blauenden Unendlichkeiten des
Aethers

Mit den gigantischen Wölbungen
Weißer, eilender Wolkengebilde.
Wechselndes Spiel lachenden Lichtes und
hüschender Schatten;

In weißen Birkenhainen, lichtdurchspielt,
Singt friedlich das Leben

Sein genügfames Hirtenliedchen;
An blumigen Wiesenbächen rast' ich
Und lausche ihm . . .

Dunkel aber naht jetzt Gebirg,
Schwarze Schauer der Waldungen
Und felsverengter Weg.
Weite, schweigende Waldeinsamkeit
Dehnt sich schwarz um die Schroffheit
Gleißenden Felsgefcllps;
Auf seinen Höhen steh' ich.

Nichts als das feine Zirpen der Meisen,
Nichts als ein ferner Kuckucksruf,
Nichts als das endlos wühlende Rau-
schen schwarzer Wipfel,

Ein hallender Ton durch die Forste
Und der Wildwasser fernes Dröhnen.

Höher und wilder geballt,

Das weißbligende Gewölk im Blauen;
Schiebt sich zu Massen,
Wird grau und will drohen.
Länder und Gebilde der Sage,
Urzeitgestalten,
Rannende, stammelnde Urzeitrunen,
Träumende, schauernde Kunde
Heimlicher Stimmen durch die Wipfel:
Von ihrem Brausen umdröhnt
Will ich raschen und meinen Weg bedenken,
Und den Weg, den einen, einzigen Weg,
Andächtig hingegenben diesem mythischen
Rauschen.

Der Ebenen helle, friedsame Stimmen,
fröhlich jubelnd und sonnig,
Die ernstere und trübere Kraft dieses
Wäldergeraunes:

Ich verstehe das alles,
Wie es mit dem Hellsdunkel seines Wechsels
Mein Herz regt;

Meine Seele versteht diese Sprache.
Ihr Lust und Leid, ihr Hell und Dunkel:
In mir wird es zum Wort,
Und dies Wort ist nichts

Als das feinere Spiel ihrer Gegensätze,
Hell und Dunkel, Licht und Nacht, Wonne
und Schmerz,

Wie alles so gar einfach und das Eine
ist! —

Stimmen der Urwelt und der Vorzeit in
diesen Einsamkeiten,

Die von unseren Anfängen raunen;
Und der sonnige Sieggubel des Lebens
und der Nähen,

Jener fruchtreichen Feldebene dort unten,
Mit Blüten und Gedeihen sicherer Sied-
lungen,

In dem doch heimliche Sehnsucht drängt,
Die Sehnsucht zu den Anfängen;
Denn alles, alles, alles ist Wandern. —

Ein müdes, liebes, genügfames Sonnen-
liedchen

Eine Welle dort unten in den friedlichen
Thälern,

Ein stilles Hirtenliedchen zur Flöte,

Ein müd' verſöhntes Träumen und Raſten
Auf blumigen Matten. —
Eine Weile nur,
Denn es will weiter, weiter, weiter,
Ewig weiter! . . .

VI.

Alles, alles iſt Wanderung.
Nichts bleibt und darf haften,
Nichts iſt ohne Untergang und ohne Er-
löſung . . .
Von den Gipfeln dieſes Geſteins herab,
Angebrannt von der einsamen Höhen-
ſonne des Tages,
Übertärmt, umdroht von dieſen ſtarren,
blihenden, immer wilder gehaltenen Wol-
fengebüden
Taucht mein Ermatten, hingegeben erlöſt
In die kühlen, ſchauernden Nächte der
Hochwaldung,
An der ſprühenden Flut ſchäumender Wild-
waſſer nieder,
In die kühleren Geheimniſſe der Wild-
thäler hinab,
In den mütterlichen Frieden ihrer Nächte.

Schwarzhängende Rieſenzweige uralter
Hochwaldtannen,
Schwarztannen, flechtenbehangen,
Das Spiel goldgrüner Lichter dazwiſchen,
Wie ſüßernſte, feierliche Waldhornmelo-
dieen,
Herb lieblich in das ſtarrende Graufen der
Waldnächte hinein.
Vergeſſen, Kühle, Stille, Raſt!
Umfangender Urmutterarm!
Weites Rund ſchwarzer Augen über mich
geneigt,
Ein weiſer Mund der Liebe, heilend,
Und alles Troſtes voll,
Lachenden Troſtes.
Holdes Geraun, das mit verläßlichen Ur-
worten tröſtet . . .

VII.

Aus Waldnächten hervorſchreitend
Seh' ich fremdes Chaland gebreitet;

Was wird mir bevorſtehen?
Alles dies will erworben und verſtanden
ſein. —
Rüſte dich, mein liebes Herz!
Du biſt in der Fremde!
Wie, wo erwirbſt du dir eine Wegraſt?
Sieh nach, doch vergiß nicht zu fordern.
Nächte, aber verachte dich nicht ſelbſt
Und wahre dir im fremden
Das Heimliche . . .
Nächte deines Vorteils;
Reich iſt überall die Welt,
Sie will erobert ſein;
Sie will, daß man fordert.
Trohig und neckend verweigert ſie zwar,
Aber ſüß iſt das Ringen, Troh gegen Troh.
Fremd im fremden verlangſt du Nottduſt,
ja, Bequemlichkeit:
Aber wahre deine Würde,
Denn überall iſt ein Bedürfnis, dem du
bleten kannſt.
Heil mir! frohlaugig und ſarf weiß meine
ſichere Kraft:
Ich habe zu bieten! . . .
Und das fremde bietet auch mir.
Mit hundert neuen Gütern
Weitete es mir laſtig die Sinne;
Wer weiß, was es mir noch vorbehält?
Wer weiß, was es mir noch mitzuteilen
hat?
Vielleicht ein holdes Halt,
Eine Raſt für dieſes lechte Wanderherz?
Vielleicht ein ſteteres heimatliches Genügen
Der ſehrend drängenden Unſtete
Dieſes noch heimatloſen Wanderherzens? . .

VIII.

Rüſte dich!
Dumpp laſtet die Schwüle des reifen Tages.
Kühlte ein Käftchen!
Gäh's eine Raſt! . . .
Durch Gluten und Staubgewoge:
Vorwärts! Vorwärts!
Eine ſchwere Laſt iſt die Welt,
Haften, Zwang und drückende Gebunden-
heit!

Oder, endloser Kleinkampf mit tausend
Geschmeiß.

Die Kleinen, toll geworden von der Sonne,
Die gütig über Gerecht und Ungerecht,
Schlecht und Edel scheint,
Wollen Raum für ihren Übermut.
Fliegen, Mücken, Bremsen,
Tausenderlei Wegungeziefer;
Täglicher Kleinkrieg,
Schmähsüchtiger von allen,
Der die Stärksten wehelos macht! . . .

Doch schon regt sich die Kraft;
Murrend großt sie auf in schwarzen Berg-
wäldern,
Unmutig dunkeln ihre Kiesenbrauen
Über das bedrückte Gelände.

Heil! Ein wirbelndes Brausen
frisch über die stöhnenden Breiten.
Heil! Nun schmettert die flammende Kraft
Ihres erlösten Hornes!
Ihre Kiesenstimme jauchzt! . . .

Erlösung! Sieg! . . .

IX.

Aber mit müden Füßen noch über diese
Abendheide,
Auf der der Wachholder düstert,
Und schwärzliche Kiefern sich drängen,
Auf der das Erika
Sein schwermütiges Liedchen sinnt . . .

Noch über diese Abendheide,
Diese schwermütige Mondheide,
Mit dem stillen Blinken ihrer Lachen,
Mit ihrem mystischen Unfengeläut
Aus den brütenden Dämmerungen . . .

Zauberspuß des Heidemondes.
Flüsternde, irrende Stimmen der Abend-
winde über das braune Gelände.
Huschend bleiches Irrlichtflämmchen.
Nimm dich in acht! Sieh acht! . . .

Unsichtbare Flammen flackern um dich her;
Du hörst ihr Sprühen und Knistern.
Und diese gefährlichen Dünste,
Diese schlimmen, bestrickenden Silber-
schleier des Heidemondes.
Du gehst durchs Geisterland . . .

X.

Aber herrlich nun breiten sich
Die bestreiten Hymnen der Sterne,
Ihr großer, feierlicher Choral.
Ihr erhabenes Harfenlied:
Huld tönt es hernieder durch die lichte
Kühle.

Friedliches Hundegebell;
Lichter am Weg;
Eine Rast und ein endliches Genügen.

Nachtfriede!
Sternenfriede! . . .



Ehe.

Skizze von Josef Hafner.

(Wien.)

Als wir heirateten, war meine Frau das frischeste Mädchen. Ihre Wangen glühten immer. Seit der Geburt unseres Kindes kränkelt sie.

Der Arzt sagte mir, ich müsse sie schonen. Ich befolge diesen Rat, obwohl ich weiß, daß ihr das nicht helfen kann. Es steht schlimm um sie, aber ich thue alles, ihr das Leben zu fristen. Ich entbehre an ihr die Sinnlichkeit, und gerade ihre sanfte Sinnlichkeit reizt mich.

*

Wenn ich mit der Hand über ihr blondes Haar streiche, dann ist mir so, als berühre ich ihre Seele selbst, so sanft und weich ist diese blasse Frau in meiner Ehe geworden.

Seit einem Jahr haben wir uns nur ein einziges Mal geliebt, wie sich Eheleute lieben. Ich weiß genau, wie das kam.

Ich sah wie heute am Fenster, und sie lehnte ihr Haupt an meine Brust, und ich küßte ihr das Haar — das ist ja seit langem die einzige Zärtlichkeit, die wir uns erlauben dürfen. — Hernach sah sie immer so sehnsüchtig in den Park hinab, zu den frischen, grünen Tannen.

„Das sind gesunde Bäume!“ senzte sie oft. „Gesunde Menschen!“ klagte sie dann. Und einmal fragte sie: „Ist es wahr, daß man wieder gesund wird, wenn man das Blut einer jungen Tanne trinkt?“

In dieser Stunde war es, als ich sie fest an mich zog und ihr sagte: „Blasse Elli, geh zu den grünen Tannen und trink ihr Blut! Dann wirst Du wieder rot, rot!“ Da machte sie sich los und ging. Ich preßte die Stirne an die Fensterscheibe und schloß die Augen: im empfind nichts als das Mitleid mit dem armen Geschöpfe.

Als ich aufsaß, stand Elli unten bei den frischen, grünen Tannen und jubelte: „Ich bin so gesund, wieder gesund!“ Und ihre Wangen waren rot geworden, rot! rot! — — — — —

Von den grünen, frischen Tannen sprach sie seitdem nicht mehr. Morgen, wenn wir wieder beim Fenster sitzen, will ich sie wieder zu den grünen Tannen schicken!



Der letzte Loyalist.

Von Walt Whitman.

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, knüpft sich als alte Überlieferung an ein Landhaus, an dem ich auf meinen Wanderungen häufig vorüberzukommen pflegte, und das heute nur noch als halbzersfallene Ruine existiert. Schwerlich vermag jemand den eigenartigen Reiz nachzuempfinden, den der einsame Ort in seiner Vertrautheit jedesmal auf mich ausübte, da ich noch all die Menschen kannte, deren Großväter und Väter Zeitgenossen der hier geschilderten Begebenheiten waren. Ich darf darum kaum erwarten, daß die Erzählung auf jene, denen sie meine Feder erst vermittelt, einen so lebenswahren und packenden Eindruck machen wird, wie vordem auf mich, als ich sie hörte.

Auf einer großen und fruchtbaren Landzunge, die sich in den Sund östlich von Newyork hinein erstreckt, stand gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein altmodisches Landhaus. Einer der ersten Ansiedler, die sich in diesem Teile der neuen Welt niederließen, hatte es erbaut. Der Bewohner des Hauses war zugleich der Besitzer des weit ausgedehnten Landstrichs, der sich so tief in die salzige Flut vorschob. Während der unruhigen Zeiten, die mit der amerikanischen Revolution hereinbrachen, ereigneten sich die Vorfälle, die die Grundlage unserer Geschichte bildeten.

Einige Zeit vor Ausbruch des Krieges erkrankte der Eigentümer, den ich Vanhorne nennen will, und starb. Er war schon eine Weile Witwer gewesen, und sein einziges Kind, ein Junge von zehn Jahren, war durch seinen Tod völlig zur Waise geworden. Dem letzten Willen seines Vaters gemäß war der Knabe ganz und gar unter die Vormundschaft eines Onkels gestellt worden, eines Mannes in mittleren Jahren, der zuletzt mit der Familie zusammen gelebt hatte. Seiner Aufsicht und Sorge bedurfte es jedoch nicht lange — denn kaum zwei Jahre waren vergangen, als auch schon das Grab für das unglückliche Kind gegraben werden mußte, das das Geschick aller elterlichen Fürsorge beraubt hatte.

Mittlerweile war der Zeitpunkt gekommen, da die große nationale Erregung sich gewaltsam Luft schaffte. Kampfesgeschrei und Waffengeklirr und sireiterhigte Stimmen trug von Ost und West der Wind herbei,

und von Woche zu Woche schwoll das Getöse höher an. Bis in den Schoß der Familien drang der Partehaber ein: Anhänger der Krone und feurige Bannerträger der Rebellion befehdeten sich oft unter ein und demselben Dache. Vanhorne, der Onkel und Vormund des jungen Erben, neigte seiner ganzen Art nach auf die Seite der Grausamen, Harten und Unterdrücker. Bald wurde sein Name mit denen der thätkräftigsten Loyalisten zusammen genannt. So groß war sein Partefanatismus, daß er das Besitztum, das er von seinem Bruder und Neffen geerbt hatte, im Stiche ließ und in die königlich englische Armee eintrat. Wenn fortan seine früheren Nachbarn noch manchmal von ihm hörten, so geschah es immer nur im Zusammenhange mit den schlimmsten Gewaltthätigkeiten, den gewagtesten Streifzügen, den tollkühnsten Angriffen auf die Streitmacht seiner Landsleute oder deren friedliche Niederlassungen.

Nach acht langen, kampfreichen Jahren kam für die aufständischen Staaten und ihre Führer endlich der glorreiche Tag, an dem der letzte Vertreter des monarchischen Regiments das Land räumen und die königliche Standarte zum letztenmale wehen sollte, ehe man sie niederholte und an ihrer Stelle das stolze Siegeszeichen unserer kriegerischen Erfolge aufpflanzte. —

Auf die herbstlichen Felder schien eine freundliche Novembersonne, als ein Reiter von militärischem Äußeren langsam den Weg entlang trottete, der nach der Vanhomeschen Farm führte. Es war nichts auffallendes an seinem Anzuge, außer einer roten Schärpe, die er fest um den Leib geschlungen trug. Er war ein finster blickender Mann von mürrischem Aussehen, und wie er seine Augen ruhelos nach rechts und links schweifen ließ, machte er ganz den Eindruck eines Menschen, der sich in einer ihm bekannten und vertrauten Umgebung bewegt. Von Zeit zu Zeit hielt er ein Weilschen an, um irgend einen Gegenstand zu betrachten, der seine Aufmerksamkeit erregte, und murmelte vor sich hin, wie jemand, dem allerhand Gedanken stark im Kopfe herumgehen. Sein Ziel war offenbar der Bauernhof selbst, den er nach einiger Zeit erreichte. Er stieg ab, führte sein Pferd in den Stall und trat dann, obwohl alle Anzeichen ringsum dafür sprachen, daß das Haus bewohnt war, ohne an den Klopfer zu rühren, so gelassen und sicher ein, als ob er Herr der ganzen Besizung sei.

Nachdem das Gebäude schon mehrere Jahre verlassen gestanden hatte, und der siegreiche Ausgang des Krieges es wahrscheinlich machte, daß das Vanhomesche Besitztum von dem neuen Gouvernement als

herrenloses Gut eingezogen werden würde, hatte sich ein altes, mit Armut geschlagenes Ehepaar von den Nachbarn bereben lassen, in dem Hause sein Heim aufzuschlagen. Ihr Name war Gills. Und diese Leute, die der Fremde bei seinem Eintritt vorfand, sollten nun am selben Tage seine Gastgeber sein. Im Bewußtsein, auf wie schwachem Grunde ihr Besitzrecht stand, wagten sie keine Widerrede, als der Ankömmling die Absicht äußerte, einige Stunden dableiben zu wollen.

Der Tag ging zur Neige, und die Sonne versank schon im Westen, aber noch immer machte der düstere, schweigsame Eindringling keine Anstalten zum Aufbruch. Erst spät am Abend (sei es, daß die Dunkelheit seiner trüben Stimmung besser entsprach oder daß es nur Zufall war) schien er etwas lustiger und gesprächiger zu werden. Er teilte Gills mit, daß er die Nacht im Hause verbringen wolle, und bot ihm zu gleicher Zeit eine reichliche Entschädigung dafür an, die der Alte mit vielem Danke annahm.

„Erzählt mir doch etwas,“ wandte sich der Gast an seinen betagten Wirt, als sie nach Beendigung der Abendmahlzeit alle um den geräumigen Herd herum Platz genommen hatten, „erzählt mir irgend etwas, um die Zeit zu vertreiben.“

„Ach, lieber Herr,“ antwortete Gills, „dies ist kein Ort, an dem sich neue oder interessante Dinge ereignen. Wir leben hier von einem Jahr ins andere, und am letzten Tage des Jahres halten wir noch auf demselben Fleck, wie am ersten.“

„Hm, — also wißt Ihr mir gar nichts zu berichten?“ erwiderte der Gast, und ein eigenes Lächeln umspielte seinen Mund. „Könnt Ihr mir denn nicht wenigstens etwas über Euer eigenes Heim hier — über dieses Haus und seine früheren Bewohner, seine frühere Geschichte sagen?“ —

Der alte Mann sah zu seinem Weibe hinüber, und ihre Blicke trafen sich in schmerzlichem Einverständnis.

„Das ist eine sehr traurige Geschichte, Herr,“ sagte Gills, „und sie wird für Sie, fürcht' ich, mehr eine Pein, als eine angenehme Unterhaltung sein, wie man sie doch unter einem fremden Dache haben soll.“

„Fremden Dache!“ wiederholte der Mann mit der roten Schärpe, und zum erstenmale seit seiner Ankunft lachte er; aber es war nicht das Lachen, das aus eines Mannes Herzen kommt.

„Sie müssen wissen, Herr,“ fuhr Gills fort, „daß ich selbst nur eine Art Eindringling hier bin. Die Vanhones — das ist nämlich

der Name der früheren Bewohner und Eigentümer dieses Gutes — habe ich niemals gekannt; als ich hierher kam, hatte der letzte Besitzer bereits das Haus verlassen, um sich den Nonnen anzuschließen. Es wurde mir erzählt, daß er jetzt, nachdem der Krieg zu Ende und es beinahe gewiß ist, daß sein Besitz in andere Hände übergehen wird, mit seinem Regiment in überseeische Länder gehen will.“

Während der alte Mann sprach, hatte der Fremde den Blick zu Boden geschlagen und schien mit großem Interesse zuzuhören; aber ein flüchtiges Lächeln oder ein Aufblitzen seiner Augen verriet, daß er nicht so ruhig war, wie es seiner Haltung nach schien.

„Die früheren Eigentümer dieses Hauses,“ fuhr der weißhaarige Erzähler fort, „waren wohlhabende Leute und bei ihren Nachbarn sehr angesehen. Der Bruder des Wachtmeisters Bauhorne, der jetzt der einzige dieses Namens ist, hinterließ, als er vor zehn oder zwölf Jahren starb, einen Sohn, der aber noch so klein war, daß der Vater in seinem Testament verfügte, er solle von seinem Onkel erzogen werden, eben demselben Manne, von dem ich vorhin sagte, daß er in die britische Armee eingetreten sei. Er war ein eigentümlicher Mensch, dieser Onkel, unbeliebt bei allen, die ihn kannten; jähzornig, rachsüchtig und, man sagte, schon als Kind sehr geizig.

Nun, nicht lange nach dem Tode der Eltern begannen dunkle Gerüchte umzugehen, über die grausamen Hunger- und Prügelstrafen, die der neue Herr über seinen kleinen Neffen zu verhängen pflegte. Leute, die auf dem Gute zu thun hatten, erzählten häufig, wenn sie von dort zurückkamen, wahre Schauderdinge darüber, wie er das Kind seines Bruders mißhandelte. Man munkelte, daß er darauf ausgehe, den Jungen aus dem Wege zu räumen, um schließlich selbst Besitzer des ganzen Vermögens zu werden. Aber wie ich schon zuvor sagte, niemand mochte den Mann leiden und sie haben ihn vielleicht zu ungerecht beurteilt.

Nachdem die Dinge auf diese Art eine Weile weitergegangen waren, beobachtete eines Abends ein Bauernbursche, den man in Tagelohn genommen hatte, um Landarbeiten auf dem Gutshofe zu verrichten, daß der kleine verwaiste Bauhorne noch blässer und elender aussah, als gewöhnlich, denn der Junge war immer sehr zart gewesen, und dies ist auch mit ein Grund, warum ich glaube, daß an seinem Tod, von dem ich Ihnen jetzt erzählen will, nur seine schwache Konstitution die Schuld trug und nichts anderes. Der Tagelöhner schlief in dieser Nacht in der Farm. Ungefähr um die Stunde, zu der gewöhnlich alles schlafen ging, verließ dieser Mann, ermüdet und schläfrig

von seiner Tagesarbeit, seinen warmen Platz am Küchenherde, um sich zur Ruhe zu begeben. Auf dem Wege nach seiner Schlafstelle mußte er an einer Kammer vorbei — gerade derselben Kammer, Herr, in der Sie heute schlafen werden, — und hörte dort den kleinen Waisenknaben mit unterdrückter Stimme jämmerliche Bittworte ausstoßen. Und als er unwillkürlich stehen blieb, unterschied er auch die Stimme des älteren Vanhorne, aber ihr Ton war hart und böse. Das dumpfe Geräusch niederfallender Schläge folgte. Jeden Schlag begleitete ein Stöhnen oder ein Wehgeschrei, und so ging es eine Weile weiter. In der ersten Empörung über diese rohe Gewaltthätigkeit war der Mann nahe daran, die Thür einzuschlagen, um sich ins Mittel zu legen, aber er besann sich rechtzeitig, daß er am Ende nur selbst Unannehmlichkeiten davon haben und dem Knaben doch nicht helfen konnte, und so ging er vorbei und zu Bette.

Nun, was soll ich Ihnen sagen, Herr: am folgenden Tage kam der Junge nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, zu den Feldarbeitern hinaus. Er war schwer erkrankt. Aber erst am folgenden Nachmittag wurde nach einem Arzt gesandt, und obwohl der im Laufe der Nacht noch kam, war es doch schon zu spät — der arme Knabe starb noch vor dem nächsten Morgen.

Die Sache machte viel Gerede und böses Blut, aber es konnte nichts gegen den Vormund bewiesen werden. Eine Zeitlang wurden Anstrengungen gemacht, die ganze Geschichte gründlich untersuchen zu lassen. Und vielleicht wäre es auch dazu gekommen, wenn nicht gerade damals das allgemeine Interesse durch die im Lande umlaufenden Kriegsgerüchte gänzlich in Anspruch genommen worden wäre.

Vanhorne trat nun in die Armee des Königs ein. Seine Feinde behaupteten, er fürchte sich, auf der Seite der Rebellen zu kämpfen, weil, wenn diese unterlägen, sein ganzes Besitztum eingezogen würde. Aber die Ereignisse haben gezeigt, daß, wenn dies wirklich seine Befürchtung war, er gerade das verkehrte Mittel gewählt hatte.“

Der alte Mann machte eine Pause. Das lange Sprechen hatte ihn sichtlich ermüdet. Minutenlang herrschte ungebrochenes Schweigen. Gleich darauf sprach der Fremde den Wunsch aus, sich zurückzuziehen. Er erhob sich, und sein Gastgeber nahm ein Licht, um ihn nach seinem Zimmer zu begleiten.

Als Gills auf seinen gewohnten Platz in dem großen Armstuhle am Herdfeuer zurückkehrte, war seine greise Ehegenossin schon schlafen gegangen. Der einfachen Sitte jener Zeit gemäß stand das Bett in demselben Raume, in dem sich die drei Personen während der letzten

Stunden aufgehhalten hatten. Und nun unterhielten sich die beiden alten Leute über die seltsamen Geschehnisse des Abends. Die Nacht rückte immer weiter vor, aber Gills zeigte noch keinerlei Verlangen, seinen bequemen Behnstuhl zu verlassen, sondern saß noch immer über die glühenden Kohlen gebeugt und wärmte sich die Füße. Allmählich aber begannen die heimtückische Hitze und die späte Stunde ihre Wirkung auf den alten Mann geltend zu machen. Das schläfrige, gliederlösende Gefühl, das wohl jeder kennt, der sich einmal von einem Kohlenfeuer hat durchwärmen lassen, schlich ihm durch alle Adern und Sehnen, und seine Stimme verlor sich in einem undeutlichen Gemurmel. Er legte sich in seinen Stuhl zurück und schlief ein.

Eine ganze Zeitlang lag er so in festem Schummer. Er hätte nicht sagen können, wie viele Stunden inzwischen vergangen waren; aber kurz nach Mitternacht wurden die erstarrten Lebensgeister des Schläfers mit einem Schlage erweckt. Er hörte einen Schrei, wie ihn ein starker Mann im letzten Todeskampfe ausstößt — einen schrillen, nicht sehr lauten, aber grauenhaften Ton, der wie kalter, polierter Stahl ins Mark drang. Sofort völlig ermuntert, richtete sich der alte Mann in seinem Stuhle auf und lauschte. Eine Minute lang herrschte wieder das feierliche Schweigen der Mitternacht. Dann hallte von neuem der gräßliche Schrei, so wild und klagennd, daß es dem Lauscher das Haar zu Berge trieb. Im nächsten Augenblick ertönten draußen auf dem Flur hastige Schritte. Die Thür wurde aufgestoßen, und der Fremde, der mehr einem Toten, als einem Lebendigen glich, stürzte in das Zimmer.

„Ganz weiß!“ schrie die vom Gewissen gepelnigte Kreatur, — „ganz weiß, und mit den Sterbekleidern an! . . . Die eine Schulter war bloß und ich sah“ — er flüsterte leise — „ich sah blaue Streifen darauf . . . Es war gräßlich, und ich mußte laut aufschreien. Er kam auf mich zu! Bis an mein Bett! Seine dünnen Hände streiften fast mein Gesicht . . . Ich hielt es nicht aus und lief davon.“

Der Unglückliche ließ das Haupt auf seine Brust sinken; ein krampfhaftes Nöcheln erschütterte ihn; und seine Gestalt schwankte hin und her, wie ein Baum, an dem der Sturmwind rüttelt. Bestürzt und ergriffen sah Gills seinen Gast an, der den Eindruck eines Geistesgestörten machte, und wußte nicht, was er antworten und wie er sich verhalten sollte.

Mit vorgestrecktem Arm und weit gespreizten Fingern, die Augenlider geschlossen, wie ein Mensch, der sich vor einem Blickstrahl schützen will, taumelte der Fremde wieder zur Thür hinaus, und einen Augen-

blick später stürzte er wie besessen über den Korridor, der durch die Küche auf den äußeren Weg führte. Der alte Mann hörte den Klang seiner Schritte in der Ferne verhallen. Dann trat er zurück und ließ seine erschöpften Glieder wieder in den Stuhl sinken, aus dem er auf so seltsame Weise aufgeschreckt worden war. Es dauerte einige Minuten, bis er sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Auffallenderweise hatte das wahnwitzige Gebahren des Fremden seine Frau nicht aufgeweckt; sie schlief so tief und ruhig wie vorher.

Ein anderes Bild: die Einschiffung der britischen Truppen nach ihrem fernen Vaterlande, dessen Monarch fortan niemals wieder das Szepter über dieses ihm dank seiner unklugen Tyrannei verloren gegangene Reich schwingen sollte. Mit düsteren Mieneu und gedämpften Schritten bewegten sich die Abteilungen der Soldaten vorwärts. Ein Boot nach dem andern füllte sich, und nachdem ein jedes seine lebendige Fracht auf die Schiffe abgeladen hatte, die, im Begriff die Anker zu lichten, im Strome lagen, lehrte es zurück und war bald darauf mit neuer Ladung versehen. Und dann war auch für den letzten Mann die Zeit gekommen, sein Auge zu erheben und noch einen letzten Blick auf Englands stolzes Banner zu werfen, das in schlaffen Falten vom Flaggenmast des Küstenforts herunterhing.

Als ein mahnendes Trompetensignal die Nachzügler zur Eile trieb — solche, die noch Abschied von Freunden nahmen, und solche, die die Erledigung von Privatangelegenheiten bis zum letzten Moment verschoben hatten — kam ein einzelner Reitermann in wahnsinnigem Galopp die Straße herabgesprengt. Eine rote Schärpe umgürtete seinen Leib. Er hielt gerade auf das Ufer zu, und die versammelte Menschenmenge wich besrenndet zurück, als sie seine zerraupte Kleidung und sein geisterblaßes Gesicht erblickte. Jäh sprang er aus dem Sattel, warf die Zügel dem Pferde über den Rücken und gab ihm einen scharfen Hieb mit der dünnen Reitgerte. Dann wandte er sich dem Boote zu: eine Minute später und er hätte sich zurückgelassen gesehen. Eben stieß der Kiel des Schiffes vom Landungsplatze ab — der Fremde that einen Sprung — ein Raum von zwei bis drei Fuß lag schon zwischen Bord und Ufer — und kam auf dem Schanded zum Stehen — König Georgs letzter Soldat hatte den amerikanischen Boden verlassen.

Deutsch von Thea Kraus-Ettinger.





Das Elend unserer Jugendlitteratur.

Von einem Rezensenten.

Ich denke der goldenen Märchenträume meiner Kindheit, — der Zeiten, da im Dämmerlicht die Mutter begann: Es war einmal —, und mit mildem Glanze durchleuchtet die Poesie der Jugend ein Leben in harter Arbeit. Dort, zwischen jenen beiden Tannen, sah ich Hänsel und Gretel Hand in Hand leibhaftig aus dem Walde herausschreiten. Um jenen alten, halbverfallenen Brunnen am Wege tanzten die sieben jungen Geisselein mit ihrer Mutter und riefen: Der Wolf ist tot, der Wolf ist tot! Und gegenüber dem Heim meiner Eltern lag das alte Bauernhaus, über das Balthasar den Joseph gefeßt hatte. Noch seh' ich ihn immer rittlings auf dem Strohdach sitzen und vergnügt mit den Weinen baumeln. Was wären die alten Geschichten ohne die lebendige Anschauung? — Seit der Zeit glaubte ich, nicht in abstraktem Begriff, sondern in konkreter Märchenform echte Jugenddichtung zu kennen. Es liegen Uröne drin; Gott weiß, wer sie gefunden hat! Aber sie bringen zu uns herüber aus dem Frührot des ersten Menschenlebens auf Erden.

Und jetzt ist ein Rubel Maler und Malerinnen fleißig bei der Arbeit und streicht uns dies Frührot der Jugend grasgrün, knallrot, schwefelgelb und kornblumenblau an, wie's ihnen just aus dem Pinsel geht, — himmelblau für die weibliche, blutrot für die männliche Jugend. Der erste Kleck macht sie „bekannt“, der zweite „berühmt“, und die junge Kritik kommt und findet das alles furchtbar reizend, entzückend, himmlisch, grandios, göttlich, teuflisch, haarig, borstig, und die alte Kritik schreibt gelassen von besten Erscheinungen, edelster Sittlichkeit, erziehlichen Zwecken, prächtiger Darstellung, kinderliebem Wesen, anziehenden Stoffen, wärmster Empfindung, bester Empfehlung und höchstem Lobe.

Was will der Kleck noch mehr?

Die Götter seien uns gnädig, wenn die deutsche Jugend so angestrichen wird!

Vor mir liegt ein „Tagebuch“ der kürzlich verstorbenen „berühmtesten“ deutschen Jugendschriftstellerin, die „leider viel zu früh der weiblichen Jugend entrisen wurde“, deren Schriften „in keinem guten Hause fehlen“, wie der Verlag in einer „bei Mangel an Zeit“ — „zur gefälligen Benutzung“ fürsorglicher Weise angebotenen Rezension bemerkt. Hier schreibt Laura am Vorabend ihres 16. Geburtstages: „Zu dichten und zu singen, zu studieren und zu schreiben, mich in die Wunder der Natur zu versenken, stundenlang den gestirnten Himmel zu beobachten, über die Geseze nachzudenken, welche das Weltall zusammenhalten, das war meine inuere Lust; aber Strümpfe stopfen . . .“ „Doch ein anderes Bild tritt mir vor die Seele. Als ich ihn zum erstenmal im Kreise der Frohen gesehen, erbebte mein Herz (beiläufig gehörte der bebende Muskel einer Fünfzehnjährigen an, die vielleicht noch die Selekta besuchte, wenn sie nicht vorher sitzen blieb). Der Tanz vereinigte uns, aber wir sprachen wenig miteinander, denn er ist unserer Sprache nicht mächtig und ich nicht der seinigen. Seine Zurückhaltung hält man für Stolz und nennt ihn den polnischen Adler. Aber es ist nichts als Traurigkeit . . .“ Worin die Traurigkeit des edlen Polen ihren Grund hat, sagt Laura uns leider nicht. Ich vermute: in den gänzlichen Mangel an Leibwäsche. Wenigstens fiel mir, als ich von seiner tiefen Traurigkeit las, sofort ein alter Vers bei: Ja, sie haben wirklich Wäsche, jeder hat der Hemden zwei, ob sie gleich zwei edle Polen, Polen aus der Polackei.

Nud mit dem Nachdenken der fünfzehnjährigen Laura über die Geseze, die das Weltall zusammenhalten, ist es auch ein eigen Ding. Man ist gewohnt, an Keplers drittes Gesez zu denken: Die Quadrate der Umlaufzeiten je zweier Planeten verhalten sich wie die Kuben ihrer mittlern Entfernung von der Sonne, — und an Newtons Gravitationsgesez: Die Anziehung zweier Körper steht in geradem Verhältnis zu ihren Massen und in umgekehrtem zu dem Quadrat ihrer Entfernung.

Diese Geseze sind ja im allgemeinen heute noch maßgebend; aber ich glaube doch kaum, daß Laura abends an sie dachte. Höchstens vermute ich, daß bei der „Anziehung zweier Körper“ der Pole vor ihren Augen stand, wie er in traurigen Ellipsen um sie als Brennpunkt herumgondelte. Laura sollte lieber zu Bett gehen oder die Haden ihrer Strümpfe einmal gründlich revidieren, als derartigen Blödsinn ins Tagebuch schreiben. Es wäre besser für sie und für unsere jungen Mädchen. Das sentimentale Tagebuch ist oft nur die erste Masche zum späteren Novellenstrumpf. Sie sollten besser den Besen führen als die

Feder, dann würden sich die Spinnen nicht so gedeihlich entwickeln in den Ecken. Oder soll es doch ein Tagebuch sein, dann wenigstens eins auf solcher Grundlage: Heute Mittag gab es reizenden Pfannkuchen mit himmlischem Salat; ich habe mich furchtbar satt gegessen. Da ich immer wahr bleiben will, muß ich auch noch schreiben, daß ich gestern leider ein halbes Pfund Kaffeebohnen anbrennen ließ, so daß die Küche abends noch roch. — Das ist harmlos und jedenfalls besser, als den Tröster der Nacht anzujammern und Liebe auf Triebe, Sonne auf Wolle, Herzen auf Schmerzen und Lust auf Brust zu reimen.

Ein anderes Bild. Vor zwei Jahren verstarb in Dresden eine „berühmteste“ Schriftstellerin — es ist schon die zweite; wir sind überhaupt in der glücklichen Lage, eine große Zahl von „Berühmtesten“ zu besitzen —, der der Geist gebot, „in einer so traurigen Zeit wie die unsere, wo materielles und geistiges Elend drohend vorwärts schreiten, dem wachsenden Unheile Einhalt zu thun“. Mit Hilfe besagten Geistes schneiderte sie ein moralisches Modell, das auf den Namen Wilhelm hörte, acht Jahre alt, arm, fromm, unglücklich u. s. w. Der Musterknabe trifft ein noch unglücklicheres Tugendstückerl namens Lieschen und schlägt ihr vor, zu beten. Es geschieht. Lieschen meint, es werde wohl Manna regnen. „Aber es ereignete sich etwas, was die Menschen Zufall zu nennen pflegen.“ Die Bäckerin im Dorfe hatte einen diebischen Raben, der eben an dem Tage ein großes Stück Braten erwischte. Er war oft für seine Diebereien bestraft worden. Deshalb flog er — er war sehr schlau — mit seinem Raube durch den Garten, über den Zaun, hinans ins Feld und ließ sich — er war sehr dumm — dicht neben den Kindern nieder. „Ach, sieh den glücklichen Vogel!“ rief das kleine Mädchen laut, als es das große Stück Braten erblickte. Der Rabe hatte ein böses Gewissen, erschrak über den Ausruf des Kindes, flog auf und ließ seinen Braten in Stuch. Nun erhebt sich der auch sonst bekannte Wettstreit zweier edler Seelen und schließlich trabt der Knabe, die größere Portion Edelsinn im Herzen und seinen Hunger im Magen, nach Hause. Was schadet es? Herzbrechendes Schluchzen der gerührten kleinen Leserrinnen geleitet ihn zurück ins Elend des Tages.

Die Geschichte von der Speisung durch einen Raben ist ja auch sonst bekannt, z. B. bei dem Propheten Elias im alten Testament. Aber im ganzen ist es doch gut, daß die zweite der Berühmtesten nicht für arme Kinder, sagen wir: nicht für eine Zahlungsfähigkeit von etwa 10—25 Pfennig schreibt. Denn wenn ein hungerndes Proletarierkind, durch die Lesung verführt, auf den Gedanken kommen sollte, nun im

Felbe ebenfalls einen angewandten Naben mit Braten oder dergleichen zu erwarten, so ist die Geschichte im ganzen doch unsicher und wenig räthlich.

Auf den moralischen Herkules von acht Jahren folgt ein neun-jähriger Reflexions-Herkules weiblichen Geschlechts: das Alpenkind Heidi. Frage: „Wenn es aber von ihm (Gott) selbst kommt, was so ganz traurig und elend macht, was kann man da dem lieben Gott sagen?“

Antwort: „Dann muß man warten und nur immer denken: jetzt weiß der liebe Gott schon etwas Freudiges, das dann nachher aus dem anderen kommt, man muß nur noch ein wenig still sein und nicht fortlaufen. Dann kommt auf einmal alles so, daß man ganz gut sehen kann, der liebe Gott hat die ganze Zeit nur etwas Gutes im Sinn gehabt; aber weil man das vorher noch nicht sehen kann, sondern immer nur das furchtbar Traurige, so denkt man, es bleibe dann immer so.“

Sehen wir den schwammigen Stil an, den lauen und flauen Traktatentendenz der Antwort, so kommen wir notwendig auf den Gedanken, daß der Sprecher unter moralischen Betrachtungen ergraut ist. Aber nicht doch! Die Frage stellt der alte Alm-Ohi, und die Antwort giebt das neunjährige Kind. Entweder muß die Schweizer Jugend ganz andere Moralifizier-Genies ans sich heraus stellen als die norddeutsche, oder die Tendenz ist mit der Verfasserin durchgegangen. Sie weiß sonst so prächtig zu charakterisieren, aber sowie eine ihrer Personen ein religiöses oder moralisches Thema anschlägt, schlägt sie unfehlbar um in unkindlich langen Wortschwall, und das neunjährige Mädchen, das Heidi, geht dahin unter der Bürde altersgreiser Reflexion und redet Sentimentalitäten herunter wie Wasser. Daß das Kind die Antwort, wie es heißt, „in seinen Erlebnissen suchte“, macht die ungeheuerliche Psychologie nicht annehmbar. Bis auf weiteres glaube ich, daß in den Knaben und Mädchen der Berge dieselbe frische, harmlose Naturfreude gedeiht wie in der Jugend der norddeutschen Tiefebene. Ja, wozu dann dieser unkindliche Wortreichtum ihrer religiösen Betrachtungen? Der moralische Dialog fließt spärlich; es ist gesunde Volksart, und das ist gut so. Das darf litterarisch nicht verzerrt werden, sonst wird es zur verlogenen Frömmelei.

Die „Maiblumen“ schildern zwei Familien. In der Dachkammer die entsetzlich arme Schlosserfamilie, im Salon die des Geh. Domänenrates. Hier natürlich Betrug und Unterschlagung aller Art, um den Aufwand zu bestreiten, dort Edelsinn bei unverschuldetem Elend. Die Tochter des Geheimrates kriegt Lust, ihr schadhaftes Gebiß durch die schönen, weißen Zähne der Schlosserstocker zu ergänzen und bietet ihr

für jeden Zahn ein Goldstück. Es folgt der übliche Kampf, und schließlich läßt das Mädchen sich zwei Zähne ausreißen, um für den Erlös ihren Eltern eine Weihnachtsfreude zu machen. Die Goldstücke bringen dann die Familie in ungerechten Verdacht und in großes Leid. — Wo kommt denn dergleichen vor, oder ist es wenigstens wahrscheinlich, daß so etwas vorkommt? Die Geheimrats Tochter geht in solchen Fällen doch gleich zum Zahntechniker.

Ein alter, grimmigbärtiger Oberförster, der großen Abscheu gegen Blaustrümpferei besitzt, wird von der Verfasserin durch die Erzählung kuriert, daß Agnes Franz mit ihrem Honorar vier Waisen aufzieht. — Ich stelle die Thatsache, daß Agnes Franz vier Waisen aufzieht, nicht in Abrede. Aber die Schriftstellerin, welche diese Geschichte erzählt, verdient damit nicht eine einzige Waisenknabenhose als Honorar.

Aus Liebe zu den armen, blinden Heiden opfert ein sehr frommes Mädchen ihr goldenes Kreuz, und diese Liebe bringt ihr zum Lohn eine recht gute Partie ein. Überhaupt ist der Lohnbegriff in vielen Jugendschriften stark ausgeprägt: In der Jugend leichtsinnig und heiratsstoll, um die Dreißig herum vom Herrn erweckt und Frau Pastorin, — dergleichen lehrt öfter wieder. Verlogene Empfindung und fadens Süßholzraspeln bildet lange Jahre den Lebensinhalt, ein ewiges Flanieren tritt an die Stelle des Soliden, und der Zweck des Lebens ist die gute Partie. Hat diese Gesellschaft recht viel genossen und ist sie in ihrem Streben, diese gute Partie zu machen, gescheitert, dann wird sie fromm — aber nicht gut vor den Dreißig! — und ergoht sich in schwungvollen Schilderungen, wie sie endlich Ruhe der Seele gefunden. In der Jugend das Verlieben, im Alter das Frommsein, — welch widerliches Spiel mit der Liebe und mit der Frömmigkeit! Wenn man zu nichts mehr taugt und in die bedenklichen Jahre kommt, dann fängt man an zu beten, — welch eine Verstörung der einfachsten sittlichen Begriffe, auf denen das Volksleben ruht! Welch eine Unnatur vor Gott und Menschen!

Zum Schluß eine andere Tonart: „Plötzlich fühlte ich, wie ein Arm sich um meine Schultern legte und mich innig an sich zog. Voll Entsetzen fuhr ich auf. Waldemar hielt mich umschlungen. Mit einem Schrei riß ich mich los und stand vor ihm, zitternd vor Aufregung. Nein, Waldemar, nicht so! rief ich heftig. Du kannst Abele entsagen, ich aber werde nie die Deine. Überwältigt von einer Flut von Gedanken und Gefühlen, stöhnte ich laut auf und verhüllte mein Gesicht mit dem Tuche . . . Da kam es plötzlich über mich wie ein Feuerstrom. Mit einem lauten Aufschrei meiner armen, gequälten Brust hätte ich mich

an sein Herz werfen und ihm sagen mögen, wie heiß, wie über alle Begriffe ich ihn liebe . . . O Lily, Du darfst mir nicht alle Hoffnung rauben, Adele ist zart, sie kann sterben. Freue nicht, Waldeemar! rief ich empört, nach Atem ringend; ich hielt mich kaum aufrecht. Da aber senkte Waldeemar mit einem dumpfen Schrei den Kopf in beide Hände und schluchzte. Ich hätte sterben mögen vor Jammer und Weh bei diesem Anblick. Sanft schlang ich meinen Arm um sein liebes Haupt, drückte einen Kuß auf seine Stirn und sagte leis: Verzeih mir! . . . Er sprang wild auf, und ehe ich es hindern konnte, zog er mich an seine Brust, und für einen Augenblick war die Welt für mich verschwunden. Aber schon im nächsten drängte ich den Geliebten von mir und stürzte davon. Er wagte es nicht, mir zu folgen, und bald sank ich wie leblos in meinem Zimmer zusammen . . .“

Unter: entsetzen, umschlingen, schreien, zittern, entsagen, stöhnen, verhüllen, quälen, rauben, sterben, freveln, ringen, schluchzen, schlingen, davonstürzen und zusammensinken thut die „bedeutendste unserer Jugendschriftstellerinnen“ es nicht. Es fehlt ihren Helden und Heldinnen nur noch das Verrücktsein und Blödsinnreden, aber das steht ja zwischen jeder Zeile. Und dies Wühlen in Verschrobenheit und Heuchelei, dieser Massentonsum von Empfindung im Superlativ, diese Verkehrung natürlicher Feinsüßigkeit in Hysterie und geistige Bleichsucht soll unsere Mädchen für schönes und edles Thun begeistern. Mehr noch: diese Jammergestalten sollen ihre Ideale in Gegenwart und Zukunft sein.

Im Handumdrehen, zwischen Morgen und Abend wird aus dem trägen Pieschen das fleißige Pieschen, aus dem jähzornigen Robert der sanftmütige, aus dem Raubbein Grete das sitzsame Gretchen, aus dem Teufel ein Engel. Die Alten glaubten an die Macht der Wunschelrute; die Wunschelrute ist nichts gegen diesen Wuptizitäts-Surfus in Anstand und guter Sitte. Die Alten glaubten an die langsam und beharrlich eindringende Macht der Erziehung; hier finden wir eine pädagogische Schnellbleiche von verblüffender Wirkung, widerlich und ausbringlich in der Handhabung.

Und Kinder werden von diesen litterarischen Damen erzeugt, gegen die Herkules mit seinen Arbeiten der reine Waisenknabe ist! Sie fassen Entschlüsse, an denen ein Mann zu thun hat. Sie weinen im Alter von neun Jahren „Thränen der Erschütterung“ angesichts des Regenbogens, wie kein überständiger Meergerais sie salzhaltiger produziert. Die dreizehnjährige Gertha steht an der Wiege eines Kindes, dem die Mutter gestorben ist. Sie „weint, ringt nach Ruhe und Fassung“ und

sagt endlich zum Vater: „Ich bete für Ihr Kind, möge Gott Ihnen reichen Segen in ihm geben.“ — „Wie verließen Sie meinen Schwiegersohn?“ wird die Dreizehnjährige später gefragt. Und das Kind antwortet: „Ganz gesund und geliebt und bewundert von jedem, der das Glück hat, ihn zu kennen.“ In denselben Reporterstil schlägt auch das Bekenntnis der vierzehnjährigen Manai aus: „Mein weiches Herz leidet durch die kalte Überlegenheit solcher Verstandsuaturen.“ Sagen die Gören einen auswendig gelernten Spruch her, oder sind sie Mitarbeiterinnen am Intelligenzblatt für Skralau an der Luffe? Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein! So lange auf deinen litterarischen Fluren noch Gören erzeugt werden, die so durcheinander schnattern, klatschen und schwätzen, kokettieren und flanieren, wie die wohlgezogenen Backfische der weiblichen Jugendlitteratur, so lange werden die litterarischen Schnapsnasen und Magdalenen, so lange wird auch die Litteratur der brandroten Jugend nicht über deine Grenzen dringen. Kostet dann auch die einzelne Erzählung ihre fünf bis zehn Mark, es ist doch noch kein zahlenmäßig übertriebener Ausdruck für Sittsamkeit und Wohlstandigkeit unserer höheren Töchter.

Wie sitzsam und anständig geht es hier nicht zu! Im Park spielt man nur auf prächtigsten Rasenplätzen, in den Zimmern tritt man nur auf schwerste Teppiche — in den älteren Erzählungen Smyrna, in den neueren Brüssel —, an der Tafel speist man nur aus uraltem Familiensilber. Man empfängt und erwidert mit Vorliebe Besuche von Offizieren, Freiherrn, Baronen und sonstigen edlen Menschen, mitunter wird sogar ein lebendiger Graf zum Nachtschiff herungereicht. Ist aber ein Schulze, Lehmann oder Schmidt so von Gott und aller Welt verlassen, daß er nicht den geringsten Titel aufzuweisen vermag, dann muß er wenigstens eine anständige Vermögensziffer als Passierschein aufweisen können. Nur die jungen Helden bilden eine Ausnahme. Bei ihnen kommt der Mensch und namentlich die frohgelockte Jugend zur Geltung, und es genügt, daß sie himmlisch dichten, singen, flöten, tanzen, küssen und stets in der Lage sind, ihre Herzensflamme aus wütender Dämfengefahr oder brennenden Hauseisenden zu erretten. Dann heimsen sie stehenden Fußes den Dauf eines kaum noch der Atmung beflissenen kleinen Herzens ein, den wonnigen Druck der weichen Hand — natürlich dänisch Leder, die Nummer ist mir entfallen — und fühlen den ersten seligen Kuß auf den Lippen.

Als Gegenstück zu dieser glänzenden Dekoration mit Adel, Geld und Heldensinn finden sich einige alte Möbel oben in den Erkerstüben

und dazwischen die entsprechenden lebendigen, zunächst die Tante als stehendes Inventarstück. Sie hat unglücklich geliebt und erzählt dem Bäckfisch mit von Wehmut verschleierter Stimme ihre Geschichte spät abends beim Mondenschein. Erfolg: herzbrechendes Schluchzen, starke Salzwasserproduktion, krampfhafte verschlungene Hände und aufgelöste Haarfluten. Zur Vervollständigung des Inventars dienen außerdem alte Ammen, Haushälterinnen und Diener von viel Falten und noch mehr Herzensgüte in diesen Falten, an denen Helden und Heldinnen ihr weiches Herz zeigen. Bei der Verlobung stehen sie gewöhnlich mit segnend erhobenen Händen im Hintergrunde. Dort bewegen sich häufig auch etliche arme Teufel als Versuchskaninchen für Edelsinn und Wohlthun. Sie dienen der gerührten Leserin zum Beweise des Satzes, daß man mit seines Vaters Gelde leicht wohlthun und auf anständige Weise in den Geruch einer edlen Seele kommen kann.

Das Rezept ist sehr einfach: Man nimmt einige Liebespaare, von denen der weibliche Teil möglichst grün sein muß, thut viel Kabetten und Gymnastiken — seit Aufblühen unserer Marine auch Seekabetten — in genügender Zahl hinzu, garniert sie mit Edelsinn und Dichtkunst, bei älteren Exemplaren mit Reichtum und männlichem Ernst, weil sie sich so besser halten, und setzt das Ganze 200 Seiten lang aufs Feuer, bis die ersten Verlobungen heraussteigen. Gelingt es, noch einige unglückliche Liebschaften zu erzeugen, die am passendsten auf männliche Entsagung, Afrika und große Entdeckungen bezw. auf barmherzige Schwester und unendliches Wohlthun hinauslaufen, so wird dadurch der Wohlgeschmack nur gehoben.

Selbstverständlich ist die Verwendbarkeit des Rezeptes mit einmaliger Mischung nicht erledigt, vielmehr genügt es für Duzende von Erzählungen. Es kommt nur darauf an, den einmal zugeschnittene Stoff etliche 24 Mal zu ändern, zu falten, zu wenden oder zu kehren; natürlich muß die Garnierung auch immer neue Thaten aufweisen. Aber eine geschickte Schneiderin wird durch derartige Kleinigkeiten nie in Verlegenheiten gesetzt, und die Damen-Konfektion dieser Sorte weiß auch stets ein wohlfortiertes Lager von Neuheiten und Eingängen auf. Bei der üblichen Vogenschinderei, die es nicht gern unter 200 Seiten thut, bleibt reichlich Raum, den Stoff zu reden und zu strecken. Man stopft fleißig Reflexionen, Gefühlsdeklamationen und butterweiche Vyril dazwischen und setzt irgend einen wohlriechenden Titel wie: Weidenmoos, Maiblumen, Im Rosengarten der Jugend, Blütenleben, Stränzchen, Immergrün u. s. w. darüber, und dann erscheint es, „um dem

unablässigen Drängen meiner jungen Freundinnen“, wie die Verfasserin, — oder „einem tiefgefühlten Bedürfnis“, wie der Verleger sagt, „entgegenzukommen“.

Sind diese Bilder mit photographischer Treue gezeichnet, so giebt es in unserer weiblichen Jugend nirgends sittlichen Ernst, dagegen überall das widerlichste Tändeln mit der Arbeit, heillose Verflachung des Lebens und ein übermäßiges Jagen und Haschen nach Genuß. Der ganze Lebensrahmen wird ausgefüllt durch lebende Bilder, Theateraufführungen, Tanzunterricht, Vämmerball und nichts sagendes Plapperwerk. Überall herrscht leichtsinniges und gedankenloses Sinnenleben. Der Bockfisch der Litteratur ist nichts, er hat nichts, er weiß nichts, er kann nichts außer ein wenig malen, ein wenig kerbschnitzen, ein wenig Klavier spielen, ein wenig singen, viel Morgenschuhe sticken und wenig Strümpfe stopfen, gut tändeln und schlecht nähen, viel flanieren und wenig rot werden, und sein ganzes Leben dreht sich um diese Frage: Wie kleide ich mich recht hübsch, wie setze ich den Fuß vor, wie senke ich verschämt die Augen, wann schlage ich sie seelenvoll auf, um möglichst bald eine gute Partei zu machen? Auf diesem Zapfen läuft mit regelbestätigenden Ausnahmen unsere weibliche Jugendlitteratur in all ihrer Plattheit und Wibernatur.

Sie kennt fast nur die Schwingungsebene zwischen Kränzchen und Verlobung. Mit der Kränzchenbildung beginnt es, und zuletzt steigt der Bräutigam herauf, wie in den Schießbuden der Jahrmärkte beim leisen Antippen der Scheibe der Hanswurst. Dann sinkt sich alles selig gerührt und unter einigen Duzend Ach! und O! in die Arme, der Vorhang fällt vor dem Ehebett, und das Publikum geht befriedigt nach Hause. Es ist wieder einmal reizend, entzückend, himmlisch gewesen.

Aber es weht zu viele Treibhausluft durch diese Geschichten, und Treibhausluft taugt nicht für unsere Mädchen. Es fliekt zu viel süßliches Zuckewasser darin, und Zuckewasser widert auf die Dauer an. Sie sollen frisches Quellwasser trinken und die reine Luft des Frühlingwaldes atmen, und daran fehlt es in ihrer Lektüre. Es steckt zu viel süßliche, faule Empfindelei und unwahre Empfindung darin. Die Götter seien uns gnädig, wenn das der deutsche Bockfisch ist! Sie mögen auch gestatten, an der Wahrheit der litterarischen Zeichnung zu zweifeln. Die deutsche Hausfrau ist besser, als man von dem Bockfisch der Litteratur erwarten kann. Jene hat eigene Tiefe, dieser kennt nur eine äußerst flache Entwicklungskurve. Aber diese gemeine Spekulation auf die allergemeinste Lesewut setzt man unsern Mädchen vor, und sie ver-

schlingen es. Und da wundert man sich noch, wenn der von litterarischen Liebchaften angesteckte Paffisch eine — meinetwegen Gymnastikliebchaft anbäudelt und so ein Experiment macht, für unbestimmte Worte und verworren durch die Phantasie schwirrende Neigungen das eigene Ich als bestimmte Größe einzusehen. Aus den süßlichen Geschichten, die keiner Wirklichkeit entsprechen, saugen unsere Mädchen jene verschrobenern Ansichten von Glück, Liebe, Ehe, die später ihnen wie ihren Männern das Dasein verbittern, bis es des Lebens Ernst gelingt, die Auswüchse einer verbildeten Phantasie zurückzuschneiden auf das Erreichbare. Ihre der Lektüre entnommenen Ideen suchen sie als Ideale in der realen Welt und werden überspannt und hysterisch wie ihre Lehrmeisterinnen. Gerade für das weibliche Geschlecht ist diese Gefahr so groß, weil es in seiner Organisation zu vorwaltender Phantasiethätigkeit viel mehr neigt als das männliche.

Einen guten Posten Schuld an dem Elend unserer Jugendlektüre hat unstreitig unsere Mädchenerziehung, die zum großen Teil direkt auf Halbbildung losarbeitet. Gerade die höheren Mädchenschulen, namentlich die Privatschulen, weisen wenig tröstliche Erfolge auf. Nur wenige mögen es sein, die ihre Aufgabe ernster fassen; dafür haben sie aber auch täglich mit Konkurrenz- und Existenzsorgen zu kämpfen. Unsere Mädchenbildung ist fast ebenso ungesund und reformbedürftig wie ihre Litteratur. Allmächtig herrscht hier wie dort die Mode; Oberflächlichkeit und Hohlheit stehen ihr zur Seite, und die einfache, gesunde Natur kommt nicht vor ihren Thron.

Wann es besser werden mag? Und wenn ein Engel vom Himmel käme und spräche: Es ist meine sittlich-ästhetische Sendung; ich will die Litteratur eurer Töchter reformieren, — ich fürchte, er wird, wenn er den Greuel erst übersieht, schauernd wieder heimkehren. —

Es ist selbstverständlich, daß es um die Lektüre unserer Knaben ebenso jämmerlich bestellt ist. Greifen wir den Vielschreiber Merik heraus. Er hat etwa 200 Erzählungen — na, sagen wir milde: verbroschen. Denn was bei solcher Massenproduktion für die einzelne Erzählung herauskommt, ist ohne weiteres zu denken. In stofflicher Hinsicht giebt Merik der schlimmsten Indianergeschichte nichts nach, und Mordgeschichten wachsen bei ihm wild wie Brombeeren im Walde. Aus einer einzigen Erzählung notiert Wolgast folgende Ausführungen: Mordversuch eines Lehrers an einem Knaben — Hinrichtungsversuch an dem Knaben — Mord durch vergiftete Pfeile und Mordversuch an dem Knaben — Ein Tornado — Überfall durch Sklavenjäger — Ein Sack voll sterbender Negerfänglinge — Sklaven

in der Pestluft des Schiffraumes — Zwei Kanouenschiffe in den Schiffraum hinein — Ersänfung eines Säuglings — Ersänfung von 77 kranken Negerpaaren — Brennen der Sklaven — Zermalmung eines Negerweibes durch die Zuderwalze — Bestrafung eines Negers durch Stockschläge und Selbstmord desselben durch Verschlucken der eigenen Zunge — Tod des Oberaufsehers — Im Käfig von Geiern und Insekten halbausgefressene Neger — Verbrennung eines Negers — Das sind sechszehn Greuelzenen auf 125 Seiten, und mehr kann doch kein Mensch verlangen!

Ist aber des Mordens kein Ende, unterbricht er auch wohl den Gang, erhebt den Zeigefinger und fängt an zu mahnen: „Solche mit ihrem Schicksale Unzufriedenen durch den Hinweis auf noch weit klagenwertere Geschöpfe zu trösten, ist eine von meinen gutgemeinten Absichten. Eine zweite ist die, daß ich meinen Lesern den tiefen, trostlosen Abgrund zeigen will, in welchen die Uebermacht unserer Leidenschaft und Sünde uns zu stürzen vermag. Darum, o mein liebes Kind, erzittere vor dem ersten Schritte, mit ihm sind schon die anderen Tritte zu einem nahen Fall gethan.“ Dann wecht er sein Messer und schlachtet gemüthlich weiter.

Die Sprache handhabt er wie der reine Hinterwäldler. Menschenmägen, Champagnerpfröpfe, zeternde Söhneleins, Bübleins, Spröckleins, — dergleichen Kleinigkeiten machen ihm nicht viel Beschwer. Ohne zu erröthen, erzählt er von den Prinzenräubern und ihren bei sich habenden Deuten. Ohne zu erblaffen, schreibt er: „Er warf einen halben Blick auf den dahinschwimmenden Weidenknorren und dann sich selbst in die Fluten.“ Der Brieskastenonkel des Kladderadatsch würde sich Jahre hindurch von Nierik nähren können: Ein Hemb mit einem goldgestickten Halse; nicht jedes Menschenherz gleicht sich; des Herrn Engel schlug den Herzog Wilhelm mit Fäusten; eine häßlich lebende Kröte; der Däne hörte nie wieder das Gras wachsen (soll heißen: er starb); ein Küchenmädchen, das aus einer rohen Bauernbirne bestand; er verschlang die Käse gleich eitel; wenn der Herr Wilhelm noch immer tückchte: nun so hätte ich als Kurfürst verthan; auf der saulen Bärenhaut liegen; sich die müßige Zeit vertreiben; ein Jägerkleid mit dem übrigen Beirat; zu Fuße fortstrampeln; Schuhmacher für Hände und Füße; sie mühten mit noch halbhungrigem Magen die köstlichsten Gerichte und Lederereien mit dem Rücken ansehen; die Passagiere bedauelten das neue Vaterland; ein Pfüchlein Wasser im Helm überbringen; die Tante hat geflissen; dem Löwen brüselte die Mähne u. s. w. u. s. w.

In zusammenhängenden Sätzen folgen noch einige Belege für den

schülerhaften Stil und die bössartige Logik dieses Vielschreibers: „Belanntlich besitzt jedes regelmäßige Wohnhaus einen Schornstein, durch welchen der Rauch unseres Herd- und Ofenfeuers entweicht; so auch jeder Erdteil seinen Rauchfang oder seine Nase, die seinem Innern frische Luft zuführt und den verbrauchten Atem wieder von sich stößt. Europa hat nicht weniger denn drei solcher Hauptnasen oder Rauchfänge.“ Das soll vielleicht geistreich sein! — Weiter: „Welch ein langer, glanzvoller Schweif dem Monarchen voran und nachging!“ Der vorangehende Schweif ist auch nicht übel. „Hurr! glitten die beiden Duben im Nu am Stamm hernieder, nicht darauf achtend, daß ihre Weinkleider von hervorstehenden Astknorren übel zerfleischt wurden.“ — „Wie ein Bild, das man hindern in einem Guckkasten flüchtig vorübergehen läßt, also das Eismeer mit seinen unbeschreiblichen Erhabenheiten, die leider gewöhnlich nur von thran- und fischbeinsüchtigen Augen angestarrt werden.“ Zum Schluß noch ein prächtiges Bild: Es ist eine Taube des Friedens, die dem Gebe das Ölblatt im Schnabel entgegenbringt. Und diese Taube — war der Schornstein der Hütte, und das Ölblatt — ein dünner Rauch, welcher jenem entstieg. (Schluß folgt.)



Berliner Kunstsalons.

Wer Gelegenheit hat, seit Jahren die Auktionen des Kunstlebens zu überschauen, der wird bemerkt haben, daß sich in der Anteilnahme an Darbietungen der Kunst eine merkliche Wandlung vollzogen hat. Vor nicht allzulanger Zeit stand in der Hauptstadt das musikalische Interesse allem anderen geistigen und künstlerischen voran, ihm folgte Ende der achtziger, Beginn der neunziger Jahre das literarische Interesse, die heißen Kämpfe, der Sieg in Bühne und Schrifttum; und nun stehen wir schon seit zwei Jahren unter dem Zeichen der „bildenden“ Kunst. Nicht, daß die Vorliebe für Musik oder Theater geringer geworden wäre; noch haben die Segnungen des Erreichten in keiner Weise an Kraft verloren, ja, sie sind immer breiteren Schichten zugänglich geworden, — aber sie erregen nicht mehr die Gemüter, halten uns nicht mehr in Atem: Was wird nun gebracht werden? Diese Frage gilt in Berlin heute vorzüglich der bildenden Kunst. Und wenn auch in Berlin kaum Kunst mit lokalem Charakter geschaffen wird, so ist es doch das Herz des Kunstlebens, das Herz, das ja auch nur den Pulsschlag des Blutes angiebt, das andere Organe bereiten, und das doch als treibende Kraft den wichtigsten Teil des Körpers darstellt. Warum heute die bildende Kunst in den Mittelpunkt gerückt ist? Dafür giebt es viele Gründe, aber der wichtigste — dünkt mich — ist der Aufschwung des Kunstgewerbes; jene Bewegung, die, von England ausgehend, sich wie eine Flutwelle über Deutschland ergoß; wichtig ist auch die Wandlung in den ver-

vielfältigenden Techniken, der Sieg des Platats, des modernen Witzblattes. Dadurch, daß der Schaffende nicht mehr außerhalb unseres Lebens stehen wollte, nur einem Schmuckbedürfnis genügend, daß er auch das Bild des Kaufes, der Straße umzumodeln begann, daß er zu uns kam, statt daß wir ihn aufsuchten, wie vordem, damit packte er das Problem bei den Hörnern.

Und eine äußerliche Erscheinung zeigt diesen Umschwung. Noch vor wenigen Jahren besaß Berlin neben der großen Kunstausstellung im Glaslasten an der Lehrter Bahn nur zwei Salons: Schulte und Gurlitt. Schulte, reich besucht von aristokratischem Publikum, verschloß sich jeglicher Moderne, Gurlitt, nur von wenigen Kunstfreunden aufgesucht, bot das Beste zeitgenössischer Bestrebungen und stieß in der Kritik wie bei den Massen nur auf Spott und Verständnislosigkeit. Die Akademie hatte es nur selten für nötig gefunden, in ihren Räumen uns irgend etwas zu bieten, desgleichen waren die Sonderausstellungen des Kunstgewerbemuseums selten von Bedeutung; die Nationalgalerie folgte nicht — wie heute — allem Neuen, und die Ausstellungen des Künstlervereins brachten nur die gangbare Marktware. Und heute? Von der Jahresausstellung hat sich die Sezession abgezweigt, hoffentlich zu Ruhen beider. Wo zwei in Wettbewerb treten, kommt es meist dem Dritten zu gute, — und der Dritte ist hier der Beschauer. Die Nationalgalerie ist ein modernes Kunstinstitut geworden; die Akademie ist aus ihrer Reserve getreten und hat Ausstellungen wie Menzel, Böcklin und jetzt des Pariser Salons geboten, die Ereignissen gleichkommen. Das Kunstgewerbemuseum führt in vorzüglicher Weise die Entwicklung und den augenblicklichen Stand irgend einer graphischen oder gewerblichen Technik vor, indem es alle Kulturländer in gleicher Weise berücksichtigt. Die Zahl der Salons, die im Winter vierzehntägig oder monatlich wechselnde Ausstellungen zeigen, ist aber von zwei auf sechs gestiegen, und fünf dieser Unternehmungen erfreuen sich außergewöhnlich reichen Zuspruchs.

Nicht alle diese Kunststätten gleichen sich in der Tendenz, jede hat ihren ausgesprochenen Charakter, ja, man möchte behaupten, auch sein aus anderen Kreisen sich rekrutierendes Publikum. Der Salon von Cassierer hat das einfachste und vornehmste Gepräge, bringt nur Malerei und Plastik; die ersten Künstler des Jahrhunderts, die Franzosen Manet, Monet, Raffaelli, Degas, der Bildhauer Reunier, Holländer wie Israels, Deutsche wie Thoma, Liebermann, Trübner waren da zu sehen; ein ausgewähltes, modernes Schaffen, Namen vom besten Klang, denen doch das breite Publikum — mag es sie auch im Munde führen, weil sie nun einmal bekannt und berühmt sind! — meist ziemlich verständnislos, ja, feindlich gegenübersteht. Es ist eine Kunst der Sammler und Liebhaber, die sich exklusiv hält und sich, wie absichtlich, nicht an jeden wendet. Künstler, Sammler, Studierende, Museumsbeamte, Kunsthistoriker stellen hier wohl das Hauptkontingent der Besucher. Der Kunstsalon Gurlitt hat sich durch Cassierer aus seiner führenden Stellung verdrängen lassen, er hat die gleichen Interessentenkreise, nur geringeren Besuch, gerade so wie seine Darbietungen auch sich nicht immer mehr auf der alten Höhe halten. Bei Schulte machte sich in letzter Zeit neben Wertlosem, Repräsentativem, Sühlichem, Patriotischem eine gesündere, lebhaftere Strömung bemerkbar. Die Besucher gehören den gleichen Kreisen an, wie ehemals, Offiziere und Staatsbeamte, Aristokratie und Finanzleute. Man geht dort weniger der Kunst wegen hin, als um Bekannte zu treffen. Ähnlich ist das Publikum des neuerbauten Kunstlechauses. Hier verfügen die Berliner Künstler über reiche, schöne Räume; nur verstehen sie

selten — wie es bei solcher Vereinigung, in der jeder Aussteller sein kann und tausend Rücksichten walten müssen, erklärlich ist —, etwas Ordentliches zusammenzubringen und erdrücken das Gute, was sie bieten, durch das Vielzweiel des Mittelmäßigen. Ein wenig anders ist hier auch das Kolorit des Besuchers, der Künstler und sein Anhang, die Kreise, in denen er verkehrt, Geblente u. s. f. treten mehr hervor. Im allgemeinen mögen die Kunstausstellungen mehr von Frauen als von Männern besucht sein, weil die ersten über mehr Zeit verfügen: ihre Theilnahme ist zwar eine rege, aber sie hängt oft nur am Stofflichen und zeigt für die künstlerischen Qualitäten eines Werkes eine ausgesprochene Gefühlslosigkeit, so daß bei Frauen das Kunstinteresse stärker, aber äußerlicher, bei Männern schwächer, aber innerlicher genannt zu werden verdient. *Keller & Reiner* ist ein außergewöhnlich rühriges Unternehmen, das mit einem sicheren Blick und einem modernen Feingefühl für alle Regungen des künstlerischen Lebens geleitet wird. Durch eine Reihe von kleineren Rabinetten, in denen moderne Möbel, Zimmerausstattungen, Keramik u. s. f. zu wohllichem Ensemble vereint sind — um die Gegenstände sogleich in den Verhältnissen zweinander vorzuführen — gelangt man in den Ausstellungsfaal für Gemälde und Skulpturen. In Sonderdarbietungen wird uns das Schaffen einzelner Bedeutender nahe gebracht, oder man versucht, von der Wirksamkeit ganzer Zentren und Länder in geschickter Auswahl einen Begriff zu geben. Das Publikum ist im Hauptkern nicht das der Gelehrten, nicht das einer gewissen Aristokratie, sei es nun des Geldes oder der Geburt, sondern es ist das Publikum der Gebildeten; breite Schichten derjenigen, die vielleicht keine allzu feine Kunstbildung besitzen, aber den Besuch der Salons doch auch nicht nur als Formsache betrachten, sondern mit Eifer, Anteil und Freude bei der Sache sind. Der Salon *Ribera* endlich erfreut sich im Gegensatz zu den anderen keiner so starken Frequenz, er bringt ausschließlich deutsche Kunst, hat z. B. mit dem Wehmer Zwitscher und dem Weimarer Landschaftler *Hohlfs* einen guten Griff gethan, ist aber sowohl in der Ausstattung wie besonders in der Art des von ihm gepflegten Kunstgewerbes geschmacklos und wenig vornehm. Wenn wir hierzu noch die Volks-Kunstausstellungen zählen, die für den Arbeiter berechnet sind und gute Werke gegen ein nicht nennenswertes Honorar unter geschickter, anregender Führung zugänglich machen — wenn wir das alles zusammenrechnen, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß in Berlin heute die bildende Kunst im Mittelpunkt des Interesses steht. Der Kritiker aber, der unmöglich allen Äußerungen des hiesigen Kunstlebens folgen kann, ist in der glücklichen Lage, sich das Tadeln abgewöhnen zu können; es wird hier im allgemeinen soviel des Guten geboten, daß der Minderwertige nicht in Betracht kommt und übergangen werden kann. Und dann ist es doch eine bei weitem angenehmere, wenn auch schwierigere Aufgabe, zum Verständnis, zur Würdigung des Echten, Innerlichen, Schöpferischen beizutragen, als Schäden aufzudecken, abzusprechen; damit macht man ja weder dem Künstler noch dem Beschauer eine Freude und man sollte es umgehen, wo man es umgehen kann.

Jetzt haben die beiden großen Ausstellungen, die am Lehrter Bahnhof und die Sezession, geschlossen, und schon regt es sich allenthalben zur Winterkampagne. Vorerst ist es die sogenannte *französische Ausstellung* von Werken aus den beiden Pariser Salons, *Champs Elysées* und *Champs de Mars* 1899, die das Publikum fesselt. Was hier geboten wird, ist nicht das Beste französischer Kunstübung — denn gerade die Maler von Weitruf fehlen! —, aber es zeigt das Niveau des fran-

jösischen Schaffens und läßt klar die Unterschiede zwischen deutscher und französischer Rasse hervortreten. Das, was Frankreich fast ein Jahrhundert lang in der Malerei zur Führerin gemacht hat, ist eigentlich nicht die große Anzahl bedeutender Erscheinungen, sondern die Fortschritte auf technischem Gebiet. Niemals ist in Frankreich, wie in Deutschland, die Tradition der malerischen Mittel erloschen; stets sind sie geübt, stets fortgebildet worden, und was an Neuerungen seinen Siegeszug über die Welt machte, ist nicht die neue Auffassung, die Macht einer offenbarenden Persönlichkeit, sondern eine Art des Sehens, die Erschließung neuer Kreise für die künstlerische Wiedergabe. Und hinter dieser malerischen Schulung, die ein Gemeingut der Schaffenden in Frankreich ist, dünkt mich, tritt vielfach die Persönlichkeit zurück. Was in der *Paysage intime*, in Courbet, Manet, Monet siegend war, ist die Art des Sehens, die Art des Malens. Sie hat belehrend gewirkt, Anhänger, Nachahmer gefunden, ist Gemeingut ganzer Künstlergenerationen geworden, denn es ist etwas, das sich lernen läßt. Was aber einen Menzel, einen Bödlin, Thoma u. s. f. anbetrifft, so haben sie keine Schule gemacht, haben nichts gegeben, was sich erlernen läßt, bei ihnen ist die Persönlichkeit alles, und man muß ein Bödlin sein, um wie ein Bödlin zu schaffen. Und so sind die Franzosen im allgemeinen bessere Maler, die Deutschen aber bessere Künstler; neben dem herorragenden Geschmack der Franzosen steht ein auffallender Mangel an schöpferischer Phantasie; bei den Deutschen hält oft die Ausführung mit dem Beabsichtigten, Erreichenswerten nicht Schritt; die Franzosen neigen zu Virtuositum und zu spielerischer Liebesswürdigkeit. Solches gilt natürlich nur zur Charakteristik des Durchschnitts, Frankreich wie Deutschland haben starke, eigenartige Persönlichkeiten hervorgebracht, deren Wirkung und Größe allein in der Kraft und Suggestivität ihres „Ich“ liegt; ich erinnere nur an Millet, Corot und Puvis de Chavaones.

Was uns die Ausstellung giebt, muß als malerische Leistungen uns gefallen: ganz Schlechtes wird selbst nicht von akademisch steifen Künstlern geboten; immer ist es etwas, wie Esprit, das uns doch noch behagt, mögen wir sonst die ganze Darstellung so aufgebauscht, unwahr, posiert und rezeptmäßig wie nur möglich finden. Aber daneben ist doch wieder etwas, das uns abstößt, kalt läßt; man fühlt oft, die Dinge sind wissenschaftlich gemalt, mit dem Geist — nicht mit dem Gefühl, und kein Tropfen Herzblut hat sich den Farben beigemischt. 200 Werke umfaßt die Darstellung. Sie zeigen gut die Strömungen der heutigen Kunst unferes Nachbarlandes. Mit dieser Tradition der malerischen Mittel geht Hand in Hand ein treues Festhalten an alten, fast schon überlebten Richtungen, und wir sind erstaunt, Künstler, deren Schaffen uns schon längst historisch geworden ist, entweder noch am Leben zu finden oder in Schülern eine Fortsetzung ihres Seins zu erkennen. Unter diesen 200 Werken befindet sich eine ganze Anzahl hervorragender Schöpfungen, deren Bekanntschaft uns Gewinn ist. So hat man sich nach Reproduktionen die *Mit Feuers fast und eiseneinern* vorgestellt und ist erfreut, hier leuchtende, sinnliche Farben in grellen, aber harmonischen Gegensätzen zu finden. Über der Arbeit „Nach dem Bade“ von *Fautin Latour* liegt eine warme, wie feuchte Atmosphäre, und das schwellende Fleisch atmet Leben, ist weich und duffig mit bewundernswürdiger Deikatesse gegeben. Was den Stoffkreis der Vorwürfe betrifft, so liegt zwar in der ganzen Wahl der Motive, in der Art, sie zu komponieren, in den Raum einzufügen, etwas von der französischen Grazie, auch in der häufigen Darstellung weiblicher Reize etwas von der romanischen Sinnlichkeit, aber das eigentliche typische Pariser

Leben mit seinen schillernden Nuancen findet doch mehr in der Karrikatur, in der Illustration, im Plakat sein Spiegelbild, als in der Malerei. Nur wenige Künstler, wie Raffaell, Adler u. s. f. schöpfen aus dem Leben des Volkes, versuchen, uns das, was sie täglich um sich sehen, ästhetisch genießen zu lassen. Das Landschaftsgefühl des Franzosen scheint mir nicht so innig, wie das des Deutschen, und die Stimmungen sind weniger intim, aber das mag in der fremden Luft und dem fremden Charakter liegen; denn wir empfinden nicht, was hier gegeben ist, als unseren Heimatboden: hier sind wir geboren und hier werden wir sterben; das aber ist eine fremde Sprache, an die unser Ohr sich nicht zu gewöhnen vermag. Das Porträt findet in Paris eine gute, aber repräsentative Pflege. Bonnet — der Lenbach Frankreichs, dem alle Leute von Namen gefessen — erfährt mit bewundernswürdiger Schärfe, aber kalt, zeichnerisch, hart und klar in der Farbe, wie ein Holbein. Das Bildnis seiner Mutter ist eine innige Arbeit, aber es stören die grellen, unvermittelten Kontraste. Dagnan Bouveret ist viel vornehmer und stimmungsvoller, versteht in der Art des Schotten Whistler dem Bilde einen Gesamtkton zu geben, der Farbe wie Stimmung beherrscht, ja, der sich der seelischen Schilderung des Menschen anzupassen scheint. Blanche giebt ein Porträt des Plakatzeichners Jules Chéret; wer die Arbeiten Chérets kennt, muß sagen, so — nur so — habe ich mir den Schöpfer dieser Dinge vorgestellt. Er trägt einen Sammetrock, gelbe Stiefel, das graue Haar fällt in die Stirn, während doch eine breite Locke zurückgestrichen emporstarrt; über einen kleinen Leiterstuhl ist er getreten, so daß der Schenkel auf der Trittplatte ruht, der Fuß auf eine Sprosse gesetzt ist, während der andere noch auf dem Boden steht, in der einen Hand die Palette, mit der andern taucht er den Pinsel in die Farbe; kokett, gepreßt, wendet er den von hellem Licht beschienenen Kopf dem Publikum zu. So, in dieser Pose ist er ganz er selbst, das graziose Plakatgenie, dessen Welt die des Tanzes und der Varietébühne, dessen Licht das grelle, buntstrahlende der Rampe ist. Mit guten modernen Schöpfungen ist Maufra, Martin, Gaston la Touche vertreten. Eine eigenartige Individualität sehen wir in Leoy-Dhurmer. Er ist sehr grazios, aber auch weich und hysterisch; die Welt seiner Kunst war die der Märchen und Träume, seltsame Blüten tragen seine Wiesen, und handgroße Schmetterlinge flattern müde von Blume zu Blume, alles strahlt in bläulichem oder rötlichem Schimmer, und die Menschen, die sich in dieser Welt bewegen, gleichen halbbelebten Schatten, sie sind wesenlos, als gaukelten uns Träume ihre Existenz vor. Der Künstler stammt aus Algier, und seine Kunst hat etwas vom Glanz und Reichtum südlicher Phantasie, während sie die Formensprache der herben Florentiner Frührenaissance entlehnt hat und so einen ganz undefinierbaren Reiz auf den Beschauer übt.

Jedenfalls bietet die Pariser Ausstellung in der Berliner Akademie genug des Interessanten. Ziehen wir das Facit, so ist es, wie gesagt, dies: Wir haben im Durchschnitt unter den Franzosen bessere Maler, unter den Deutschen aber stärkere Künstler. Die französische Kunst ist anmutiger, lebenswürdiger, bestechender von Angesicht, aber die deutsche ist innerlicher, hat mehr Seele. Wohl können wir von den Franzosen lernen, aber was von uns zu lernen wäre, ist unerlernbar: wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Georg Hermann.





Neu-Romantif.

Hermann Hesse, Eine Stunde hinter Mitternacht. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1899.

Es liegt ein stiller Glanz über den Worten des Buches. Anspruchslos und tapfer gleiten die Sätze an unser Ohr, und wir freuen uns über den Klang, wenngleich er nicht neu ist. Wir sagen Ja zu den Empfindungen, wenngleich sie nicht tief sind. Wir sind eins mit dem Geiste, wenngleich er nicht ragend ist.

Der Verfasser hat von den Bildern Ludwig von Hofmanns geträumt, er hat den Klängen d'Annunzios gelauscht. Mag er mich schelten, wenn es nicht der Wahrheit entspricht; ich bin beim Lesen von der Vorstellung nicht abgeraten.

Es läßt sich daher denn viel gegen das Buch sagen; aber wie der hoffnungsfreudigste Glaube das schönste Zeichen unserer jungen Zeit ist, so spürt ein feines Ohr auch hier den hellen Grundton heraus, der das Buch als Glied der großen Gemeinschaft erweist, die von der Zukunft träumt, da sie von der Zukunft weiß.

Mit Stolz sage ich, daß sich selbst in diesem kleinen Erstlingswerk — so scheint es mir — Worte finden, die schön sind, ohne den Willen dazu zu haben, die bedeutend sind, ohne seinen Sinn zu zeigen.

Es fehlt der Wille; aber es raucht von Hingebung und Liebe, die zu Stärke und Kraft sich wandeln darf.

Das Schönste: die wunderbare Reinheit und Jugend der Empfindungen, die am Eigensten, Nur-Persönlichen zärtlich hängt, und gläubig sich eine eigene Welt erträumt. Warten wir ab, ob der

„Traum vom Ährenfeld“, mit dem das Buch hoffnungsvoll schließt, zur Wirklichkeit sich erschließt. Glaube und Liebe, das ist das, worin wir groß werden sollen, und das verleiht dem Kleinsten einen Glanz. Und in den Blättern „An Frau Gertrud“ bringen die Worte bis nahe zu den Tiefen der Menschlichkeiten. Die typographische Ausstattung rechtfertigt die Ansprüche, die man an einen Verlag stellt, der — beinahe als einziger — sich zur Aufgabe stellt, jedes Buch sich entsprechend zu drucken; die Ausstattung ist anspruchslos, aber nicht ohne feinen Reiz. Ernst Schur.

Frank Wedekind.

Frank Wedekind, „Der Kammerjäger“. Drei Szenen. (München, Albert Langen. 1899.)

Ich bin ein persönlicher Freund Wedekinds (für seine persönlichen Bekannten füge ich hinzu: honny soit . . .!) Nicht deshalb, sondern trotzdem halte ich ihn für ein Genie, freilich eines der Übergangszeit; er ist, meine ich, einer der wenigen Wegweiser, die wir heute in der Litteratur haben. Ein recht primitiver, gewiß! Sogar einer, an dem mancher herumgerüttelt hat, so daß er nicht mehr ganz zuverlässig ist, aber so ungefähr zeigt er doch die Richtung an. — Er hat mehr als einer persönliche Feinde, die er brüskiert hat; selten subjektiv, meistens objektiv — sie konnten es nicht vertragen, daß er seinen Egoismus in die That umsetzte. — Es ist ein „böser Kerl“, den ich hier verteidigen möchte, am liebsten nicht nur im Rahmen seiner litterarischen Leistungen, sondern

auch als Mensch. Er ist mir wertvoll wie wenige zum Pfadfinden in den Irrwegen unserer Zeit. Er ist vielleicht der erste Clown der neuen Zeit, wobei ich aber das Wort „Clown“ als einen künstlerischen Titel betrachte, etwa in dem Sinne der Ausführungen über das Varieté, wie sie im „Kunstwart“ jetzt öfters wiederkehren — er ist eine Parodie, oder besser: der Embryo der neuen Menschen, er ist (man gestatte mir diese *Contradictio in adjecto*) ein Zarathustra der Instinkte, der erste Hofnarr des kommenden Zarathustra. Aus seinem Pessimismus, der ihn zu Boden gedrückt hatte, kann er sich nur soweit erheben, wie es vermittels des Cynismus möglich ist, dieses Cynismus, der tiefe Philosophie ist, lachende Philosophie, die aus Thränen geboren ist —. Sein Unglück ist, daß er eine Sprache spricht, die er selbst erfunden hat. Ich habe ihn und die Wirkungen, die er erzielt, studieren können, als wir in Leipzig (ich gehörte dem Vorstande der literarischen Gesellschaft an) seinen „Erdegeist“ aufführten, den dann unser geistvoller Regisseur Dr. Carl Heine auf seiner Isbentheater-Tournee noch in Hamburg, Halle und Breslau spielte. — Ich habe bei diesen Aufführungen das Publikum genau beobachtet und gefunden, daß selbst bei den schärfsten Opponenten und denen, die verblüfft den Kopf schüttelten, sich eine gewisse Zurückhaltung offenbarte, die sich aus dem Gefühl erklären ließ, daß hier eine neue Art von Dichtung und von Humor die ersten unbeholfenen Versuche, sich Bahn zu brechen, wage; und daß unter diesen Harlekinsprüngen und Bajazzo-thränen sich vielleicht, wie unter Schladen, ein goldenes Samentorn voll Zukunftswerten verberge. — Wedekind ist ein echter Narr: die Zuhörer lachen bei seinen Scherzen, sie glauben aber, ihn selbst auszulachen. Sein Genre ist das

Kuffinden des Romischen im Grauisgen. Wenn es sich um Ameisenschickale handelte, würde man ihn einen Tierfreund nennen und einen liebenswürdig-humoristischen Dichter. Er würde dann von dem Leben, Leiden und Tod einer Ameise sprechen und lustig erzählen, wie im Ru die andern Tierchen die Leiche weg schaffen und das Gewimmel sofort seinen Fortgang nimmt. — Aber er fängt als Clown an und endet als Clown. Wenn auf ihn ein Schema paßte, wäre es dieses: lustig deckt er und unnachsichtlich die Schwächen seiner Personen (beinahe möchte ich Opfer sagen) auf; ihre „guten“ Seiten bleiben ihm gleichgültig. So entsteht der seinen Werken eigene Charakter des Kasperle-Theaters oder besser Varietés, der einen komischen Kontrast bildet zu der Tragödie, die sich auf diesem lustigen Postament schwer und psychologisch meistens (nunmehr) folgerichtig aufbaut. Kaum aber fühlt er, daß er tiefere Gefühle erweckt hat, so macht er einen lustigen Satz und wirkt mit cynischem Lachen das Ganze um. Es hat keinen Halt auf dem Postament. Dieses Zerstreuen hat ihm den Vorwurf eingetragen, daß er kein Dichter sei. Vielleicht ist er aber dadurch gerade mehr Dichter (ich sage nicht: „ein größerer“), als die, welche zu bauen anfangen, wo sie erst zerstreuen müßten. *)

In dem vorliegenden Drama ist er dem Rat derer gefolgt, die ihm wohlmeinend Erfolge zu schaffen suchten: er hat sich „konzentriert“. Deshalb ist es eigentlich kein echter Wedekind. Seine Eigenart, die sich bisher impulsiv und naïv geltend machte, ist hier Schema geworden. Nur am Schluß erkennt man ihn wieder. Der Kammerfänger Girardo hat ein achttägliches Gastspiel beendet und muß in wenigen Minuten weiterreisen,

*) Ich verweise auf Wedekinds bisher dieses dramatisches Werk, die Wintertragödie „Herbstlings-Grasden“. (Zürich, C. S. Schmidt.)

will er nicht den Kontrakt brechen. Da erschließt sich in seinem Zimmer seine Geliebte, die er verlassen mußte. Die Szene, die nun folgt, nimmt es mit den wildesten Akttschüffen des „Erdgeiß“ auf. — Der Sänger sinkt neben der Geliebten nieder, ruft sie bei Namen, ist tief erschüttert. Gleich darauf befinnt er sich auf seinen Kontrakt. Er muß arretiert werden. Das ist dann *Foros majeure*. Er schreit also nach Schußmann und Arzt zugleich. Die Hotelpagen fliegen. Der Wirt versichert, so was komme bei ihm öfters vor, er solle sich nur beruhigen. Und nun der Schluß:

Giacarbo: „Helene! — Kennst Du mich denn nicht mehr; Helene! — Der Arzt wird ja im Augenblick hier sein! — Dein Oskar, Helene! — — Helene!!“

Der Hotelpage (tritt ein): *Rirgends ein Schußmann zu finden!*

Giacarbo (springt auf, indem er Helene auf den Teppich fallen läßt): „Ich muß morgen den Tristan singen!“ (an verschiedene Möbelstücke anrennend, ab).
Vorhang.

G. Hans von Weber.

D. E. Hartleben.

Ein wahrhaft guter Mensch.
Komödie von Otto Erich Hartleben.
Berlin, S. Fischers Verlag, 1899.

In einem abgelegenen österreichischen Bauernnefte las ich einmal einer Gesellschaft von Lehrern Hartlebens Einakter „Die stillliche Forderung“ vor. Die Herren wissen von einem modernen Leben nichts und kennen von der modernen Kunst nicht einmal die besten Namen. Der Einakter aber wirkte. Sie sprachen von einer neuen Lebensauffassung, von einem urdeutschen Geiste, der sich in diesem Werke in ganz neuer Tracht repräsentiere, und von dem „un-

bezahlbaren Humor“, der sonst den Werken der Epigonen fehle. Ich sagte ihnen: „Dieser Hartleben ist ja ein ganz Neuer, ein Pfadfinder, ein vornehmer Künstler deutscher Renaissance. . . .“ Was ich aber aus seiner neuen dreiaktigen Komödie herauslese, ringt sich in mir zum Jubel los. Otto Erich spricht in den reinsten, keuschesten Tönen zur deutschen Volksseele, er belebt und erweckt sie, auf daß sie wieder einmal gesund und kindlich auslache! Was den phantasevollsten Köpfen der modernen dramatischen Schule in ihren kühnsten Wagnissen nicht gelang: den Deutschen eine neue Komödie, ein Werk von allgemeinem Interesse (volkstümlich und doch höchst künstlerisch) zu geben, das vermag Hartleben mit seinem urdeutschen Empfinden, seinem Humor, der seinen, lächelnden Satire und seiner bis ins geringste Detail sicheren Technik.

Doktor Osterberg, der wahrhaft gute Mensch, wird ausgebeutet und hintergangen von seiner Familie, seinen Freunden, von den Enterbten, denen er so gerne Hilfe brächte, von den Bescheidenden, welchen er nicht weh thun möchte, kurz: von der Gesellschaft, die ihn seiner stillen Größe, seiner immerwährenden, beunruhigenden Güte halber schließlich noch mit Ausnahmsgefehen bedroht. Die Menschen fühlen sich in seiner Nähe gepeinigt und gefoltert, in äußerster Ungebuld verfeht, und klagen ihn schließlich an: „Leute wie Sie gehören ins Zuchthaus.“ Diesen Weifen mit der Schellenkappe, diesen Stolzen in der Messias-Demut, hat Hartleben so meisterhaft gezeichnet, in so wirksamen Kontrast mit seinen Nebenmenschen gestellt, daß ich nicht anstehe, diesen neuen Bühnencharakter in seiner künstlerischen und volkstümlichen Wirkung den besten Figuren der deutschen Littérature an die Seite zu stellen. Deswegen darf man wohl einige kleine Bedenken

verschweigen und getrost behaupten: „Ein wahrhaft guter Mensch“ ist eine neue deutsche Komödie von bleibendem Werte! Oskar Weilhart.

Reisewerke.

Rudolf Lindau, *Zwei Reisen in der Türkei*. Berlin, Fontane. 1899. 146 S. M. 3.—.

Die zwei Reisen, die R. L. beschreibt, waren nicht groß und langwierig, auch nicht strapaziös und ertragreich. Die erste, „eine Fahrt durch Kleinasien“, wird im Salonwagen der Anatolischen Eisenbahn gemacht, mit Mitgliedern des Verwaltungsrats derselben. Die ganze Fahrt dauerte 81 Stunden. Wie viel von den Fenstern eines rasselnden, faulenden Salonwagens aus an Reiseindrücken zu gewinnen ist, erfährt jeder, der im D.-Zug von Berlin bis Frankfurt a. O. fährt. Das Beste an diesem Reisebericht ist eine Schilderung türkischer Landwehroleute, die eben eingezogen waren. Die zweite Reise dauerte etwa 4 Wochen. Sie galt den „ägäischen Inseln“ und ward in einem kleinen Salondampfer gemacht, der an den Hauptstädten der Hauptinseln für einige Stunden oder Tage anlegte. Was R. L. da sieht, schildert er, schlicht und angenehm. Doch ist es nicht mehr, als was ein flüchtig Reisender eben sieht, der vorher „keine historische Studien machte und sich nur ein . . . Bild von dem heutigen Zustand . . . verschaffen will“.

Paul Lindau, *Ferien im Morgenlande*. Berlin, Fontane. 1899. 282 S. M. 3,50.

Pauls Reisewerk ist besser und inhaltreicher als das Rudolf Lindaus. Es enthält hauptsächlich eine Schilderung von Athen, von Brussa und Konia, sodann einige Aufsätze über die „mohamedanische Frauenfrage“, oder vielmehr eine auf der Psychologie des alten, sinnlichen und eifersüchtigen Mohamed auf-

gebaute Erklärung der verbrecherischen Behandlung des türkischen Weibes. Was Paul L. über die drei Städte schreibt, ist nichts Neues; nur die Schilderung Athens und der Stimmung seiner Bewohner einige Tage vor dem Ausbruch des letzten griechisch-türkischen Krieges ist für das Studium des modern-griechischen Volkes wertvoll. Die Untersuchungen über Mohamed und das Weib werden allgemeines Interesse finden bei dem großen Mangel an derartiger Literatur. Im ganzen darf man das Lindausche Buch als eine Sammlung ganz netter, aber keineswegs anstrengend zu lesender Zeitungsfeuilletons einschätzen.

P. Göhre.

Litteraturgeschichte.

Richard M. Meyer, *Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert*. Berlin, G. Bondi. 8°. 186 S. M. 10.—.

Wenn man als Poet Litteraturgeschichte liest, soll man nie vergessen, daß die Gattung der Meyer x. doch nur die Spiegel der Rärrer vertritt, die zu thun kriegen, wenn Könige arbeiten. Andererseits bestimmt solch ein Buch die öffentliche Meinung in nicht zu unterschätzendem Grade, und wer da weiß, wie selbst ein Goethe, Byron u. a. unter ehrlich und unehrlich gemeinten, unsäglichen Kritiken gelitten, der wird solch einem Buche eine schwere, persönlich wirkende Bedeutung beimessen. Und das um so mehr, als das Meyer'sche Buch selber höchst persönlich ausklingt.

Es ist bekannt, daß Meyer der gewandteste Privatdozent auf deutschen Universitäten ist. Seine Schreibfertigkeit erregt bei Professoren verstimmtes Kopfschütteln. Er ist wirklich fleißig. Kaum ein Blatt entgeht seinen Beiträgen, wie ihm nur diejenigen Litteratur-Erscheinungen entgehen, die sein immerhin beschränkter Blick nicht fapierl. Aber wo er sich ein-

arbeitet, wo eine ihm „liegende“ sympathische Dichternatur ihm entgegentritt, da ist er Meister, da wirkt er anschaulich, farbenfroh, lebendig. Da spürt man den wirklichen Rönner, Wärme und echtes Gefühl. Nichts Feineres als seine Fontane-Analyse, nichts Eindringlicheres als seine Keller-Betrachtung. Aber je mehr er sich der Gegenwart nähert, um so unsicherer wird sein Urteil. Tendenzen grob-persönlicher Beeinflussung machen sich da breit und verstimmen durch ihre Lastlosigkeit. Machte sich doch mir gegenüber ein Litteraturhistoriker von Fach maßlos lustig darüber, daß Bdrries von Münchhausen noch flugs in den letzten Bogen hineingestopft wurde, weil der gewandte Freiherr dem Salon des Herrn Meyer zur rechten Zeit einen Besuch gemacht hat.

Die Art, wie Meyer z. B. die Dichter der „Deutschen Rundschau“ bevorzugt und andere mit den unfeinen Mitteln persönlicher Anwürfe herabsetzt oder ganz ignoriert, nimmt dem modernen Teil seines Buches viel von seinem Wert, obschon ich den Mut anerkenne, der soviel Unwillen herausfordert. Ich habe nicht viel Sympathie für die ewig postierende Frau M. Janitschek, aber die Behandlung, die der Meyer ihr zu teil werden läßt, ist einfach würdelos. Wenn sie nur „schöne Frau“ ist, warum sie in einer Litteraturgeschichte erwähnen?

Sovie! über meine ersten Eindrücke. Nach zweiten gelüftet mich fürs erste kaum. Aber das Buch erregt Sehnsucht nach einer wirklichen Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Für die Gattung der Meyer ist dieses Jahrhundert zu groß. Leider sind die Meyers unsterblicher als die Jahrhunderte.

Ludwig Jacobowski.

Musikgeschichte.

„Am Ende des Jahrhunderts.“ Rück-
sicht auf 100 Jahre geistiger Entwickelung.

Band V: Deutsche Musik im neunzehnten Jahrhundert, von Dr. Max Graf. Berlin 1898, S. Cronbach.

Die als überaus rührig bekannte Verlagsbuchhandlung S. Cronbach hat es unternommen, in einer Anzahl von Monographien den Gebildeten des deutschen Volkes die kennzeichnenden Grundzüge ihrer gesamten geistigen Entwicklung auf allen Gebieten menschlichen Wirkens, „dem vorgeschrittenen Alter zur Erinnerung an längst vergangene Momente seiner früheren Mitarbeit, seiner Miterlebnisse, der jungen Generation ein Bild der Thätigkeit ihrer Väter, teils zur Nachahmung, teils wohl auch zur Vermeidung“, vorzuführen, ein Ziel, das zu erreichen sie auf dem denkbar besten Wege ist.

Der vorliegende fünfte Band behandelt die deutsche Musik des neunzehnten Jahrhunderts ihren charakteristischen Ideen, Formen und Persönlichkeiten nach, eine Aufgabe, die umfassende Universalbildung mit feinsinniger, tiefgründiger und liebevoller Fachkenntnis geeint wissen will, wenn anders die Darstellung nicht ihres ersten und wesentlichsten Reizes verlustig gehen soll: den Einfluß nämlich der gewaltigen Wandlungen des politischen Lebens, der Litteratur und der allgemeinen Anschauungen auf die musikhistorische Entwicklung unseres Jahrhunderts nachzuweisen; in ähnlichem Sinne etwa wie eine philosophiegeschichtliche, von modernem Geiste getragene Abhandlung die Philosophie nicht an sich als solche, als isoliertes Lehrgebäude, sondern im Hinblick, als Veranlassung, Begleitererscheinung oder Folge der treibenden Ideen, der brennenden Zeitfragen, der Zustände des öffentlichen Lebens, ja, als der letzte und höchste Ausdruck des Zeitbewußtseins überhaupt, zu betrachten strebt.

Max Graf ist in seinem, von jugend-

frischer Begeisterung diktierten Buche seiner schwierigen Aufgabe in jeder Hinsicht gerecht geworden. Sein Vortrag erinnert in seiner knorrigen, lebensvollen Eigenart lebhaft an Joh. Scherr, das onkant terribio aller Litteraturgeschichte lehrenden Schulweisen. Er ist voller Phantasie, Schwung, Anmut und Behaglichkeit, von gelegentlicher superlativischer Übertreibung, belebt durch eine Fülle trefflicher, geistgeschwungener Bilder. Mit Scherrs Manier teilt er weiterhin die Eigenschaft, in seinen positiven Angaben nicht immer durchaus zuverlässig zu sein: Als Komponisten des „Nachtlagers“ nennt er einmal Brüll und des Trompeters Sessel.

Die Sprache meistert Graf in schlechthin virtuoser Weise. Er weiß ihr, wie etwa ein Weiskniff seiner Violine, eigenartige, überraschende Kombinationen abzugewinnen, so zwar, daß er sich müht, sie zum äquivalenten Dolmetsch seiner intensiven Empfindungen zu erheben, zur künstlerischen, vollwertigen Fassung des Gedanklichen, ohne den Zweck dem Mittel unterzuordnen und durch stilistische Wäghen und akrobatische Wortverrenkungen blenden zu wollen. —

Rein inhaltlich genommen, scheint mir die Romantik, wie sie sich in Mendelssohn und Schumann darstellt, in ganz unverhältnismäßig gedrungener und unzureichender Weise behandelt. Graf spricht (in einer Anmerkung!) von dem Einflusse E. T. A. Hoffmanns auf Schumann, ohne, ganz abgesehen von Jean Paul, der nicht minder bedeutungsvollen Einwirkung Deines auch nur mit einem Worte Erwähnung zu thun. Für die Romantik, insbesondere für Schumann, scheint Graf das Organ im ganzen zu fehlen. Seine „beiden Grenadiere“ nennt er „ein heroisches Trompeter von Säckingen = Gebirge“. Weiterhin spricht er dem Komponisten der von musikalischer

schweigerischer Empfindung, von tönender Poesie durchzitterten „Novellen“, der anmutigen, koketten „Papillons“, der wild-zerrissenen „Kreisleriana“ die musikalische Begabung rundweg ab, indem er eine so vielgestaltige und einzigartige Begabung unerhörterweise mit „Impotenz eines provinzialen Rönnecks“ bezeichnet. Und um den von Graf erhobenen Vorwurf des musikalischen Größenwahns zu entkräften, genügt es, meinem Tasfächlein gemäß, auf die überwältigende Tonschöne des „Mansfred“ und auf den erfindungsglücklichen Instinkt, mit dem sich Schumann in seinen vier Sinfonien, also in den großen Formen, bewegt, hinzuweisen. — Vergestalt fordert Graf in seiner hellfrischen, fast genialen Manier häufig zum Widerspruch heraus. Stets aber fühlt der Leser die außerordentliche, individuelle Persönlichkeit in dem Maße hindurch, um das zur Opposition Anregende nicht als störend, sondern als interessiefördernd zu empfinden.

Edwin Heruda.

J. B. Widmann: Johannes Brahms in Erinnerungen. Berlin, Gebr. Pötel. 180 S. M. 3.—.

Wenn ein lieber Freund unserem Anblick durch den Tod entrückt ist, so suchen wir wenigstens sein Bild im Geiste noch festzuhalten. Wir erinnern uns des ersten Zusammentreffens, des ersten Eindruckes, der wechselseitigen Gespräche, der gemeinsamen Reisen und der vielen anderen Berührungspunkte, welche der Lauf der Zeiten mit sich brachte: kurz, wir durchleben alles noch einmal vom ersten bis zum letzten Tage unserer Freundschaft mit dem schmerzlichen Schlusse, daß nun alles, alles auf immer vorbei sei. Der Niederschlag eines solchen freundschaftlichen Erinnerungsganges ist das Widmannsche Buch. In der ihm eigenen edlen und warmen Sprache erzählt der geist- und gemüth-

volle Verfasser, ein treuer, intimer Freund des hochbegnadeten Komponisten und ausgezeichneten Menschen, von dem ersten Zusammentreffen mit Brahms im Hause des talentvollen Hermann Gög, des Komponisten von „Der Widerspenstigen Zähmung“ und „Francesca von Rimini“, von der Stellung Brahms zur Oper und zur Ehe, von dem Aufenthalte seines Freundes in Thun, wo Brahms drei Sommer hindurch Wohnung nahm, von dem gemeinsamen Besuche bei Clara Schuman in Baden-Baden, von dem rührenden kindlichen Verhältnis des Komponisten zu dieser seltenen, edlen Frau, von den herrlichen Tagen, welche die beiden Freunde in Meiningen verlebten, von dem musikalischen und politischen Glaubensbekenntnisse Brahms, von den gemeinschaftlichen Reisen in Italien und vielen anderen Einzelheiten aus dem Leben des zu früh Dahingekommenen.

Dr. P. Grosse.

Kunstgeschichte.

Künstler-Monographien: Stuck; von Otto Julius Bierbaum. 157 Abbild. Bielefeld, Velhagen & Klasing. M. 4.—

Man hat mit viel Sehnsucht auf das Buch gewartet; denn wenn einer dazu berufen schien, sich über Stuck kritisch-würdigend auszulassen, so war es Bierbaum, — des Künstlers wahlverwandtester Ästhet und Wesens-Verwandter, der schon lange, bevor bebrillte Kathederseelen Stucks Bedeutung um die deutsche Kunst ihre Feder liehen, mit trefflicherem Zukunftsvertrauen für den Meister in die Bahn getreten ist. — Nicht an einer strengwissenschaftlichen Darstellung im Sinne der dynamischen oder statischen Methode war Bierbaum bei der Niederschrift des Stuckischen Künstlerbildes gelegen, — davor hätte ihn sein starkes ästhetisches Feingefühl und die Anti-

pathie vor dem scharfbegrenzten historischen Kategorisieren —, sondern einzig und allein an dem vollen, intensiven Einbringen und Einsinken mit Stucks reiffröhlicher Helenenkunst. Und er hat dieses sein Ziel voll erreicht. Wägen vielleicht schnüffelnde, kaltschnauzige Kritiker die Einleitung, die den Boden, aus dem der Maler erwachsen ist, schildert, für etwas zu sorgfältig bemessen halten und andererseits auch der Beurteilung Stucks als Plastiker etwas mehr Raum eingeräumt wünschen, so vermag das doch der Thatsache auch nicht das Geringste von ihrem Schwergewicht zu rauben, daß über Stuck selbst und dessen Werke nie etwas Wahreres und die Wahrheit nie in vollendetere Schönheit gesagt worden ist, wie hier durch Bierbaum. Bierbaum hat die Stuck-Natur in ihren tiefsten Gründen verstanden, weil er, ein Seelengleichger deren Welten-Inhalt an Schönheit, an Ernst und Kraft tiefinnerlich erfaßt und durchlebt hat . . . Die und da bringt anläßlich der Behandlung einer ästhetischen Kardinalfrage, wie der der Porträt-Auffassung, des Linien-Rhythmus, der Vermengung der Künste u. a. ein interessantes Streiflicht — (auf Lenbach, Ringer, Uhde und Exter) — Abwechslung in die mit soviel Geistes- und Gefühlskraft gefügten Zeilenpalten.

Das Werk reiht sich den bis jetzt erschienenen 41 Künstler-Monographien würdigst an und wird wegen seiner Gebiegenheit in Inhalt und Form sicher viel Käufer finden.

Hilfred Georg Hartmann.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Clara Wiebigs Roman „Es lebe die Kunst“ wird im „Journal des Debats“ besprochen, ebenso in der „Humanité Nouvelle“ (Sept.). Dort wird hervorgehoben, daß die Schilderung der litterarischen Zustände auch für

Paris zutreffend sei, hier seine klare und wahre Darstellung höchlich gerühmt.

In der holländischen Revue „Nederland“ vergleicht Dr. Jan ten Brink in einem Artikel „Zwei feministische Romane“ die „Femmes nouvelles“ der Brüder Margueritte mit dem Roman „Halbtier“ von Helene Böhlau und kommt zu dem Resultat, daß dem deutschen Roman vor dem französischen der Vorzug zu geben sei. Er findet den deutschen Roman besser geschrieben, besser gedacht, besser zusammengestellt. „Wir haben es hier mit einem feministischen Roman zu thun, der zugleich ein humanistischer Roman ist und zugleich ein Meisterstück litterarischer Kunst.“

In der „New-Yorker Staatszeitung“ vom 15. Okt. charakterisiert A. v.

Ende unter dem Titel „Neuestes von Deutschlands Neuidern“ das Schaffen von J. G. Mackay, R. Hensdell, Joh. Schlaf und L. Jacobowski (mit 4 Porträts). „Hensdells Lieder flattern so frisch und frei in der Luft wie Frühlingslerchen; Mackays freisen wie Sturmöbgen. Er ist eine starke, vornehme Persönlichkeit.“ Als bedeutendstes Werk von Schlaf werden seine „Feindlichen“ bezeichnet. „Über dieser innerlichen Kunst liegt ein schwüler Damm.“ Jacobowskis Domanne sei das einfache Lied, auf dem er an der Spitze der jungdeutschen Dichter stehe. — Alle vier Dichter sind dem Verfasser ein Beweis, daß „die neue Dichtergeneration mit dem neuen Jahrhundert in ihr Mannesalter tritt.“



Büchertisch.

Ander sen, G. C., Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Französischen von M. Langfeldt. Buchschmuck von G. Kreidolf. Leipzig, G. Diederichs. 8°.

Bauer, Julius, Eine beschränkte Frau. Tragikom. in 3 Akte. Dresden, G. Pierson. 8°. 118 S. M. 1,20.

Bötsche, Wilhelm, Vom Bazillus zum Affenmenschen. Naturwissenschaftliche Klauderei. Kopfleichen von J. B. Giffarz. Leipzig, G. Diederichs. 8°. 341 S.

Grimm, Eduard, Das Problem Friedrich Nießches. Berlin, G. M. Schwetsche & Sohn. 8°. 264 S.

Heinze, Professor Albert, Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch. 2 Bde. Leipzig, Neengerche Buchh. (Gebhardt & Wittich.) 8°. S. 1—128. M. 2,—.

Leber, Friedrich, Die neue Rameff. Spieloper in 3 Akte. Musik v. J. M. Weber. München, Jos. Kibl. 8°. 56 S. M. 0,50.

Otto, August, Bilder aus der neueren Litteratur. IV. B. Naabe. Minden i. W. C. Marowsky. 8°. 92 S.

Rodenberg, Julius, Erinnerungen a. d. Jugendzeit. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 8°. 221 S. u. 342 S. M. 8,—.

Schäfer, Wilhelm, Pietro Kretno. Tragikom. a. d. Renaissancezeit Italiens in 3 Akte. Zürich, Emil Cotti. 8°. 118 S.

Weber, Leopold, Traumgestalten. Buchschmuck von Ernst Kreidolf. Leipzig, G. Diederichs. 8°. 109 S.

Westlich, Luise, Loth von der Scholle. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Robert Lutz. 8°. 328 und 292 S.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegen Prospekte von der Verlagsanstalt J. Bruckmann, A.-G. in München, Max Hesse in Leipzig und J. C. G. Bruns in Minden bei, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Brennwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. G. Bruns in Minden i. Westf.



Band IV. * 1899. * Heft 6.

Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

(Schluß.)

VII.

Judex ergo.



in Jahr ist vergangen, seit die Inferioritätsdebatte in katholischen Kreisen ihre höchsten Wellen schlug. Und heute? Kaum eine Spur erinnert noch an das Geschehene. Beremundus, der auführerische Geist, hat die Maske abgelegt und sich als Karl Nuth, Redakteur der „katholischen Welt“, entpuppt. Er hat einen zweiten Stein in den Sumpf geworfen — vergebens. Ein Aufgurgeln und alles liegt still und schwarz wie vordem. Der Katholizismus ruht auf den Vorbeeren seiner politischen Macht und er tröstet sich über seine litterarische Rückständigkeit mit der Hoffnung, daß der Himmel schließlich doch ein Einsehen haben und einen deutschen katholischen Dicens senden wird. Der Trost ist schwach, aber er genügt für satte Leute. Und satt ist der Katholizismus, so satt, daß er die geistige Anstrengung, die Karl Nuth ihm zumutet, überlegen lächelnd ablehnt. Schell hat sich gebeugt, Beremundus ist vergessen, Karl Nuth wird ignoriert — der Sumpf hat seine ersehnte schwarze Ruhe wieder.

In den vorangegangenen Aufsätzen habe ich darzulegen versucht, daß dieser Ausgang der Sache unbedingte Notwendigkeit war. Die

reformkatholischen Optimisten sind gute, ehrliche Schwärmer: aber in den Konsequenzen ihres Glaubens kennen sie sich herzlich schlecht aus. Da weiß Herr Streiten S. J., da weiß die „Kölnische Volkszeitung“ besser Bescheid. Es war von ihrem Standpunkte aus die allein richtige Taktik, Schell zu verfolgen und Karl Ruth zu ignorieren. Denn die Revision kann, wenn sie einmal begonnen ist, nie und nimmer dort stehen bleiben, wo Schell und Ruth ihr Halt gebieten möchten. Die Revision des inferioren Katholizismus bedeutet, ehrlich durchgeführt, eine Revision des Katholizismus überhaupt — eine neue Reformation, und zwar eine sehr radikale, die nicht beim Altkatholikentum, nicht bei der lutheranischen Kirche, sondern nur beim modernen Protestantismus enden könnte; das heißt bei jenem Glaubensprinzip, das mit dem Ende jeder Kirche zusammenfällt, und das wir vom jungen Luther und von Schleiermacher empfangen haben. Wer ist so einfältig, zu fordern, daß eine Organisation den Ast selber absägt, auf dem sie sitzt?

Der Katholizismus ist nicht zufällig, nicht weil er ultramontan oder jesuitisch gestimmt ist, sondern notwendig inferior. Damit erweitert sich die Kluft zwischen uns und ihm täglich. Ich hüte mich vor Prophezeiungen; es fällt mir gar nicht ein, etwa nun herauszurechnen, wann er überhaupt jede kulturelle Bedeutung eingebüßt haben wird; ich müßte dazu außer sehr vielem andern auch das Tempo unseres modernen Fortschreitens einschätzen können, und das scheint mir zu gewagt zu sein. Nur für unsere Zeit und die unmittelbar vor uns liegende möchte ich ganz kurz die Frage beleuchten: wie wenig oder wie sehr für den Katholizismus seine litterarische Rückständigkeit im Hinblick auf sein Ansehen und seine innere, moralische Macht in die Waagschale fällt.

Protestantischen Optimisten werde ich mit der Antwort eine große Enttäuschung bereiten. Ich glaube nämlich, daß der deutsche Katholizismus durch die Rückständigkeit litterarischer Leistungen heute kaum irgendwelche Einbuße an innerer Autorität erleidet. Die Gründe dafür scheinen mir in zwei ganz verschiedenen Thatsachen gegeben zu sein: einer allgemeingültigen und einer augenblicklichen.

Das deutsche Volk ist ganz und gar kein litterarisches. Es ist im Süden — in Oesterreich und Süddeutschland einschließlich der Rheinlande — ein Volk des lauten, lärmenden, gedankenlosen Sinnen- genusses, im Norden ein Volk der unermüdblichen, ernsten Arbeit. Ein Ausgleich zwischen diesen beiden Extremen existiert nur in sehr geringem Grade. Man lasse sich nicht durch die äußerlichen Symptome der Großstädte täuschen: durch die Blüte der vornehmen wie der „freien“

Bühnen. Jene werden von einem litterarischen Stammpublicum und vom Proletum frequentiert, diese allerdings von der Arbeiterschaft. Aber glaubt man, daß deren litterarisches Interesse die fliegende Hitz eines echansterten Klassenkampfes überdauern werde, so irrt man sich. Was das breite Publikum vornehmlich ins Theater zieht, ist im besten Falle noch die Oper, im schlechteren die Posse. Musik findet bei den Deutschen immer fruchtbaren Boden; Dichtung nur selten. Wie ganz anders liegen die Verhältnisse z. B. in den nordischen Ländern: Wo selbst das Familienleben litterarisch ist! Ob das durch eine andere Erziehung anders werden könnte, ist mir sehr zweifelhaft. In den paar Großstädten vielleicht um eine Nuance; in den Kleinstädten halte ich es für ziemlich ausgeschlossen. Wenn wir die Probleme gelöst haben werden, den Deutschen das Bier und die falsche Sparsamkeit abzugewöhnen, dann mögen bessere Zeiten für die Dichtung tagen. Solange der Deutsche aber am Stammtisch wöchentlich soviel vertrinkt, wie er für ein Buch kaum zu Weihnachten ausgiebt — solange heißt es, sich von allen Illusionen freihalten. Und das kann noch recht lange dauern.

Die breiteren Schichten selbst der sogenannten „gebildeten“ Stände haben denn auch für die Inferioritätsdebatte so gut wie gar kein Verständnis. Sie begreifen schwer, wozu man sich darüber herumstreitet, ob ein paar gute Romane mehr oder weniger geschrieben werden. Wenn sie, soweit sie evangelisch sind, über den Katholizismus spötteln, so sind es die Zeremonien, oft schon die bloße Bekreuzigung, die dazu reizen; wenn sie über den Katholizismus verächtlich die Achseln zucken, so ist es der Glaube an Reliquien und Wunder, der den Anstoß giebt; und wenn sie gar einmal über den Katholizismus zornig auf den Stammtisch schlagen, so hat gewiß ein Priester eine Mischehe nicht eingeseget oder einen Kranken befehlen wollen oder ein evangelischer Vater seine Kinder im Glauben der katholischen Gattin taufen lassen. Aber über die litterarische Rückständigkeit? Wer soll darüber sich aufregen? Der deutsche Hausherr, der nie einen Roman in die Hand nimmt? Die deutsche Hausfrau, die in der „Gartenlanke“ ihre litterarische Befriedigung sucht und auch findet? In ihrer beider Augen steht der Katholizismus um kein Haar anders da, ob nun seine Bekenner litterarisch so oder so weit zurück sind.

Diese Verhältnisse finden gegenwärtig noch eine beträchtliche Verstärkung durch die politische, und zwar im besondern die sozialpolitische Lage. Die Partei, die in Deutschland den Katholizismus politisch vertritt, ist sozialreformerisch, muß es wohl oder übel sein, und ist demo-

kratisch, muß es ebenfalls wohl oder übel sein. Denn ihre Scharen bilden Kleinbürger und Arbeiter. Nun geht ihre Sozialität und ihre Demokratie nicht gerade sehr weit, und für eine verständige, staatsmännische Regierung wäre es ein Leichtes, durch Erfüllung der paar eigentlich trivialen Forderungen der Zentrumspartei den volksfreundlichen Wind völlig aus den Segeln zu nehmen. Unsere Regierung verfällt auf diese Idee nicht. Indem sie im Gegenteil nicht nur alle sozialen und demokratischen Forderungen beharrlich abweist, sondern leibergotts die bestehenden Errungenschaften auch noch im reaktionären Sinne beschneiden möchte, treibt sie die katholische Partei an die Seite des entschiedenen Liberalismus — den ich von Baffermann bis Sonnenmann rechne — und des entschiedenen Sozialismus — wie er sich von Sohm bis zu Dieblnecht darstellt. Diese liberal-sozialistisch-klerikale Allianz ist durch das Verhalten der leitenden Kreise eine betrübende Notwendigkeit geworden. Liberale wie Sozialisten müssen bei den Wahlen fürs Zentrum gegen die Regierungsschutztruppen der rechtsstehenden Parteien optieren. Zwar betonen sie, daß sie in allen Kulturfragen das Zentrum rücksichtslos bekämpfen; aber die Kulturfragen nehmen infolge der unnötigen Arbeitslast, die unsere Staatsmänner mit der Verschlechterung von Volksrechten auf sich laden, einen gar kleinen Raum im öffentlichen Leben ein. Hat wirklich einmal eine Schulvorlage den Katholizismus in seiner ganzen Herrlichkeit gezeigt — sicher eilt auch schon ein Vereinsgesetz oder eine Koalitionsrechtsverfäzung herbei, um die klerikale Volksfreundlichkeit im hellsten Lichte erstrahlen zu lassen.

Von dem deutschen Katholizismus, der innerhalb der schwarz-gelben Pfähle vegetiert, ist nicht viel zu reden. Die „gebildeten“ Katholiken Österreichs sind religiös indifferent, und zwar in einem Grade, der nur im gesegneten Lande der Mehlspeisen erreichbar sein dürfte. Sie sind vielleicht, besser ausgedrückt, religiös schlechthin unreif. Aus „Bildung“ spielen sie im gesellschaftlichen Leben die Aufgeklärten, schimpfen über die Pfaffen und führen den Austritt gern im Munde, wenn sie sicher sind, daß keiner sie beim Wort nimmt. Kommt aber solch einer, dann sind die Helden in alle Winde zerstoßen. Herr Schönerer ist nicht mein Freund, aber um die Erfahrung, die er im letzten Jahre hat machen müssen, beneide ich ihn wirklich nicht. Leute, die innerlich mit keiner Faser am Katholizismus mehr hängen, weder zur Kirche noch zur Beichte gehen, noch ein einziges Fasten halten; die aber zu feige oder zu bequem sind, sich loszureißen, weil ihnen alle s Religiöse

gleichgültig geworden ist — das sind die gebildeten Katholiken Deutsch-Oesterreichs. In solcher Entartung findet man die Religion selten wieder. Hier hat der Katholizismus keine moralische Macht, hier kann er also auch nichts dabon einbüßen.

Wenn also die ganze Inferioritätsfrage am Wille der Machtstellung des Katholizismus auch innerlich nichts zu ändern vermag: wozu dann, wird man fragen, die Beteiligung an diesem folgenlosen Gezänk? Wozu so schweres Geschütz auffahren, wozu umständlich nachweisen, daß die Rückständigkeit eine notwendige sei, wozu all diese doktrinären Erörterungen über katholisches und modernes Menschenideal? Warum der Lärm, wenn es sich doch schließlich um eine Doktorfrage handelt?

Nun gut: um Klarheit zu schaffen. Gerade unter den geistig thätigen Protestanten befinden sich Leute, die den Katholizismus in sehr rosigem Lichte anzusehen geneigt sind; die das Aufstehen von ein paar Harmonieaposteln, wie Schell, Müller und Veremundus, als Beginn einer Ära der Versöhnung und gemeinschaftlichen Arbeit ausjauchzten. Ihnen wollte ich vor allem zeigen, daß die Rückständigkeit des Katholizismus nicht eine zufällige Erschlaffung ist, von der er sich eines Tages ermannen kann, sondern daß sie aus seinem Wesen unmittelbar hervorgeht. Ich wollte wenigstens versuchen, es zu hindern, daß die Inferioritätsdebatte in protestantischen Kreisen chronisch sich weiter-schleppt, immer wieder einmal blaß auftaucht und vergebliche, gefährliche Hoffnungen ansacht. Da der Katholizismus sie so entschlossen beendet hat, so wollte ich das Gleiche auch für uns Protestanten besorgen, allerdings indem ich nachwies, wie für uns das Ergebnis dieser Debatte lautet, einzig und allein lauten kann. Und wenn diese kleine Studie nur auf einen Protestanten in der Richtung wirkte, daß es für ihn keine Inferioritätsdebatte mehr geben kann, weil er die Inferioritätsgewißheit besitzt, so wollte ich schon zufrieden sein. Blicke mir auch dieser Lohn versagt — nun, so könnte ich mich auf den Trost zurückziehen, daß ich wenigstens selber im Gange dieser Erörterung zu der Klarheit gekommen bin, die ich mir wünschte, ohne ihrer vorher wenigstens in jeder Stunde sicher zu sein. Indes ich hoffe, der Rückweg zu mir selber wird nicht die einzige Frucht einer liebevoll gethanen Arbeit bedeuten.

Praktische Folgerungen aus der theoretischen Überzeugung zu ziehen, wird nicht gut möglich sein, solange die vorher angeedeutete Stellung des Katholizismus im Staatsleben unverändert bleibt. So-

weit es sich aber um die Stellungnahme des litterarisch veranlagten Einzelnen handelt: nun — ich müßte ja ein schlechter Protestant sein, wollte ich da dem subjektiven Entscheid durch Rathschläge und Anpreisungen mich aufdrängen. Ich habe mir Mühe gegeben, zu überzeugen — das ist eines jeden gutes Recht; überreden aber — und darum könnte es sich weiterhin uur noch handeln — ist mindestens Geschmacksache, und sehr wenig nach meinem Geschmack.

Der Tag, wo der deutsche Katholizismus aus seiner heutigen Position weichen und sein ganzes kulturelles Können und Streben aufzeigen muß, mag noch fern sein, aber er muß kommen, wenn wir überhaupt einer nicht ganz widernatürlichen und stagnierenden Epoche entgegengehen. Dann ist diese Studie wohl längst vergessen, aber was sie zu beweisen unternahm, ist mittlerweile hoffentlich selbstverständlich geworden. Dann wird die ganze geistige Verelendung offenbar werden, die der Katholizismus über seine Scharen gebracht hat. Scheint eine solche Hoffnung aber nicht gerade der Behauptung zu widersprechen, wir seien gar kein litterarisches Volk? Ich denke nicht. Kein litterarisch genommen, würde freilich der Unterschied zwischen katholischen und nichtkatholischen Massen wenig bedeutend sein — denn auf den Unterschied zwischen ein paar Gebildeten kommt es für die Geschichte ganz und gar nicht an. Aber ich erwähnte bereits, daß der Klassenkampf unsere deutsche Arbeiterschaft heute zu litterarischer Begeisterung erwärmt; und es giebt nichts, was die ganze neue Welt- und Lebensanschauung so suggeriert, so einimpft, wie eine sie verklärende Dichtung; die überzeugendste wissenschaftliche Darlegung verblaßt vor der Wirkung der „Gespenster“ oder der Rougon-Macquarts. So wird zwar die neue Dichtung für die breiteren Schichten unseres Volkes kaum jemals Selbstzweck werden, aber sie stellt ein ganz ungeheures, ein geradezu souveränes Mittel zum Zweck dar. Sie ist, wenn ich so sagen darf, die Sendbotin der modernen Weltanschauung, die sich selber auf einen kleinen, intimen Kreis zurückzieht, wenn im großen Kreise ihre Arbeit gethan ist. Und das bedeutet am Ende tausendfach mehr, als eine litterarische Differenz. Für uns ist die Dichtung da um ihres Lebensinhalts willen; und wenn auch dadurch der früher geäußerte Wunsch nicht aufgehoben wird, daß sie auch selber diese Kraftspendung ein wenig länger überdauern möge, als es für die Massen heute der Fall ist: so habe ich doch mehr Freude an einem so gearteten Volke, als an einem, das die Formel *l'art pour l'art*, dieß sicherste Prognostikon unheilbarer Auszehrung, an der Stirne geschrieben trägt. Denn im großen ganzen

der Lebensanschauung potenziert die litterarische Differenz sich zur unüberbrückbaren Kluft. Man wird sich gegenseitig fremd in jeder Faser; schon die Kinder verstehen sich nicht mehr; das harte Lutherwort: Ihr habt einen andern Geist als wir — bezeichnet vielleicht noch nicht scharf genug den Zwiespalt. Der Katholizismus redet eine tote Sprache und redet sie vergebens zu Lebenden.

Dieser Tag muß kommen, und nur wer trübselig an jeder gesunden und natürlichen Entwicklung verzweifelt, mag nicht daran glauben. Nicht die neue Dichtung wird dann über den Katholizismus zu Gericht sitzen, sondern das große, heißlutende Leben, wie es in einem jungen, gesunden, vorwärts drängenden Volke pulsiert. Und selbst wenn dieses Leben dann längst vergessen haben sollte, daß es bereinst an den Brüsten der neuen Dichtung seine erste Jugendkraft traut: wir wollen es der Mutter gleichthun, die noch stolz ist auf den Burschen, den sie gefängt hat, auch in der Stunde, wo er sich von ihr löst und seine eigenen Wege geht. Und heute schon beugen wir uns dem Urteil, das dann über den Katholizismus gesprochen wird, weil wir gelernt haben, was ein Großer forderte: unser Kinderland lieben und ihm grenzenlos vertrauen.

Judex ergo cum sedebit . . . Das Requiem des Katholizismus. Die neue Dichtung schrieb zum Dies irae die ersten Noten.



Das Elend unserer Jugendlitteratur.

Von einem Rezensenten.

(Schluß.)

Nur fünfzehn von den 200 Erzählungen sah Verdrow durch und daraus zog er neun Oktavseiten Großformat voll der haarsträubendsten Schnitzer, der größten Verstöße gegen die einfachsten Gesetze unserer Sprache. Und das ist einer unserer „berühmtesten“ Jugendschriftsteller, der „höchst vortrefflich“ für die Jugend geschrieben hat. Für die Jugend soll sonst gerade das Beste eben gut genug sein, und dem Jugendschriftsteller soll die Sprache wie gebiegenes Gold aus der Feder fließen.

Freilich, gebiegen ist es auch, was da zum Vorschein kommt, aber in einer anderen Sorte Metall. Das soll dienen zur Bildung und Veredelung der Kleinen, — und das nennt sich Jugendschriftsteller!

Warum auch nicht! Selbst die Schulbücher unserer Kleinen weisen solche Sprachdummheiten auf, wie sie nicht einmal dem ewigen Quartaner Karlchen Nießnick begegnen: In einem Schullesebuch wird die bekannte Erzählung von den zwei Mädchen, die an einem Wintertage ihre Pate besuchen wollen und unterwegs einschneien, vom Herausgeber dadurch verhunzt, daß er sämtliche Präpositionen mit dem zweiten Fall hineinsteckt. Zu welcher Konfusion diese Einquartierung führt, zeigt der herrliche Satz: „Jenseits des Tannenwaldes, das wußten sie, konnte man das Haus, wo die Pate diesseits desselben wohnte, schon sehen.“ Welch ein Blödsinn! „Vermöge ihrer gegenseitigen Körperwärme waren sie nicht erstarrt.“ Welch eine Niederlichkeit! Und das tritt frech auf in pädagogisch einigermassen entwickelter Zeit. Ist es nicht, als ob auch die erbärmlichste Subelei für die Jugend noch lange gut genug ist?

Den Knaben kann man natürlich etwas anderes im Ton bieten als den Mädchen. Wenn die Verfasser den Schauplatz der Erzählung jenseits der schwarzweißroten Grenzpfähle verlegen, dann wird auch der Ton merklieh kräftiger, und anmutige Verbalinjurien fliegen umher, wie wenn ein Hagelschauer gegen die Fenster prasselt: Du Dummkopf, sprach der Invalide sträflich; Soll mich Donnerstag oder Freitag! rief der weinbenebelte Ginarm; Soll mich Bratwurst und Sauerkraut; Soll mich dieser und jener; Vormäuliger Dube; Jemanden verfohlen, daß die Schwarte knackt; So ein Schwein; So ein Schweinhund! Hervorragende Leistungen der Art bringen die vor zwei Jahren erschienenen „Abenteuer Hänschens Keks in Amerika“, in dem Lande, „wo die Taschendiebe, Spieler, Straßenräuber, Halsabschneider aus allen Völkern der Welt nach Beute schweifen wie hungrige Wölfe nach Raub“. In der ganzen Darstellung wimmelt es von Lumpen, Schustern, Bengeln, hartgesottenen Sündern u. s. w. In Amerika sucht „jeder für sich aus den öffentlichen Mitteln soviel als möglich herauszuschinden“. Da giebt's eine Ohrfeige, daß einer unter dem Tische liegt „wie'n geprellter Frosch“, da sitzen „Bengel umher wie Dlgötzen“, da reißt einer aus „wie Schafleder“. Da ist „Bestechlichkeit überall an der Tagesordnung“, und die Steuern übersteigen die unsfern „um das sechs- und achtfache“.

Kein Wunder, daß Amerika — neben Afrika — noch immer als große Korrekptionsanstalt in der Kinderlitteratur gilt, als Warnungs-

tafel vor zuchthäuslerischer Zukunft. In der Erzählung „Im wilden Westen“ sind Personen, Verhältnisse, Landschaft, Reise nur da, um Otto von seinem abenteuerlichen Gang zu heilen. Und auch in homöopathischer Dosis genossen, zeigt Amerika die unglaublichsten psychologischen Wirkungen. Schon nach dem ersten Ritt hat der Knabe genug vom Abenteuererleben. Ein Jahr nach seiner Heilung ist aus dem untersten und faulsten Schüler der Klassenerste geworden, der das beste Zeugnis davonträgt. Dann spricht er mit Selbun: „Jetzt habe ich das Rechte erwählt, und heute ist mir unbegreiflich, wie mich die Abenteuer in meinen Büchern so sehr verblenden konnten. Sie lassen sich sehr schön lesen, aber sie selbst zu erleben, dazu gehört ein ganzer Mann, der alle Entbehrungen, Mühen und Gefahren mit kaltem Blute erträgt.“ — Dann ist aller Moral Genüge geschehen. Und darum Räuber und Mörder? Dann hätten wir ja bei den alten Moralgeschichten vorregulativischer Zeit bleiben können. Die hatten wenigstens noch einen erbaulichen Schlußvers, den wir uns moralisch aufgetragen hinter die Ohren schrieben: Besser machen, besser werden, war stets seine Lust auf Erden. Nun empfängt vor Gottes Thron Wilhelm Denker seinen Lohn.

Man klagt immer über den nüchternen, platten Verstand des Norddeutschen, aber mit Unrecht. Eine Hamburger Dame stellt Anforderungen an die Glaubwürdigkeit und trägt Geschichten vor, vor denen selbst der ergrauteste Förster erblassen muß: Ihr Schiffsjunge Robert schießt in Amerika am Rande einer Urwaldlichtung auf einen Bären; aber die Kugel pfeift, statt das Tier zu fällen, völlig plattgedrückt an des Jägers Seite ins Gebüsch. Die Lösung ist so einfach wie überraschend: ein Trapper schoß jenseits der Lichtung in demselben Augenblick auf den Bären. Auf ihrem Fluge trafen sich die Kugeln, und nach bekannten physikalischen Gesetzen mußte das Geschloß an seinen Ausgangspunkt zurückkehren. Dergleichen Händlörchen werden uns mit der größten Kaltblütigkeit versetzt. Ein hungriger Wolf setzt über eine breite Klust, und Robert rettet sein Leben nur dadurch, daß er in dem Augenblick, als das Tier „über dem Abgrund in der Luft schwebt“, es durch einen Stoß mit der Hand aus dem Gleichgewicht bringt. Sekundenlang dreht es sich, mit allen Gliedern arbeitend und ringend, in der Luft; dann stürzt es mit dumpfem Poltern hinab ins Bodenlose. Münchhausen ist ein Säugling dagegen. Und nun sage man noch, daß der Norddeutsche keine Phantasie hat! Ein Glück nur, daß eine Kollektion derartiger Aufschneidereien, über den Leisten einer Erzählung

geschlagen, von der Verlagsfirma auf neun Mark bewertet wird. So bleibt kleiner Leute Kind doch mehr bei der Wahrheit, denn für 25—50 Pfennig kann man natürlich nicht soviel zusammenlügen, als für neun Mark: auch die Genialität der Lügen hat ihren bestimmten Tarif.

Ebenso der Mord. Für 25 Pfennig kann man nicht gut mehr als einen Massenmord oder zwei bis drei einzelne Abschachtungen liefern, das sieht jeder billig denkende Mensch ein. Bei neun Mark ist es schon etwas anderes. Dann kann man alles hübsch verteilen, so daß die Stoffgier 250 Seiten lang in Atem gehalten wird. Da läßt sich auch mehr Mut und Kaltblütigkeit einsprengen. Der Hasso Gehren eines bekannten Schriftstellers und Redakteurs ist auf der Suche nach einem Millionendieb. Er ist in dem der Belehrung noch zugänglichen Alter von fünfzehn Jahren, und die Vortragsthemen seines Begleiters sind: Die Entwicklung der Dampfschiffahrt, die Geschichte New-Yorks, die Entwicklung der Vereinigten Staaten, die Entwicklung des Aufstellungswesens, die Konquistadoren, das Haus der Welfen, das Kabel, die Geschichte des Suezkanals, die Geschichte der Entdeckung des Goldes, der Vulkanismus, der Ausfall, das Chinin, die Tiefseeforschung, das Gradnetz der Erdkugel, die Seeschlange, die Geschichte Hongkongs, die politischen und sozialen Zustände Chinas, die Eroberung Ostindiens durch die Engländer, die Züge Alexanders des Großen, Skobelevs Sieg über die Tefke-Turkmenen, das Petroleum u. s. w.

Das Honorar für diese Bildungsbeflissenheit leistet der Fünfzehnjährige in Gestalt fortgesetzter Lebensrettungen. Na ja doch! Er muß sich doch erkenntlich weisen, und Lebensrettungen stehen noch immer in gutem Kurs. So rettet er den Lord aus Wasserstot, aus Tigers Krallen, aus dem Saude der Wüste und aus den Händen der Räuber. Seine Schwester, seinen Schwager und dessen Schwester, sowie den Kammerdiener des Lords befreit er aus der Gefangenschaft mordlustiger Wilden; seinen Vetter rettet er durch einen Revolverschuß vor dem Dolch des Seeräubers; ein kleines Mädchen bringt er bei einem Schiffbruch ans Ufer; einen amerikanischen Reisenden in Briefmarken zieht er unter dem entgleisten Eisenbahnzug hervor, und die letzte Königin des Sandwicharchipels schützt er vor den Messern der Verschwörer. Daß er nebenbei durch energisches Eingreifen eine Meuterei der Passagiere eines brennendes Schiffes unterdrückt, den Polizeikommissar zweimal aus dem Gefängnis befreit, eine Karawane unterirdisch durch den Hindufuß führt, als Räuber ihr den Weg über denselben verlegen, und

nebenbei noch allerlei Heldenthaten vollführt, kann nach jenen Proben seiner Vielseitigkeit nicht weiter überraschen. —

Ein großer Haufen Schutt und darunter einige Goldkörner, — das ist unsere Jugendlitteratur. Wann es besser werden mag? — Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Und unsere Jugendschriftsteller? Sie thun desgleichen. Starren auf Starren fahren sie herzu, und die rührigen Verleger stehen in händereibendem Behagen dabei und sehen, wie Berg auf Berg sich häuft. Bei der Dummheit und Leichtgläubigkeit der Eltern wissen sie, daß der Schund, wenn er erst abgefahren ist in die Sortimentshandlungen, doch als eitel Gold in ihre Taschen zurückfliehet. Warum sollen sie ihre Häuser nicht auf der Halbbildung und Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen aufzuführen? Langjährige Erfahrung lehrt sie, daß das noch immer ein zuverlässiger Baugrund ist. Recht viel Abwechslung, recht viel Spannung, viel Mut und unerhörter Edelsinn, seitenlange Belehrungen über Dinge, die außerhalb der Peripherie des Stoffes liegen, ein hübsches Moralschwänzchen und möglichst viel Mordgeschichten, — das alles muß beisammen sein, wenn das Buch in besseren Kreisen Eingang finden soll. Voraussetzung ist dabei selbstverständlich noch ein anständiger Preis, so von 3 oder 5 Mark an auswärts. Besonders die Zahl der Leichen giebt den Ausschlag. Macht das Ganze einen unversäßlich blutwurstmäßigen Eindruck, dann darf der Verleger ruhig drei Mark aufschlagen. Ist die Sprache dann auch noch so liebedlich, die Darstellung noch so verschoben, die Idee noch so hirnverbrannt, was thut's? Ein farbiges Vollbild, auf dem Don Romero zur Strafe für seine Übelthaten von den Kannibalen in Stücke zerhackt und zu Frikassée verarbeitet wird, und ein anderes, auf dem die Füße seines gleichwertigen Freundes eben noch in dem geöffneten Rachen eines kornblumenblauen Haifisches zu sehen sind, — dann sind alle übrigen Bedenken kleinlich, und der Verleger kann nach Weihnacht zur nächsten Ausfahrt rüsten.

Wie wir aus diesem Sumpf herauskommen? Daß nur der Schaden zunächst klar erkannt werde! Und dafür sorgt: Das Elend unserer Jugendlitteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Von Heinrich Wolgast. 2. Aufl. L. Fernau, Leipzig, 1899 — ein Buch, dem auch ich zu vorstehenden Bildern vieles direkt und indirekt entnahm und noch mehr danke. Zum positiven Aufbau liefert das letzte Kapitel einige wertvolle Grundsteine. Aber der Hauptwert liegt in der ausgezeichneten Charakterisierung des gegenwärtigen Standes unserer Jugendlitteratur, in der rücksichtslosen Darlegung des

ganzen Glends und vor allem in den gesunden Grundsätzen der Kritik, die gleicherweise zur Verwerfung der modernen Indianergeschichten in vornehmer Gewande wie der sentimentalen Erzählungen für unsere höheren Töchter führen. Wolgast verhilft der Natur wieder zu ihrem Recht, das von der litterarischen Unnatur mit Füßen getreten wird. Er schüttelt die Fesseln der Tendenz jeder Art ab, die unausweichlich auf der Lektüre unserer deutschen Jugend liegen, und wenu er dabei nicht sanft und leise auftritt, wer will's ihm verdenken? Wer diesen Augiasstall auskehren will, der muß einen scharfen Besen führen. Wolgasts Buch ist eine Befreiungsthat. Was seither in wenigen Zeitschriften in einzelnen Artikeln schüchtern und verstreut zu Tage trat, das faßt er mit großem Griff und führt es geschlossen und thatkräftig durch bis ans Ende. Wer aber zu Wege bringt, daß ein fester Pfad durch den Sumpf unserer Jugendlitteratur geführt wird, der hat Großes an unserer Jugend gethan. Die Arbeit hat durchaus keinen lediglich schulpädagogischen Wert, sie ist ebenso litterarisch-ästhetisch wie sozialpädagogisch wertvoll und wird hoffentlich dazu beitragen, weitesten Kreisen die Augen zu öffnen über die verschobene Entwicklungslinie in diesem Litteraturgebiet. Die Jugend wird es ihm dereinst danken, daß er den Alten die Augen aufgethan und ihr selbst wieder frische Quellen erschlossen hat, daß das unter der Tendenz erstickte Naturrecht des Kindes wieder befreit wurde. Sein Motto ist Storms Wort: Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben.



Gedichte von Otto Falkenberg.

(München.)

Nelken.

Nach dieser Nächte schwülgeheimer Qual,
Nach all dem endlos fieberirren Mähen
Will wieder heut' ein roter Morgenstrahl
Die müde Stirn verheißend mir umglühen.

Und durch des Frührots gold'nes Strahlenthor
 Seh' ich dich ernst und still herniederschreiten,
 Blutnelken trägst du in den Händen beiden, —
 So bleich und schön sah ich dich nie zuvor.

Blasgelbe Rosen schlummern dir im Haar,
 Das dunkelschwer sich um die Schultern schmiegt,
 Und kraftlos reichst du mir die Nelken dar,
 Dein müdes Lächeln träumt: „Du hast gesiegt.“

Erinnerung.

Fern überm Cann verglimmt der Wintertag,
 Schwarz bohrt der Wipfelkamm sich in die Gluten,
 Der Frost liegt hart und schweigend auf dem Hag. —

Mir aber will die Seele überfluten
 Von junger Sehnsucht und gestorbener Pein,
 Der alte Schmerz fängt wieder an zu bluten.

Wir schritten durch den Sommerabendschein,
 Wie durch ein weites, goldenes Märchenland,
 Und wußten nichts, als unser Glück allein.

In meinem Arm lag deine Kinderhand,
 Und müde fast hobst du die dunkeln Lider, —
 O, wie ich diesen trunkenen Blick verstand!
 O du — o du! klang's leise hin und wider,
 Und wie von banger, ahnungsvoller Wonne
 Ging heiß ein Zittern über deine Glieder. —

Wir schritten tiefer in die Abendsonne. . .

Vermählung.

Du mit dem brennenden Mund, du Schöne,
 Du meine wilde Königsbraut,
 Komm, daß ich die schwarzen Kocken dir
 kröne

Zu mir aufs Kopf! Unser listiger Schimmel
 Trägt uns gemach durch die Sommerwelt,
 Hoch über uns der sonnige Himmel
 Ist unser blaueisdenes Königszelt.

Mit Canneuzweigen und Heidekraut.

Schicksal.

Weil du von ewig mir erloren bist,
 Möcht' ich zu Tod dich lassen;

Weil du aus Schmerzen mir geboren bist,
 Muß ich dich halten, fassen;

Weil du auf ewig mir verloren bist,
 Kann ich dich nimmer lassen.

Am Morgen.

<p>Warum blickst du so ernst, mein Mäd- chen, sag? Sieh, draußen wird's Tag! Hast doch die lange, dunkle Nacht Gefügt und gelacht.</p>	<p>„Hatte daran in der dunklen Nacht Nimmer gedacht, Daß tief in ihrem Schoße lag Ein neuer Tag.“</p>
--	---

Am Grabe Theodor Storms.

(Kusum.)

Hier ist es still. Noch waed der Tag nicht laut,
Im Morgenwind die Kindenzweige schwanken.
Mir ist, als sei der Ort mir altvertraut,
Still leg' ich meinen Strauß von Heidekraut
Auf deines Grabes dunkle Ephauranken.

Besuch.

Dein Antlitz ruht im schwarzen Sammetkissen
So krank und weh,
Du schläfst und träumst und darfst es ja nicht wissen,
Wär' auch dein Herz von Sehnsucht wundgerissen,
Daß ich bei die seh'.

Auf roter Seide deine Schmerzhände,
Ganz still und weiß,
O, wenn ich sie, wie einst, so ohne Ende
Mit meinen Küßen segnen könnte,
Ganz sacht und leis.

Du müßtest sterben, sagen sie, und weinen, —
Mir wird so schwer.
Du sprachst zu mir: „Beim blassen Frühlingsscheinen
Will ich mich bräutlich die vereinen.“
Weißt du nicht mehr?

Sommernächte.

Sahst du, wenn in Sommernächten
Weiß die Fliederbüsche leuchten?
Neige deine dunklen Flechten,
Denn sie duften nach dem feuchten

Attem jener dunkelschwülen,
Tiefgeheimen Sommernächte.
Hebe deine kühle Rechte,
Mir die heiße Stirn zu fühlen.

Sieh, was ich um dich gelitten,
Wirst du nimmermehr verstehen.
Seit ich dich zuerst gesehen,
Hör' mit unsichtbaren Schritten
Neben mir den Tod ich gehen.

~~~~~

### Dierzeiler.

#### Wir brüdr.

Du liebtest die Sünde und hast es bekannt,  
Dram will dich die Welt verdammen,  
Du stolze Sünderin, gib mir die Hand:  
Wir beide gehören zusammen.

~~~~~

Veröhnung.

Heut' hat dein dunkler Blick mich scheu geküßt
Und zärtlicher, als je dein Mund es wagte,
Nun weiß ich, daß du lächelnd bald vergißt,
Was einst mein bit'rer Trost dir Herbes sagte.



Garten der Einsamkeit.

Von Victor Wall.

(Wien.)

. . . Ich bin also jetzt seit ungefähr vier Wochen da. Es ist hier leidlich hübsch. Ich habe ein kleines Kabinett draußen in der Vorstadt, das ich nur zu meinen Spaziergängen verlasse (Aussicht ins Freie). Untertags arbeite ich viel. Die Tage fließen eintönig dahin, einer dem anderen gleich. Das macht mich für Augenblicke sehr melancholisch. Doch ich finde mich damit ab. —

Ach, ich sage dir, ich beneide dich heimlich oft!

Ich beneide dich um deine heitere und graziose Art, das Leben wie spielend, den Ernst der Dinge lächelnd streifend, zu leben.

Freilich weiß ich, daß auch dir die ernstesten Augenblicke nicht

fehlen, in denen du spürst: ha, das Schicksal! Aber es kann dir doch so eigentlich nichts anhaben. Das ist eine große Gnade.

Wenn du dann einst, am Rande des Lebens, vor der Fahrt in die große Ungewißheit, mit einem Lächeln voll Trauer und Wehmut noch einmal diese ganze Komödie vor deinem Geiste vorübergleiten läßt, wirst du sagen: ah, es ist mitunter toll gewesen, aber es ist doch schön gewesen!

Süße Worte von verhaltener Seligkeit, in dämmerigen Gemächern geflüstert, werden lebendig. Heiße Lippen, nach wilden Stüssen lüstern, weigen sich dir zu. Weiße Arme, voll ungestümer Begehrlichkeit, haschen nach dir. Und . . ., ja . . ., nun eben diese ganze Zeit der Wonnen taucht, vom milden Scheine der Vergangenheit verklärt, wieder . . . für Sekunden . . . auf. Und die schwere Stunde wird dir leichter!

Um das alles beneide ich dich heimlich oft!

Hart und streng, mit den Gesten hüßender Pilger, gehe ich durchs Leben. Niemand bin ich etwas. Niemand sagt mir: Liebster, laß uns selig sein, laß uns diese Nacht taumelnd den Becher des Glückes leeren, dann gehen wir lachend sterben; was ist der Tod gegen unsre Liebe!

Das alles, siehst du, ist mein Verhängnis. Es ist mein Geschick. Ich große soust selten dagegen. Aber bisweilen, beim Wehen berückender Lüfte oder beim Rascheln welker Blätter, packt es mich und da . . . da . . . da — ah, wie soll ich dir sagen, in kalten Worten sagen, wie's mich da anfällt!

Dann möchte ich hinstürzen zu den anderen, bitten, stehen, die Hände ringen: Nehmt mich auf, ich will nichts, nichts, gar nichts, nur Mensch laßt mich sein unter Menschen! Aber sie lächeln höhnisch und verstehen mich nicht. Was hat er uns denn zu sagen?, meinen sie und zucken die Achseln.

Da faßt mich eine wilde Mut — ein großes Würgen in der Kehle — und ich werde plötzlich stark und groß, der ich früher schwach und klein war, und ich räche mich mit bösen, giftigen Worten, heimlich in ihr Herz geschüttet, oder mit Thaten, die sie schmerzen, ihr Empfinden in Aufruhr jagen!

Ja, so bin ich. Ich kann dagegen nichts machen, denn es ist mein Schicksal. — —

Daß ich dir das alles erzähle, wird dich wundern. Du weißt nicht, wie du dazu kommst, was?

Ja, wenn mich der Schmerz fast zum Wahnsinn treibt, bin ich

wie eine Dirne: dem Erstbesten an den Hals; aber rasch, ehe es zu spät wird . . .!

Laß das Fragen, laß das Staunen. Geh hin und — lebel!

In meinem Herzen ist es kalt: Winterstürme wehen über die brachen Felder meiner vergifteten Jugend! — — —



Lyrik der Gegenwart.

Ein Überblick von Rudolf Steiner.

(Berlin.)

(Schluß.)

V.

John Henry Mackay wird seit dem Erscheinen seiner Gedichte „Sturm“ im Jahre 1888 der „erste Sänger der Anarchie“ genannt. Er betont in dem Buche, in dem er 1891 die Kulturströmungen unserer Zeit mit freiem Blicke und aus einer tiefen Kenntnis heraus geschildert hat, in den „Anarchisten“, daß er auf diesen Namen stolz sei. Eines der unabhängigsten Bücher, die je geschrieben worden sind, ist diese lyrische Sammlung. Die Lebensansicht des Anarchismus, die viel geschmähte, aber wenig gekannte, hat in Mackay einen Dichter gefunden, dessen kraftvolle Empfindung ihren großen Ideen völlig ebenbürtig ist. „Auf keinem Gebiete des sozialen Lebens“ — sagt er selbst in dem ‚Anarchisten‘ — „herrscht heute eine heillosere Verworrenheit, eine naivere Oberflächlichkeit, eine gefährlichere Unkenntnis, als auf dem des Anarchismus. Die Aussprache des Wortes schon ist wie das Schwenken eines roten Tuches — in blinder Wut stürzen die meisten auf dasselbe los, ohne sich Zeit zu ruhiger Prüfung und Überlegung zu lassen.“ Die Ansicht des wahren Anarchisten ist die, daß ein Mensch nicht über das Handeln des anderen herrschen kann, sondern daß nur ein Zustand des Gesellschaftslebens fruchtbar ist, in dem sich jeder einzelne selbst Ziel und Richtung seines Thuns vorzeichnet. Gewöhnlich glaubt jedermann zu wissen, was allen Menschen in gleicher Weise frommt. Man hält Formen des

Gemeinschaftslebens — unsere Staaten — für berechtigt, die ihre Aufgabe darin suchen, die Wege der Menschen zu beaufsichtigen und zu lenken. Religion, Staat, Geseze, Pflicht, Recht u. s. w. sind Begriffe, die unter dem Einfluß der Anschauung entstanden sind, daß der eine dem anderen die Ziele bestimmen solle. Die Sorge für den „Nächsten“ erstreckt sich auf alles; nur das eine bleibt völlig unberücksichtigt, daß, wenn einer dem anderen die Wege zu dessen Glück vorzeichnet, er diesem die Möglichkeit nimmt, selbst für sein Glück zu sorgen. Dieses eine ist es nun, was der Anarchismus als sein Ziel ansieht. Nichts soll für den einzelnen verbindlich sein, als was er sich selbst als Verpflichtung auferlegt. Es ist traurig, daß der Name für die edelste der Weltanschauungen mißbraucht wird, um das Gebahren der gelehrigsten Schüler des gewalthätigen Herrschertums zu bezeichnen, jener Gesellen, die soziale Ideale zu verwirklichen glauben, wenn sie die sogenannte „Propaganda der That“ pflegen. Der Anhänger dieser Richtung steht genau auf dem Boden, auf dem diejenigen sich befinden, die durch Inquisition, Skanone und Zuchthaus ihren Mitmenschen begreiflich zu machen suchen, was sie zu thun haben. Der wahre Anarchist bekämpft die „Propaganda der That“ aus demselben Grunde, aus dem er die auf den gewaltsamen Eingriff in den Kreis des einzelnen gebauten Gemeinschaftsordnungen bekämpft. Als persönliches Bedürfnis lebt in Madays Empfindungsleben die freie, anarchistische Vorstellungsart. Dieses Bedürfnis strömt als Stimmung von seinen lyrischen Schöpfungen aus. Madays vornehmes Fühlen wurzelt in der Grundempfindung, daß die Persönlichkeit eine große Verantwortlichkeit sich selbst gegenüber hat. Demütige, hingebende Naturen suchen nach einer Gottheit, nach einem Ideale, das sie verehren, anbeten können. Sie können sich ihren Wert nicht selbst geben und möchten ihn daher von außen empfangen. Stolze Naturen erkennen in sich nur dasjenige an, was sie selbst aus sich gemacht haben. Die Selbstachtung ist ein Grundzug vornehmer Naturen. Sie wollen nur dadurch zum allgemeinen Werte der Welt beitragen, daß sie ihren Wert als einzelne erhöhen. Sie sind deshalb empfindlich gegen jeden fremden Eingriff in ihr Leben. Ihr eigenes Ich will eine Welt für sich sein, damit es sich ungehindert entfalten könne. Nur aus dieser Heilighaltung der eigenen Person kann die Schätzung des fremden Ich hervorgehen. Wer für sich völlige Freiheit in Anspruch nimmt, kann gar nicht daran denken, in die Welt eines anderen einzugreifen. Man darf deshalb behaupten, daß dieser Anarchismus die Denkart ist, die notwendig aus dem Wesen der vor-

nehmen Seele flieht. Wer die Welt schätzt, muß, wenn er sich selbst versteht, auch das Stück Dasein schätzen, an dem er unmittelbar in die Welt eingreift, das eigene Ich. Eine vornehme, selbstsichere Natur ist Mackay. Und wer mit solchem Ernst wie er in die Abgründe der eigenen Seele hinuntersteigt, in dem erwachen Leidenschaften und Wünsche, von denen der Unfreie keine Vorstellung hat. Von dem einsamen Gesichtspunkte der freien Seele aus erweitert sich das Weltbild des Menschen. „Da erhebt sich die Seele aus brütenden Träumen, als Erwählte zu wandern die Wege der Welt.“ Wenn der Blick tief nach innen bringt, dann wird ihm zugleich die Gabe eigen, über die unendlichen Räume hinzuschweifen, und der Mensch kommt in die Stimmung, die Mackay in seinem Gedicht „Weltgang der Seele“ in den Worten ausdrückt, der Seele „wurden zum Flug in den ewigen Räumen vom Mut die erzitternden Flügel geschwellt“.

Wie tief Mackay mit jeder menschlichen Persönlichkeit zu fühlen vermag, das beweist seine ergreifende Dichtung „Helene“. Die Liebe eines Mannes zu einem gefallenem Mädchen wird hier geschildert von einem Dichter, dem sein Fühlen und Vorstellen die Wärme des Ausdruckes verliehen hat, die ihren Ursprung nur in der vollkommenen Freiheit der Seele haben kann. Wenn man das menschliche Ich in solche Abgründe verfolgt, dann gewinnt man auch die Sicherheit, es auf den Höhen zu finden.

Man hat Mackay einen Tendenzdichter genannt. Die das thun, zeigen, daß sie weder das Wesen der Tendenzdichtung richtig beurteilen, noch das Verhältnis des Dichters Mackay zu der von ihm vertretenen Weltanschauung kennen. Seine Freiheitsideale bilden so die Grundstimmung seiner Seele, daß sie als individueller Ausdruck seines Innern erscheinen, wie bei anderen die Klänge der Liebe oder die Verherrlichung der Naturschönheiten. Und es ist gewiß nicht weniger poetisch, des Menschen tiefstem Denken Worte zu verleihen, als der Neigung zum Weibe oder der Freude am grünen Wald und am Vogelgesang. Den Lobrednern des sogenannten „absichtlosen Schaffens“, die mit ihren doktrinären Einwänden sink zur Stelle sind, wenn sie in der Lyrik etwas wie einen Gedanken wittern, sei zu bedenken gegeben, daß das kostbarste Gut des Menschen, die Freiheit, nicht in der Dampfsheit des Unbewußten, sondern auf den lichten Höhen des entwickelten Bewußtseins entsteht.

Aus dem stürmischen Feuer einer idealistisch gestimmten Seele heraus machte vor rund fünfzehn Jahren Karl Hendell die große

Lebensfrage der Gegenwart, die soziale, zum Grundmotiv seiner Lyrik. Einen „Morgenweckruf der siegenden und befreienden Zukunft“ wollte er den Dichtungen entgegenstellen, die in den siebziger Jahren behaglich die ererbten Vorstellungen in neuen Weisen kund thaten. Ein hoffnungstrunkener Idealismus leuchtet aus den trüben Empfindungen heraus, die das Mitleid mit dem Sehnen, Streben und Kämpfen seiner Zeit in Hendell ausgebildet hat. Nicht der verlogenen „alten Schönheit“ wollte er dienen, sondern der neuen Wahrheit, die ein Abbild schafft von den Leiden des ringenden Gegenwartsmenschen. Plastik des Ausdrucks, Harmonie der Töne kann nicht der Charakter dieser Poesie sein, die zwischen Entrüstung über die sozialen Erlebnisse der Gegenwart und zwischen unbestimmten Zukunftserwartungen hin- und herschwankt. Die übertreibende Hyperbel tritt an die Stelle der ruhig-schönen Metapher. Stechende Glut sprüht aus den Versen, nicht beseligende Wärme. Die Freiheit in allen Formen wird der Abgott, dem der Dichter huldigt. Die Wissenschaft, die das Geistige aus dem Materiellen entstehen läßt, nimmt er in seine Darstellungsart auf, damit sie ihn erlöse aus den Banden der religiösen Unfreiheit, der mythologischen Anschauungsweise. Aber auch die Freiheitsidee kann zur Tyrannin werden. Wenn sie scharf abgezielte Lebensziele prägt, ertötet sie das wirklich unabhängige Leben der Natur. Ein Herz, das fortwährend nach Freiheit schreit, kann vielleicht nichts anderes meinen, als neue Fesseln statt der alten. Es ist eine Höherentwicklung in Hendells Individualität, daß er sich auch von der Freiheit wieder befreien wollte. Er hat den Weg gefunden zu der inneren Freiheit, die sich sagt: „Laß Schulen und Partei'n lehren und schrei'n, du kannst nur gedeh'n zum Künstler und Frei'n für dich allein.“ Der „Tam-bour“, der mit lautem Trommelschlag dem freien Geiste dienen wollte, hat sich verwandelt in den Geigenspieler, der die Schönheit gefunden hat und von ihr singt. Und damit ist Hendell auch das Glück zu teil geworden, das Naturen genießen können, die stark genug sind, aus ihrem Innern heraus sich den Lebensinhalt zu schaffen, der dem stürmischen Verlangen, den heiß ersehnten Idealen entgegenkommt. Es ist das nicht jenes triviale Glück, das von den oberflächlichen Genüssen des Lebens ein flüchtiges Dasein nährt; es ist das herbe Glück, das sich wie eine stolze Burg über den steilen Felsen schmerzlicher Erfahrungen erhebt, jenes Glück, das Goethe meinte, als er Tasso sagen ließ: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.“ —

„Einsiedelkunst in der Kiefernhalde“ hat Bruno Wille seine 1897 erschienene lyrische Sammlung genannt. Er hat mit diesem Titel bedentsam auf den Grundcharakter seiner Persönlichkeit hingewiesen. Er hat bei den Menschen gesucht, wonach seine Seele dürstete: das Glück und die Vollkommenheit. Aber er konnte sie da nicht finden. Deshalb ist er wieder zurückgekehrt, woher er gekommen, in die Einsiedelei seiner Seele, und hat sich zum Genossen die Natur gewählt, welche die Treue hält, von der die Menschen zwar soviel sprechen, die sie einander gegenüber doch nicht zu halten wissen. Was er im Bunde mit Menschen vergebens erstrebt hat, das wird ihm zu teil durch die Freundschaft der Natur. Es ist bei Wille nicht ein eingebornen Grundzug seines Gemütes, der ihn zur Einsiedelei trieb. Seine Seele hätte nicht von vornherein ihm zugerufen wie einem Nietzsche die seinige: „Fliehe in deine Einsamkeit! Du lebst den Kleinen und Erbärmlichen zu nahe. Fliehe vor ihrer unsichtbaren Rache! Gegen dich sind sie nichts als Rache.“ Obwohl ein reiches Innenleben und ein entwickelter Naturfönn in Wille immer vorhanden waren und er eine gewisse Selbstgenügsamkeit in sich ausgebildet hatte, stürzte er sich hinein in das volle Treiben sozialen Gemeinlebens. Was bei Nietzsche aus der Überempfindlichkeit des Organismus stammt, aus seiner Eigenheit, die viele Unreinheit auf dem Seelengrunde der Menschen gleichsam zu riechen: das wurde bei Wille durch reiche Erfahrung innerhalb des Getriebes mit den „Fliegen des Marktes“ gezeitigt. Aus dieser Erfahrung bildete sich eine Begierde, die bei Nietzsche wie ein Vorurteil erscheint: „Wärdig wissen Wald und Fels mit dir zu schweigen. Gleiche wieder dem Baume, den du liebst, dem breitästigen: still und aufhorchend hängt er über dem Meere.“ Und nicht nur mit Wald und Fels zu schweigen, versteht Bruno Wille, sondern auch mit ihnen vertrauliche Zwiesprach zu halten. Der Natur weiß er die Zunge zu lösen. Die stillen Pflanzen, das mystische Wehen des Windes, sie verraten ihm die intimen Geheimnisse der Natur, und die fernern Sterne vertrauen ihm die großen Offenbarungen an. Sein Blick erhebt sich zu dem roten Mars, dessen Oberfläche nicht natver Volksglaube, sondern die ernste Wissenschaft mit sagenhaften Bewohnern bedeckt, um dort zu erspähen, wo die armen, unvollkommenen Erdenkinder die Erlösung finden können von dem alten Weh. Die Sehnsucht seiner Seele saugt die erhabenen Laute der ewigen Natur ein, um mitzuleben mit dem All, um das eigene Selbst hineinzuwoben in die unendliche Weltseele. „Endlose Weltenscharen, sollst Seele, du, befahren . . .“ Und dieses eigene Selbst ist nicht das leere, inhaltlose

des Schwärmers, der außen sucht, was er in sich nicht finden kann; es ist das volle Selbst, das nach einer Erfüllung begehrt, die ihm eben solchen Reichtum bringt, wie es in sich birgt. Das arme Selbst verschenkt sich, weil es bedürftig ist; das reiche Selbst strömt seine Überfülle in die Umgebung aus. Ein dichterischer Pantheismus spricht aus Willes Dichtung zu uns. Was Goethe in „Künstlers Abendlied“ begehrt und ausspricht: „Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir, dich treu und lieb zu fühlen. . . . Wirst alle meine Kräfte mir in meinem Sinn erheitern und dieses enge Dasein mir zur Ewigkeit erweitern,“ das lebt als Grundton in der Poesie Willes.

Auch in Julius Harts Seele vermählt sich wie in der Bruno Willes der Einzelgeist mit dem Allgeist. Aber dieser Allgeist ist nicht der selig in sich ruhende Naturgeist; er ist ein von allen Stürmen menschlicher Leidenschaft durchtobter Weltgeist. Sein Fühlen schwebt hin und her zwischen trunkenem Genießen, stolzer Freude am ewigen Werden und dumpfem Entsagen. Geburt und Tod, die die Natur nur in ihrer äußeren Hülle zeigt, die sich um das tiefe, ewige, nie sterbende Leben legt: ihnen begegnen wir in Harts Dichtungen immer wieder. Ein Naturempfinden, das nicht die hehre Götterharmonie aus den Tiefen der Dinge heraufholt, dafür aber die eigenen Seelenstimmungen in den Vorgängen der Außenwelt verkörpert sieht, findet man bei diesem Dichter. Was in seinem Herzen vorgeht, das verkündet ihm die Natur in grobangelegter Symbolik. Und hinreißend sind die Rhythmen, mit denen er diese Symbolik besingt. Das Ursprüngliche im Menschentwesen, das große, gigantische Schicksal, das nicht von außen wirkt, sondern das aus den Abgründen der Seele herauf die Individualität dämonisch fortreibt durch Gut und Böses, durch Wahrheit und Irrtum, durch Freuden und Schmerzen: für das findet Hart Worte, die voll ertönen und sich uns schwer auf die Seele legen. Begreiflicherweise mußte ein solcher Dichter auch Töne finden für das Empfinden, das aus derjenigen Seelenregion kommt, die bei dem modernen Menschen am entwickeltsten ist, für das soziale. Dieses soziale Empfinden hat in seinem eigenen Herzen Gefühle erweckt, wie sie in seiner Dichtung „Auf der Fahrt nach Berlin“ zum Vorschein kommen, die ein Reflexbild liefert von dem schonungslosen, großen Weltgetriebe der Gegenwart aus einer starken, tief erregbaren Seele heraus. Ein philosophischer Zug ist in Harts Persönlichkeit vorhanden. Er verleiht seinen Dichtungen den Ernst und die Tiefe. Und dieser Zug wirkt durchaus lyrisch. Auch wo er philosophisch sein könnte, wird Hart lyrisch. Das zeigt sich in seinem Buche

„Der neue Gott“, in dem er seine Weltanschauung darlegt. Was ihm als solche vorschwebt, das legt sich nicht in Gedanken auseinander, sondern es klingt aus einer lyrischen Grundstimmung herans.

Ein Recht, den sozialen Dichtern beigezählt zu werden, hat sich Clara Müller mit ihrer Sammlung „Mit roten Streifen“ erworben. Das Sympathische an diesen Dichtungen ist, daß sich das soziale Vorstellen und Denken durchaus persönlich giebt. Die eigenen Leiden und Entsayungen haben der Dichterin die Augen geöffnet für diejenigen der anderen. Und wie reich ihr Leben an lehrenden Erfahrungen war, auch davon geben die in der Form mit edler Einfachheit auftretenden Poesien ein schönes Zeugnis.

Gustav Renner und Paul Bornstein dürfen genannt werden, wenn von den Persönlichkeiten gesprochen wird, auf die man für die Zukunft Hoffnungen setzt. Die einfachen, natürlichen Töne des ersten und die mit einem wie Wahrheit wirkenden Pathos versehete Wärme des anderen erwecken durchaus solche Hoffnungen.

Mehr Reife tritt uns gleich in seinen ersten Dichtungen bei Emanuel von Bodman entgegen. Seine Art ruft einen Eindruck hervor, der an den erinnert, den man bei Rembrandtschen Gemälden hat. Er liebt, bedeutsame Wahrnehmungen, die scharfe Kontraste bilden, nebeneinanderzustellen, so daß sie in ihrem Zusammen eine große Ausdrucksfähigkeit haben. Die epigrammatische Kürze, die ihm eigen ist, wird in ihrer Wirkung durch solches Nebeneinander erhöht. —

VI.

„In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sei, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphierender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft

behauptet.“ Mit diesen Worten hat Schiller in seinen Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen“ ein künstlerisches Ziel beschrieben, wie es dem Lyriker Stefan George vorschwebt. Die Empfindung, das Gefühl, das Bild, die in der Seele des Künstlers erzittern, müssen erst geprägt, gestaltet werden, wenn sie Kunstwert haben sollen. Jede Faser dieser Elemente des Seelenlebens muß von der Gestaltungskraft ergriffen worden sein, und zu etwas anderem gemacht, als ihr Naturzustand ist. Denn dieser erregt nur den Menschen, den Künstler geht er nichts an. Nicht um die einzelnen Farben, die einzelnen Töne, die einzelnen Vorstellungen ist es diesem zu thun, sondern um die Art und Weise, wie sie in dem Werke zusammengestellt sind, das wir ästhetisch genießen. Schiller hat offenbar in diesem Kultus der Form ein Ideal gesehen, aber doch gefühlt, daß dieses leicht der Einseitigkeit verfallen kann, und deshalb den Zusatz gemacht, daß die Form um so mehr wert sei, je imposanter, gewaltiger der Inhalt, der Stoff sei und je kräftiger daher die Form auch sein muß, die diesen zu bewältigen hat. Je hinreichender das ist, was man zu sagen hat, umso größeres Können gehört dazu, es auch auf eine Art zu sagen, die als solche gefällt. In der Lyrik hat es der Künstler mit der eigenen Seele zu thun; seine Empfindungen, seine Gefühle sind der Stoff. Die Kunst wird nicht darin liegen, daß diese Empfindungen und Gefühle Größe haben, sondern daß groß erscheint, wie diese Seelenregungen zum Ausdruck gelangen. Wer innerhalb der Vorstellungsart Schillers stehen bleibt, wird aber doch zugeben müssen, daß die Art des Ausdruckes, wie kunstvoll sie auch sein mag, um so höher zu schätzen ist, je bedeutender der Inhalt ist, der ausgedrückt wird. In der Lyrik ist es die eigene Seele des Künstlers, die diesen Inhalt hergiebt, die Persönlichkeit. Je größer die Persönlichkeit ist, auf die wir durch das lyrische Kunstwerk blicken, um so wertvoller wird uns dieses selbst erscheinen. Robert Zimmermann, der als Ästhetiker die Anschauung radikal durchgeführt hat, daß die Form allein es sei, die das künstlerische Wohlgefallen hervorruft, hat, um sich zu verdeutlichen, gesagt: Ein und dasselbe Ding, z. B. eine Statue, ist dem Naturforscher, speziell dem Mineralogen ein Stein, dem Ästhetiker ein Halbgott. Der erste soll es bloß mit dem Stoffe zu thun haben, der zweite mit dem, was künstlerisch aus dem Stoffe gemacht worden ist. Mit Bezug auf die Lyrik müßte man im Sinne dieser Anschauung sagen: die Seelenregungen eines andern mögen dem Menschen anziehend oder abstoßend sein, sie mögen seine Teilnahme bewirken oder seine Antipathie;

dem ästhetisch Genießenden können sie nur harmonisch oder unharmonisch, rhythmisch oder nurrhythmisch sein.

Stefan George lebt nun ganz im Elemente des künstlerischen Ausdruckes, der Form. Wenn seine Seelenschwingungen zu Tage treten, soll ihnen nichts mehr anhaften, was bloß den Menschen interessiert, sie sollen ganz aufgegangen sein im künstlerischen Elemente der Form. Die Welt gewinnt für diese Persönlichkeit nur Wert, insofern sie rhythmisch bewegt, harmonisch gestaltet ist, insofern sie schön ist. Und wenn andere das Schöne darin sehen, daß uns in einem Vergänglichen das Ewige, die Urkräfte des Daseins erscheinen, so bestreitet Stefan George den ewigen Wesenheiten jeden Wert, wenn sie nicht schön sind. Seine drei Gedichtsammlungen: „Hymnen, Pilgerfahrten, Algalal“ — „Bücher der Hirten und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten“ — das „Jahr der Seele“, sie sind die Welt als Rhythmus und Harmonie. Die Welt ist mein Rhythmus und meine Harmonie, und was nicht einfließt in dies goldene Reich, das lasse ich liegen im Chaos des Wertlosen: das ist Georges Grundstimmung.

Schönheitstrunkenheit möchte man diese Grundstimmung nennen. Und schönheitstrunken ist auch Hugo von Hofmannsthal. Wenn man aber von Stefan George sagen darf: er zwingt das Schöne herbei, so muß man von Hofmannsthal behaupten: ihn zwingt dieses Schöne zu sich. Wie eine Biene durchfliegt er die Welt; und da hält er an, wo es den Honig des Geistes, die Schönheit, zu sammeln giebt. Und wie der Honig nicht die Blüte und Frucht selbst ist, sondern nur ein Saft aus denselben, so ist Hofmannsthals Kunst nicht eine Offenbarung der ewigen Weltgeheimnisse, sondern nur ein Teil dieses Ganzen. Man nimmt diesen Teil gerne hin und genießt ihn in einsamen Stunden, wie die Biene sich im Winter von dem eingesammelten Honig nährt. Süß wie der Honig ist diese Kunst des Wiener Dichters. Doch die Kraft, die gigantisch die Dinge der Welt erschafft und sie belebt, fehlt in dieser Kunst. Es stürmt in ihr nicht der Elemente Macht und Leidenschaft; es weht in ihr und webt eine Sphärenharmonie, die auf dem Grunde der Weltseele erklingt. Und es muß ganz still und schweigam um uns werden, der Sturm des Weltgeschehens muß aufhören, das wilde Wolken muß für Augenblicke ersterben, wenn wir die leise Musik dieses Dichters hören wollen. Die seltsamen Gleichnisse dieses Lyrikers, seine sonderbaren Umschreibungen und Wortzusammenstellungen drängen sich nur dem Geiste auf, der nach aus-

erlesenen Schönheiten sucht. Wer die ewigen Kräfte der Natur in ihren charakteristischsten Erscheinungsformen sucht, der geht an diesen Schönheiten vorüber. Denn sie sind wie die Offenbarungen des Ewigen im Luzus der Natur. Und doch empfindet man auch in den Seltsamkeiten Hofmannsthals das Notwendige der Welterscheinungen. Man wird den Vorwurf einer banausischen Vorstellungsart nicht abwehren können, wenn man diese Luzuskunst von sich weist; aber es muß zugestanden werden, daß wenige menschliche Schöpfungen solche Verführer zum Banausentum sind, wie die Dichtungen Hugo von Hofmannsthals.

Die Stimmung der Andacht, die anbetend vor den ewigen Rätseln der Natur steht, tönt uns aus den Iyrischen Dichtungen Johannes Schlass entgegen. So groß, so hehr, so geheimnisvoll stehen vor ihm diese Rätsel, daß er mit halbgeöffnetem Auge nur hinblicken mag, weil es ihn ängstigt, die Fülle des Daseienden auf sich eindringen zu lassen. Das Ahnen gießt genug des seligen Entzückens über die Herrlichkeiten der Welt in seine Seele; er will das volle Schauen, die Helligkeit der Wahrnehmung vermeiden. Auch er greift zu seltenen Vorstellungsbildern, um das Graute in Worte zu kleiden; aber nicht als schönheits-trunkener Geist, sondern wegen seiner leidenschaftlichen Hingabe an die Wahrheit, deren Majestät er nicht durch das Kleid der Alltäglichkeit dem nüchternen Sinne allzu nahe bringen will. Dieser Dichter, der einer der Propheten des radikalen Naturalismus auf dem Felde der Dramatik ist: er hat sich als Lyriker zum Sänger der ewigen Wesenheiten durchgerungen, die tief in den Dingen verborgen sind.

Einen anderen Entwickelungsgang ist Arno Holz gegangen. Von der formschönen, von natürlichem Schwunge getragenen Dichtung, der er im Anfang seiner Laufbahn zugethan war, hat er sich abgewandt. Die naturalistische Doktrin hat die Oberhand gewonnen über die Natürlichkeit. Denn natürlich ist, daß das Gefühl in der Kunst sich erhebt über das unmittelbare Erlebnis. Der Stil, der den Wahrnehmungen eine höhere Gestalt giebt: er entspringt aus einer natürlichen Sehnsucht. Aus derjenigen, die sich am meisten befriedigt fühlt, wenn der Mensch Kunstmittel findet, die ohne Vorbild im Leben dastehen, welche eine eigene, freie Schöpfung der Seele und doch Offenbarungen der ewigen Urkräfte sind. Goethe schildert diese Befriedigung, indem er den Eindruck der Musik charakterisiert. „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt.“ Denn jedes innere Erlebnis, wenn es aus

den Tiefen der Seele hervorgeht, soll, nach Holz' Meinung, seine eigene, individuelle Form mit zur Welt bringen; und nur diese mit dem Inhalt zugleich geborene Form soll die natürliche sein. Den Weg von dem Erlebnis zu der vollendeten künstlerischen Ausgestaltung will Holz nicht gelten lassen. Nicht, wie Schiller sagt, in der Beflegung des Stoffes durch die Form liege das wahre Kunstgeheimnis des Meisters; sondern der ist Meister, der dem Stoffe die in ihm liegende Form abzulauschen vermag. Auf diese Weise ist Holz aus dem begeisterten Sänger, der hinriß, wenn er das Los des Glucks, die Sehnsucht nach besserer Zukunft zum Ausdruck brachte, der sorgsame Auszeichner unmittelbarer Eindrücke geworden, die dem ästhetischen Gesühle nur dann Befriedigung gewähren, wenn sie zufällig künstlerisch sind. Sie sind das allerdings sehr oft, weil in Holz der Dichtergeist lebt trotz seiner der dichterischen Kunst im höheren Sinne feindlichen Theorie.

Die Dichtungen Casar Fleischlens wirken durch die tiefe, gemüthvolle Persönlichkeit, die sich in ihnen ausdrückt. Er ist eine Persönlichkeit, die das Leben nicht leicht zu nehmen vermag. Sie hat Kämpfe zu bestehen gegenüber den leidenschaftlichen Strebungen der Seele. Sie dürftet nach Befriedigung. Stolz möchte sie bezwingen, was sie fernhält von ihren Zielen. Aber letzten Endes ist es nicht die unbegrenzte Kraft, der sie sich vertraut, sondern ein Stück Bescheidenheit, die sich nahe Ziele männlich setzt, wenn sie sieht, daß die ferneren nicht erreichbar sind. Denn lieber ist Fleischlen innerhalb des engeren Kreises ein voller Mensch, als innerhalb des weiteren ein halber. Ganz zu sehr nach Maßgabe des eigenen Seelenfonds, innerlich harmonisch auf sich selbst beruhend: das ist der Grundcharakter seiner Persönlichkeit. In würdiger Einfachheit ziehen die Dinge der Welt vor seinen Augen vorüber, und ebenso einfach, oft allzu anspruchslos fließen seine Verse und seine besonders reizvollen Gedichte in Prosa dahin.

Richard Schaukal hat eine auf das Ausdrucksvolle in der Welt gehende Beobachtungsgabe. Für seinen Blick stilisieren sich die Dinge und Ereignisse. Das Erhabene bildet sich für seine Anschauung zum Hehren um, und das Schöne gestaltet sich zum Einfach-Schmuckvollen. Das Schlanke dehnt sich für sein Auge vollends zur geraden Linie; die Übergänge von einem Ding zum andern hören auf, und schroff löst Gegensatz den Gegensatz ab. Das alles aber in einer Weise, daß wir den Eindruck haben: in seiner Kunst klären die Dinge durch scharfe Umrisse und Kontraste über sich selbst auf; sie lassen ihr Unbestimmtes verschwinden und heben ihr Charakteristisches hervor. Eine

farbenreiche Sprache ist dieser seiner Anschauungsweise ebenbürtig. Er vermag bedeutsam zu sagen, was er bedeutsam gesehen hat. Er ist im Beginne seiner künstlerischen Laufbahn. Ein vielsagender Beginn scheint das zu sein.

Von wunderbar zarter Empfänglichkeit für die intimen Beziehungen der Naturwesen und der Menschenerlebnisse ist die Phantasie Rainer Maria Rilkes. Und dabei hat er eine Treffsicherheit im Ausdruck, die alle die feinen Verhältnisse zwischen den Dingen, die sich dem Dichter entdecken, mit vollen, satten Tönen vor uns hinzustellen vermag. Das ist nicht die Treffsicherheit des großen Charakteristikers, das ist diejenige des naturkundigen Wanderers, der die Dinge liebt, denen er auf seinen Wanderungen begegnet, und dem sie viel vorplaudern von ihren stillen Geheimnissen, weil auch sie ihn lieben und Vertrauen zu ihm gewonnen haben.

Klangvolle Farben des Ausdrucks und eine große Eindrucksfähigkeit für die feierlichen Töne der Außenwelt hat Hans Bethge. Beides weckt allerdings nicht das Gefühl, als ob es aus der ureigenen Seele des Dichters käme, sondern erscheint als Ausdruck des Angenehmen. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch die Skizzen, mit der diese Lyrik an uns herantritt. Wahrscheinlich ist jedoch, daß dieses Fremdartige in des Dichter Persönlichkeit nur eine Vorstufe zu schönen Eigenleistungen ist, deren Vorklänge aus seinen gegenwärtigen Schöpfungen doch herauszuhören sind.



Litterarische Essays.

Eine Übersicht von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Es giebt zwei Arten von Freundschaften. Die eine fordert: „Denke wie ich!“ und lobt dann mit Liebe. Die andere Freundschaft fordert nichts. Sie beobachtet nur. Sie fragt: „Was denkst Du?“ und sie liebt, gleichgültig wie die Antwort ausfällt. Jene Art ist die

Manier kleiner Seelen, diese fordert großen Zug, vornehmeres Denken, schöne Sicherheit im eigenen Bewußtsein.

Nicht anders ist's mit den Ideen und Urteilen. Soll ich die Idee lieben, die ich schon in mir besitze und irgendwo anders wiederfinde? Oder die Idee, die in mir stärkste Leidenschaften entfesselt, ein vehementes „Nein“ auslöst, einen heftigen Zwist hervorrufft? Wie oft machen wir den Fehler, daß wir einen Essay darum vortrefflich finden, weil er unsere Meinungen teilt. Und so muß ich mich erst von Vorurteilen frei machen, ehe ich die dramaturgischen Werke zu würdigen im Stande bin, die Eugen Zabel und Richard Hamel soeben herausgegeben haben. Zener eine „Moderne Dramaturgie“, d. h. mehr eine Übersicht über das dramatische Leben Berlins (Oldenburg, Schulze. 8°. 544 S. M. 5,—), dieser eine „Hannoversche Dramaturgie“ (Hannover, M. & H. Schaper. 300 S. M. 5,—).

Ich hüte mich, mir aus Lessings Hamburgischen Dramaturgie eine Lanze zu holen, um beide Herren ob ihres Wagemutes zu spießen. Das wäre leicht. Die Zeiten ändern sich. Der Theaterbetrieb in seiner Massenhaftigkeit hat alle Zuchtlosigkeit der Fabrikarbeit im Gefolge. Statt einer dramatischen Studie von 50 Seiten liest man winzige Feuilletons von zweihundert Zeilen. Das verlangt das Publikum, das giebt ihm jeden Morgen die berufsmäßige Kritik.

Als Berliner Kritiker steht Eugen Zabel nicht in erster Reihe. Man kann ihn nicht mit den beiden Harts vergleichen, nicht mit Fritz Mauthner, erst recht nicht mit Alfred Kerr, dessen Hauptmann-Affenliebe ihn oft so ungerecht macht. Er ist der Typ der guten, anständigen Bourgeois-Kritik, die nicht gerade ganz versagt, wenn sie originellen Werken gegenübersteht, die aber nie Witterung hat, wenn sich junge Kunst neue Formen erzwingt. Er ist sehr belesen. Und schreibgewandt wie nur je einer in Berlin. Er schreibt die längsten Kritiken. Und manchmal wirklich tüchtig, belehrend. Aber er hat kein Feuer. Er hat kaum einen Totschlag auf dem kritischen Gewissen, er ist aber auch nie ein Sturmbock für eine fremdartige Individualität gewesen. Bei aller Tüchtigkeit fehlt es ihm an Geist und Begeisterungsfähigkeit. Er erzählt behaglich den Inhalt, notiert links die Tadel, rechts die Lobe und vergleicht die Rubriken, um dann befriedigt zu konstatieren, daß G. Hauptmann „sich so erfreulich entwickelt hat“. Wobei ganz schüchtern ein bißchen Selbstlob abfällt: „Es scheint, daß er sich in diesen Punkten mehr nach seinen wohlmeinenden Warnern, als nach seinen blinden Bewunderern gerichtet habe.“ Und derselbe

Mann erklärt das für Schwachsinrige bestimmte Stück „Renaissance“ von Schönthan-Koppel für einen „entschiedenen Gewinn für das Theater“!

Richard Hamel steht als geistige Potenz höher. Sein litterarhistorisches Wissen ist reicher, sein dichterisches Gefühl steht ihm freundlich zur Seite und seine ästhetischen Exkurse gründen sich auf Ansichten, die dieser Mann sich jahrelang innerlich erkämpft hat. So steckt denn ungleich mehr Temperament in ihm, als im temperierten Eugen Zabel. Auch er ist kein fanatischer Anhänger der Moderne, aber seine Kompromiß-Natur ist selbst zu künstlerisch organisiert, um nicht alle ästhetischen Fähler nach den Objekten der neuen Kunst auszustrecken. Sein Urtheil über die moderne dramatische Produktion lautet wenig günstig. Der „Moderne“ fehle die Tiefe der Ideen und das feste dramatische Rückgrat. Man wird wohl zugeben müssen, daß das Drama großen Stils noch ganz fehlt. Vor lauter Kleinarbeit verlor man den Sinn für die Züge der Ewigkeitskunst. Hauptmanns größter Versuch, der „Florian Geyer“ — ich freue mich, hier Dr. Hamel zustimmen zu können — scheiterte, weil seine Miniaturkunst vor dem großen Pathos der Geschichte zerbrach.

Richard Hamel gehört zu den Kritikern, deren Widerspruch man mit Genuß herausfordert. Denn es strömt ihm sein reiches Wissen zu, wenn er seine Ansicht verteidigt, es klingt ein ernster, überzeugungstreuer Ton durch seine Darlegungen; man fühlt, man steht einem Manne gegenüber, dessen Enthusiasmus stets in gleich lauterer Flamme brennt, und man trennt sich von ihm, wie ich es nach der Lektüre gebiegener Essays verlange: in seinem Wissenskern bereichert und in seinem Urtheile tief angeregt. So wächst das Buch aus dem lokalen Rahmen einer hannoverschen Aktualität heraus zu einer geistreichen Analyse des deutschen Dramas im neunzehnten Jahrhundert.

Zabel ist wesentlich Journalist, Hamel eine Mischung von Journalist, Poet und Litterarhistoriker, die beiden folgenden, die Essaysammlungen veröffentlicht haben, gehören zu der reinen Kunst der Litterarhistoriker. Otto Harnack („Essays und Studien zur Litteraturgeschichte.“ Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. 8°. 393 S. M. 6, —), doziert an der Technischen Hochschule zu Darmstadt. Ein Mann, dessen Bildungselemente in Goethe wurzeln. Aber das kann in zweifacher Weise geschehen: Man kann in Goethe hochmütig oder demütig werden. Harnacks litterarhistorische Methode neigt zum ersteren. Er erschlägt mit ihr die Moderne. Seine 1890 niedergeschriebenen Urtheile

über Hauptmann, Holz, Schlaf und — Jaffé sind bezeichnend. Er hat keinen Blick für die Zukunft. Er ist Dogmatiker geworden, der aus der Klassizität sich festbestimmte Regeln abgeleitet hat und sie auf die Gegenwart überträgt. Er weiß nichts davon, daß jede Kunstepoche ihre poetische Atmosphäre hat, daß die Formen der Poesie so wechseln, wie die Seelen, die sie schaffen. Er behauptet: In Deutschland haben wir in Lessing, Goethe und Schiller Vorbilder, die einen zur Klassizität durchgebildeten Kunststil geschaffen haben. Er soll uns Führer und Vorbild sein! Ach nein, wir jungen Poeten „sollen“ gar nichts; wir haben von diesen Großen im Geiste eines zu lernen: Entwicklung der in uns ruhenden Potenzen. Was daraus wird? — sind's Rosen, nun, sie werden blüh'n, sagt Theodor Storm.

Auf Schritt und Tritt der kenntnißreiche, nur manchmal gegen Hartleben den Philister herauschreiende Professor zum Widerspruch. Aber ein Mann steht dahinter, mit festem Blick und Urtheil, der seine eigene Klinge schlägt. Und man schätzt sie, weil er sie gut schlägt.

Eine ähnliche Natur, nur ins Schwäbische übertragen, ist Hermann Fischer, der Sohn des Dichters J. G. Fischer, der Tübinger Professor. Seine „Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens“ (Zweite Reihe. Tübingen, H. Laupp. 8°. 248 S. M. 4,—) befassen sich mit seinem Vater, mit Fr. Vischer, M. Krausler, L. Seeger und Hermann Kurz. Es sind zumeist schlichte Naturen, versonnen, unaktiv, die er zu seinen Helden gemacht hat. Und so ist sein Buch ohne Kampf und Sturm. Kaum daß hier und da ein Hieb gegen die Nietzsche-Affen abfällt — und wie viele giebt es wirklich! —, dafür aber spricht er verstimmt von den „grenzenlosen Verirrungen unserer modernen Literaturforschung“. Er hat die Liebe des Schwaben für das Kleine, Beschauliche, Intime, Idyllische. Er ist voll Wärme und teilt sie dem Leser mit. Man möchte so einen Menschen wie den Rudolf Krausler kennen lernen, weil es schön sein muß, solch einen Freund zu haben. Man spürt eine Art Sehnsucht nach der Stille der schwäbischen Poeten, wenn man selbst im Saufen der Großstadt wohnt. So ist Fischers Gabe voller Liebenswürdigkeit. Es liegt etwas Sittliches in der Art seiner Analyse. Er ist kein Täuscher und Blender. Seine Tüchtigkeit thut wohl.

Ganz unpersonlich ist Alfred Dieze in seinen vermischten Aufsätzen „Pädagogik und Poesie“ (Berlin, R. Gaertner [H. Heyfelder]. 8°. 320 S.). Es ist ein eigen Ding um die ästhetischen

Werte dieses. Es ist immer der schöne Wille, der befriedigt, aber die Ausführung geht nur bis an die Grenze, wo der feine Geist ansetzt oder wo die volle Wissenschaftlichkeit das eruste Wort ergreift. Seine Essays über die Poesie der Heide, des Meeres, der Gebirge verzeihe ich keinem Primaner. Solche im Fluge zusammengerafften lyrischen Citate, mit Prosa unwickelt, sind Stilübungen, die man nicht veröffentlicht. Er sagt (S. 222): „Verseßen wir uns im Sturm an den Meeresstrand“ (übrigens auch sprachlich falsch). Und flugs citiert er einen Dichter. Er findet Banalitäten wie: „Und seien wir in der That getrost: so lange Goethe und Schiller und Lessing . . . bleiben werden . . ., so lange wir auch das Schöne pflegen . . ., so lange wird auch das Hellenentum eine unüberwindbare Macht verbleiben müssen.“ Sehr richtig: So lange das Schöne lebt, wird das Schöne leben! Und wenn man wissen will, wer wahrhaft gebildet ist, so höre man (S. 57): „Nur derjenige ist wahrhaft gebildet, dem nichts Menschliches fremd ist, der mit lebendigstem Nachempfinden sich in alle menschlichen Verhältnisse hineinversetzen kann, der mit nachschaffender Phantasie die Werke der Kunst genießt, . . . tiefes Mitgefühl . . . Verständnis u. s. f.“ „Enthusiasmus schafft das Große“ sagt H. Biese. Stimmt! Enthusiasmus aber allein ist nichts, wenn man nicht die Fähigkeit hat, ihn mitzuteilen. Das ist Biese leider versagt. Und so wirken die schönsten Worte bei ihm wie Tiraden, zu einem ästhetischen Thee zierlich gesprochen. Wenn mir nicht die vornehme Gesinnung wohlgethan hätte, die in den pädagogischen Essays zu Tage tritt, ich hätte von der Lektüre dieses physiognomielosen Buches abraten müssen.

Arthur Moeller-Bruck wird entrüstet sein, daß ich ihn neben ein paar Litteraturprofessoren stelle. Der Zufall will's. Ich las seine „Mysterien“, d. h. das fünfte Heft seiner Litteraturkomödie, für die er den ernsthaften Titel „Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen“ gefunden hat. (Berlin, Schuster & Loeffler.) Ich habe ihm mehrfach privatim eine Rede gehalten, es ist beim fünften Heft nötig, daß ich sie öffentlich wiederhole. Also:

Werter Herr Moeller-Bruck, Sie sind noch ein junger Mann. Das ist eine Freude für Sie, aber ein Leid für andere, wenn Sie den Lehrer spielen wollen, ohne selbst genug gelernt zu haben. Es schickt sich nicht, Litteraturentwickelungen darzustellen, wenn man keine Ahnung von ihnen hat, wenn man den größten Teil unserer Litteratur nicht kennt. Es schickt sich nicht, einfache Dinge dadurch wichtig zu machen, daß man sie in einen unverständlichen Stil einpackt. Es ist komisch, Bücher

zu schreiben, von denen ein ernsthafter Mensch aufsteht, als habe er an einer Axtappe seine Zähne versucht. Seien Sie nicht „neu“, sondern schlicht; stammeln Sie nicht, sondern sprechen Sie klar. Ich wette, wenn Sie das thun, wird Ihnen zum Bewußtsein kommen, was ich längst weiß: daß Ihre schöne Begabung eines Tages vor dieser zehnbändigen Versticktheit entsetzt sein wird.



Deutsche Lyrik.

Nocturno.

Sunken, wandernd wie im Traume
Hoch an ultrablauer Wandung;
Abendwärts am Himmelsraume
Flüß'gen Goldes Flammenbrandung.

Friedenschmelz im Wildgepränge;
Heimlich flüßtern, — tiefstes Schweigen.
Ferne Ewigkeitsgefänge
Wälzt ans Ohr der Sternentreigen.

Blinz das Urlicht rund und helle
Äugelnd mit dem Demantsande,
Dann entschweift mein Geist der Zelle
Sehnend zum Hebräerlande.

Kanaan! — O fromm' Erschauern!
Große Schwermut in den Küsten!
Salems Genius seh' ich trauern,
Geisternd anf Prophetengrüften.

Altona.

Voas, Ruth am Hirtenstabe
Tief in Andacht brünstig sinkend,
Dich, o Ehrfurcht, sel'ge Gabe,
Aus den gold'nen Wundern trinkend.

Den geneht manch' blut'ge Zähre,
Thränenhain, hochheil'ger, jener,
Wo der Götzen Erdschwere
Niederrang der Nazarener.

Farbenmeer's ein üpp'ger Regen,
Jugendmagisch überglutet,
Wie ein heiß erstlehter Segen
Stürmend in die Seele flutet.

Weise mir den Weg dein Finger,
Feuer meinem dunkeln Triebe,
Rätselheil'ger Mardachdringer,
Weltenwille, ew'ge Liebe!

Kurt Piper.

Der Sommerabend.

Das war der Abend, wo wir glücklich waren. —
Still durch den Garten zitterte Dein Lied,
Am dunkeln Himmel war ein Stern erblüht.
Wie warst Du selig-müß',
Ein tiefer Lichtglanz hing in Deinen Haaren.

Ich sann und sann: Das ist die Märchenstunde,
Wo alle Wunder Dir zu eigen sind,
Die Sonne rauscht und stirbt. Du bist wie blind,
Und ist's ein Traum: erhasch' ihn doch geschwind . . .
Der Silbertau lag bleich im Wiesengrunde.

Ich bin mit Dir durchs Sommerthal gezogen,
Auf dunkeln Abendfeldern sang das Korn,
Wir tranken von der Sehnsucht tiefem Born.
Ich trug Dich über Stein und Dorn,
Ins feuchte Gras hab' ich das Knie gebogen.

Und leise hat der Wind Dein Haar gestrichen,
Es schwankte nachtberauscht ein Schmetterling,
Uns war's: die ganze Welt voll Blüten hing,
Doch als ich von Dir ging,
Sind alle Purpurrosen Dir verblichen . . .

Prag.

Paul Porges.

Du — mich!

Wie oftmals, wenn Du lächelnd zu mir kamst,
Vertrauensvoll an Deine Brust mich nahmst —
Auf meinen Locken mit den güt'gen Händen —,
Und batst, den Blick zu Dir empor zu wenden:

Wenn Dich mein stilles Schluchzen irreführte,
Mein stumm getrag'ner Schmerz Dich rührte —
Dann fühlt' ich klar, was ich an Dir verbrach.
Die Thränen, die ich weinte, galten meiner Schmach.

Du bogst Dich nieder, meinen Mund zu küssen —
Ich höhnte laut, sonst hätt' ich schreien müssen:
„Nicht diese Liebe, ich verdien' sie nicht —
Wend' fort Dein Haupt, schlag mir ins Angesicht.“

Mir quollen auf im Mund die Mißethaten;
Gesehen wollt' ich, daß ich Dich verraten — —:
Da nanntest Du mich rein und schön und gut —
Du — mich! Und mich verließ der Mut. —

Wien.

Ottilie Siebenlist.

Trinklied.

Trink zu, lieber Freund, trink zu,
Scheuch die Falten von Deiner Stirne.
Mein Herzensbruder bist Du,
Deine Schwester ist eine Dirne.

Wien.

Sauf Dich voll mit meinem Weine,
Wie die Schwester mit meinem Blut.
Deine Mutter, die Hege, die Kupplerin,
Hat fürwahr eine nette Brut.

Otto Kraus.

Leb' wohl!

Lebe wohl, blühende Erde!
Sterbend grüßt mich ein Sonnenstrahl,
Und der Frühling lächelt grausam
Meiner Todesqual.

Bremen.

Kinderlächeln . . . glückliche Menschen!
Wald und Flur in Jugendpracht!
Sehnsuchtsvoll das Licht umfassend,
Bleib' ich in die Nacht!

Olga Cordes.



Reines Herzens.

Von Kurt Kram.

(Frankfurt a. M.)

(Epilode aus einem Roman, der seinen Verleger finden konnte.)

Sortense und ich kamen ans Dorf.

Wo der Bach ins Dorf mündete, stand hüben ein großes Bauernhaus und drüben auch, beide einander grade gegenüber, das hüben blau, das drüben rot angestrichen. Das erstere glich so einem dicken Bauern im Sonntagskittel, das andere einer breiten, rotwangigen Bauernbirne. Wie zwei rechte Prozen saßen sie am Bach und trugen dicke Strohdächer auf dem Kopf, die nur ganz leicht von Sturm und Regen abgeblaßt waren.

In respektvoller Entfernung von den beiden, mehr ins Dorf hinein, standen zwei kleine Häuser, modern hellgrau gestrichen mit Schieferdächern, denn in dem einen wohnte ein Schmied, der ein „Neuer“ war, und in dem anderen ein Schuster, die ja immer was besonderes sein wollten.

Daran schlossen sich wieder Bauernhäuser an. Bunt wie die beiden oben am Bach, aber kleiner, unscheinbarer. Manche ganz bescheiden zusammengebuddt. Andere das Stroh leichtfertig ins Gesicht. Hier sah man schon den nackten Lehm zwischen den faulenden Balken, mit vielen Löchern, aus denen die Rot stierte. Dort standen fidele mit überzwerger Balken, kreuz und quer, die nur so lachten, mit Storchnestern obenauf, deren Stroh lustig im Winde wehte, und vielen Kindern innen drin. Da hockten schwermütige, die stier ins Wasser saßen, als wollten sie sich im nächsten Augenblick eräufen. Es gab auch gottlose mit spitzen, verwegenen Siebeln; und fromme, die demütig und regelrecht sich im

Wasser spiegelten. Nur ganz selten einmal ein Hänschen mit Schieferdach, unter dem dann ein Handwerker, ein Kaufmann, ein Viehjuder oder sonst etwas Neumodisches wohnte. Die beiden reichsten Häuser waren aber doch die oben am Bach, die ein breiter Steg aus schwerem Eichenholz miteinander verband, während sonst nur ganz schmale Brettlein herüber und hinüber gingen, so schwank und leicht, daß es für Nichtkenner gefährlich war, sich ihnen anzuvertrauen. Schwoll der Bach an, wurden sie häufig mit weggefegt, wie die Armen vom Typhus, so daß man einen weiten Umweg machen mußte bis zur steinernen Brücke am anderen Ende des Dorfs, in der Nähe der Kirche, wenn man mit den beiden Proken oben am Bach gerade nicht gut Freund war.

Diesmal hatte der Bach besonders viel Arbeit, denn der Sommer war auffallend trocken gewesen. Er sah so schmutzig aus wie ein städtischer Kanalarbeiter im Dienst. Ganz außer Rand und Band über solche Zustände stürmte er dahin. Die Glocken läuteten.

Rechts und links am Bach her schritten die Kirchgänger, langsam und gravitatisch, als wären sie schon in der Kirche.

Wenn man so den Weg bis zur Kirche emporblickte, sah es aus wie ein langer Zug von blauen, schwarzen und gesprenkelten, dicken und dünnen Raupen, die schwerfällig den Hügel emporkommen. Die Männer in blauen Kitteln, die Frauen in schwarzen Kleidern, die Mädchen in meist grasgrünen, bauschigen Röcken, vielfarbigen, dicken Strümpfen, um den Hals ein schwarzes Tuch geschlungen, in das allerlei Ranken und Blumen in Silber eingestickt waren. All die verarbeiteten, breiten Hände waren vor dem Leib gefaltet, und in ihnen ein mächtiges, blütenweißes Taschentuch, so groß, daß sich ein ganzes Regiment hätte die Nase satt putzen können. Unter dem Taschentuch lag das dicke Gesangbuch mit seinem schwefelgelben Papierrand. Die Mädchen hatten außerdem noch ein paar Zimmerblumen zwischen die Finger geklemmt. Die Burschen dagegen trugen eine Blume im Mund oder hinter dem Ohr, daß nur so glühte, so sauber war es zum Sonntag gewaschen worden. Fast alle schauten ehrbar unter sich. Nur selten konnten wir beobachten, daß einmal die Jugend zueinander hinsah mit einem schalkhaften oder verwegenen Blick.

Ich glaube, selbst ich wurde von der allgemeinen Sittsamkeit angesteckt, denn wenn ich daran zurückdenke, legt sich mein Gesicht unwillkürlich jetzt noch in fremdartige, steife Kirchenfalten.

Endlich kamen auch wir mit den pilgernden Bauern an die Kirche. Die Männer stiegen auf die Emporen. Nur die Weiber nahmen

im Schiff Platz. Auf der einen Seite die Verheirateten, auf der anderen die Unverheirateten.

Wir hatten einen eigenen Stand, den ich mir vom Kirchenbiener zeigen lassen mußte, da ich bisher noch keinen Gebrauch davon gemacht. Er sperrte erst eine Weile Mund und Nase auf, bis er sich darin gefunden, mich in seiner Kirche zu sehen. Es durchzuckte mich ein kleiner Schreck, als wir endlich an unsern Stand gelangten, denn neben ihm war noch einer, sehr vornehm für hiesige Verhältnisse, mit vielen Rissen, in die ein Wappen eingenäht war. Es war der Stand des „König Marke“ und meiner „Isolde“. Das gäbe doch ein kurioses Wiedersehen, dachte ich, hier in der Kirche. Aber es kam niemand von ihnen.

Der Geistliche war ganz erschrocken, als er uns sah. Gebildetes Publikum war er augenscheinlich gar nicht mehr gewöhnt. O Hortense, was hast du da angestellt! Na, nun mußte es ausgefressen werden.

Ich besah mir derweil die Kirche. Für eine Bauernkirche wirklich nicht übel. Leider gothisch renoviert. An sich ja ganz schön, aber die Bauern paßten hinein wie Landhühner in einen vergoldeten Kanarienkäfig.

Die Orgel war offenbar noch nicht fertig. So wurde denn ohne Orgel, freimündig, nach Angabe des Lehrers, gesungen. Das hatte in der That was ergreifendes, denn die Leute sangen alle mit großem Eifer. Da hatte der alte Friß recht. Der Gesang in der Kirche, das war noch was, alle Achtung!

Eudlich kam denn auch die Predigt. Das kleine Männlein konnte kaum über die Kanzel sehen, so winzig war's. Etwas unordentlich hingen die grauen Locken immer noch um die Ohren, etwas verlegen blickten die schüchternen Augen, und die schmalen, zarten Hände glitten recht nervös am Kanzelbrett hin und her. Weh thut er niemandem, dachte ich beruhigt, also hören wir.

Er hatte einen recht revolutionären Text, die Geschichte von jenem reichen Jüngling, dem der Nazarener sagt: Willst du vollkommen sein, so verkaufe was du hast und gieb es den Armen und folge mir nach. Ich war aufrichtig gespannt, was er daraus machen würde. Er machte etwas ganz kuriose daraus, dessen ich mich noch recht genau entsinne, weil ich solange in keiner Kirche gewesen war. Er meinte nämlich, da wir das nicht könnten, alles hingeben, was wir haben, so hätte das Jesus auch nicht so gemeint. Welch feine Logik! Wohin würde das auch führen, wenn man dies wörtlich nehmen wollte und nun blind drauflos sein Geld den Armen ausliefern. Damit würde dann wohl mehr Unheil als Segen angerichtet werden, das sei dann ja geradezu eine

Herausforderung zum Verstand. Eine kostbare Beweisführung! Da man das also nicht könne, so gälte es eben den anderen Weg zur Vollkommenheit einzuschlagen. Nämlich: Folge mir nach! Er redete jetzt ein langes und breites über die „Gnade“, und damit war die Geschichte erledigt.

Ich sah auf meine Frau, sie schien aber auf diese Ungeheuerlichkeiten gar nicht zu achten, sondern machte einfach ihr „Kirchengesicht“, das schon im voraus alle Logik ausschließt, möcht' ich sagen. Ebenso verhielten sich die übrigen Kirchgänger. Nur einer fiel mir auf, der „Mucker“, wie ihn der Bürgermeister nannte, der hatte offenbar einiges Verständnis für die groben Schnitzer da oben auf der Kanzel. Er schüttelte bedenklich den Kopf und erhob sich sogar ein wenig, als wenn er opponieren wollte. Doch das ist ja in der Kirche verboten.

Nach der Predigt gab's noch ein Dankgebet für eine Wöchnerin. Die Wöchnerin kannte ich. Sie machte sich auch recht breit auf ihrem Platz und schielte verächtlich auf die Annelathrin Herrmann, die nicht weit von ihr saß und sich verlegen bückte. Die Wöchnerin war die Elisabeth Schneider aus dem roten Haus, und die sich verlegen bückte, war ihre Halbschwester, die den Peter Herrmann aus dem blauen Haus geheiratet hatte. Ich kannte ihre ganze Geschichte und sah gespannt um mich, ob denn keiner von all den Bauern bei dieser Dankagung grinsen würde. Aber alle Gesichter blieben völlig unbewegt.

Ich flüsterte meiner Frau zu: „Erinnere mich doch daran, daß ich dir zu Hause eine Geschichte erzähle von dem roten und dem blauen Haus.“ Meine Frau nickte zustimmend.

Endlich war die Kirche aus.

Wir kamen wieder in die Nähe der beiden Progenhäuser oben am Bach. „Sieh sie dir genau an,“ sagte ich zu Hortense, „denn da spielt die Geschichte, die ich dir erzählen will. Heute Nachmittag zum Nachtsich. Eine merkwürdige Geschichte, deren beide kleine Helden elend sterben, wie sich das für eine wahre Geschichte ziemt. Siehst du die beiden Hausthüren aus feinstem Rußbaumholz? Das charakterisiert die Väter meiner kleinen Helden. Da hatte der Hannjer Schneider nämlich eines Tages, um seinen Vetter von gegenüber, den Peter Herrmann zu ärgern, sich eine Hausthür aus bestem Rußbaumholz machen lassen. Der Hannjer ärgerte sich auch gründlich und hätte den Peter am liebsten noch übertrumpft. Leider giebt es hier aber kein noch teureres Holz. So ließ sich denn der Hannjer auch so eine Thür schreinern, nur noch mit einigen

Verzierungen mehr, was gerade einen Thaler mehr kostete, als sein Nachbar für seine Thür hatte ausgeben müssen.“

„Aber die Leute machen doch alle solch friedlichen Eindruck,“ meinte Hortense ein wenig ungläubig. „Man glaubt, hier wenigstens müsse alles in Frieden miteinander leben.“ — Ich lächelte vor mich hin. Ich freute mich boshafter Weise auf meine Geschichte.

Nach Tisch, als wir Kaffee getrunken, sagte ich zu der „Meinen“: „So, nun hör fein still zu.“ — „Aber nicht schwindeln,“ bat sie. — „Unter keinen Umständen,“ versprach ich, „nur ein wenig stilisieren. Damit meine wahre Geschichte aber auch einen Namen hat, nenne ich sie kurz und bündig: Keines Herzens.“

Vor einem Jahr lebte noch im blauen Haus der Jakob, das einzige Kind der Herrmanns, und im roten Haus die Lisa, die einzige Tochter der Schneiders. Er war damals dreizehn, sie zwölf Jahre alt. Bis die Lisa auf die Welt kam, herrschte Feindschaft zwischen den Verwandten und Nachbarn am Bache. Kaum aber beschrie Lisa die Wände, wurde es anders.

Der blaue Peter und der rote Hannjer fanden nämlich, daß es viel praktischer wäre, wenn sie sich verträgen und das ihre thäten, damit aus den beiden Kindern einmal ein Paar würde. Kämen so die beiden Hölfe in eine Hand, dann waren sie die reichsten weit und breit. Und das ist ja das höchste, dem ein Mensch nachstreben kann. Aus diesem Grunde gab's auch in keinem der beiden Häuser noch Nachwuchs. Das hätte ja den schönen Plan verborben. Sollte ihnen aber der Himmel einen Streich spielen und eins der Kinder oder gar alle beide sterben lassen, dann war bei ihrer Jugend ja immer noch Zeit, für Nachwuchs zu sorgen.

Die Lisa gedieh prächtig, der Jakob blieb leider ein wenig blaß und mager, was der Bauer nicht mag. Auch schoß er etwas sehr schnell in die Höhe, aber gesund schien er doch zu sein.

Die Kinder kamen dann auf die Schule, und da sie Nachbarn waren, glugen sie zusammen. Das war den beiderseitigen Eltern uur erwünscht.

Die Dörfler mußten sich aber wohl schon gleich das ihre dabei denken, denn ihre Kinder begannen gar bald, den Jakob und die Lisa miteinander aufzuziehen, als die es noch gar nicht verstanden, was das eigentlich war: heiraten. Und weil sie das noch nicht wußten, störte sie das Aufgezogenwerden zunächst noch nicht.

Die Lisa entwickelte sich immer mehr zur normalen, brallen

Bauernbirne mit roten Backen, festen Gliedern und obligater Verschämtheit. Der Jakob freilich wurde ein wenig anders als bäurisch.

Der alte Hannes, ein Erbhäuf der Herrmannschen Familie, war damals sein Hauptumgang. Der steckt voll Spulgeschichten, denen der Jakob mit größtem Eifer lauschte.

Nach des Tages Arbeit saß der Hannes, die langen, dünnen Beine baumeln lassend, auf seinem harten Bett im Viehstall und erzählte mit gedämpfter Stimme.

Je trüber die Stalllaterne brannte, um so unheimlicher wurde es. Zwischendurch leckte sich eine Kuh mit der langen, rauhen Zunge wie mit einem Peißbeisen. Eine andere stöhnte wie ein schwer verwundeter Mensch, weil sie sich im Fressen übernommen hatte. Eine Kette klirrte, und der Stier glockte mit seinen blutunterlaufenen, türkischen Augen aus seinem Verschlag. Dann wieder ein dumpfer Fall, wenn sich eins der Tiere niederlegte. Und über dem allen der schwere, schwüle Stallgeruch, der schon allein etwas Aufregendes hatte.

Der Jakob war jedesmal froh, wenn er nachher heil und ganz um alle Hofwinkel ins Haus kam. Denn aus allen Ecken griffen schwarze Finger nach ihm, starrten glühende Augen, huschten lange, graue Schatten.

Die Marie aber, die älteste Magd, litt an bösen Träumen. Offenbar konnte ihr altersschwacher Magen die derbe Bauernkost nicht mehr so recht vertragen. Wenn der Jakob dann zu ihr ins Bett kroch, denn er schlief ziemlich lange bei ihr, dann machte sie ihm noch mit der Heze zu Endor, den Männern im feurigen Ofen, mit Schlangen und Skorpionen gruseln. Denn selbst in ihren Träumen war die fromme Marie biblisch.

So wurde der Jakob immer ängstlicher. Sehr eigenstünnig war er auch. Das hat ihm auch viel schwere Stunden bereitet, denn sein Vater, der Peter Hermann, war es nicht weniger.

Als nun der Jakob merkte, daß es sein Vater gern sah, wenn er sich mit der Lisa abgab, wurde er zurückhaltender. Nur, wenn er glaubte, daß es niemand merkte, war er der Lisa gegenüber noch der alte.

Da saß er am Wasser und stapfte mit den Füßen hinein, daß die Lisa laut lachen mußte. Und das hatte er recht gern, wenn er's sich auch selbst nicht eingestand. Da konnte er immer eifriger werden und große Steine mitten ins Wasser werfen, daß es weithin spritzte, und auch die Lisa naß wurde.

Hinter den Fenstern im blauen und roten Haus aber schoben sich

die Kattunvorhänge ein wenig beiseite, und dahinter schmunzelten vier Gesichter und nickten einander freundlich Beifall zu.

Schließlich sprangen die Kinder einander auf dem Eichensteg entgegen. Im selben Augenblick stürzte aus dem nahen Häuslein des Schusters und des Schmieds ein Haufe lachender Rangen und spotteten auf den Jakob und die Lisa. Da zogen sich die beiden verschämt wieder ans Ufer zurück.

Der Peter Herrmann im blauen Hans riß das Fenster auf und schimpfte auf die Kinder des Schusters, dies Lumpenvolk! Aus dem roten Haus kreischte die hohe Stimme der Elisabeth Schneider in der höchsten Fistel die Kinder des Schmieds an, daß alle schleunigst entflohen. Der Jakob und die Lisa hörten das stumm mit an und schlüchen dann in ihre Häuser.

Die Bäuerin sah ihre Tochter nur einen Augenblick prüfend an. Als diese unter den Blicken der Mutter erröthete, wandte sie sich ab. Sie war klug genug, an das junge, zarte Pflänzlein, das da im Herzen der Tochter Wurzel zu fassen schien, nicht weiter zu rühren. Vorläufig überließ man das am besten sich selbst. Später konnte man ja immer noch nachhelfen, wenn's nötig werden sollte.

Dem Jakob ging's zu Hause nicht so gut. Sein Vater überschüttete ihn mit Scheltworten. Er sei ein Feigling, daß er sich an die Bettelkinder lehre, nicht für einen Kreuzer habe er Mut. „Als ich in dei'm Alter war, sprang ich annersich mit de Mäbercher um! Wann de doch nur e einzig Mal dem Schusters Karl die Nas' einschlägst. Awer nit emal das kann er, der Simpel, der Büchernarr. Nur in der Schul zuoberst sitze, dazu bist de dumm genug! Als wann de das nötig hätst, als wann de en hungrige Schulmeister wer'n müßt! Ich mag dich überhaupt nit mehr, weil de Wasser statt's Blut in de Adern hat!“

Sogar Missionar hatte der Jakob einmal werden wollen. Das konnte ihm der Peter nun erst gar nicht vergessen. „Als wann das e Geschäft wär!“ Freilich wollte er das nicht aus Frömmigkeit, das war noch ein gutes dabei; sondern weil er zum Indianer leider nicht braun genug war, soviel er sich auch in die Sonne legte. Wenn die Mutter nicht im Zimmer war, gab's nach solchen Erörterungen meist Prügel.

Der Jakob nahm sie, ohne zu zuden, auf sich, was den Bauern erst recht außer sich brachte. In seiner Wut schrie er: „So wehr dich doch emal! Nu bist ja alt genug, du Waschlappe!“ Und immer heftiger droß er auf die mageren Schultern des Knaben. Nachher that ihm sein Jähzorn leid. Der Jakob hätte dann nur ein Wort zu sagen

brauchen, dann wäre alles gut gewesen. Aber lieber ließ sich der totschlagen. Er hocte sich verbissen in eine Ecke wie ein getretener, böser Hund. Der Bauer spuckte dann zwei-dreimal zur Erleichterung ins Zimmer und ging eiligst hinaus, sonst hätte er wieder von vorne angefangen. Hinter ihm drein, auf den Rücken des wollenen Wammseß und auf den braunen Stiernacken, der glänzte wie fetter Ackerboden, glühten die haßerfüllten Augen des Jakob. Aber das that dem Bauern nicht weh. Ja, wenn's Dreschkegelhiebe gewesen wären! Aber so . . .

Wäre die Lisa nicht so ein kräftiges, gesundes Ding gewesen, der Bauer hätte den Sohn wohl gar schon aus dem Hause geworfen. Jedoch, vielleicht machte die doch mal was Tüchtiges aus ihm. Oder es gab wenigstens einen Enkel nach seinem Geschmack. Wäre der Bauer auch nicht so geizig gewesen, hätte er es doch wohl noch einmal versucht, ob ihm nicht ein zweiter, kräftiger Sohn zu teil werden könnte. Doch warten . . . warten, knirschte er, nur keine dummen Streiche machen. Er streichelte die teure Ruchbaumthür. Das half für solche Fälle. Seine Frau mochte er ebenfalls nicht mehr sonderlich. Sie war nach der Geburt des Jungen sehr zurückgegangen, weil er sie nicht genug geschont hatte. Er zischte es ihr manchmal in die Ohren, sie sei schuld an diesem Jammersohn. Aber an ihr vergriff er sich nie. Das litt seine Ehre nicht, soweit hatte er sich doch noch in der Gewalt.

Der Jakob biß sich derweil die Arme blutig als Gegengewicht gegen den seelischen Schmerz, der ihn vor allem bei dieser brutalen Behandlung peinigte. Er starrte durchs Fenster auf den Bach. Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, ein Ende zu machen. Doch ihn schau- berte, wenn er an das schmutzige Wasser dachte. Ein Strid, fiel ihm ein, das ginge eher. Aber da hing einem, wie er einmal gesehen, die Zunge aus dem Hals wie einem abgestochenen Kalb, und man sah im Gesicht ganz blau aus. Nein, das konnte er auch nicht. So starrte er vor sich hin, bis die Wut, der Schmerz vergangen, wie sie gekommen. Dann verglich er seine Qualen mit denen des letzten Mohikaners oder eines jungen Missionars, der besonders schweres durchzumachen hatte, und wurde bald wieder ganz ruhig.

Der Peter kam ins Zimmer und schielte nach seinem Sohn, der ein Buch vor sich hatte und that, wie wenn gar nichts geschehen wäre. Da versuchte der Bauer, sich wieder mit aller Gewalt in die Wut hinein-zureden. Aber das ging nicht, das mußte von selber kommen, wenn er gar nicht daran dachte.

Der Peter setzte sich auf die Ofenbank und begann zu rauchen.

Immer schneller, immer heftiger wurden die Büge, daß es in der Pfeife bald nur so brodelte und zischte. Der Jakob saß scheinbar gleichmütig über seinem Buche. Dem Bauern schwoll die Stirnader blan an, und das Blut begann zu rasen, daß man's sehen konnte. Als würden böse Tiere mit der Peitsche hinter der Stirn vorwärts gejagt. Der Peter begann die Hände an den Hosens zu reiben und dann wieder die Fäuste zu ballen, daß die Finger knackten. Er fing an zu spucken und trampelte ungeduldig mit den schweren, plumpen Arbeitsschuhen. Da merkte der Jakob, wie viel es geschlagen, und war wie der Wind draußen. Wehe ihm, wenn ihn der Vater noch erwischte! Dann gab's schlimmere Prügel als das erste Mal.

Mit der Mutter stand sich der Jakob ein wenig besser. Seitdem sie sich körperlich schwach fühlte, war sie auch innerlich etwas weicher geworden. Denn von Natur war auch sie aus hartem Holz geschnitten. Durch das Dahinfränkeln war's nur ein bißchen mürb geworden. Verstandnis hatte sie für ihr Kind aber auch nicht. Überhaupt, Kinder, die haben ja noch keinen Verstand, die sind ja noch wie's Jungvieh und müssen auch entsprechend behandelt werden. Das sagt selbst die Bibel mit ähnlichen Worten: ‚Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es.‘ Besonders wenn es einem so wenig Freude macht wie dieser blasse, magere Jakob.

Nur abends, wenn das Vieh gefüttert war, hatte der Jakob Ruhe. Da waren die Knechte und Mägde zugegen. Vor denen wurde alles laute Wesen vermieden, das wäre unschicklich gewesen.

Der Vater setzte sich auf die Ofenbank und rauchte. Die Mutter und die alte Marie spannen. Plötzlich spitzten alle die Ohren. Das war denn doch zu toll! Jeden und jeden Abend sangen die da drüben im roten Haus jetzt fromme Lieder. Die Marie begann herzbrechend zu seufzen. Sie wäre auch gern in einem so gottseligen Hause gewesen. Der Bauer schickte sie wütend zu Bett. Da könne sie seufzen, soviel sie Lust habe, hier aber hätte sie das Maul zu halten.

Naum war sie draußen, schlug sich der Peter auf die Knie, daß es knallte. Was das plötzliche Frommsein da drüben nur bedeuten sollte? Denn daß sie nur zu ihrem und des Herrgotts Pläster solchen Lärm machten, das war ausgeschlossen. Jeden Abend gab ihm das Gesing einen Stich ins Herz. Womit der Hannjer ihm wohl jetzt wieder zuvorkommen wollte? Er dachte zornig an die Hausthür von Ruchbaumholz. Die Annelathrin lachte laut und spöttisch, denn sie hielt von solcher Extraförmigkeit auch nicht viel. Das schickte sich gar nicht für ein reiches Bauernhaus. Bei ihnen wurde vor und nach jeder Mahlzeit

gebetet, regelmäßig zur Kirche gegangen und zweimal im Jahre zum Nachtmahl. Das mußte nun aber auch genug sein. Mehr konnte der Herrgott von so wohlhabenden Leuten nicht verlangen. Zuweilen hatte die Annekathrin freilich schon ganz im Geheimen gedacht, sie wäre nur deshalb so kränzlich, weil Gott sie zwingen wollte, noch frömmere zu werden. Eigensinnig warf sie dann den Kopf zurück. Nein, zwingen ließ sie sich nicht zu nichts, auch nicht zum Frommsein! Sie wurde immer bitterer gegen Gott wie gegen einen Peiniger, der einen ganz unnützerweise mit der Peitsche traktiert. Je mehr dann der muckerische Schuster sie bestürmte, sie solle sich bekehren, ihr Kranksein sei eine offenbare Strafe des Himmels für ihre Unbußfertigkeit, je mehr er ihr die Hölle heiß machte und dann wieder mit dem himmlischen Jerusalem lockte, um so hartnäckiger wurde sie.

Immer schriller tönte die Stimme der Elisabeth Schneider übers Wasser. In der Fistel sang sie und verband die einzelnen Töne so recht innig miteinander durch allerhand Schnörkel und Schleifen, daß es um so komischer und unnatürlicher anzuhören war. ‚Das hört sich an wie lauter Ferkelschwänzchen,‘ meinte der Jakob und wurde sehr belacht, denn im Frommsein war er kein Duckmäuser, da war er gerade wie die Eltern. Nun vernahm man auch die klare, helle Stimme der Lisa, die gerne sang. Auf den Inhalt freilich legte sie keinen besondern Wert. Zuweilen hörte man auch ein dumpfes Brummeln. Das war der Hannjer.

Plötzlich zuckte es wie eine Erleuchtung über das Gesicht der Annekathrin. ‚Gelle, de Vermeister is immer noch krank?‘ Der war zugleich stellvertretender Vorsitzender im Kirchenvorstand. — ‚Lang macht er’s nit mehr,‘ bemerkte der Peter. ‚Siehst de immer noch nit?‘ fragte die Annekathrin triumphierend. — ‚Ach so, wege dem Stellvertreterposten, deshalb die Frömmigkeit?!‘ Der Peter lachte. Daß gönnte er dem Hannjer von Herzen, dabei war nichts zu profitieren, ein ziemlich wertloser und undankbarer Posten, der nur Scherereien mit den anderen Bauern eintrug. Da mochten sie seinetwegen singen bis sie schwarz wurden. Er hörte ihren Anstrengungen jetzt sogar mit einigem Vergnügen zu. Wie sie sich’s sauer werden ließen um das bischen Ehr’. — ‚Nun gehn mer auch noch mit Musik ins Bett,‘ spottete er und erhob sich schwerfällig. Wäre aber wirklich etwas mit diesem Stellvertreterposten zu verdienen gewesen, der Peter, die Annekathrin und der Jakob hätten noch am selben Abend mit denen da drüben um die Wette gesungen.

Die Annelathrin stellte sorgsam ihr Spinnrad beiseite. Auch im roten Haus machte man Schluß. Die Elisabeth Schneider schloß so recht inbrünstig mit einem besonders langen Schnörkel. — ‚Das is schon lei Ferkelschwänzche mehr, das is e Zuchtsau,‘ spottete der Jakob. ‚Du schlechter Bub,‘ schalt die Mutter, puffte ihn aber gleichzeitig wohlgefällig in die Seite.

Überall wurden die Lichter ausgeblasen. Die Häuser schlossen ihre Augen . . . Der Nachtwächter tutete zehn auf seinem großen Horn, das am Tag die Schweine zusammenrief. Nur, wo der Typhus zu Gast war, blinzelte noch müde ein Licht. Dazu gehörte aber das blaue und das rote Haus natürlich nicht.

Die Elisabeth Schneider sagte voller Befriedigung zu ihrem Mann, der schon in den ersten Schnarchversuchen steckte: ‚Heut' have mer aver gesunge, daß es das ganze Dorf gehört hat. Du wirft ganz gewiß Stellvertreter.‘ — Der Hannzer grunzte und spitzte im Halbschlaf die Lippen, als wolle er nochmal anfangen zu singen. Doch der Schlaf riß ihn schnell den Mund ganz auf zum Schnarchen. Die Elisabeth schlief auch bald. Alles still. Nur der Bach murrte in seinem Bett. Der Schmutz war diesmal aber auch gar zu arg. —

Am anderen Morgen, als das Glöcklein der Schule, die auf einem etwas niedrigeren Hügel dicht bei der Kirche lag, zum Unterricht rief mit so dünner, schwacher Stimme, als hätte es sich auch von einer Dorfschullehrerbefolung zu nähren, sprang die Lisa vergnügt und rotbackig wie immer über den Eichensteg, um mit dem Jakob zusammen zur Schule zu gehen. Der aber rächte sich für die Prügel von gestern, streckte ihr die Zunge heraus und lief fort, was sein Vater noch gerade sah. Wütend ballte er die Fäuste hinter ihm her. ‚Wann de nach Haus kommst, wart, wann de nach Haus kommst!‘ Nun hatte ihm der Dengel schon wieder den ganzen Tag verdorben.

Die Lisa begann zu weinen und kam vor lauter Thränen nur langsam vorwärts. Jeder Schluchzer fiel ihr aus dem Mund wie ein schwerer Stein, über den sie nur mühsam weiter kam.

Das Glöcklein schrie und schrie, immer schneller und schneller, um sein Pensum möglichst rasch zu absolvieren. Ruck! blieb ihm der Ton im Halse stecken. Man sah es gegen den blauen Himmel zwischen den vier dünnen Pfeilerchen auf dem Schuldach ein paarmal hin- und her-rucken. Es machte verzweifelte Anstrengungen, noch ein, zwei Laute hervorzubringen, aber es brachte nichts mehr fertig. Müd' und schlaff,

wie ohnmächtig, hing es bald von seinem Tragbalken und erholte sich von aller Anstrengung.

Die Lisa kam natürlich zu spät. In der Verzweiflung wischte sie sich die Backen mit dem Taselschwamm ab, den sie selbstverständlich zu reinigen vergessen hatte. Man empfing sie mit lautem Gelächter, und am unverschämtesten lachte der Jakob, als sie ins Schulzimmer trat, denn ihr Gesicht war rot und schwarz gestreift. Sie mußte sich in die Ecke stellen, wo sie von neuem anfang zu weinen. Sie mußte recht lange stehen, denn des Lehrers Grundsatz war: ‚Freundlich mit den Armen, aber streng mit den Reichen, die es so wie so schon viel zu gut haben auf der Welt.‘ Der Lehrer war ein weißhaariger Mann mit hoher, klarer Stirn und paßte ganz und gar nicht in diese dumpfe, lichtscheue Stube mit den grobknochigen, übertriebenden Bauernjungen, deren Röcke nach gekochtem Viehfutter und altem Tabak stanken, deren Stiefel den Geruch von rauzigem Öl ausatmeten. Kaum war die Stunde im Gange, da that sich die Thür auf und herein schob sich die Frau dieses Mannes. Alle Teile hingen an ihr, während der Leib wie eine Kriegstrommel nach oben stand. Wülste hingen über die kleinen, listigen Äuglein. Die Backen fielen bis zum Hals. Ein dreifaches Kinn. Die oberste Etage rosig, die mittlere gelblich, die dritte fast weiß. Und über dem allen als glättender, schonender Firnis ein leuchtender Spedglang. Darunter befand sich ein Busen von gewaltigen Dimensionen . . . Ihn die Taille legte sich ein Schürzenband wie ein Zwirnsfaden um ein Hektoliterfaß.

Als die Frau die Lisa erblickte, fing sie an zu lachen. Das aber sah so spaßhaft aus, daß die ganze Schule mitlachen mußte. Die Frau Lehrer meinte natürlich wegen der Lisa, er aber wußte es besser und wurde bald rot, bald blaß.

Das Dreietagenkinn zitterte und bebte nach unten. Der Busen hüpfte rechts und links zu Thal. Der Leib sprang nach oben, so daß die Brüste wie zwei Gummibälle auf und ab geschleudert wurden. Wie ein Vulkan in vollster Thätigkeit war die Frau Lehrer anzusehen, nur weniger gefährlich. Denn sie spie kein Feuer, nur heißem Atem und etwas Spucke.

Schleunigst befahl der Lehrer der Lisa, sich zu setzen, um seiner Frau den äußeren Anlaß zu ihrer vulkanischen Thätigkeit zu nehmen. Endlich hatte sie sich denn auch erholt. ‚Jakob,‘ rief sie dem jungen Herrmann zu, ‚und du da,‘ sie deutete auf einen anderen, ‚ihr könnt mal mitkommen, ich habe Arbeit für euch in der Küche.‘ Die beiden sprangen erfreut auf und gingen sofort mit. Das war immerhin noch

vergnügliher, als still in der Schule sitzen. Jeden Morgen machte es die Frau so, obwohl sie das nicht durfte, obwohl das der Lehrer ganz genau wußte. Aber seiner Frau gegenüber war er völlig machtlos. Die Dorfleute sagten auch nichts dagegen, denn niemand wollte es mit dem Lehrer verderben und noch weniger mit seiner Frau.

So vergingen dem Jakob und der Lisa die Monate. Bald waren sich die beiden auch äußerlich gut, bald nicht, je nachdem der Peter seinen Sohn strafte oder nicht.

Da griff den Jakob eines Tags der muckerische Schuster auf und nahm ihn mit in ihre ‚Betstunde‘. Das Treiben da machte auf den Jakob trotz seiner Unreligiosität großen Eindruck. Und er kam öfter.

Man hielt ihm seine und seiner Eltern Sünden so gründlich vor und malte ihm die Hölle in so grausigen Farben, daß dem Jakob im stillen gar manchmal die Haut zu schauern anfang. Gerade wie früher, als ihm der alte Hannes die Spulgeschichten erzählt hatte. Und wenn er dann zu Hause bei der alten Marie im Bett lag, heizte die noch tüchtig nach mit ihren bösen Träumen, die immer mehr aus alttestamentlichen Geschichten schaurige Nahrung sogen.

Der muckerische Schuster hatte schon ein ganz unheimliches Äußere. Die Augen stauden in seinem Kopf wie zwei schwarze Sümpfe in gelbem Erdbreich. Tiefe Furchen lagen darunter, die der Schmutz, das Pech, das hineingeriet, wenn er sich die Augen wuschte, nur noch tiefer machten. Zwei schwammige, weiche, welke Backen lagen bleich in dem struppigen Vollbart. Dabei hatte er blutrote, stets feuchte Lippen, die reinen Vampyrstypen. Hinter ihnen grünliche Zähne, durcheinander geworfen wie Felsblöcke der Urzeit. Ein breites, stacheliges Kinn. Auf dem Kopf dichtes, filziges Haar. Und das alles trug ein Stiernacken, der auf lächerlich schmalen Schultern saß, die vor diesem Haupt und diesem Nacken gleichsam die Flügel hängen ließen.

Während der Betstunde pflegte er die Beine einzuziehen. Der Körper war zusammengebrückt, so daß der Jakob nichts als Kopf sah, lauter Kopf. Und in dem Kopfe die Augen, die ihn unabwehrbar anstarrten, so daß er schließlich das Gefühl hatte, als würde er gleich in ihnen versinken, auf ewig untergehen.

Dabei murmelten die blutroten Lippen die furchtbarsten Worte gegen die Welt, immer aber dem Jakob zugewandt, als wenn das alles ihn persönlich angehe, auf ihn allein gemünzt wäre.

In der Runde aber saßen des Schusters Getreuen und nickten und seufzten bei den schlimmen Worten über die arge, böse Welt.

„Unter der ersten Posaune“, hub der Schuster an, „wird es Hagel mit Blut gemengt regnen, daß der dritte Teil der Bäume und alles grüne Gras verbrennet, wie es in der Offenbarung im achten Kapitel heißt. Dies Blutregnen, wie es noch nie geschehen ist, und das unter der zweiten und dritten Hornschale alles Wasser auf der Erde in stinkendes Blut verwandelt wird, das zeigt, wie die ganze Menschheit sich an Gott versündigt hat. Unter der dritten Posaune wird durch einen Berg wie mit Feuer brennend der dritte Teil des Meeres zu Blut. Der dritte Teil der lebenden Kreatur darinnen muß sterben, und der dritte Teil der herrlichen Schiffe wird verderbet, weil die Menschen auch auf ihnen so gräulich gesündigt, gelästert und gefrevelt haben . . . Unter der ersten Hornschale werden alle Menschen, nur nicht die Kinder Gottes, mit Pestilenz und argen Drüsen geschlagen, daß sie von Kopf bis zu den Fußsohlen voller Eiterbeulen sind, daß sie alle miteinander schreien vor Schmerz und ihre Zungen auseinanderbeißen, aber keiner dem anderen helfen kann. Unter der fünften Posaune steigt der schreckliche Rauchdampf auf aus dem Brunnen des Abgrundes, wovon die ganze Sonne und Luft verfinstert wird. Das zeigt den großen Zorn Gottes an, der um der Sünden willen entbrannt ist. Aus diesem Rauch kommen grausame Tiere, die die ganze Menschheit mit ihren schrecklichen Löwenzähnen und Stacheln fünf Monate lang quälen werden, deren Qual wie die eines Menschen ist, der vom Skorpion gebissen ist, daß sie den Tod freiwillig suchen und doch nicht finden werden . . . Unter der sechsten Posaune wird das Drittel der Menschen ausgerottet durch den grausamsten Krieg. Unter der vierten Hornschale werden die Menschen durch eine schreckliche Hitze, ein höllisches Feuer, gequält, als einem rechten Vorboteu der ewigen Verdammnis. Das sind die Gerichte des allmächtigen Gottes über die ganze Welt.“ Wie Blut quollen die Worte aus den blutroten Lippen des Schusters, dessen Augen verzückt nach oben gerichtet waren, als sähen sie von da schon alles kommen. Die Kinder Gottes aber seufzten immer lauter, als steckten sie schon mitten in all' dem Jammer. Dem Jakob zitterten die Knie. Mit seiner lebhaften Phantasie sah er schon überall Blut, Pestilenz und wilde Tiere, die ihn und die Seinen zerfleischten, weil sie nicht zu den Kindern Gottes gehörten.

„Wir wollen beten,“ sagte dann der Schuster, nachdem er beobachtet, wie das alles auf den Jakob Eindruck machte. Und dann wurde im Gebet alles nochmals wiederholt, um auszulaufen in die Bitte, der Jakob möchte doch auch noch ein Kind Gottes werden. Schweigend

geleiteten ihn dann die christlichen Brüder nach Hause. Nur hin und wieder erinnerte ein leises aber ausdrucksvolles Seufzen an die schauerlichen Drohungen des Schusters.

Der Jakob war dann oft wie verstört. Und wenn ihn sein Vater jetzt einmal prügelte, dann kam ihm wohl gar der Wunsch, es möge eintreten, was der Schuster geweißsagt. . . Weil er es immer mehr für in der Ordnung hielt, daß sein grausamer, roher Vater so gestraft würde, begann er selbst immer fester an das zu glauben, was er in der Betstunde hörte. . . Freilich, wenn dann draußen die Sonne einmal so recht vergnügt schien, dann schämte er sich wohl ein wenig solchen Glaubens und redete sich ein, das sei alles Unsinn. Aber sowie sein Vater wieder anfing, ihn zu peinigen, war er wieder anderer Meinung.

Die Frommen hatten es auch auf die Lisa abgesehen. Aber die kam überhaupt nicht, die witterte als angeheendes Jungfräulein die drohende Gefahr hinter diesem verschrobenen Schuster. Der Jakob hatte ihr einmal ausführlich erzählt, was man bei ihm trieb. Da hatte sie ihn tüchtig ausgescholten und war ihm lange Zeit aus dem Weg gegangen. Sogar mit anderen hatte sie angefangen zu liebäugeln, obgleich sie erst zwölf Jahre alt war.

„Geh' du nur,“ dachte der Jakob, und in seiner Eifersucht murmelte er die Worte des Schusters hinter ihr drein. Er gönnte es ihr dann fast, daß es ihr auch nicht besser gehen würde als all den Gottlosen.

Im blauen und roten Haus begann man sich ernstliche Sorgen zu machen, daß aus der geplanten Heirat nichts werden würde. Denn die Lisa ging anderen Burschen nach, und der Jakob, nun, aus dem war überhaupt nicht mehr klug zu werden. Er schien für Mädchen gar nichts übrig zu haben, je älter er wurde.

Der Peter wettete und fluchte durchs Haus. Was das jetzt für Menschen wären! Jammerkerle! Bettelsuppenkinder! Da wär's zu seiner Zeit doch ganz anders gewesen. Da sah' man's, wie die Welt von Tag zu Tag armseliger würde. — „Wann ich doch nur wüßt, wie ich dem Bub' das Verlang nach de Mädercher beibringe könnt'! Dann wär' alles gut.“ Der Peter seufzte jetzt auch gar manchmal, aber freilich aus einem recht anderen Grunde, als die Kinder Gottes. Ihm schien die Welt zu gut werden zu wollen.

Er ging zur Elisabeth Schneider, denn mit der war mehr anzufangen, als mit seiner Frau, seitdem sie ‚haufällig‘ geworden. Die Elisabeth, das war doch noch ein Mensch! Derb und fest und zur Not

auch mal für einen saftigen Biß zugänglich. Und die beiden hekten einen Plan aus, wie sie den Jakob dahin bringen könnten, daß er einmal recht weibstoll würde. Wenn er sich dann mit der Lisa vielleicht, hoffentlich, verging, wenn sie auch noch etwas sehr jung war, nun, so kamen sie doch auf dem Wege zu dem gewünschten Ziel.

Der Peter rieb sich vergnügt die Hände, als er aus dem roten Hause kam. Seiner Frau aber sagte er nichts. Die war so ‚nerbids‘ in der letzten Zeit, die hätte wohl gar von dem Plan nichts wissen wollen.

In den folgenden Tagen war der Bauer gegen seinen Sohn auffallend liebenswürdig. Ja, er schien sich überhaupt nicht mehr über ihn zu ärgern. Es war ordentlich beunruhigend. Der Jakob dachte schon, der Vater sei plötzlich zum Glauben gekommen, wie man das bei den Frommen nannte, und wußte nicht, ob er sich darüber freuen oder ärgern sollte. Nicht mal, wenn er an der Lisa gleichgültig vorüberging, regte sich der Vater mehr auf. Er lächelte gerade dann geheimnißvoll und nickte dem Jakob fast freundschaftlich zu.

Eines Abends, es war noch ziemlich früh, winkte der Vater dem Sohn und sagte, er möge doch mal zu seiner ‚Goth‘ gehen — das war nämlich die Elisabeth Schneider — da würde er etwas Schönes zu sehen bekommen, was ihm Spaß machen sollte. Der Bauer lächelte verschmizt. Der Jakob ging hinüber. Im Wohnzimmer war niemand, wohl aber im Nebenzimmer. Der Jakob wußte, daß das der Pathin Schlafzimmer war, deshalb trat er nicht ein, sondern wartete. ‚So komm doch!‘ rief die Elisabeth. Der Junge zögerte immer noch. ‚Sei doch nit so dumm, ich thu dir ja nix,‘ rief’s aus dem Nebenzimmer. Da ging der Jakob hinein. Die Elisabeth stand vor dem Waschgefäß und wusch sich den nackten Oberkörper. Das Hemd hatte sie sich um die Lenden gebunden. Sie that, als wäre gar nichts dabei, daß der Jakob sie so sah. Sie wandte sich ihm sogar zu, redete sich und fragte: ‚No, wie gefall ich der dann?‘ Der Jakob verschlang sie förmlich mit seinen Blicken. Die Elisabeth breitete die starken Arme aus, da kam dem Jungen die Situation erst recht zum Bewußtsein. Er lief weg. Hinter ihm drein klang das spöttische Lachen der Pathin. Vor der Thür im blauen Hause stand der Peter, die Hände behaglich in den Taschen, und rief dem Jakob mit lachendem Munde zu: ‚Gelle, das war schön?‘ Der Jakob lief gleich weiter, und wieder klang ein spöttisches Lachen hinter ihm her, diesmal vom eigenen Vater. Er lief und lief, ohne den Anblick der Goth loswerden zu können. Jetzt hebt das

Gericht an, schoß es ihm durch den Kopf. ‚Die babylonische Hure,‘ murmelte er, ganz im Tonsalle des Schusters: ‚Und hat einen güldenen Becher in der Hand voll Greuels und Unsauberkeit, und an ihrer Stirn geschrieben ein Geheimnis, einen Namen: Die große Babylon, die Mutter aller Hurerei und aller Greuel auf Erden.‘ Wie oft hatte er auch diese Worte von den feuchten, roten Lippen vernommen!

Draußen auf den Wiesen warf er sich zur Erde, weinte, schluchzte, schlug sich die Brust und kniff sich in die Augenbedel, weil er das Bild nicht loswerden konnte, das schreckliche Bild von dem schönen Körper der Elisabeth.

Dabei liebte er die Lisa, wie er sich jetzt ganz klar war, und konnte doch ihre Mutter nicht mehr mit reinen Augen ansehen!

Von neuem schlug und peinigte er sich, aber das Bild wollte und wollte nicht weichen. Und die Lisa? Sollte er nun deshalb auf sie verzichten? Nie und nimmer! Mochte alles wahr werden, was der Schuster gesagt, die Lisa mußte er haben. Und wenn er dann auch ewig gepeinigt und gequält werden sollte!

Er lachte gell auf! Die Lisa, schnell, eh' es zu spät ist! Eh' sie ihm ein anderer vor der Nase wegnimmt.

Der Mond stellte sich am Himmel auf und betrachtete ihn so spöttisch. Er lachte auf einmal auch so spöttisch. Und dann wurde er rot, blutrot, schien's der erhitzten Phantasie des Knaben. Und da? Die Sterne fielen in großer Zahl. Immer mehr. Jetzt kommt's, jetzt nahen die schrecklichen Gerichte Gottes, ging es ihm durch den wirren Kopf. Und du . . . du? . . . Du bist auch verloren mit allen anderen, du hast noch keine Buße gethan, du bist noch kein Kind Gottes, du kannst es auch nicht mehr werden . . . die Gotz! . . . die Gotz! . . .

Der Wind hatte sich aufgemacht und rüttelte an den Dächern und Thüren, daß es war, als würde im nächsten Augenblick alles aufspringen. Wolken tobten durch die Luft. Die Bäume ächzten und bogen sich. Es war ein Unwetter im Anzuge. Der Jakob eilte durch die Straßen, den Bach entlang, dessen Wasser wild durchs Dorf schäumten und weiße Kronen trugen. ‚Die Lisa! Die Lisa!‘ rief er laut. Doch niemand verstand ihn und niemand achtete auf ihn, da das Unwetter jetzt losbrach. Und die Lisa stand am Bach und lachte ins tosende, quirlende Wasser. Natürlich, sie war ja auch verloren und wußte nicht mal, daß jetzt das Ende der Welt kam und Kofse mit Löwenzähnen über sie herfallen würden mit schrecklichen Stacheln und ihren Körper mit Drüsen und Pestilenz bedecken! Er winkte ihr zu.

Sie winkte vergnügt wieder. Er sprang hin und griff sie am Arm. Er zog sie mit sich fort. Sie lächelte vergnügt. Er zog sie in eine Scheune. Sie schmolte nur ein wenig, wie ein erwachsenes Mädchen, über diese Reckheit. Er warf sie nieder, sie wehrte sich nur wenig. Er drückte ihre Kehle. Ihr Gesicht lächelte immer noch. Er drückte fester. Da wollte sie sich wehren, aber nun lachte er, und eh' er's selbst gedacht, begann sie zu röcheln und zu zucken. Das Geräch! brauste es in seinen Ohren, das Geräch! Draußen heulte der Sturm, tobten die Wasser wie Sündflut. Ein Horn tönte durch die Finsterniß. Feuer! Feuer! schrie es. Regen prasselte nieder. . . Unter der ersten Bosanne soll Hagel mit Blut vermengt vom Himmel regnen, schrie der Jakob, und die Haare standen ihm zu Berge. Die Lisa regte sich nicht mehr. O, wie gut hatte es die jetzt. Die brauchte all das Schreckliche nicht mehr zu erleben. Mit bleichen, zitternden Fingern suchte er durch die Scheune. Es kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, was er suchte. Endlich hatte er es und knüpfte es an einen Balken. Die Goth! da stand sie wieder vor ihm, die große Babylon! Er fühlte schon, wie er vom Kopf bis zu den Fußsohlen voll Eiterbeulen wurde. Nur das nicht! Alles andere lieber! Lieber die ewige Verdammniß! Der Sturm heulte, der Regen prasselte.

Erst als das Feuer gelöscht war, merkten die im blauen und roten Hause, daß die Kinder nicht da waren. Wo steckten sie nur? Der Peter meinte, man könne das ruhig abwarten. Er lächelte dazu. Aber die Annekathrin hatte keine Ruh' mehr im Hause. Sie ging hinüber zur Halbschwester, zur Elisabeth. Die Lisa war auch nicht da. Aber die Elisabeth lächelte auch nur.

Man wartete und wartete, aber die Kinder kamen nicht. Schließlich wurde selbst die Elisabeth unruhig und machte sich ans Suchen. Sie kam auch an die Scheune, die ihnen gehörte. Ob sich die Kinder vielleicht dahinein vor dem Unwetter versteckt hatten?! Vorsichtig trat sie ein. Da hing etwas. Was war das? Sie fühlte. Es fühlte sich an wie ein Mensch, ein junger Mensch. Sie tastete an ihm herum. Sollte das . . .? Nun bekam sie doch Angst. Sie zündete rasch ein Streichholz an, das sie zufällig in der Tasche hatte. Es war der Jakob, und zwar hatte er sich erhängt. Da überkam sie eine ungeheure Wut. Sie rüttelte an ihm. „Du schlechter Bub! Du miserabler Bub! Laß das anzuthun! Awer alle Deut solle dich sehn, wie de da hängst, du Lump!“

Doch die Lisa, wo war denn die? Sie war doch nicht auch . . .?

Der Elisabeth klapperten die Zähne. Sie tastete sich wieder durch die Scheune. Da lag noch etwas. „Lisa!“ schrie sie. Nein, das durfte die Lisa nicht sein. Sie betastete das Wesen ganz genau. Das mußte sie doch sein. Nochmals schrie sie laut den Namen der Tochter, daß es auf die Straße gellte. Da waren noch Leute, die der Brand auf den Ketten hielt. „Nicht!“ rief einer, weil es so dunkel war. Da fand man denn die Elisabeth Schneider über der toten Lisa und nicht weit davon auch den Jakob. Der Schuster stand in der Nähe und murmelte mit seinen roten, feuchten Lippen Schreckensworte aus der Offenbarung.

Nach drei Tagen wurden die beiden beerdigt. Ich ging auch mit. Der alte Pfarrer mit den unordentlichen Locken, den schüchternen Augen und den zarten, nervösen Händen, hielt eine lange Rede über das Wort: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Wir schwiegen.

Nach einer Weile fuhr ich fort: „Das Nachspiel nach einem Jahr hast du heute morgen in der Kirche selbst mit angesehen, als die Elisabeth Schneider, die glückliche Wöchnerin, „ausgesegnet“ wurde, wie man das hier nennt.

Sahst du nicht auch den verächtlichen Blick, den sie auf die Annekathrin Herrmann warf? Die ist noch nicht wieder so weit. Ich fürchte, wenn es ihr nicht bald gelingt, giebt's wieder Feindschaft zwischen dem roten und dem blauen Hause. Denn der Hannjer ist jetzt dem Peter nicht um eine Ruchbaumthür voraus, sondern um einen Sohn. Und das läßt sich bei der Annekathrin, scheint's, nicht so leicht wieder einholen.“

„Schauerlich!“ flüsterte Hortense und schüttelte sich.

„Siehst du, so seh'n unsere Bauern im Alltagskleid aus.“

„Alle?“ warf sie ganz entsetzt ein.

„Das natürlich nicht. Aber mehr, als wir in der Regel für möglich halten.“





Das Dresdener Kunstleben fränkte in diesem Herbst bisher an einer selbst für unsere elbflorantinischen Verhältnisse ungewöhnlichen Stagnation. Es ist als ob Dresdens künstlerische Regungen sich mit der sommerlichen Kunstausstellung völlig erschöpft hätten.

Dresdens künstlerische Regungen! Das Dresdener Kunstleben! Volkstönende Worte, die man oft spricht und sprechen hört, ohne ihre Berechtigung gewissenhaft zu erwägen. Ja, Regungen giebt's wohl, aber sie werden nur zu häufig erstickt; ein echtbürtiges Kunstleben haben wir eigentlich nicht, obwohl die Fremden so liebenswürdig sind, uns von der „Kunststadt“ Dresden zu reden.

Werden Sie es mir glauben, daß in der oben erwähnten Ausstellung neben den offiziellen Organen einer gestrengen Kunstkritik auch eine Zeitschrift auslag, die sich „Dresdener Kunst und Leben“ betitelt und — hauptsächlich Artikel über die Dresdener Vogelwiese und verschiedene Dresdener „Originale“ brachte, neuerdings sogar einen Essay über „Die Kochkunst der Mutter Anna und anderer Fürstinnen“. Und dies ist das einzige Dresdener „Kunstorgan“! Das Blatt hat sich nach und nach alle guten Mitarbeiter und gebildeten Leser entfremdet, aber der brave Philister liest es mit Wonne, und der Herr Verleger sieht sich gut dabei. Damit glaube ich über diese Seite unseres „Kunstlebens“ genug gesagt zu haben.

Die einzige Dresdener Litteratur-Vereinigung, die sich in weitesten Kreisen Anerkennung zu verschaffen wußte, verfolgt in erster Linie praktische Ziele, hat aber auch durch Veranstaltung der „deutschen Dichterabende“ bereits in hohem Grade geistig anregend gewirkt. Ich meine natürlich den Verein „Dresdener Presse“, für das Ansehen des Vereins zeugt auch, daß soeben mit Erlaubnis des Königs von Sachsen eine große, glänzend besuchte Vorstellung im Opernhause stattfand, deren Exträgnis der „Dresdener Presse“ zugewendet wird. Straußens „Fledermaus“ wurde, nach dem Vorgange der Wiener Hofoper, mit den ersten Kräften gegeben; die nicht in Hauptrollen beschäftigten Stars wirkten in der Ballscene des zweiten Actes freiwillig mit. —

Das Königl. Schauspielhaus hat sich zu einer bemerkenswerten That aufgerafft, zur ersten öffentlichen deutschen Aufführung von Maeterlinds dramatischer Dichtung „Pelleas und Melisande“. Bei Ihnen in Berlin ist das neuromantische Stück ja schon vor einem geladenen Publikum gespielt worden. Es enthält ohne Zweifel sehr viel Zartes und Schönes, aber kritiklos bewundern kann es nur, wer in der deutschen und englischen Litteratur wenig bewandert ist. Es genügt vielleicht, wenn ich an Tieck, an unsere alten Schicksalsdramen, an Kennison, Rosetti und, last not least, an Edgar Poe erinnere! Die Darstellung war ausgezeichnet, die Regie kam den Absichten des Dichters mit der größten Feinsichtigkeit entgegen. Trotzdem wirkten die vielen, in Anbetracht der unvollkommenen Einrichtungen unserer Neustädter Bühne allerdings fast unvermeidlichen Pausen bei herabgelassenem Dunkelvorhang unbefreiend und ermüdend. Auch sei erwähnt, daß die symbolistische Liebestragödie in der wirklich sehr guten Übertragung von Georg Stothausen gegeben wurde.

Vorher hatten wir den langweiligen „Gans“ des nunmehr nach bewährten Mustern auf breite Publikumsfolge hinarbeitenden Max Dreyer, den man nach diesem Stücke wohl nicht mehr „literarisch“ nehmen kann; schon seine Blumenballade „Gromama“ hatte uns gezeigt, wohin der Weg dieses ehemaligen Lichters geht. Als Merkwürdigkeit sei hervorgehoben, daß „Kollege Crampton“ von G. Hauptmann vor kurzem hier im Schauspielhause als „Neuheit“ gegeben worden ist. Allerdings hatte schon vor Jahren das „Residenztheater“ die Komödie mit Eugels als Gast gebracht. Dr. Wiene versucht mit Geist und Energie die Auffassung, daß Crampton noch zu heißen sei. Die Erinnerung an Engels' unheilbaren, aber weit lebenswürdigeren Alkoholikar vermochte er nicht auszulöschen.

Eine interessante dramatische Vorlesung fand neulich im hiesigen Hotel „Stadt Gotha“ statt. „Menscheneid“ (Lo specchio della dolorosa esistenza), eine Dichtung des Italieners Silvio Pagani, die von Professor Baron Locella ins Deutsche übertragen worden ist, fand in Paul Wiecke einen begeisterten und kongenialen Interpreten. Einem kleinen, geladenen Kreise von Schriftstellern und Literaturfreunden, von denen Verständnis für die pessimistisch-symbolistische Richtung Paganis zu erwarten war, las Wiecke die tiefinnige Dichtung vor, die mehr eine Reihe von Bildern in Dialogform, als ein Drama im landläufigen Sinne ist. Der Mailänder Poet ist ein überzeugter Anhänger Schopenhauers, er will in einer großen Trilogie, deren ersten Teil die von Wiecke vorgelesene Dichtung bildet, seiner pessimistischen Weltanschauung Ausdruck verleihen. Man hat Pagani mit Maeterlinck verglichen; nach dieser Vorlesung möchte ich dem Vergleiche nicht beipflichten. Maeterlinck bleibt nach meinem Gefühle doch Kleinkünstler. In Paganis Dichtung dagegen steckt, das ist nicht zu leugnen, etwas von großer Kunst. Die realistischen Szenen beim Kinderbegräbnis, der idealgestimmte Dialog zwischen Bräutigam und Braut, die sich in keuschem Vereine dem Dienste der Armen widmen wollen, der einmütige Wunsch einer Familie, das Jüngstgeborene durch einen schmerzlosen Tod vor dem Jammer des Daseins zu retten, die Bitte einer alten Frau an ihre jugendlichen Begleiterinnen, sie in den Strom gleiten zu lassen — das sind Bilder, die zwar teilweise krankhaft und nicht immer im echt schopenhauerlich-buddhistischem Sinne (der vielmehr das Ausharren im Leiden verlangen und dafür Nirwana versprechen würde) empfunden sind, aber trotz alledem ein gewaltiges Ethos predigen. Schon dadurch nähern sie sich der „großen Kunst“. Unzweifelhaft aber gehört in deren Bereich das letzte Bild: „Der Zug des Todes“. Das ist eine Schöpfung von edler Schönheit und wunderbarer Tiefe. Daß Wiecke gerade mit diesem Teil der von Locella vortrefflich verdeutschten Dichtung einen gewaltigen Eindruck erzielte, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Im Residenztheater gastiert jetzt wieder Frau Sorma. Auf die Gefahr hin, Ihnen ins Herz zu greifen, muß ich es aussprechen, daß die Künstlerin, auf die Ihr Berliner so stolz seid, sich gegenwärtig in keiner glücklichen Phase zu befinden scheint. Ihre „Rosa“ ist zwar einseitlicher, aber auch herber und schwerer geworden; ihre Christine in Schnitzlers „Liebelein“ hat den letzten Rest von Liebenswürdigkeit abgestreift. Es kann sein, daß Frau Sorma sich nach tragischer Vertiefung sehnt; mir ist ihr einseitiges Betonen des Harten und Eitigen in unerfreulichem Grade aufgefallen. Mein Gott, die Christine ist doch schließlich bei aller Schmerzens- und Gemühtiefe ein „Wiener Madl“, keine verbitterte Gouvernante mit frauenrechtlerischen Trugmanieren. In Wien wäre diese Christine unbedingt

abgelehnt worden; schon hier in Dresden war man stübig darüber. Ich denke nur ungern an das Pariser Gastspiel der Sorma — wenn die verehrte Künstlerin den Franzosen nur kein schiefes oder zum mindesten einseitiges Bild von der deutschen Schauspielkunst bietet!

Eine Neuheit waren für Dresden die Rosmer-Gumperdindschen „Königskinder“. Frau Sorma setzte darin als Gänsemagd ihr Gastspiel fort. Das hysterische, dilettantische Poem hatte dank der Sorma, der Gumperdindschen Musik und der prunkvollen Ausstattung einen lärmenden Publikumserfolg. Ich persönlich möchte es der Berliner Künstlerin zum Vorwurf machen, daß sie die Hysterie und die unmädchenhaften Züge der Gestalt noch unterstreicht, anstatt durch eine herzergreifende, wirklich dichterische Verkörperung des Gänsemädchens über das Verfehlte der Dichtung hinwegzutäuschen.

Auf rein musikalischem Gebiete ist auch nicht eben viel Bemerkenswertes zu verzeichnen. Die Ricodé-Konzerte können dies Jahr aus Mangel an Beteiligung nicht stattfinden. Man könnte dies auf Rechnung des schwindenden musikalischen Interesses setzen und als Beweis für die Thatfache anführen, daß die Dresdener „Musiknartheit“ ihren Höhepunkt längst überschritten hat. Nur ist es bedauerlich, daß gerade Ricodés in gutem Sinne moderne Unternehmung darunter leiden mußte, während weniger bedeutende Veranstaltungen, so z. B. die „Philharmonischen Konzerte“, sich noch des früheren Zuspruchs erfreuen. Sehr Tüchtiges leistet der Mozartverein, der ja kürzlich auch in Berlin Lorbeeren einheimfen durfte. Er hat uns neulich mit einer der Orchester-Kompositionen des alten Dittersdorf bekannt gemacht, einem Divertissement, das als „Programm-Musik“ angesprochen werden darf, da in ihm die vier Temperamente musikalisch gezeichnet werden. Für die Pflege der alten Musikwerke setzt diese Vereinigung ihre besten Kräfte ein.

Wenn ich am Anfange des Briefes von einer Er schöpfung sprach, die nach der Ausstellung besonders auf dem Gebiete der bildenden Kunst eingetreten sei, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß unsere jungen Kräfte jetzt völlig brach liegen. So hat ein jüngerer Künstler, der auf jener Ausstellung nur kunstgewerblich (durch zwei eigenartige Truhen) vertreten war, nunmehr eine schöne Sonderausstellung veranstaltet. In Ernst Arnolds Kunstsalon hat J. B. Eissarz eine Anzahl Skizzen und Entwürfe ausgestellt, die ein sympathisches Gesamtbild von dem vielseitigen Schaffen dieses überaus feinen Künstlers geben, der in Buchtiteln und Ex libris eine seltene Fähigkeit des Stimmungsausdruckes zeigt, aber auch in seinen Plakaten durch die Energie der Linie und der Farbensprache, in seinen Vorträftizzen durch glückliches Erfassen der Individualität in hohem Grade überrascht und erfreut. Unter den jüngeren Dresdenern ist er fast die ausgeprägteste Künstlerpersönlichkeit.

Robo Wildberg.



Münchener Kunstbrief.

Mit den sinkenden Sonnettagen reckt sich der schlafende Moloch „Großstadt“ aus seinem Schlafe auf, sein Rachen gähnt, zum Verschlingen bereit. Langsam entsteigt ein dampfender Brodem dem Hexenkessel, darinnen die Kultur ihre

Mixturen braut. Gifte und Heißsäfte entquellen dem Gebräu. Der ideale Schwärmer sagt mit jubelndem Herzschlag: „Das Kunstleben fängt an, meinen sehnenenden Geist und meine durstende Seele zu umblühen,“ der nüchternere Kritiker sagt feuszend: „Die Saison beginnt mir auf den Leib zu rücken.“ Und heuer zumal mußte der arme Kritiker sein saures Amt recht vorzeitig antreten.

Mit einem Goethe-Cyklus feierte man auch an der Münchener Hofbühne das Andenken des unsterblichen Einzigen, zu dem wir im Kreis- und Irrlauf unserer Kunststrichtungen, Schulen und Systeme immer wieder voll Inbrunst und Demut zurückkehren werden.

Mit den sogenannten Klassiker-Vorstellungen ist es aber ein eigen Ding. Wir leben in der Periode der Stilarten; Stil ist uns der Ausdruck der Persönlichkeit. Der klassische Stil aber ist durchaus unpersönlich in seiner Größe und Unzusammengesetztheit. Was Wunder also, daß die Nerven des modernen Theatersuchers, des erregungsgierigen Temperamentsmenschen der Jahrhundertwende, des müden Rüanzenchlürfers — von der ruhigen Größe und stillen Reinheit der klassischen Werke nicht mehr widerstandslos gepackt werden?

Zu Hause in stiller Klausur, jawohl, da greift er wohl nach dem Buch mit dem Gefühl: Introito, nam et hic Dii sunt, bis er beim Lesen endlich die Gott-Nähe ganz empfindet. Aber auf der Bühne? Da ist sein Ohr an ein Domestiken-Deutsch oder an jene knifflische, begriffslose Tiefsinnigkeit gewöhnt, die man heutzutage eben modern „individuellen Stil“ nennt, und in der Schauspielkunst selbst ist ihm in der sogenannten „Lebensprache“ ein neues Licht ausgegangen. Und nun mit einem Male unter dem Titel „Klassiker-Vorstellung“ Jamben und Deklamation! Ja, was soll ich also von dem Goethe-Cyklus eigentlich sagen? Sicherlich war er gut gemeint — aber meine n Goethe habe ich dabei nicht gefunden! Weit unmittelbarer lebt er sonst in meinem Herzen! „Prospekte und Maschinen“ werden nicht geschont, und doch . . . und doch . . . nun, man kann eben Goethe nicht mit hohlem Pathos und der schönen Pose fassen. Man muß ihn fühlen und erleben! Soll ich deshalb mit Frau Clara Ziegler rechten, weil sie uns die Psychologie so wohlberechnet und wohlfeinstudiert vordekamierte? Die alte Kunst stand auf mit ihr aus ihrem Grabe, tönend und kalt. Es spror uns etwas bei dieser steinernen Priesterin.

Frostig, beinahe gequält, rollte sich auch die lange vorbereitete, öffentliche Huldigung des Dichtersfürsten ab. Ein heftiger Gewitterguy schien ansangs die Feier gänzlich vereiteln zu wollen, doch hatte der Himmel in letzter Stunde ein Einsehen, so daß der Huldigungsakt auch äußerlich „trocken“ verlief. Ein indifferentes Menschenhäuflein als Aspekt, die nivellierende Vierfröhlichkeit als Finale, mitten drin die obligate Festrede und Gesangsvereins-Lungenthätigkeit, und in olympischer Höhe darüber Er, zu dessen Höhen alle Programm-Berehrung nur wie ein verflüchtender Wasserdampf aufsteigt. —

Der so berühmt gewordene, allsommerliche Cyklus Wagner'scher Mixturen an der Münchener Hofoper ist dieses Jahr ganz auf das Durchschnittsniveau der vermaldeiten Mittelmäßigkeit herabgesunken. Der Charakter des Festlichen, des sorgsam Vorbereiteten und somit Vorbildlichen ist ihm genommen. Als Außerordentliches nur ist ihm geblieben: die Höhe des Entrées. Die mammonbelasteten Fremden konnten sich, außer den oft provinziellisch angehauchten, meist nur mit wackligen „Lüdenbüßer“-Einschachtelungen zu stände

gekommene Wagneraufführungen im Hoftheater, im kleinen Musikotempel des Residenztheater, den vollständigen Mozart-Cyklus in der musterghätigen Bossartischen Reinszenierung, nach der von Hermann Levi revidierten Partitur und Textherstellung, auf der Lautenschlägerschen Drehbühne nur durchgehend in schiefer Perspektive ansehen. Stavenhagen, dem Mozart weit besser liegt, als Wagner, schwingt abwechselnd mit Eleganz die Vattuta zu den heiklen Chorsätzen und den heikleren Arien und schlägt auf dem Spinett die Stug-Harmonien der Rezitative. Soweit wäre alles recht gut und schön, wenn wir nur auch Mozartfänger hätten. Eine Frau Adh-Vrajn, die man gastweise die „Fiordiligi“ singen ließ, konnte zwar zierlich trällern, aber die unerläßliche anakreonische Grazie der Bewegungen wurde durch ihre Schwerfälligkeit erbarmungslos erdrückt! Wenn sie mit derben Schwiegermutterchritten über die Bühne wucherte, flogen alle Liebesgötter aufgeschreckt davon!

Vor ausverkauftem Hause eröffnete Direktor Stollberg im Gärtnertheater sein neues Regime. Das schwergeprüfte Haus hat in kurzer Zeit dreimal seinen Anstrich und seinen Herrn wechseln müssen. Das Glanzstück der modernen französischen Romantik, Mosstands „Cyrano de Bergerac“, eröffnete den Reigen. Verwundert schüttelte der Geist der Tradition des Gärtnertheaters sein Haupt, als da mit einem Male auf der Heimstätte des „Volksstück“ und der „Operette“ gute französische Verse in Julia-Übersetzung erklangen. Rein künstlerisch betrachtet, darf man mit der Wahl dieser feinen Blüte Mosstandscher Kunst, bei der sich Molière, Calderon und Shakespeare verschwifert zu haben scheinen, um so zufriedener sein. Herr Josef Klein vom Wiener Carl-Theater, der den armen Nasenhelden spielte, gewann sich mit einem Schlage die Gunst des Publikums. — Nach den großschlächtigen, schreienden Dekorationen unter Bradl mußte die feinsinnige, stimmungsvolle Inszenierung wohlthuend berühren. Nach den Aktisclüssen durchsiofte Weisfall das Haus. Stollberg dankte mit einer gerührten Abwehr für soviel Ehre. Viel noch habe er aus dem Füllhorn seiner Schätze über uns auszuschenken, so versicherte er uns. Wir erwarten hoffnungsbang die Segnungen seiner Kunst.

Die Operetten „Africarcise“, „Fledermaus“ und „Rarceval in Rom“, die er in Neueinstudierungen weiterhin im Gärtnertheater herausbrachte, vertieten wohl viel Fleiß und guten Willen, wiesen auch einige gute Kräfte auf, so daß im allgemeinen eine tüchtige Leistung herauskam. Die Überschätzung des Operettentensors Werner, der für 14000 M. Gage als selbstbewußter Kampenheld agiert, war allerdings für die Zufriedenheit des Publikums ein guter Dünger. Und doch fehlte das Ausschlaggebende: der Geist der Operette selbst. Das ist der zündende Esprit, der prickelnde Reiz, die leichtgeschürzte Grazie, wodurch selbst das schwächste Opus Farbe und Leben bekommt. Hier bewegte sich alles auf plumpen Füßen schwerfällig fort und muß doch Flügel haben und schweben!

Im Schauspielhause begann man mit Schniglers (armogantem Familien-drama „Das Vermächtnis“. Es wird wohl nicht der Fall sein, daß ein bunt zusammengewürfeltes, noch nicht eingespieltes Ensemble einem handlungsarmen Werk der Dekadenzkunst, das mit der Feinheit der Nuance, der Intimität der Stimmung und Abtönung des Dialogs steht und fällt, gleich bei seinem Debüt zum Siege verhilft. Dem neuen Personal Direktor Stollbergs ist diese Aufgabe

gelingen. Namentlich Fräulein Bange als „Toni Weber“ verkörperte mit ergreifender Gefühlskraft das Opfer der „sittlichen“ Gesellschaft.

Nach Schnitzler vermochte bis jetzt kein folgender Autor so recht heimlich im Schauspielhause zu werden. Weber Hermann Faber mit seiner verwässerten Ibseniade „Ewige Liebe“, deren Gestalten uns alle wie Pfefferkuchenfiguren anmuten, noch G. Hirschselds dramatisiertes Romansujet „Agnes Jordan“ konnten sich einen Dauersieg erobern. Fräulein Ida Müller, die als Agnes das Martyrium der Frau dem Hörer wie mit Nägeln und Feuer in die Seele grub, rettete zwar die ersten vier Akte — der überflüssige fünfte Akt aber, dieser literarisch-rhetorische Abschluß konnte selbst durch das meisterhafte Spiel Fr. Müllers nicht vor der Lächerlichkeit bewahrt werden.

Am aller schlimmsten erging es Julius Schaumbergers dramatisierter Ehebruchsgeschichte „Pepi Danegger“. Schaumberger gehört zu dem linken Flügel der Münchener Naturalistenschule und außerdem zu den vom Bühnenglück nicht gerade verfolgten kleinen Autoren, die schon durch ihre Stoffwahl beweisen, daß sie — quasi eine dramatische Ausgabe des Straußschen Bildungsphilisters — die platte Realität der Dinge durch sinnlich-künstlerische Darstellung nicht zu bezwingen vermögen. In allen Stücken Schaumbergers, vom „Pietätlosen Menschen“ und dem „Wunder“ bis zu „Pepi Danegger“, herrscht nicht nur äußerlich der Münchener Dialekt, sondern es weht auch innerlich der kleinlich-philiströse Münchener Vorstadtgeist. Das sind aber keine National- oder Heimatpoeten, es sind Bezirks- und Bier-Wände-Litteraten. Diese Stidluft nächsterer Alltäglichkeit muß jede stille Lyrik, jede poetische Stimmung, jede „Trunkenboldigkeit des Geistes“ erdrücken. Der Mangel einer Weltanschauung, es sei denn ein bedrückter Skeptizismus, macht sich überall bemerkbar, und so ist stets der Gesamteindruck ein unerfreulicher. Das dreiaktige Schauspiel behandelt die Münchener Alltäglichkeit, die Verführungsgeschichte einer kleinen, bürgerlichen, lästernen Frau durch ihren eleganten Zimmerherrn. Die gewöhnliche Sache nimmt einen tragischen Ausgang, weil die kleine Pepi ein Quentchen mehr Gefühl und Innerlichkeit hat, als der brutale, egoistische Verführer erwartet hatte. Man merkt viel Selbsterlebtes an dem äußerlich gut gebauten Stücke, aber dem Autor fehlt die Kraft, das Selbsterlebte, Selbsterlebte in sich durch eine künstlerische Katharsis freizumachen. Der Hauptfehler des Stückes ist die verfehlt, weil unmögliche Charakterzeichnung der Heldin. In einigen gut beobachteten Kleinstadttypen trat so etwas wie Humor zu Tage und wirkte teilweise erheitend auf die Hörer. Aber selbst der Humor ist hier ein bitterer. Denn Schaumberger steht nicht frei über seinem Stoffe und seinen Menschen, er wird von der Lücke des Objekts und von der alles Kuffauchende in ihm erdrückenden Mißere des Lebens schwer gedrückt und läßt nun diesen reinmenschlichen Ärger unkünstlerischer Weise seine Zuhörer mitempfinden. Nur durch das vorzügliche Spiel des Fr. Bré, deren elementares Gefühl die nächsternsten Worte des Autors abelte, blieb das Publikum ruhig bis zum Schlußakte, wo eine geschmacklose Häufung von groben Theatereffekten seinen Unmut auslöste und schließlich die äußere Ablehnung des Stückes herbeiführte.

Endlich ist auch die Münchener Volksbühne zur That geworden. Ein reges Interesse aus allen Kreisen sichert ihr Bestehen. Die organisierten Arbeiter und Gewerkschaften haben einen stattlichen Stamm gestellt. Sie haben begriffen, daß nicht nur „Wissen ist Macht“ eine Lebensweise bedeutet, sondern daß auch die

Kunst ein Hebel ist, vermittelt dessen sie die Thore aufsprengen können, die in den Sonnenfaal der Menschheit führen. Die freie Volksbühne wird ihre hehre Aufgabe erfüllen mit der Vernichtung des Fluchwortes „Die Kunst ist Kaviar für das Volk“, sie wird zu beweisen haben, daß Kunst dem Volke Brot sein muß. Nicht, daß die Kunst zum Volke nie der steigt, wohl aber, daß das Volk zur Kunst aufsteigt.

Die erste Veranstaltung des jungen Vereins war die Aufführung von Schnitzlers „Vermächtnis“. Die Direktoren Stollberg und Schmederer hatten durch einmalige kostenlose Überlassung vom Personal und der Bühne des Schauspielhauses, auf der auch fernerhin die Vorstellungen stattfinden sollen, ihr Interesse an den Bestrebungen des Vereins bekundet. Die Wahl dieses Stückes ist mancherseits bemängelt worden. Aber gerade aus dieser dramatisierten Fehde der standesgemäßen Bürgermoral mit der „sittlichen Forderung“ der rechtlos Enterbten ziehen sich so viele Fäden in das eigene Leben des breiten Volkstums hinüber, daß nach meinem Empfinden das Werk relativ sehr wohl erzieherisch wirken kann.

Zu Gunsten der vom Hochwasser Geschädigten hat Intendant v. Poffart zwei Wohltätigkeitsvorstellungen im kgl. Odeon veranstaltet. Die erste, eine Art populäres Sängersfest, brachte Solovorträge des Hofoperpersonals und einiger Gäste, wie des Meisters der Pallade Gura und der interessant-vornehmen Geigerin Kaufbach-Seotta. So sehr das Ganze in hellem Dur auf „Amusement“ gestimmt war, hatte die Sache in einem Punkte für den seiner Beobachtenden doch einen tragischen Moll-Ton. Bei dem Ausreten des angejahrten Bogl, auf dessen anstrengungsvollen Kunstgesang später unser jugendlicher Tenor Anote in der Fülle seiner Kraft mit Liedervorträgen folgte, überkam uns nämlich eine Art Solneß-Stimmung. Nicht für uns, aber für den alternden Bogl.... Die Angst vor der Jugend!! Sie pocht vor der Thür und tritt herein.... Die Jugend heißt — Anote. Lebensgeleh! —

Die zweite der Wohltätigkeitsvorstellungen trug einen ernst-vornehmen Charakter. Das Hoftheater-Ensemble rezitierte den „Urfaust“ nach der von Erich Schmidt aufgefundenen Göchhausen'schen Abschrift. Eine vergleichende Analyse würde hier zu weit führen. Die Goethe-Maulwürfe haben da wieder ein hübsches Stück Futter bekommen. Für uns bleibt der Neuf Faust die deutsche „Divina commedia“ und der „alte Kodex“ nur im Sammlersinne wertvoll. Die große Symphonie des ringenden Geistes, der Hühnsehnsucht, des titanischen Glücksuchers klingt uns nicht voller und nicht klarer, nun wir die Notenversuche dazu gefunden. Immerhin verdient die gute Wiedergabe, an der namentlich Poffart selbst als launiger Mephisto und Fr. Kabitow, deren seelendurchzittertes Organ für die Gretchenrolle wie geschaffen scheint, großes Verdienst hatten, den aufrichtigsten Dank aller Litteraturbesessenen und der Goethomanen insbesondere.

Wilhelm Waake.





Lyrik.

Poetische Flugblätter. Auslese zeitgenössischer Dichtungen. Herausgegeben von Josef Rittir und Carl Maria Klob. Wien, G. Szekelski.

Damit die Lyriker einer Zeit wirklich der Menge ihrer Zeit näher kommen, ist es zuerst nötig, daß ihre Werke den Weg zur Menge finden und daß auch die große Zahl der Ungeschulten und Unerfahrenen aus der Masse des Produzierten das erhält, was ihr taugt und was sie leicht in sich aufnehmen kann. Durch den Buchhandel ist dies ebenso schwer möglich wie durch die Verbreitung in Zeitschriften. An beiden kann der Unbemittelte nicht teilnehmen.

Von diesen Grundzügen gingen die Herausgeber der Poetischen Flugblätter bei ihrem Unternehmen, Lyrik zu popularisieren, aus. Nun ist der erste Jahrgang erschienen: vierundzwanzig lose Blätter, deren jedes das Porträt eines anderen Dichters, eine kurze Lebensbeschreibung und eine Auslese aus seinen Gedichten brachte. Dieser Jahrgang enthält Beiträge von Martin Greif, Richard Dehmel, Ferdinand von Saar, Deilev von Liliencron, Gustav Falke, Paul Wilhelm, Graf Emerich v. Stabion, Franz Himmelbauer, J. J. David, Hermann Lingg, Hermann Hango, Wilhelm Holzamer, Arnold Hagenauer, Ludw. Jacobowski, Peter Altenberg, Carl Ruffe, Franz Herold, Felix Dörmann, Carl von Ledekow, Peter Rossegger, Hans Benzmann, Paul Wertheimer und Joseph Rittir

— eine stattliche Reihe! Noch wenige Jahre und die Zahl der lebenden Dichter dürfte erschöpft sein. Denn jedes Jahr werden nicht vierundzwanzig neue Dichter geboren. Aber dann wäre ja der Zweck der Flugblätter erfüllt, wenn sie bis dahin wirklich unter das Volk gedrungen wären. Inwiefern die Herausgeber bisher ihrer Aufgabe, nur das Beste und Wesentlichste zu bringen, gerecht wurden, mag hier unerörtert bleiben; es ist schwer, in einem so engen Rahmen das Wesen einer Persönlichkeit erschöpfen zu wollen. Bei einigen Dichtern hätte ich mir eine andere Auswahl gewünscht. So vermisse ich bei Richard Dehmel, Liliencron, Felix Dörmann die besten und charakteristischsten Gedichte. Bei anderen wieder fand ich Gedichte, die mir nicht bedeutend genug erschienen: so bei Paul Wilhelm (Ein Lied), Franz Himmelbauer (Geburtstag) und Stabion, dessen Gedichte „Wo zu“, „Die Schönheit“ und „Unverlierbar“ ich recht banal finde. Aber unter dem vielen Großen und Guten will ein wenig Durchschnitt nicht viel bedeuten. Die Hauptsache ist, daß diese Flugblätter nun wirklich ihren Weg zur Menge finden, daß sie nicht nur auf den Verkaufstischen der Buchhändler in den Städten zu finden sind, sondern zu Tausenden draußen auf dem Lande, in den Bauernstuben, in den Schenken, dort, wo das Volk lebt, wo es sich herumtreibt und Nahrung für seinen Geist sucht.

G. Macasjy.

Prager Dichtung.

Was ich suche, von Emil Faktor, mit Buchschmuck von J. Gerdes-

Worpswede. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Diese Gedichte werden die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wissen. Sie sind erlebt und treu empfunden, mit sicherer Hand gestaltet und voll Melodie. Es ist noch eine enge Welt, die der Dichter hier erschließt, es ist meist ein Wandeln durch graue Gassen, durch Parkgehege, stillen Wald, „noch quälten ihn zuviel die kleinen Schmerzen“, aber alles ist verinnerlicht durch andächtige Stunden, die ihm den Blick ins Weite öffnen und ihn schauen lehren wie ein Kind. Jugendlischer Traum und Selbstbetrug tanzen noch auf der Märchenwiese, aber daneben thut sich der Abgrund auf:

Und der ich tief im Dunkel lieh,
Mein ganzes Leid erschaffe:
Ich bin zu schwach für soviele Weh,
Ich bin zu weich zum Hass.

Und was ich von des Lebens Drang
Noch süßend unterschreibe,
Ist nur ein Schrei mit wildem Klang:
Ich liebe und ich leide.

Wiederholt findet er diese Kraft zur unmittelbaren, heißen Weichte, so „Im toten Ghetto“ und in der „Veröhnung“. Allein nicht immer. Gerade seine Liebesgedichte, unter denen ich „Nächte“ und „Wiedersehen“ auszeichne, haben öfter eine trübe Umschleierung und eine gaukelnde Überfülle von Bildern. An Stelle des einen typischen Vergleichs, der weit- hin Licht verbreitet, bringt er manchmal ein schaukelndes Nebeneinander von Bildern, die aus ganz entfernten Reichen zusammengeholt sind („Du bist der Zukunft reif gewordne Ähre, die meine Kraft zum Selbstentum besuere“) und besonders das seltsame Verflechten von Sinnlichem und Abstraktem verschuldet es, wenn einzelne Gedichte, in denen ein ebler Kern stecken mag, im Dunkeln bleiben, wie „Das neue Jahrhundert“, „Der Wanderer“, „Der Sturz“. Ein wirklicher Mißgriff im Stil begegnet

ihm, der ein außerordentlich seines Gefühl für die Mundung der Gedichte hat, kaum. Es ist eine mannigfaltige Reihe von Stimmungen anzuführen („Der Waldweg“, „Höhenfang“, „Frühlingskinder“ u. s. w.) die durch den Rhythmus sofort packen und neben jenen starken persönlichen Offenbarungen jedem zurufen: Hier ist auch einer, der Zukunft hat. Josef Adolfs Bondy.

Romane und Novellen.

Aus tiefem Schacht. Roman von Fedor von Jobeltis. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Der vortreffliche Bauernroman „Der gemordete Wald“ hat eine Fortsetzung erfahren. Das vorliegende Werk erhebt sich auf gleicher Grundlage wie jenes, doch sein sozialer Hintergrund ist breiter geworden, die Kämpfe spielen sich nicht mehr im engen Kreis der Bauern ab, sie greifen in das Reich der Gutsherrschaft hinüber und streifen den Adel und den Kaufmannsstand des Landes. Im „gemordeten Wald“ schildert Jobeltis den Ruin eines Dorfes, dessen Bauern dem plötzlich über die Gemeinde hereingebrochenen Reichtum erliegen, — hier zeigt er trefflich die verderbliche Wirkung der Spekulation auf den Bauernstand. „Die goldene Art der Industrie wird in seinen Händen zum Henkerbeil.“ — Der Roman setzt vorzüglich ein. In der Gemeinde Oberlemmingen, in der die Bauern friedlich und stolz miteinander lebten, wird auf dem Besitztum Möllers, des Wirtes vom „Krug“, eine heilkraftige Quelle unter Geröll und Gesträuch entdeckt. Wie diese Thatsache auf die verschiedenen Gesellschaftsklassen des Ortes wirkt, ist hochinteressant dargestellt. Am stärksten beteiligt an dem unerwarteten Glück, das der Gemeinde winkt, ist natürlich die Familie des Krugwirtes. Seine drei Söhne machen sich unter Anführung des ältesten, eines geliebten Schlaufopfs, der schon in Berlin seine Spuren verdient

hat, auf den Weg, um den reichen Kommerzienrat, den augenblicklichen, und den armen Baron, den ehemaligen Besitzer der Herrschaft, für ein Konfortium zu gewinnen; den eifern des Geldes, den Letztern des Namens wegen. Der Kommerzienrat, ein Kaufmann bis in die Fingerspitzen, der „vernünftig genug ist, stolz auf sein Emporkömmlingstum zu sein“, will den Profit allein haben und macht den Männern den Antrag, ihm die Quelle zu verkaufen. Das schlagen sie rundweg ab. Auch sie möchten den ganzen Verdienst am liebsten selber genießen und nur, weil sie ohne Hülfe nichts anfangen können, wandten sie sich an den Mächtigen, schon mit der heimlichen Hoffnung, ihn einst zu übertreffen. Der Kommerzienrat durchschaut ihre List und verweigert seine Theiligung. Ergimmt zieh'n sie nun zum alten Baron, der mit seiner Tochter auf einem halbverfallenen Schlosse haust. Hier ergeht es ihnen noch ärger. Als sie sich anschicken, die Heilkrast der Quelle zu schildern, fährt der bärbeißige Edelmann auf sie los: . . . „Oberlemmingen war immer ein gesunder Ort, — aber mit eurer verdammten Quelle zieht ihr die Krankheiten mit Gewalt her. . . . Ging es nach mir, so würde die Quelle wieder zugestopft. . . .“ Und als sie ihm entgegen „Ganz Oberlemmingen wird aufblühen —“ entgegnet er: „Ober zu Grunde gehen! Ich kenne euch doch, Kinder, — mir macht ihr nichts weis! Ihr kümmert euch den Geier um die andern, wenn ihr nur eure Taschen füllen könnt! . . . Die kleinen Leute bleiben draußen stehn und hungern weiter. . . . Und zu dem allen soll ich euch noch helfen, meinem Namen hergeben als Köber — proßt Maßzeit, da seid ihr an den Falschen gekommen! —“ Schließlich beteiligt sich doch der Kommerzienrat an dem Unternehmen. Das junge Bad wird gegründet, Willen gebaut, ein Sanatorium errichtet, Parwege angelegt. Aber er macht schlechte Erfahrungen an seinen Kompagnons, der Familie Köber.

„Sehr interessant“, sagt er, „wie sich so ein schlichter Baueremann im Laufe der Zeit verändern kann, wenn ihn der Satan der Geldgier packt. Denn Geldgier ist alles bei den Leuten; vom Nutzen der Industrie haben sie keine Ahnung, von irgendwelchen idealeren Motiven ist keine Spur bei ihnen!“ Und nach Jahren kommt es, wie der Baron es vorausgesehen. Da blickt der Mond auf Pavillons und Kioske und eine bunte Menschenmenge, die sich auf den Wiesen, im Walde und zwischen den Feldern flaut. „Überall Fremde.“ Doch nach den Bauern von Oberlemmingen hält er vergebens Umschau. „Denn das Gespann der Kultur gleicht dem Göpewagen von Jaggernant, dessen demantene Räder so strahlen, daß man die Opfer kaum merkt, die sie auf ihrem Wege zermalen.“ — Dies ist in großen Zügen der Grundriß des Romans; um das Gerippe der Handlung ist ein reiches Blütennetz von Liebe und Leidenschaft geschlungen, vielleicht ein zu üppiger Blumenschmuck, über den man manchmal das geheimnisvolle Raunen der Quelle vergißt. Jobeltig's Meisterschaft zeigt sich im ersten und im letzten Drittel seines Werkes: wenn er die Fäden auffaßt und wenn er sie entwirrt. Da wirkt er gedrängt, schlagend. Mit wenigen Strichen giebt er eine ganze Situation. Er hat das Talent zur Kürze, aber die Vorliebe für die Länge. So um die Mitte seines Romans giebt er sich im lässigen Behagen und läßt seine Begabung breite Wege gehen. Seine vorzügliche Kenntnis der Willkürs verleiht ihn dazu. Er schildert die Bauernstube mit derselben Trefflichkeit wie das neue Schloß und das alte Kstall. Wer zu erfahren nötig hat, auf welche Weise man mit gewähltem Geschmac seine Zimmer ausstattet, der lese die glänzende Beschreibung, wie Baron Agel das Heim für seine angebetene Braut vorbereitet. Jobeltig ist in allen Kreisen zu Hause. Seine Gestalten haben Fleisch und Blut. Edelmann, Pardenu, Bauer und die vielen

Zwischengattungen: der schurkische Kriko-
krat, der gelehrte Financier, der spekulan-
tische Bauer — sie alle sind Menschen und
keine Figuren. Seine Speziosität jedoch
ist der raffinierte Bauer. Wie er diesen
blicksüchtigen Spekulant mit der durchtrie-
benen Schlaueit darstellt, ist einfach
wundervoll. Fehor von Zobeltitz hat in
seinem Roman ein Kulturbild von weit-
gehender Bedeutung geschaffen.

Marie Stöna.

Hermann Stehr. „Der Schin-
delmacher.“ Novelle. Berlin, S. Fischers
Verlag, 1899.

Der Verfasser dieser Novelle erregte
durch seine im vorigen Jahre erschienenen
„Psychologischen Monographien“ Aufsehen.
Man war es nicht gewohnt, im Erstlinge-
werk eines jungen Autors einen solchen
Verzicht auf alle subjektiv-lyrische Stoff-
wahl zu finden wie bei H. Stehr. Er ver-
suchte, aus dem uns ganz fremden und als
unkompliziert empfundenen Typus des
Bauern-Proletariats reich gegliederte und
psychologisch wie eine Habierung sorgfältig
ausgeführte Seelen- und Lebensschilderun-
gen zu entwerfen. Dies gelang ihm in
seinem Erstlingswerk „Auf Leben und
Tod“ besser als in dieser vorliegenden No-
velle, welche fast identisch mit dem Inhalt
des neuen Stückes von Langemann (Ger-
trud Antich) den Untergang und die end-
liche Ruhe eines ins Ausgedinge geratenen
Bauern schildert. Es ist wahre Plastik
und echte Psychologie auch in diesem Buche.
Aber doch mangelt etwas. Der Gesamt-
eindruck bleibt aus. Es scheint die fehlende
Harmonie dieser beiden divergenten Kunst-
stile zu sein. Ob wir dies dem Autor ver-
argen dürfen? Er versuchte etwas, das
nur den Größten bisher gelang.

Max Messer.

Strindberg.

Hug. Strindberg, Regenben.
Dresden u. Leipzig, G. Fischer, 1899.

Seinen „Unglücksbrütern“ eignet
Strindberg sein neues Werk, seine
„Regenden“, zu. Er bezeichnet sie nicht
näher, aber welcher Art die Unglücks-
brüder sind, enthüllt dann das Buch.
Strindberg erklärt, daß er seine Persön-
lichkeit zerspalten habe und nun der Welt
den „naturalistischen Occultisten“ zeige.
Und: „Gesagt von den Erinnerungen,“
fängt der erste Satz der Regenben an,
und dieses Wort ist bezeichnend für das
ganze Werk. Durch ein ganzes Inferno
führt uns der Dichter, tiefergründelt sind
seine Nerven, nächtliche Anfälle suchen
ihn heim, Spukgestalten ängstigen ihn,
und dazu kommt seine erbärmliche
äußere Lage, indem er als Verführer der
Jugend von Vätern und Müttern in die
Nacht erklärt ist und Mangel an Geld hat.
Tiefsinniges und Oberflächliches, Reich-
tes und Tiefes, Wahrheit und Irrtum,
Schwächliches und Hoheitsvolles sind
in dieser Krankheitsgeschichte, die die „Re-
genben“ darbieten, in buntem Wechsel
zusammengemischt. Das Buch ist eine
grauevolle Lektüre und der unheimliche
Eindruck beim Lesen wird noch durch die
sprachliche Darstellung erhöht. Ein
schlechtes Deutsch bieten die Übersetzer
bar, die offenbar auch von deutscher
Interpunktion keine Ahnung haben.
Oder ist all' diese Formlosigkeit absicht-
lich gewählt worden, um zu zeigen, daß
„naturalistische Occultisten“ über Form-
sachen erhaben sind? Aber doch steht
dies neue Buch, diese ehrliche Weichte
eines hochbegabten Wahrheitsforschers,
einer von schwerem Leid gequälten
Seele, berghoch über der korrekten Mittel-
mäßigkeit so vieler „Hromane“.

Ludwig Brautigam.

Maeterlinck.

Maurice Maeterlinck, Weis-
heit und Schicksal. Autorisierte Aus-
gabe; in die deutsche Sprache über-
tragen von Friedrich von Oppeln.

Bronikowski. Eugen Diederichs, Leipzig, 1899.

Man kann das Buch das Bekenntnis eines Glücklichen nennen. Wer weise ist, ist glücklich. Glück und Unglück sind nicht zu trennen. Unglück ist Quelle des Glücks, Glück Gebälerin des Unglücks. Für den, der eine Höhe in seiner Seele bereitet hat, von der aus er alles Geschaffene überieht, giebt es nur Sonne, nur Kraft.

Was ist Schicksal? Man benennt freigebig damit alles, was menschlicher Sinn nicht erfährt. Mit wachsender Erkenntnis, mit tieferem Gefühle fällt ein Unglück, ein Schicksal nach dem anderen. Freilich bleibt ein Rest noch vorhanden. Aber das ist es nicht, worauf wir uns bereiten sollen. Unser Leben richtet sich nicht darauf.

Was uns Unglück sein kann, schlummert in uns; die Liebe erweitert den Geist und giebt uns Freiheit; der Haß, die Bosheit fetten den Menschen und verstricken ihn tiefer und tiefer. Wo der Weise säumt, häuft sich Drama auf Drama; sein Erscheinen glättet die wilden Wogen. Der Himmel ist klar und warm, wie am Morgen des ersten Sommers.

Es sei nicht unser Streben, falsches Mitleid zu züchten. Der Starke mache sich nicht dem Schwachen gleich, der Glückliche nicht dem Unglücklichen; die Aufgabe ist, so glücklich, so frei, so groß zu leben, wie unsere Seele entwickelt ist. Der Glückliche rede in glücklichen Worten von seinem Glück; er lerne das Wesen der Dinge mehr als der Unglückliche.

Jeder hat seinen Lohn, jeder giebt sich seinen Lohn. Die Seele ist ein unbeständlicher Richter. Was ist Tugend? Es giebt viel engherzige, schwache, niedrige Tugenden; die echte Tugend ist, zum Glück zu streben und zu empfinden, daß man das Glück besitzt. Und in der Leidenschaft liegt ein Glück; sie führt tiefer

und tiefer. Alles soll ein Wachsen und Blühen sein.

Das Buch enthält die tiefen Worte eines Menschenfreundes; eines Menschen, der wahrhaft glücklich ist. Tod und Unglück schwinden. Eine tiefe Liebe läßt alles Verborgene ausblühen, echten Trost und Zuversicht auf die Stärke und Wahrheit des menschlichen Werbens erschauen. Viele Vorurteile, Jahrhundertwerke schwinden. Es wird der Boden bereitet für die neue, große Zukunft, für den echten Menschen. Es hieße die Worte wiederholen, wollte man den Inhalt ausschöpfen, diese reichen, in Überfluß dahinquellenden, sich wiederholenden Sätze wiedergeben.

Das Schlusswort: Alles, was ist, ist schön und wahr. Gehet hin und sucht das Gemeinsame alles Werbens in umfassender Liebe zu empfinden.

Ernst Schur.

Religion.

Unlängst hat in der „Gesellschaft“ Ernst Gystrow längere Ausführungen über den „Katholizismus“ gebracht. Gewissermaßen in Anschluß daran möchte ich heute zwei Schriften besprechen, die vielleicht Aufsehen erregen werden. Mag man nun für oder wider sein. Es ist ja allerdings auch mit diesen Sachen eine eigene Geschichte. Sie sind für Leute bestimmt, die sich bereits eine Weltanschauung erworben haben, bei denen eine feste Lebensrichtung schon ausgeprägt ist oder sich doch wenigstens schon in ihren Anfängen zeigt. Leute, die noch im unklaren sind, mögen sie vorsichtig lesen. Denn jeder überzeugte Idealismus findet stets begeisterte Anhänger und verflacht dann und entartet. Doch zur Sache. Beide behandeln die Frage, die so viele nicht nur junge Leute, besonders in unseren Tagen, bewegt: „Kann ich mit ehlichem Herzen das heutige kirchliche Leben mitmachen?“

oder bestimmter: „Kann ich Geistlicher, kann ich Theologe werden und bleiben?“ Es wird über solche Zweifel gar verschieden geurteilt. Die einen, ihre Freunde, sagen: „Laß diese Welt in Ruhe und sange etwas anderes an.“ Sie meinen's ja gut, aber was einmal im Menschenherzen drinnen steckt, das kommt auch so bald nicht wieder heraus, und wer einmal in dem Gedanken der christlichen Rechtfertigungslehren erjogen ist, der mag anfangen, was er will, ein bißchen wird immer übrig bleiben.

Nicht uninteressant sind in dieser Hinsicht die Ausführungen, die F. Mentor, ein im Leben bald ergrauter, aber geistig noch jugendlicher Mann in einem schlichten Büchlein gemacht hat, das ich jedem, der hierüber etwas Klares lesen möchte, auf das wärmste empfehlen kann.*) Interessant sind die Aussprüche zweier hochgestellter und sehr ehrenwerter evangelischer Männer, eines Juristen und eines Theologen, gelegentlich der Ausstellung des heiligen Rockes von Trient. Da erklärte der erstere, der Jurist:

„Es darf diese Bewegung nicht gehindert werden, denn in dem, was das Volk glaubt, soll man es ja nicht hören!“

Und der andere, der Theologe, sagte:

„Man kann über die Sache selbst ja streiten, aber — mit ihr ein Aberglaube immer noch lieber, als der Unglaube!“

Sehr richtig bemerkt hieszu F. Mentor:

„Fahrt so fort, wenn ihr nicht anders zu können meint, aber wunderi euch nicht, wenn das Volk sich von euch abwendet und seine — dann vielleicht nicht guten — eigenen Wege geht! Nur darauf laueru seine Verführer!“

und er schließt diesen Abschnitt mit der beherzigenswerten Frage:

„Können wir uns denn nicht aufrufen und endlich einmal der Meinung den Abschied geben,

*) Geläuterte Religion oder vom Erzwanngenen zum Ersehnten. Bruchstücke aus den Kämpfen und Meinungen eines Aufstrebenden von F. Mentor. Goarbrücken. H. Klingebells Verlag. Preis 60 Pf.

das die Seligkeit durchaus vom Glauben an diese oder jene Dogmen abhängt!“

Und als den Verfasser dann das Unglück verfolgte, da schrieb er einem Bekannten unter anderem folgendes: „Eine fromme Seele schrieb mir gestern, mein Mißgeschick wäre vielleicht die Folge meiner ‚häßlichen‘, glaubenslosen Broschüre! Ja, ja, die glücklichen, bevorzugten Leute unterhalten täglichen direkten Verkehr mit dem lieben Gott und glauben jeden Schritt und Tritt von ihm gelenkt. —“

Da ist nun eine andere kleine Broschüre erschienen mit dem etwas hochklingenden Namen „Der Protestantismus und die Wahrheit“). Die meisten werden nach dem Lesen erst etwas enttäuscht sein. Denn die einen erwarten wohl eine glänzende Apologie des Protestantismus, nach dem Genre der evangelischen Bundesleute, die anderen versprechen sich eine schneidige Vernichtungsschrift im Stile der badischen, lothringischen und anderer Hexkaplane. Aber keines von beiden. Und das gerade verleiht dem Büchlein seinen Wert. Schlicht, einfach, vom Herzen zum Herzen spricht da der Verfasser. Er will nicht etwas Hervorragendes leisten, er will auch nicht sich dadurch hervorthun, er hat bloß das Bedürfnis gefühlt, sich auszusprechen, wissenschaftlich sich auszusprechen. Und das ist ihm gelungen. Das Schriftchen ist ein Vorposten seiner Armee, die er noch aufmarschieren lassen will. Und sie ist zum teil schon aufmarschiert.

Denn fast gleichzeitig erschien vom selben Verfasser ein Schauspiel „Freiheit“**), und in seinem oben erwähnten Schriftchen stellt er uns ein großes Wert

*) Der Protestantismus und die Wahrheit. Eine ungehalten Rede von Richard Degen. Leipzig, W. Friesenbahn. 30 Pf.

**) Freiheit. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen von Richard Degen. Leipzig, W. Friesenbahn. 80 Pf.

in Aussicht: „Forschungen zur Geschichte der großen deutschen Bauernkriege zwischen Main und Alpen.“ Bd. 1: „Die Bauern und das Evangelium.“ Wir dürfen auf dies letzte Werk mit Recht gespannt sein, denn in dem schon oben erwähnten Schriftchen lernen wir den Verfasser als einen vorurteilsfreien, klarenden Historiker kennen G: sagt S. 5: „Des unabhängigen Geschichtsschreibers Aufgabe aber ist es, ohne eigenes Interesse an der einen oder anderen Richtung, die sich da und dort regt, rein sachlich den Thatbestand zu ermitteln. Doch muß er selbst sofort wieder Kritik üben an dem überlieferten und die Zustände der Zeit, die er zu schildern unternimmt, in Beziehung setzen zur Gegenwart.“

Und über sich selber spricht er S. 13 „Ich bin selbst eifriger Protestant und habe als Theologe vielleicht schon mehr erlebt als mancher andere. Aber mir hat das Herz geblutet ob all' der Heuchelei, die unbewußt getrieben wird. Ich habe die protestantischen Geistlichen in ihrer Persönlichkeit als Ehrenmänner von echtem Schrot und Korn achten und schätzen gelernt, aber als Theologen konnte ich sie nicht verstehen. Denn was sie nur zu berechtigt der katholischen Geistlichkeit vorwerfen, slavische Abhängigkeit von einem Willen, ist auch bei ihnen der Fall, ohne daß sie es ahnen oder ahnen wollen. In der römischen Kirche ist ein Papst und im protestantischen Geistesreiche sind viele, viele Päpstelein, die sich weiser dünken und gelehrter als alle ihre Mitmenschen.“

Das sind offene, freie Worte, die wohlthun in unserer Zeit. So ist es doppelt anzuerkennen von ihm, wenn er über Luther kein Blatt vor den Mund nimmt. „Durch Luthers Auftreten hat sich die europäische Nation in zwei große Lager gespalten. Aber Luther selbst hat das nie gewollt. Am allerwenigsten hatte er die Absicht, auf sozialem Ge-

biete zu wirken, nicht einmal daran dachte er, seine theologischen Anschauungen praktisch zu verwerten und die nötigen Konsequenzen daraus zu ziehen. Dazu hätte er niemals die Fähigkeit besessen. — Luther war ein grundehrlicher deutscher Mann, der überall da, wo ihm etwas aufstieß, was er mit seinen Begriffen von Recht und Gesetz nicht vereinbaren zu können glaubte, austrat, und als ein ganzer Mann mit allem Ungeßüm und aller Leidenschaft einer großen Seele seine Ansichten verfocht. Aber dabei ließ er aus dem Auge, auf welche Grundlage er sich eigentlich gestellt hatte: das wahre Christentum.“

Doch genug hiervon. Das Schriftchen ist ein Vorläufer für kommende größere Arbeiten, in denen der Verfasser auf breiterer Grundlage die Gelegenheit wahrnimmt, sich auszusprechen.

Marg v. Oßwiz.

Kunst in der Schule.

Chapters, on art a Selection from the works of John Ruskin. Für den Schulgebrauch bearbeitet, erklärt und eingeleitet von Dr. E. Soenger. Mit dem Bildnis von John Ruskin. Berlin 1899, H. Gärtners Verlag.

Ich bin nicht Sachmann für Englisch, weiß also nicht, ob diese Schulausgabe, was die sprachliche Seite betrifft, für Schulen auch wirklich geeignet ist; aber über die Frage, ob solche Schriften über Kunstgeschichte deutschen Jünglingen in die Hände gegeben werden sollen, darf ich schon mitreden. Seit langen Jahren verfolge ich mit besonderem Interesse die seit etwa zwei Jahrzehnten immer zahlreicher in die Öffentlichkeit bringenden Werke, die der Kunstpflege in der Schule eine Stätte bereiten wollen. Wächtig ist es in Deutschland vorwärts gegangen, daß auch die Schule der künstlerischen Erziehung der Jugend sich widme. Aber vieles bleibt noch zu thun übrig. Da

ist es aufs freudigste zu begrüßen, daß auch die fremdsprachliche Lektüre in den höheren Schulen in den Dienst der Kunstpflege gestellt wird. Dr. Saenger begründet hier gleichsam durch seine Schulausgabe Ruskins eine neue Epoche auf diesem Gebiete. Daß die verschiedenen Unterrichtsgebiete, namentlich Deutsch, Geschichte und Geographie, sich der Sache widmen, ist man bereits gewöhnt; daß aber auch der englische Unterricht sich für die Kunstpflege nutzbar machen läßt, ist m. E. neu und bedeutet einen großen Fortschritt. Wo allerdings so reiche Schätze vorliegen, wie in Ruskins Schriften, bedurfte es nur eines glücklichen Griffes einer kundigen Hand. Im Gärtnerschen Verlage sind allein bis jetzt über siebzig Schulausgaben französischer und englischer Schriften erschienen. Die Saengersche Schulausgabe von Ruskin ist die erste, die neben ihren sprachlichen Zwecken, die ja in erster Linie erreicht werden sollen, sich in ganz hervorragendem Maße für Kunstpflege in der Schule ausbeuten läßt.

Ludwig Braeutigam.

Geschichte.

Sokrates und sein Volk. Von Prof. Dr. Robert Böhlmann (Erlangen). München. H. Oldenbourg, 1899.

Daß der Prozeß des Sokrates auch heute noch eine typische Bedeutung besitzt, darüber sind die Gelehrten sich einig, aber darüber ist noch Zank und Zwist, ob an diesem „frühesten Blutzengen der freien Vernunftforschung“ ein Justizmord begangen wurde, oder ob in der Hinrichtung des großen Reformers zum weitaus größeren Teile und in entscheidendem Maße die Wirkung eines vollberechtigten Konflikts zu erblicken ist. Auf diesem letzteren Standpunkte steht der Wiener klassische Philologe Th. Gomperz, der den Bahnen Hegels folgt, die

auch Röchly in seiner Abhandlung betritt: „Sokrates und sein Volk“. Gegen Gomperz besonders wendet sich Böhlmann in seiner neuen Schrift über Sokrates, die mit warmer Hingabe das Recht der freien Individualität dem Heerdengeist gegenüber vertritt. Nach Böhlmann thut man dem zusammengelaufenen athenischen Volkshaufen zu viel Ehre an, wenn man in seinem Vorgehen gegen Sokrates die Wirkung eines „vollberechtigten Konflikts“ sieht. Der tiefgehende, unüberbrückbare Gegensatz, der einen Sokrates von dem Denken und Empfinden der Masse trennte, hat im letzten Grunde den ganzen Konflikt hervorgerufen. Des Geistes Kind Böhlmann ist, wird am deutlichsten aus folgenden Worten ersichtlich, die eigentlich eine kurze Inhaltsübersicht über seine ganze Schrift bilden: „Vor dem Forum der gebundenen Geister der freie Geist! Eine Szene von wahrhaft typischer Bedeutung! Denn in ihr kommt die ganze Tragik des Geschicks, das das menschliche Geistesleben im allgemeinen beherrscht, zum erschütternden Ausdruck: die Gebrochenheit, die innere Zwierspältigkeit auch der höchsten Kultur, die isolierte und fremdartige Stellung, welche das höhere, geistige Element überhaupt in der Welt einnimmt“ u. s. w. (S. 111 ff.). Auch an anderen Stellen finden sich solche echte, wahre Mannesworte, daß schon allein um ihrerwillen die treffliche Schrift von Böhlmann allen Leuten warm empfohlen werden muß. Hier handelt es sich um mehr als um ein Professorengeizhals, ob Gomperz oder Böhlmann Recht hat. Zwei verschiedene Weltanschauungen liegen hier im Kampfe miteinander. Welches die höhere ist, kann für uns nicht zweifelhaft sein. Und für die, welche meinen, daß solche Fragen über Sokrates nur „Schulfragen“ sind, sei auf das Wort von J. Stuart Mill hingewiesen, das auch Böhlmann er-

wähnt: „Die Menschheit kann kaum genug daran erinnert werden, daß es einst einen Mann Namens Sokrates gegeben hat.“ Ludwig Braeutigam.

Politik.

Das Recht der Minoritäten. Vortrag gehalten in der juristischen Gesellschaft zu Wien von Dr. Georg Jellinek, Professor der Rechte an der Universität Heidelberg. Wien, Alfred Hölder. 43 S.

Der heutige Parlamentarismus in seinen verschiedenen Gestaltungen kann nur von der summarischen Schönrednerei als der Ausdruck des „Volkswillens“ ausgehen werden. Es ist der Majoritätswille, der in parlamentarischen Formen übermächtig herrscht, im günstigsten Falle ein Majoritätswille gemildert durch Kompromisse. Von der wirklichen Anerkennung der Rechte der Minoritäten ist nirgends etwas zu spüren. Ja, bei der Wahlkreis-Geometrie, wie sie von den Regierenden noch geübt wird, wäre der Fall möglich, daß in gewissen Landesteilen der „Volkswille“ durch die Mehrheitswahlen geradezu auf den Kopf gestellt wird. Die fortschreitende Demokratisierung der modernen Gesellschaft bietet noch keine Gewähr dafür, daß in der Politik der Volkswille, soweit er sich in Minoritäten ausdrückt, praktisch irgendwelche Anerkennung finde. Auch in der Demokratie des zwanzigsten Jahrhunderts wird es noch heftige Kämpfe zwischen Imperium und Libertas sehen. Und die Sozialdemokratie wird noch lange nicht imstande sein, im politischen Leben der Völker etwas anderes zu bringen, als eine Verschärfung der Krisis, aber keine Umwälzung, die eine Lösung bedeuten könnte. Majoritätswille bedeutet geistige Verflachung, ökonomische Bergewaltigung und verträgt sich aufs Beste mit

kerikaler und dynastischer Reaktion, wie das Beispiel des Zentrums lehrt.

M. G. Conrad.

Französische Litteratur.

Anatole France, L'anneau d'améthyste (Paris, Lévy). Die ergötlichen Szenen aus der zeitgenössischen Sitten- und Unsittengeschichte des modernen Frankreichs, die Anatole France in seinem Romanzyklus „Histoire contemporaine“ zu einem buntbewegten Zeitgemälde aneinanderfügt, haben durch den vorliegenden dritten Band der Reihe eine weitere Mehrung und Bereicherung erfahren. Was diesen lose aneinandergereihten Bildchen ihren besonderen Wert und Anziehungskraft giebt, ist der ironische Gesichtswinkel, unter dem die Dinge gesehen werden und die überaus feine und elegante Pinselführung. Wie in dem vorausgegangenen „Mannequin d'osier“ die tragikomische Ehebruchsgeschichte des braven Bergeret, so bildet in dieser Fortsetzung die durch die schätzbare Hälfte der weiblichen Horizontalstützen der Gesellschaft bewerkstelligte Bischofswahl des würdigen Abbé Guirel das Hauptthema und den Ausgangspunkt für die lustigen Streifzüge in das sumpfige Gelände der „Affäre“, in deren Schatten das soziale Unkraut üppig in die Halme schießt. Natürlich vermeidet der Autor, nach dessen skeptischer Weltanschauung die Suche nach der absoluten Wahrheit auf eitel Zeitvergeudung hinausläuft, den verschiedenen Fragen mit dem schweren Rüstzeug des Zeitpsychologen ernsthaft zu Leibe zu gehen, er zieht sich als lachender Philosoph elegant und geschickt aus der Affäre und wahrt dadurch dem Buche den liebenswürdigen, prickelnden Unterhaltungswert, der selbst den etwas lang geratenen, gelehrten Intermezzos, ohne die es auch hier nicht abgeht, einen anziehenden Zug leiht.

Das schöne Gleichmaß harmonischer Durcharbeitung, das dem litterarischen Schaffen Anatole Frances sein auszeichnendes Gepräge giebt, lassen die Geistes-schöpfungen Léon S. Daubets schmerz-lichst vermiffen. Rege Fabulierlust und erfindungskräftige Phantasie hat der überaus fleißige Schriftsteller von seinem Vater geerbt, die Neigung zu boshafter Spötterei des älteren Daubet ist hier inbeffen zu maßloser Übertreibungsfucht ausgeartet, die Daubets an sich scharfe Beobachtungsgabe paralyfirt und die der Tendenz zu Liebe die Tugend nicht weiß und das Laster nicht schwarz genug malen kann. — Sébastien Couvès, der bei Fasquelle erschienene, neueste Roman des allzutemperamentvollen Au-tors, leihtet nach dieser Richtung das Menschenmöglichste; die sorglose Kom-position und die Unzulänglichkeit der Charakterzeichnung thun ein weiteres, den Roman als künstlerisch minderwertig erscheinen zu lassen. Hier sei auch in aller Kürze der Sammlung von Tage-buchnotizen und Aphorismen aus dem Nachlasse Alphonse Daubets ge-dacht, die die Familie in pietätvoller Überfchätzung des Typenwertes dieser geistvollen Hinterlassenschaft unter dem Titel „Notes sur la vie“ im gleichen Verlage hat erscheinen lassen. Das ge-dankliche Allerlei, das uns in dem Buche aufgetischt wird, enthält in Wahrheit nichts, was auf bleibenden Wert An-spruch machen könnte.

„Les Ames perdues“ nennen die Brüder Resny ihren neuen, bei Fas-quelle erscheinenden Sozialroman, der die sozialethische These des altruistischen Sozidaritätsgebantens der leidenden Menschheit, die Resnys „Impérieuse Bouté“ zu Grunde liegt, vertieft und weiter ausführt. Auch dieses Buch ist aus dem Geiste des allerbarmenden Mitleids mit dem Schicksal jener Ide-ologen, die als Opfer utopistischer

Weltbeglückungspläne an dem starren Prinzip unserer sozialen Klassenmoral zerfchellen. Reich an neuen, frucht-bringenden Ideen, und befeelt von dem lebendigen Hauche ehrlicher Überzeu-gungstreue gehört der Resnysche Anar-chistenroman zu jenen Werken, die un-bekümmert um den Tagesgeschmack und die wohlstandsbändige Mittelhandmeinung der Gutgefanten der Wahrheit eine Gasse bahnen helfen.

Georges Gethoud ist der berechte Verfechter aller Unregelmäßigen, die absichts vom Wege gehen und die ins-besondere auch in Sachen der Liebe nach ihrer eigenen Façon selig werden wollen. Diese Façon gefällt sich zumeist in sexu-ellen Formen, die denen der natürlichen Sinnenbefriedigung schmerzstracks zu-widerlaufen. Wie die letzten Novellen-sammlungen, preift auch Gethouds neuer Roman Escal-Vigor (Paris, Mer-cure de Franco) die kraftvolle Eigen-macht eines überverfeinerten Schön-heitstuluss mit dem süßhen Wagemut und der schwungvollen Beredtsamkeit, die die Schöpfungen des Führers der jungbelgischen Litteratur auszeichnen.

Octave Mirbeau bethätigt sich in seine merzentrischen, ethnographischen Liebesroman „Le Jardin des supplices“ (Paris, Fasquelle) aufs neue als bitter-böser Zeitsatiriker, der die Heuchelmorale und die fragwürdigen Segnungen unserer Zivilisation mit kaustischem Spott und philosophischen Paradoxen verdhnt. Das Buch, in dem wollusttrunkene Sinnenlust und eine in Erfindung raffi-niert scheußlicher Folter- und Marter-szenen, wie sie nur die teuflische Grausamkeit chinesischer Hentersknechte erfinnen kann, unerschöpfliche Phantasie wahre Orgien feiern, ist förmlich durch-tränkt von dem Hautgout gewisser Reizmittel, die in Bezug auf unerhörte Nervensensationen das Menschenmög-lichste leisten.

Die Romane „Bydie“ von Henri Lavedan (Calmann Lévy) und „Minnie Brandon“ von Léon Hennique (Fasquelle) führen uns von dem Hochgebirge der großen Kunst in die Niederung der reinen Unterhaltungsbelletristik. Lavedan erzählt uns in seiner seinironischen Manier die Heiratsgeschichte des edlen Fräulein de Montauran, dessen adelstolzer Papa vor dem vollen Geldsack eines lumpigen Schneiderleins jammervoll kapitulieren muß. Hennique giebt uns nicht minder ergötzlichen Bericht von den sonderbaren Erlebnissen eines Wohlblutfranzosen im Kreise einer Old England würdigst repräsentierenden Londoner Familie. Als anspruchslöse, litterarische Kleinigkeiten, die ihrem Zweck, dem Leser ein paar müßige Stunden angenehm zu fügen, aufs beste erfüllen, seien die kurzen Novellen, Skizzen und allerlei pikante Gauuloisen enthaltenden Sammlungen „Mon petit mari, ma petite femme“ v. Michel Corday (Simonis Empis) und „C'est arrivé“ von Loppa (Stoll) mit Auszeichnung genannt.

Der rührige pariser Verlag von P. B. Stoll, der seine verlegerische Thätigkeit seit Jahren fast ausschließlich in den Dienst der Dreyfusache stellt, läßt es sich fortgesetzt angelegen sein, die Dreyfuslitteratur um weitere Beiträge zu vermehren, auf die hier näher einzugehen keine Veranlassung vorliegt. Unter den hierhergehörigen Verlagsneuheiten hebe ich den von Idels u. a. illustrierten Bericht über die „Affaire“ von Dubreuil und die Bücher „Analyse de l'Enquête“ von Yves Guyot, wie „Vers la Réparation“ von Georges Clemenceau hervor, auch die von Henri Dagon auf Grund der „Affaire“ veranlaßte „Enquête sur l'antisemitisme“ verdient als lesenswertes Zeitdokument empfehlende Erwähnung. Von weiteren Publikationen des Stoll'schen Verlages interessierte besonders der Tagalentsroman des unglücklichen José Rizal, der unter dem Titel „Au pays des moines“ zum erstenmale dem internationalen Lesepublikum zugänglich gemacht wird.

A. Göke.

Büchertisch.

Arminius, Wilhelm, Die beiden Reginen. Erzählung. Leipzig, S. M. Th. Dieter. 8°. 75 S. M. 2.—

Entwürfe eines Wahlgesetzes u. s. w. von einem Sozialmonarchisten. München, J. Schweiger. 8°. 26 S. M. 0,50.

Insel, Die. Herausg. v. O. J. Bierbaum, K. W. Heymel u. R. A. Schröder. Okt. 1899. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 128 S. à M. 3.—

Kallischer, Dr. Alfred Christlieb, Spartacus. Soz. Trag. in 5 A. Berlin W. 35, Selbstverlag. 8°. 232 S.

Kant, Immanuel, Kritik der reinen Vernunft. Her. v. Dr. R. Vorländer. Halle, O. Hendel (Bibl. d. Gef.-Bitt. Nr. 1266—1277). 8°. 839 S. M. 3.—

Kiefland, Alexander L., Else. N. b. Norweg. v. Leo Bloch. Berlin W. 8, Harmonie. 8°. 102 S.

Kostand, Eduard, Das Weib von Samaria (La Samaritaine), Biblisches Drama in 3 A. 8°. Deutsch von Lina Schneider. Köln a. Rh., Paul Neudner. 8°. 103 S. M. 2.—

Kuhemann, Alfred, Die Pontini-

ſchen Sumpfe. Ihre Geſichte, ihre Zukunft. Leipzig, C. W. Naumann. 8°. 196 S. M. 2,50.

Paraguapane, Gaudenz, 48 Lieder und Balladen. F. Mendelsſohn-Bartholdys 48 Liedern ohne Worte nachgedichtet. Dresden, G. Pierson, 8°. 107 S. M. 2,50.

Wittſtock, Dr. Alb., Heimſpruchbuch der deutſchen Volkſweisheit. Leipzig, Otto Wigand. Geb. 8°. 111 S.

* Der neue Staat . . . auf der nächſthöheren Stufe der Zivilisation. Braunschweig, Richard Sattler. 8°. 167 S.



Auf die Mensur.

Kurzes Anerkennungsſchreiben für Herrn Dr. Lothar Koch-Bremerhaven.

Dem Herrn Dr. Koch, Verfaſſer des offenen Briefes an mich in Nr. 3 der „Geſellſchaft“, kann ich nur meine Anerkennung dafür ausſprechen, daß er ſich bemüht hat, meine Ausführungen gegen die Schulpaſſen durch die Selbſtproduzierung ſeiner Perſon zu beſtätigen. Der prachtwoll geratene pſäffiſche Ton, die gut gebrüllte moralische Entrüftung, die pädagogiſche Aufgebläththeit und die von Niebſche ſogenannte gelehrte Räpelhaftigkeit kennzeichnen ſich in dem offenen Schreiben beſſer, als ich armer Sterblicher mit meiner „tieſen Unwiſſenheit, Unſittlichkeit, Schamloſigkeit“, und wie ſonſt noch die Derzeneblüten dieſes klaſſiſchen Philologen mich umſcheltet haben, vermocht hätte.

Ihr wohlgeneigteſter Dr. Biedenſapp.



Zur Kenntnisnahme.

Der Verlag und der Druck der „Geſellſchaft“ ſiedelt vom nächſten Deſt an nach Leipzig-Dresden über (G. Piersons Verlag, Jnh. A. Linde, Dresden, Arnoldſtraße 17). Wir bitten die Freunde und Leſer der „Geſellſchaft“, ſchon jetzt ihre Buchhandlungen davon in Kenntnis zu ſetzen.

Mit dem 1. Januar 1900 tritt das älteſte Organ der jungen Generation in ſeinen 16. Jahrgang ein. Die „Geſellſchaft“ wird ihrer ſchon hiſtoriſch gewordenen Tendenz treu bleiben: Eine Warte ſein für die modernen Ideen, eine Zufluchtsſtätte für die ringende Litteratur.

Man erlaſſe mir die ſonſt übliche Aufzählung der Beiträge, die die „Geſellſchaft“ im Jahre 1900 veröffentlichen will. Aber ich hoffe, daß der Aufſchwung, den das Blatt genommen, im neuen Jahre noch ſtärker ſein wird. Dazu mögen mir Mitarbeiter und Leſer helfen!

Dr. Ludwig Jacobſonſki.

Manuskripte, Bücher zc. beliebe man nur an meine Adreſſe zu ſenden: Berlin SW. 48, Wilhelmſtr. 141.

Der heutigen Nummer der „Geſellſchaft“ liegt ein Proſpekt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, bei, worauf wir beſonders aufmerkſam machen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobſonſki in Berlin SW. 48, Wilhelmſtr. 141.

Verlag und Druck der „Geſellſchaft“ von J. G. C. Brunns in Witten L. Weſt.



3 0000 093 401 739